Digitized by Google

Oesterreichische Revue.

1863.

Erster Band.

Wien.
Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Bonaparte in Italien 1796. Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tom. 1—2 I. 1

Actenstücke, betreffend den Vorschlag zu einer mitteleuropäischen Gradmessung. I—IV. 46

Die österreichischen Gymnasien. Vom Professor **Hochegger**, Director des akademischen Gymnasiums in Wien 62

Ungarns Gerichtsverfassung. Vom Hofsecretär Dr. **v. Hegedüs** in Wien 101

Studien über den Bergbau in Oesterreich. Vom Ober-Bergrath und Professor Frhr. **v. Hingenau** in Wien. — I. 119

Oesterreichs Domänenwesen. Vom General-Domänen-Inspector **Wessely** in Wien 133

Zur Baumwollkrise. Ein Beitrag aus Nordböhmen von Dr. **Peez** 155

Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der technischen Institute. Von Dr. **A. Winckler**, Professor am st. st. Joanneum zu Gratz 175

Die Elbe und die Moldau als Schifffahrtsstraßen. Vom Baurath **Wawra** in Wien 185

Digitized by Google

Seite

Das Racenmoment in seinem Einfluß auf biotische Zustände. Eine Studie aus dem bis zum Jahre 1860 bestandenen Pest-Pilischer Comitate von Dr. med. **Glatter**, Director des statistischen Büreau's der Stadt Wien 221

Verbreitung der Gletscher in Oesterreich. Vom Professor **F. Simony** in Wien 238

Oesterreichs waldlose Gebiete. Von Dr. **A. Kerner**, Professor an der Universität zu Innsbruck 253

Einst und Jetzt der Vegetation Oesterreichs. Von Dr. **J. Reissek** in Wien 265

Die Museen für Kunstindustrie und der Anschauungsunterricht für Kunst. Vom Professor **R. v. Eitelberger** in Wien 279

Prag und seine architektonischen Denkmale. Vom Ober-Staatsanwalt-Stellvertreter Dr. **Ambros** in Prag. — I. Die Bauwerke der romanischen Kunstepoche 298

Vom Quarnerischen Gebiete. Nach Skizzen aus einem Tagebuche, von Dr. **J. R. Lorenz** in Wien. — I. 312

Erinnerungen aus der Walachei während der Besetzung durch österreichische Truppen in den Jahren 1854, 1855 und 1856 331

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bonaparte in Italien 1796.

Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tom. 1—2.

I.

Auguste mit César au nombre des dieux et lui dédia un temple: le temple a disparu, les Commentaires sont restés.

So leitet die Commiſſion, welcher Napoleon III. die Veröffentlichung dieſer Correſpondenz anvertraut hat, ihren Bericht an den Kaiſer ein. Ohne Zweifel ſchließen dieſe geiſtreichen Worte eine große Wahrheit ein. Die Trümmer der Vendôme-Säule können unter Moos und Epheu verſchwinden; das Denkmal jedoch, welches der gegenwärtige Kaiſer durch dieſe Veröffentlichung ſeinem Oheim ſetzte, wird ſich erhalten, ſo lange den Erdball ein Volk bewohnt, welches die Vergangenheit ehrt. Es iſt ein Denkmal, würdig Desjenigen, dem es aufgerichtet worden iſt, würdig Desjenigen, der es aufgerichtet hat; es iſt ein Werk, das einzig nur Jenem möglich geweſen, der es in Angriff genommen.

Schade, daß die unſtreitig große Idee, die dem Ganzen zu Grunde liegt, durch die Beſchränkungen verſtümmelt iſt, welche der Redactionsplan Kaiſer Napoleons III. auferlegt hatte; ſchade, daß die Veröffentlichung ſich mit einer Verherrlichung Napoleons I. begnügen, und wie alle großen und kleinen Actionen des gegenwärtigen Kaiſers einem vorübergehenden politiſchen Zwecke, der Einwurzelung ſeiner Dynaſtie durch Entfaltung des blendenden Genies ihres erſten Begründers dienen will. Die Correſpondenz ſoll eben nur ein Denkmal werden von vergoldeter Bronze. Daß ſelbſt der kaiſerliche Redacteur die Vergoldung nöthig hielt, wird künftigen Generationen nur Grund zu Mißtrauen geben und die Urſache einer vielleicht wenig gerecht-

Digitized by Google

fertigten Berückſichtigung der zahlloſen Schmähſchriften ſein, an denen das Zeitalter Napoleons I. ſo überaus reich geweſen iſt.

Mit großer Rückſichtsloſigkeit gegen jeden Andern, läßt die veröffentlichte Correſpondenz alles Licht, alles Verdienſt, alle Glorie genialer Größe nur auf ein einziges Haupt fallen. In ſolcher Geſtalt iſt ſie nichts als ein großes Loblied, dem großen Manne geſungen, aus welchem jedwede Diſſonanz und jeder häßliche Schrei ausgemerzt worden iſt. Nur jene Correſpondenzen, welche in den 10,000 Werken, die zu dieſem Ende von der Redactions-Commiſſion durchſucht worden ſind, den Weg in die Oeffentlichkeit ſchon früher gefunden, haben ſchlechterdings darin Platz finden müſſen. Doch auch in dieſer Richtung ſtößt man auf erhebliche Auslaſſungen. So wird darin, um nur Eines anzuführen, die berühmte Inſtruction Napoleons an einen ſeiner Hauptſpione, die 1805 durch engliſche Zeitungen veröffentlicht worden iſt, gleichfalls vermißt. Die Beſprechung wird die paſſende Gelegenheit geben, einzelne ſolcher Lücken zu ergänzen. Gleichermaßen ſagt die Commiſſion, daß Briefe des vertraulichen Familienlebens, dem Redactionsplane nach, in der Sammlung nicht Platz finden konnten. Dennoch enthält gleich die erſte Hälfte des erſten Bandes deren genug an Joſeph Bonaparte, freilich wieder Paradeſtücke vertraulicher Art und nur aufgenommen, um den vergötterten Heroen auch in den Farben menſchlich ſchöner Empfindungen ſchillern zu laſſen. Weit entfernt, der Commiſſion eine ſolche Inconſequenz zum Vorwurf zu machen, muß man vielmehr bedauern, daß ſie im Laufe ihrer großen und ſchwierigen Arbeit derſelben ſich nur zu ſelten ſchuldig gemacht hat.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl von Briefen dieſer Sammlung ſind Entſchlüſſe, Thaten. Die Kraft, Elaſtizität, Entſchloſſenheit, ſchöpferiſche Fruchtbarkeit Napoleons tritt aus dem Ganzen ſcharf und deutlich hervor, ſein Charakter, ſeine Gefühlsweiſe erſcheinen in verſchwommenem Umriß. Die Eigenthümlichkeit ſeines Genies iſt darin viel klarer ausgeprägt, als die Eigenthümlichkeit ſeines Gemüthes. — —

Es iſt keine Schande, geſchlagen zu werden; auch die größten Feldherren ſind geſchlagen worden. Doch, aus ſeiner Niederlage nichts zu lernen, das iſt Schande; denn es beweiſt, daß man ſie verdient. Kein Volk Europa's trifft dieſer Vorwurf weniger, als das franzöſiſche, und keines hat ſeit Zeiten beſſer ſeine Niederlagen benützt, um aus denſelben die Kunſt des Sieges zu lernen. Die rückſichtsloſe Veröffentlichung ſolcher Correſpondenzen hat dazu als erſtes Mittel gedient. Dem Franzoſen gilt die Sache mehr als die Perſönlichkeit, das Staatsintereſſe mehr als die Rückſicht auf Jene, welchen die Pflege deſſelben anvertraut iſt. Zwar konnten erlittene Niederlagen durch keinen Eifer und keine Aufopferung in erfochtene Siege ver-

Digitized by Google

wandelt, wohl aber künftige Niederlagen vermieden werden, ſobald erkannt worden war, was ſie verſchuldet hatte. Die militäriſchen Correſpondenzen Marcin's, Tallard's, Villeroy's ꝛc. wurden, zum Theile wenigſtens, ſogar bei Lebzeiten dieſer Feldherren veröffentlicht. Indem ſo die Armee ſelbſt und jeder Denkende zum Richter der kriegeriſchen Leiſtung wurde, kamen die Mängel des Heerweſens zum allgemeinen Bewußtſein und fanden Abhülfe, ſobald in der Verwaltung die indolente Generation einer fähigeren und patriotiſcheren Platz gemacht.

Von dieſem Standpunkt aus iſt die Correſpondenz Napoleons I. ein ungemein nützliches Buch; nicht nur für den Franzoſen, ſondern für jeden Militär, der den Ehrgeiz beſitzt, die Geheimniſſe ſeines Metiers zu ergründen.

In jedem Fache menſchlichen Wirkens iſt das Wiſſen vom Können durch eine weite Kluft getrennt, aber in keinem iſt dieſelbe größer als zwiſchen militäriſchem Wiſſen und kriegeriſchem Können, zwiſchen Idee und That. Die Bücher über Kriegskunſt ſind zwar im Stande, die Wiſſenſchaft des Krieges zu lehren; das Studium der Napoleoniſchen Correſpondenz lehrt außerdem noch einige ſehr weſentliche Handgriffe der Kunſt des Krieges. Es iſt der große Meiſter ſelbſt, der ſeinem Schüler darin entgegentritt in ſeiner Werkſtätte, mit all' ſeinen Kunſtgriffen und mit dem ganzen Arſenal ſeiner großen und kleinen Mittel. Er lehrt ihn nicht nur die Waffen kennen, deren ſein Genius ſich bediente; er lehrt ihn auch die Art ihrer Anwendung, ſeine Technik und Methode.

Dieſe Bedeutung der Napoleoniſchen Correſpondenz beſchränkt ſich aber keineswegs auf einen einzigen Beruf, auf eine einzelne Thätigkeitsſphäre des öffentlichen Lebens. Sie umfaßt alle, in oberſter Inſtanz und weiteſter Bedeutung. Wie unter den „Geheim- und Sympathiemitteln des alten Schäfers Thomas" Recepte zu finden ſind, chineſiſche Tuſche zu bereiten und Kartoffeln im April zu ernten, vor Gericht Recht zu behalten und gute Leghennen zu erkennen oder das verlorene Gehör zu erlangen: ſo kann der Adminiſtrator, der Seemann, der Politiker, der Finanzmann, der Poliziſt, der Diplomat aus dieſer Briefſammlung ſich eine Fülle vortrefflicher Principien ableiten. Sie iſt für Jeden und für Alles anwendbar, was mit dem öffentlichen Leben und Wirken zuſammenhängt.

Die Sammlung wird gegen 60,000 Briefe, Befehle, Reden, Proclamationen, Bülletins u. ſ. w. bringen. Der erſte Band enthält deren 1018, davon einige von größerem Umfang. Das erſte Schriftſtück dieſes Bandes datirt vom 25 October 1793 von Toulon, wo Bonaparte die Belagerungs-Artillerie befehligte; das letzte vom 24 September 1796 aus

Digitized by Google

Mailand, wohin er nach der Schlacht von St. Giorgio bei Mantua zurückgekehrt war.

Der Stil ist mehr hastig, barsch und trotzig, als im wahren Sinne bündig und gedrängt, doch überall kurz und energisch, wie das Wort eines Befehlshabers. Er spart mit seinen Worten mehr als er mit seinem Gelde gespart hat. Er gebraucht davon gerade nur so viel, als unumgänglich ist, seinen Gedanken nothdürftig einzukleiden. Dieser bleibt durchsichtig in allen Theilen und wird nirgends von seiner Hülle erdrückt. Straks geht er stets auf sein Ziel los, ohne Vorrede und Compliment, und was er spricht, ist so fest und sicher gedacht, daß man es greifen zu können glaubt, so fest und bestimmt begrenzt, als wäre es in Erz und Marmor gegraben. Diese Art zu sprechen, ist ihm so sehr Bedürfniß, daß ihm die Fesseln unleidlich werden, die seinen Phrasen bisweilen der Geist der Sprache auferlegt. In solchen Fällen thut er ihm Gewalt an und zwingt die widerstrebende Sprache in seine eignen energischen Formen hinein. Der trockenen Begrenzung seines Gegenstandes bleibt er in der Regel getreu. Nur selten schmuggelt sich ein Tendenzsprüchlein verstohlen ein, das, wenn auch strenge nicht zum Gegenstande gehörend, doch aus demselben entsprungen, wie ein Blitzstrahl plötzlich Alles um sich erhellt. — Les trois quarts des hommes ne s'occupent des choses nécessaires que lorsqu'ils en sentent le besoin; mais justement alors il n'est plus temps, oder: l'avenir est à mépriser pour l'homme qui a du courage. Wenn Bonaparte jedoch erzählt, wird sein Stil mitunter affectirt und unangenehm. Er reißt wie ein Wirbelwind den Leser über eine Masse von Gegenständen hinüber, die man nur im Fluge, auf kurze Augenblicke und in dem allgemeinsten Umriß mit seinem Blicke erhaschen kann. Les Anglais seront obligés de s'embarquer sous peu de jours. Pichegru prépare le passage du Rhin. La Vendée proprement dite est tranquille. Les chouans ne commencent qu'au nord de la Loire. L'on dit la paix avec l'Espagne imminente. Les Hollandais paraissent chauds amis de leur révolution etc.

Charakteristisch ist die Stärke des Autoritätsbewußtseins, die schon aus seinen ersten Briefen spricht. Der Begriff des Staates erscheint mit seinem individuellen Bewußtsein bereits so verwachsen, daß die Autorität der Person von jener des Wächters der öffentlichen Interessen unzertrennlich ist. Er kann sich den Staat nicht anders denken als mit Bezug auf sich, und sich nicht anders denn als rücksichtslosen Vertreter des Staates. Seine Worte scheinen ein Gewicht zu haben, als wenn ganz Frankreich bereit stände, deren Autorität zu bestätigen. Personne ne doit savoir le degré d'approvisionnement des places, schreibt er als Artilleriechef, que le Gouvernement, le général en chef et moi. Sogar der Ton, den er gegen

Digitized by Google

die höchſten Staatsbehörden anſtimmt, iſt nicht weniger gebieteriſch als er es ſpäter war, nachdem ihn das Bewußtſein von vierzig gewonnenen Schlachten und einem halben Dutzend zertrümmerter Staaten gehoben hatte. Il est urgent, — ſchreibt er als neubeförderter Brigade-General an den Wohlfahrtsausſchuß, — de mettre de l'ordre dans les dépenses de la guerre relatives à l'artillerie et au génie; l'on emploie des sommes immenses pour faire du très-mauvais ouvrage. Il faut aussi que les généraux d'infanterie n'ordonnent aucune réparation, parcequ'ils sont toujours trompés et, n'entendent rien à nos travaux, ils prêtent l'oreille à des faiseurs d'affaires. Man möchte glauben, es ſei ein Staatschef, der ſeinen Miniſtern befiehlt. Man empfindet deutlich heraus, wie feſt der Schreiber überzeugt geweſen, daß alle Männer, die mit gleicher Liebe die Sache Frankreichs umfaßten, ſeinen Brief mit unterſchreiben würden.

Obwohl der erſte Band dieſer Correſpondenz die Periode des raſchen Aufſteigens Bonaparte's umfaßt, ſo erhält man an neuen Aufſchlüſſen darüber nichts, was man nicht ſchon wüßte. Nicht einmal auf den Proceß ſeiner inneren Entwickelung fällt daraus ein merkliches Licht.

Wenn es bei einem Charakter wie Bonaparte möglich wäre, von tiefen politiſchen Ueberzeugungen zu ſprechen, ſo könnte man ſagen, daß die Entwickelung dieſer Ueberzeugungen das Einzige ſei, das in ſeinem Werden und Wandeln ſich bis zu einer gewiſſen bleibenden Reife verfolgen läßt. Doch bei ihm ſtand es in dieſer Beziehung aufs Haar, wie bei der überwiegenden Mehrheit anderer Menſchen. Seine politiſchen Ueberzeugungen waren ihm, was Kleider und Schuhe ſind. Er richtete ſich dieſelben zu, nach ſeiner eigenen Conſtitution, nach ſeinem eigenen Alter und Bedürfniß, weit oder eng, einfach oder verſchnörkelt, je nach der Mode und Saiſon. Sein wahres politiſches Gewiſſen lag bei ſeinem perſönlichen Intereſſe. 1793 war er ein exaltirter Republicaner und ſchrieb ſein Souper de Beaucaire. Aber der aufmerkſame Leſer findet, daß der Schreiber eher ein tiefdenkender Politiker, denn ein enthuſiaſtiſcher Republicaner geweſen iſt. Im Herbſte 1795 ſchwärmte er für die Conſtitution vom Jahre III; aber am 18 Brumaire riß er ſie nieder und brachte jene Principien wieder zur Herrſchaft, die er in den Straßen von Paris am 13 Vendémiaire zuſammengeſchoſſen hatte.

Die Facultäten ſeines Kopfes ſcheinen ſich plötzlich und in ganzem Umfange entfaltet zu haben, als er zu einem gewiſſen Selbſtbewußtſein gelangte. Dieſem Proceſſe kam die Aufregung der Revolutionsepoche zu ſtatten, wie die ſchwüle Hitze eines Treibhauſes der Entwickelung von Pflanzen. Bei Bonaparte ſchien derſelbe ſo raſch ſtattgefunden zu haben, wie bei gewiſſen Blumen, die man am Abend in der Knospe noch feſt ver-

ſchloſſen ſieht, und am Morgen zur üppigen Blüthe aufgebrochen findet. Mit 24 Jahren erſcheint er in Toulon bereits ſo fertig und vollendet, als mit 27 Jahren an der Spitze ſeiner Armee, und der ganze Unterſchied ſcheint nur in dem erweiterten Wirkungskreiſe zu liegen. Sein Auge hatte ſchon damals ebenſo ſcharf geſehen und ſein Urtheil ebenſo richtig geführt, nur daß mit jedem Jahre Auge und Urtheil über weitere Kreiſe ſchweifte. Die Natur hatte ſich, wie ſie zuweilen manchen Menſchen ſelbſt die normale Summe von Kraft zu verſagen pflegt, die unentbehrlich iſt, des Lebens Laſt ſelbſtändig zu tragen, eben in einer ihrer bizarren Launen gefallen, auf dies eine Daſein das Füllhorn ihrer Gaben in ſo verſchwenderiſchem Maße auszuſchütten, daß eine Friſt erſtarkender Entwickelung nicht einmal nothwendig ſchien. Man kann deshalb nicht ſagen, Bonaparte ſei mit ſeinen Stellungen gewachſen: denn als er zum Selbſtbewußtſein kam, ſchien er für die größte groß genug. Alle ſecundären Poſitionen blieben tief unter ihm und in auffälligem Mißverhältniß zu ſeiner mitgebrachten Kraft. Was aber, je weiter die Epoche Napoleons I. in die Vergangenheit zurücktritt, um ſo mehr Staunen erregen muß, das iſt die Höhe des merkwürdigen Fluges, welchen von einer ſehr beſcheidenen Baſis zu erreichen ſeinem Geſchicke verſtattet worden war. Alexander, Cäſar, Guſtav Adolph, und Alle, die ihr Zeitalter durch Waffengewalt aus ſeinen Angeln gehoben, hatten in ihrer Geburt die Stützpunkte für die Hebel ihres Ehrgeizes gefunden. Bonaparte beſaß nichts davon. Als Sohn eines armen und unbedeutenden Landedelmannes geboren, ragte er durch keine einzige der mitgebrachten Bedingungen über die Maſſe heraus. Nur um dahin zu kommen, woher Jene begonnen haben, hatte er einen weiten Weg zurückzulegen. Daß er dieſen Weg ſo raſch gemacht, das iſt, was an ſeiner ganzen Laufbahn die meiſte Verwunderung erregt. Nicht die Fahrt nach Amerika, ſondern die Beſchaffung der Schiffe war die größte Schwierigkeit, als Columbus die Welt zu erweitern gedachte. In dieſer Beziehung hatte für Bonaparte Glück und Zufall in überreichem Maße das erſetzt, was angeborene Begünſtigung verſagt hatte. Um ſeine Laufbahn zu ermöglichen, war ein Zuſammenfluß ſo außerordentlicher Umſtände erforderlich, wie ſie vielleicht in tauſend Jahren ſich in einer ſolchen Combination nicht wieder zuſammenfinden werden. Ihn ſelbſt hatten ſeine Erfolge nicht weniger als jeden andern überraſcht, und noch auf St. Helena war er beſcheiden genug, einzugeſtehen, daß er ſein merkwürdiges Glück theilweiſe dieſen Umſtänden verdanke. Als ſolche anerkannte er den frühzeitigen Tod ſeines Vaters, der dem Sohne die Freiheit ließ, beim Ausbruch der Revolution ſeiner perſönlichen Geſinnung zu folgen; ſein Alter, welches ihm den Convent verſchloß und ihn zur Treue gegen ſeinen militäriſchen Beruf zwang; die Armuth und Bedeutungsloſigkeit ſeiner Fa-

milie, die ihn vor Proscription schützten, die große Zahl seiner Geschwister, die ihm mannichfach nützlich geworden sind; seine Heirath mit Madame Beauharnais, Tallien's anmuthiger Freundin, die ihn zu einer einflußreichen Partei in Beziehung brachte, bis auf seinen italienischen Namen und Ursprung herab, die ihm die Versöhnung Italiens erleichterten.

Der beiden Hauptbedingungen seines Glückes hatte er jedoch merkwürdigerweise nicht gedacht. —

Der gesellschaftliche Bau eines jeden Staates setzt in gewöhnlichen Zeiten dem raschen Emporkommen des Talentes, das sich weder auf große Familienverbindungen noch auf große Reichthümer stützen kann, schwer zu überwindende Hindernisse entgegen. Das Bewußtsein des höheren Berufes, der treibende innere Impuls läßt zwischen dem Talente und dem minder Begabten bald einen so großen Unterschied entstehen, daß schon die bloße Existenz desselben zum Tadel und Vorwurf für den letzteren wird. So wird kraft eines Naturgesetzes die Indolenz der Masse zum geborenen Gegner des Talentes und beginnt mit diesem einen Kampf, welcher nur allzu häufig die schönsten Federn aus dessen Flügeln reißt. Andererseits lassen ruhige Zeiten auf der Stufenleiter der höheren Wirkungskreise keine Sprünge zu. Strenge ist der Weg vorgezeichnet, den zu diesen Jedermann zu nehmen hat, und welchen, ohne Ungerechtigkeit gegen Andere, Niemand abzukürzen vermag. Je höher dieser Wirkungskreis, deste weiter ist dieser Weg, und wer einfach als bloßer Handlanger zu beginnen im Stande war, der wird in der Regel schon eine Menge Kraft, Wärme, Rührigkeit und Enthusiasmus verloren haben, bevor er Meister geworden ist. Je starrer eine Staatsgesellschaft organisirt ist, um so schwieriger wird es selbst dem berechtigten Talente, sich zu einem entsprechenden Wirkungskreise Bahn zu brechen. Auch in England ist es nicht anders, und daß dem so sei, scheint geradezu ein Erforderniß für das Bestehen der Staatsgesellschaft selbst. Um zu existiren, bedarf dieselbe unter regelmäßigen Verhältnissen bloß eines Mittelmaßes von Kraft, Tüchtigkeit und Talent. Ist sie zu locker organisirt, so kann sie in Gefahr kommen, durch das himmelanstürmende Talent von Innen zersprengt zu werden; ist sie dagegen zu starr organisirt, so sinkt die für den Staat thätige geistige Kraft leicht unter das Mittelmaß herab und dieser geräth in Gefahr, von Außen bedroht, beschädigt oder gesprengt zu werden. Um unter normalen Verhältnissen durchzudringen, muß das Talent, wie Suwarow in seinen jüngeren Jahren, zugleich die seltene Tugend besitzen, seine Tüchtigkeit sich verzeihen zu machen und Anerkennung und Wirkungskreis sich zu erobern Schritt für Schritt wie im Belagerungskriege.

Diese Tugend hat Bonaparte weniger besessen wie jeder andere Sterbliche. In jeder Stellung seines successiven Emporkommens fühlte er sich

nach und nach ſo unbehaglich, als ſteckte er in engen Kleidern und Schuhen. Gewaltſam ſuchte er ſie zu erweitern und that es ſo in einer jeden, bis er endlich auf dem Throne ſaß, um auch von da aus in welterſchütternder Bewegung dem expanſiven Drange ſeiner Natur zu folgen. Tauſende von Menſchen, in denen der Trieb nach Schaffen und Handeln ſtark entwickelt iſt, pflegen in der Regel niedrigere Wirkungskreiſe zu uſurpiren; Bonaparte uſurpirte in entgegengeſetzter Richtung. Vor Toulon nahm er als Bataillonschef dem Artillerie-General Duteil zuerſt den Wirkungskreis, ſpäter drängte er ihn vollends aus ſeiner Stellung, und als 1794 Dumerbion ihn an die Spitze der Artillerie der Armee ſtellte, nahm er dem Chef vom Generalſtabe, Diviſions-General Gaultier den Wirkungskreis, ja er nahm ihn ſelbſt dem General en chef, und verſtand es aus ſeiner untergeordneten Stellung heraus die Armee nach ſeinen Ideen marſchiren und kämpfen zu laſſen. Allenthalben war er ein wahres Kukuksei, und jene, die es ausbrüteten, waren ſtets die erſten, die darunter litten; ſogar die Republik, die ihn an ihren Brüſten groß geſogen, hat er endlich erwürgt, um ſie zu beerben. In jedem Staate mit einer gewiſſen Conſiſtenz in der Gliederung ſeiner Geſellſchaft hätte Bonaparte mit dieſem unüberwindlichen Drange, aus dem Niveau der Maſſe herauszutreten, Schiffbruch gelitten. Aber gerade zur Zeit der Revolution war eine Tugend geworden, was ihn ſonſt mit Verbitterung erfüllt und wahrſcheinlich zu Grunde gerichtet hätte. Die Revolution hatte die alten Traditionen, die alte Geſellſchaft niedergeriſſen; ſie hatte den alten Staat völlig deſorganiſirt, um ihn von Neuem und aus neuem Stoffe aufzubauen. Von dem alten Staatsbau war kaum mehr übrig geblieben als die Namen der Aemter und Würden. In der Verwaltung, in der Diplomatie, im Kriegsweſen ſtand ein Volk von Neulingen, welches in dem allgemeinen Wettlauf nach den Ehren und Würden des Staates, wie die Revolution ſelbſt, kein anderes Recht anerkannte und für ſich in Anſpruch nahm, als das Recht des Stärkeren und Gewandteren. Bei dieſem allgemeinen Concurſe machte ſich die Mittelmäßigkeit zuerſt in allen Aemtern breit. Die mittelmäßige Leiſtung der ganzen Staatsmaſchine war die natürliche Folge. Da fuhr der Convent mit ſeinem Syſtem des Schreckens dazwiſchen und beſchleunigte den Ablauf eines ſonſt ziemlich langſamen Proceſſes. Die dünkelvolle Mittelmäßigkeit wurde von dem Hauche hinweggefegt, der von der permanenten Guillotine herunterwehte; die klügere Mittelmäßigkeit zog das Talent an ſich und ſtrebte die eigene Unzulänglichkeit durch fremde Kraft zu ſtützen. So kam das Talent raſch an die zweiten Plätze. Doch im Bewußtſein, daß nun Jedermann gerade ſo viel gelten könne, als er perſönlich werth ſei, nahm es bald ſeine Leiſtung als ſein Eigenthum in Anſpruch und forderte ſeinen Lohn. So waren die Hoche's, die Marceau's,

ſo war Bonaparte und die Mehrzahl der Emporkömmlinge jener Zeit in ſelbſtändige Stellungen gelangt, und in dieſen konnte bei der Vielköpfigkeit einer wechſelvollen Regierung jeder ſo weit gehen, als ſeine Kraft reichte und ſo weit Glück und Gewandtheit ihn vor den zahlreichen Klippen bewahrte, die auch damals den Gang des Genies umlauerten. Ein ſolcher Uebergangszuſtand, in welchem die alte Geſellſchaft völlig aufgelöst und die neue noch lange nicht gebildet war, iſt als die unumgängliche äußere Grundbedingung des raſchen Emporkommens Bonaparte's anzuſehen. Im heutigen Frankreich, wo neue Traditionen wiedererſtanden ſind, eine neue Geſellſchaft ſich gebildet hat, Männer für die Aemter und Stellen herangewachſen und mit den Aemtern und Stellen gealtert ſind, würde Bonaparte möglicherweiſe als unzufriedener Frondeur nach Cayenne oder Lambeſſa geſchickt worden ſein.

Eine andere Begünſtigung war, daß Bonaparte in ganz jungen Jahren und als ſein Weſen noch eines vollen Schwunges fähig war, in Stellungen gelangte, die eine unbeſchränkte Entfaltung deſſelben erheiſchten oder mindeſtens begünſtigten. Nichts war in der harmoniſchen Entwickelung ſeines Innern ſchon gebrochen oder verwelkt; nichts war noch ſteif und ſtarr geworden in dauernder Unthätigkeit und Bequemlichkeit, und ſein ununterbrochenes Wirken in immer erweiterten Kreiſen erhielt jede ſeiner Eigenſchaften in Uebung und bleibender Beweglichkeit. Er genoß in dieſer Beziehung den ganzen Vortheil Jener, die, auf den höchſten Höhen des Menſchendaſeins geboren, mit der vollen Spannkraft kraftſtrotzender Jugendlichkeit ſich großen Aufgaben gegenüber an die Spitze von Heeren und Staaten geſtellt ſahen und mit der Größe ihrer Aufgaben ſelbſt zur Größe emporwachſen konnten, wie Alexander, Guſtav Adolph, Erzherzog Carl. Hätte Bonaparte 10—15 Jahre in der Stellung eines Hauptmanns, 8 Jahre in der Stellung eines chef de bataillon, und zwar unter ruhigen Verhältniſſen verbracht, wäre er mit 60—70 Jahren an die Spitze der italieniſchen Armee getreten, er hätte wahrſcheinlich auch nur einen beſcheidenen Bruchtheil jener glänzenden Eigenſchaften in dieſe Stellung gerettet, mit denen er dort 1796 debütirt hat.

Der Drang, ſich vor ſeines Gleichen hervorzuthun, war bei Bonaparte ſo unwiderſtehlich, daß ihm dazu ſchließlich jedes Mittel gut war, wenn es ihn nur vorwärts zu bringen verſprach. Erſt bittere Erfahrung hat ihn beſſere Wahl gelehrt. Ein Mal brachte ihn ſein Ehrgeiz in große perſönliche Gefahr, ein ander Mal belud er ihn mit Scham und lebenslanger Reue. Im Juli 1794 hatte ihn, noch als er bei der Artillerie in Italien diente, der Volksrepräſentant Ricord nach Genua geſchickt, um die Werke und die Armirung dieſer Feſtung, ſowie die geheimen Pläne der genueſiſchen Regierung

auszukundſchaften. Sein Streben, ſich unentbehrlich zu machen, war größer als ſein Stolz, ſich zum Spion herzugeben. Er nahm die Miſſion an. Während er in Genua noch weilte, war jedoch am 9 Thermidor die Regierung Robespierre's gefallen, und Albitte und Salicetti hatten bei der Armee die terroriſtiſchen Volksrepräſentanten Ricord und Robespierre d. J. erſetzt. Sei es, daß in der Verwirrung, die dem Syſtemwechſel zeitweilig folgte, die neuen Repräſentanten die Befehle ihrer Vorgänger nicht kannten, ſei es, daß Neid, Eiferſucht und mannichfach verletzte Eitelkeit, welche Bonaparte's im Hauptquartier vorherrſchender Einfluß zu einem feindſeligen Bündniß vereinigt hatte, jene Miſſion ausbeuteten, den ehrgeizigen Artillerie-General zu verdächtigen und deſſen Sendung als gegen die Intereſſen der franzöſiſchen Republik gerichtet darzuſtellen, — Thatſache iſt, daß Salicetti, Bonaparte's Landsmann, und Albitte am 6 Auguſt zu Barcellonette den Beſchluß faßten, ihn proviſoriſch von ſeiner Dienſtleiſtung zu entheben, considérant, que le général Buonaparte a totalement perdu leur confiance par la conduite la plus suspecte et surtout par le voyage qu'il a dernièrement fait à Gênes. — Il sera mis en état d'arrestation et traduit au Comité de salut public à Paris, sous bonne et sûre escorte. Er wurde nach Antibes geſchafft, wo er durch 14 Tage im Fort Carré als Gefangener ſaß. Eine ſehr eindringliche Vorſtellung an die Volksrepräſentanten, die er ſeinem Adjutanten, Lieutenant Junot, in die Feder dictirte *), ſowie die Prüfung ſeiner Papiere, die viel eher den Beweis lieferte, daß bloß eine ungemeſſene Ambition im Dienſte der Republik ihn jene feine Linie hatte überſchreiten laſſen, welche in ſolchen Fällen ſonſt Grad und Charakter vorzuzeichnen pflegen, — führte ihn am 20 Auguſt in ſeine frühere Stellung wieder zurück.

In dieſer blieb er nur mehr kurze Zeit. Das republicaniſche Kriegsweſen wurde reorganiſirt. Die neuen Gewalthaber ſetzten ihn bei dieſer Gelegenheit als Brigade-General auf die Liſte der Infanterie-Generale mit der Verwendung gegen die Chouans in der Vendée. Der Wohlfahrtsausſchuß begründete dieſe Verſetzung mit dem Dienſtalter Bonaparte's als Artillerie-General, in Wahrheit jedoch ſcheute er deſſen vorgeſchrittene politiſche Geſinnungen, deren er als Freund der beiden Robespierre's und als Autor des Souper de Beaucaire verdächtig war. Bei der bevorzugten Stellung, welche die Artillerie in der Armee genoß und noch bis heute in Frankreich genießt, betrachtete Bonaparte dieſe Anſtellung als eine Art von Schimpf und Degra-

*) Sie wurde von der Redactions-Commiſſion in die Sammlung ebenfalls nicht mehr aufgenommen und findet ſich mit den dieſe Angelegenheit betreffenden Schriftſtücken bei Bourrienne.

dation und die Vendée als einen seiner unwürdigen Schauplatz. Er lehnte dieselbe ab, und der Wohlfahrtsausschuß schickte ihm ohne weiteres seine Absetzung zu. Le Comité du salut public arrête, que le général de brigade Buonaparte sera *rayé* de la liste des officiers généraux employés, attendu son refus de se rendre au poste qui lui a été assigné.

In dieser Epoche fühlte sich Bonaparte außerordentlich unglücklich. Aus seiner Laufbahn herausgerissen, sah er sich mit all' seinem Feuereifer zur Unthätigkeit verdammt und wieder in das Nichts zurückgeschleudert, dem er sich im kühnen Fluge kaum zu entringen begann. Unmuth und Verbitterung vergifteten sein Herz. Gewaltsam suchte er seinen Sinn von öffentlichen Dingen abzuwenden, sich selbst zu leben, ja sich zu verheirathen; aber gewaltsam trieb ihn sein innerer Drang denselben wieder zu. Während der Ereignisse des 1 Prairial, die der Pöbelherrschaft ein Ende setzten, verweilte er in Châtillon-sur-Marne beim Vater Marmont's, seines früheren Adjutanten in Italien, und wartete eine gewisse Klärung der Dinge ab, um nach Paris zurückzukehren. Dort beabsichtigte er sich in Geduld zu fassen, bis die Ereignisse andere Männer zur Macht gebracht haben würden. Einige Wochen bloß war er diesen Zustand zu ertragen im Stande. Von Thatendurst verzehrt und müde, in der Dunkelheit zu bleiben, legte er dem Wohlfahrtsausschuß den Plan vor, ihn mit 5—6 Officieren seiner Wahl in die Türkei zu senden, die Artillerie des Großherrn zu organisiren. Salicetti, den er sich seit der Arrestation zum Freunde gemacht, Barras, Fréron, Mariette, Permon, Doulcet und andere Männer, die damals durch Stellung und Einfluß hervorragten, gehörten zu seiner täglichen Gesellschaft. Er hielt sich jedoch an keine besondere Partei; er machte den Führern aller Parteien den Hof. Tu ne dois avoir, quelque chose qui arrive, rien à craindre pour moi; schrieb er am 6 September an seinen Bruder Joseph; j'ai pour amis tous les gens de bien de quelque parti et opinion qu'ils soient. Mariette est extrêmement zêlé pour moi: tu connais son opinion. Doulcet, je suis très-lié avec lui; tu connais mes autres amis d'une opinion opposée. — Das war in einer Epoche dauernder Umwälzungen gewiß die praktischeste Politik eines Ehrgeizigen, der bei jedem Wechsel zu steigen, mit jedem Winde vorwärts zu kommen fest entschlossen war. Durch den Einfluß dieser Männer erhielt er, statt der erbetenen Mission in die Türkei, eine Anstellung im topographischen Büreau, welches damals den Krieg der französischen Republik im Großen leitete. Zahlreiche Denkschriften und Instructionen, für die italienische Armee ausgearbeitet, bezeichnen die Thätigkeit Bonaparte's auf diesem Posten.

Jene Beziehungen zu den leitenden Männern der Epoche und sein Auslauern nach jedem Anlaß, der geeignet schien, ihn aus der Menge hervor-

treten zu machen, hatten ihm am 13 Vendémiaire eine hervorragende Rolle verschafft. Das Blut der zusammengeschossenen Section Le Pelletier hatte zwar die Keime seines unerhörten künftigen Glückes befruchtet, aber den scharfen Stachel des Vorwurfs in seinem Herzen zurückgelassen. Er hat später gegen seine Vertrauten wiederholt versichert, ganze Jahre seines Lebens freudig hingeben zu wollen, wenn es möglich wäre, diese Erinnerung daraus zu reißen. Nun ward er rasch nach einander Divisions-General der Artillerie und General en chef der Armee des Innern.

Bonaparte hatte sich schon im Sommer 1795 mit Heirathsgedanken getragen, und am 5 September an seinen Bruder Joseph geschrieben: „Si je reste ici, il ne serait pas impossible, que la folie de me marier ne me prît. Je voudrais à cet effet un petit mot de ta part là-dessus; il serait peut-être bon d'en parler au frère d'Eugénie; fais-moi savoir le résultat, et tout est dit. — Damals wollte er der Schwager seines Bruders werden; später hat er dessen Ehe mit Désirée Clary für ungültig erklärt. Dieses Arrangement hatte sich, es scheint am Widerstande der Familie Clary, zerschlagen, und er heirathete am 9 März Madame Beauharnais, welche ihm als Aussteuer das so heiß herbeigesehnte Commando der italienischen Armee brachte. Es war die glänzendste Parthie, die er von diesem Gesichtspunkte damals in Frankreich hätte machen können. Dies Commando zu erhalten, haben übrigens die Verbindungen mit Barras, und namentlich mit dem ehemaligen Bischof von Autun — Talleyrand — fast ebenso viel beigetragen, welch' letzterer mit seiner ebenso bekannten als merkwürdigen Divinationsgabe den Genius geahnt hatte, der in dem jungen General wohnte.

Seit Bonaparte Italien verlassen, war sein Blick unverwandt auf die Armee in der Riviera gerichtet geblieben. Italien war das Land seiner Sehnsucht und seiner Wünsche, und die im Winter 1795 erduldete Zurücksetzung war ihm vor allem hart erschienen, weil sie ihn aus Italien riß. Er kannte die italienische Armee der Republik in ihrem Geist und Charakter, in ihren hervortretendsten Persönlichkeiten und in ihrem Wünschen und Sehnen; er kannte den Kriegsschauplatz und das gegenüberstehende österreichische Heer. Dort hatte sein kriegerischer Genius seinen ersten Flügelschlag versucht und bei diesem Versuche die volle Kraft seiner Schwingen ahnend erkannt. Niemals, seit die französische Armee in der Riviera zu Felde lag, hatte sie schönere Erfolge errungen, als gerade im Jahre 1794, wo sie von seinem Geiste geleitet und in den Kampf getragen worden war. Die Anschauungen von der Natur des Krieges, welche die Einsamkeit nächtlichen Nachdenkens ihm geoffenbart, er hatte sie glänzend am Schlachtfelde erhärtet gesehen. Stolze Zuversicht, Hoffnungen verwegenster Art erfüllten sein Herz.

Allez, ſagte er zu ſeinem Adjutanten Marmont, der Mitte März nach Italien vorausgegangen war, — allez, je vous suivrai de près, et dans deux mois nous serons à Turin ou de rétour ici. Nur kurze Flitterwochen gönnte ihm ſein thatendürſtender Ehrgeiz. Zwölf Tage nach der Hochzeit reiſte er zur Armee ab.

Eine Charakteriſtik des Napoleoniſchen Genius liegt außerhalb der Aufgabe, die wir uns an dieſem Orte geſtellt haben. Indeß mögen einige Bemerkungen Platz finden, in welche ſich die Eindrücke zuſammenfaſſen laſſen, die man bei der Lectüre des erſten Bandes der Correſpondenz in dieſer Beziehung empfängt.

Jedes Verhältniß, worauf Bonaparte ſein geiſtiges Auge richtete, überſah er vollkommen, in ſeinem Detail und in ſeiner Geſammtheit, in Urſache und Wirkung mit allen Beziehungen und Conſequenzen, nach Oben und Unten und nach allen Seiten und ſo vollſtändig, daß ihm auch nicht eine einzige entging. Es war dies eine ganz gewöhnliche, jedes beſonderen Vorſatzes entbehrende Function ſeines Kopfes und ihm in ihrer durchdringenden und umfaſſenden Weiſe ſo leicht und natürlich wie dem Vogel das Fliegen und dem Fiſch das Schwimmen. Er bedurfte nicht der geringſten Anſtrengung, alle Strahlen ſeines Geiſtes raſch auf einen Gegenſtand und ebenſo raſch auf einen ganz entgegengeſetzten zu concentriren und bei jedem ſo ganz und vollſtändig zu ſein, als ob er mit etwas anderem ſich niemals befaßt hätte. Wozu andere jahrelanger Studien bedürfen, das erfaßte er im Fluge, und was andere durch geſammeltes Nachdenken mühſam ſuchen müſſen, fand er im Augenblick. Die Leichtigkeit der Concentration der vollſten Geiſteskraft im Augenblicke und auf jedes Ding iſt eine hervorſtechende Eigenthümlichkeit ſeines Genius. Sie mag ohne Zweifel viele vorzüglich begabte Menſchen auszeichnen, doch gewiß ſelten mit ſolcher Energie und mit einer Treue, die ſich ſelbſt in augenſcheinlicher Lebensgefahr bewährte und während ſeiner ſtürmereichen Laufbahn ihn vielleicht nur zwei Mal verließ.

Selten und ſpärlich ſind ſchöpferiſche Talente in der Welt geſäet, und noch viel ſeltener werden ſie gewürdigt. Sie ſind wahre Pioniere des Fortſchritts und der Entwickelung jeder Art und die Miſſionare der Vorſehung, wenn ſie einer ſtagnirenden Zeit neuen Anſtoß zu geben beſchließt. Napoleon war ein ſchöpferiſcher Genius von wunderbarer Fruchtbarkeit; ſie iſt ſo groß, daß die nachfolgende Generation an ſeinen Ideen noch lange zehren kann, um ſie völlig zu erſchöpfen. Wohin er blickte, ſah er Etwas, was andern entgangen war und was man ſeiner Einfachheit und Natürlichkeit halber ebenſo anſtaunen muß, wie das Ei des Columbus. An dieſer Erkenntniß blieb ſein Geiſt jedoch nicht haften. Sie war ihm nur das Mittel, ſie zu neuen Anwendungsformen zu geſtalten, die ebenſo neu waren, als die Eigenſchaft

ſelbſt. Das machte ihn außerordentlich hülfsmittel- und erfindungsreich. In Lagen und Verhältniſſen, wo Alles zuſammenzuſtürzen ſchien, Niemand einen Ausweg wußte, Jeder verzweifelnd die Hände in den Schooß ſinken ließ, fand Er Mittel und Hülfe. Vor allem hatte Bonaparte dieſe Schöpferkraft dem Kriege zugewendet und den kriegeriſchen Mitteln. Die Umwälzung, die er darin hervorbrachte, blieb lange ſein unbegriffenes Geheimniß. Unter der Neuheit des durch ihn geſchaffenen Krieges hat Oeſterreich lange geblutet; viele andere Staaten ſind darunter völlig verblutet, bis die Verzweiflung der Völker auch ſeine Schüler gelehrt hatte, den Meiſter durch Anwendung ſeiner eigenen großen Idee zu meiſtern.

Selten hat Jemand gegen vorgefaßte Ideen und gegen die Tyrannei, welche angenommene Gewohnheiten auf das Handeln der Menſchen auszuüben pflegen, mit größerer Ausdauer und Conſequenz Krieg geführt, als „Bonaparte", wie er ſich ſeit Ernennung zum Obergeneral ſtatt des früheren „Buonaparte" zu ſchreiben begann. Gegen nichts war er mehr auf der Hut als gegen dieſen Feind der Objectivität und der Unbefangenheit des Urtheils. Raſtlos war er bemüht, alle Winkel ſeines Gehirns und Herzens von dieſen Schmarotzern rein zu fegen. In der That iſt ſein Geiſt von Vorurtheilen und vorgefaßten Ideen auch ſo frei, als es einem Menſchen überhaupt möglich iſt, den der Verſtand abſolut beherrſcht. Er ſpricht und ſchreibt häufig von ſich, als ſtände zwiſchen ihm und ſeinem Gegenſtand der Zeitraum von Jahrhunderten, oder als ſpräche eine dritte unbetheiligte Perſon darüber. Er analyſirt alle Gründe, die ſich für und wider ins Feld führen laſſen, als blickte er in das Tiefſte der Anſichten Jener, die ihm gegenüberſtanden. In dieſer Objectivität verſteigt er ſich mitunter ſo hoch, daß ſeinem Blicke die handelnden Menſchen ganz zu entſchwinden ſcheinen.

Mit derſelben Conſequenz, mit welcher er ſich gegen Vorurtheile wehrte, ſtemmte er ſich gegen fremde Ideen oder fremden Rath. Niemand kann deshalb ſeine Fehler weniger durch die Fehler anderer entſchuldigen, als Bonaparte. Er hat niemals anderen Entſchlüſſen gehorcht als ſeinen eigenen. Man kann, wo er gegen die Sache fehlte, wohl ſagen, daß er ſich über ſchlechte Information, doch nicht, daß er ſich über ſchlechte Rathſchläge zu beklagen habe. Das Herz und alle rein menſchlichen Neigungen und Inſtincte ſtehen bei ihm in einer abſoluten Abhängigkeit vom Kopfe und in ſo ſicherem Gehorſam, daß ſich nur jenes Gefühl und nur in jener Stärke regt, als der Verſtand angemeſſen glaubt. Alle Auswüchſe von Eitelkeit, wie ſie nur allzu häufig die Eigenſchaften der am reichſten Begabten zu verdunkeln pflegen, waren ihm fremd, und wenn er dennoch bisweilen ſich die Zügel etwas ſchießen ließ, ſo kehrte er um ſo raſcher zur Ernüchterung zurück. Er hat der Eitelkeit offen den Krieg erklärt, indem er ſie die gefährlichſte Feindin

der Größe nannte. Niemand vielleicht war berechtigter, dieſen Ausſpruch zu thun, denn vielleicht Niemand war in reißenderem Glückswechſel, weniger an das duftende Wort des Schmeichlers gewöhnt, in ſo verführeriſche Stellungen gelangt, und Niemand hatte mit dieſem ſüßen Feinde härtere Kämpfe beſtanden. Selten iſt er trotz aller Vorſätze und all' ſeiner Kraft vollkommen Sieger geblieben, aber noch ſeltener iſt er demſelben völlig unterlegen. Wo ſich bei Bonaparte überhaupt Vorurtheile finden, gelten ſie unendlich häufiger den Perſonen, als Sachen und Verhältniſſen. So oft beſſere Erkenntniß kommt, iſt er augenblicklich daran, ſeine Anſichten zu ändern, vorausgeſetzt, daß Haß, Neid oder Intereſſe aus dem Spiele bleiben. Seine Ueberzeugungen liegen bloß in ſeinen Principien; da aber wurzeln ſie ſo eiſenfeſt, daß keine Rückſicht, kein Einfluß, keine Spannung der Nerven ihn nur um die Breite eines Haares davon abzubringen vermag. Deshalb fehlt es ihm auch in Krieg und Politik an dem, was man gemeinhin Syſtem zu nennen pflegt. Er kennt nur ſein Ziel; dies faßt er feſt ins Auge und ſtrebt ihm zu durch alle Mittel und auf allen Wegen. Dieſe Mittel ſind aber die allereinfachſten, die Wege die allerkürzeſten und in dieſer Klarheit des Zieles und in dieſer Einfachheit des Apparates liegt eines der Geheimniſſe ſeiner welterſchütternden Erfolge.

In dieſer anſcheinenden Syſtemloſigkeit beſtand die Stärke ſeines Syſtemes, und die ſyſtematiſchen Politiker und methodiſchen Feldherren ſeines Zeitalters geriethen darunter in großen Nachtheil. Sie paßten die Ereigniſſe ihrem Syſtem an, er ſein Syſtem den Ereigniſſen. Darum dienten ihm dieſelben, während ſie häufig die Männer der Methode ſtörend behinderten; darum ſchien es, daß er den Zufall beherrſchte, während ſeine ganze Kunſt nur darin beſtand, denſelben zu benützen.

In einem Punkte jedoch wollte ihm der Sieg über Vorurtheil und Gewohnheit niemals gelingen; ſchwer konnte er ſich nur an neue Menſchen und neue Geſichter gewöhnen und zog die bekannten, auch wenn er von ihrer Untauglichkeit überzeugt war, allenthalben vor. Man würde glauben können, es ſei Bonaparte's Princip geweſen, ſich mit Leuten zu umgeben von bewährter Anhänglichkeit, wenn ſo manche Kataſtrophe ſeines Lebens nicht den Beweis geliefert hätte, daß in dieſem Princip ſo viel Schwäche enthalten war, daß es einer ſolchen bis auf's Haar ähnlich iſt.

Bei Zuſammenſetzung ſeines Stabes trat dieſe Schwäche zum erſten Male recht ſichtbar hervor. Das Hauptquartier der italieniſchen Armee, wie es unter Dumerbion und ſpäter unter Scherer organiſirt geweſen, hatte ihm 1794 zu viel Widerſtand und Eiferſucht entgegengeſtellt und zu häufig unnützen Verdruß bereitet, als daß er ſich von den weſentlicheren Elementen deſſelben ſympathiſche Anhänglichkeit und wohlwollendes Entgegenkommen

hätte verſprechen können. Für ſein Alter, er zählte 27 Jahre, war dasſelbe überdies viel zu bejahrt und eine willige Unterordnung unter einen ſo jungen Obergeneral um ſo viel weniger zu erwarten, als er kaum erſt vor einem Jahre einer ihres Gleichen geweſen war. Er ſchuf ſich deshalb den größeren Theil ſeines Stabes noch in Paris und brachte dieſen faſt vollſtändig nach Nizza, wo ſeit drei Jahren das franzöſiſche Hauptquartier lag. Er hatte dazu nur Officiere genommen, die er vollkommen durchblickte und überſah, Leute, lediglich von einem Mittelmaß geiſtiger Befähigung, die zu Werkzeugen vortrefflich, ſich nur durch ihn zu irgend einer Höhe zu erheben im Stande waren und die in Gefühl und Willen beherrſchen zu können er ſich verſprach.

Jene davon, die nicht frühzeitig zu Grunde gegangen ſind, haben in den Bewegungen der ſpäteren Zeit mehr oder weniger hervortretende Rollen übernommen.

Seit der Belagerung von Toulon war Andoche Junot ſein Adjutant geweſen. Er war ihm nach Italien gefolgt und hatte während der Abſetzung treu das Mißgeſchick ſeines Generals getheilt. Noch mehr, als Bonaparte in den Caſematten von Antibes ſchmachtete, hatte er mit Marmont und einigen anderen Officieren den Plan gefaßt, den General gewaltſam zu befreien und nach Genua zu bringen, falls derſelbe vor den Wohlfahrtsausſchuß geſchleppt werden ſollte. Junot zählte erſt 25 Jahre, war als Sohn eines wohlhabenden Bauers in der Nähe von Châtillon geboren und ſtudirte, für den Prieſterſtand beſtimmt, zugleich mit Marmont im Collège von Châtillon. 1790 trat er unter die Freiwilligen von Côte-d'Or und ſtand mit dieſen als Sergeant vor Toulon, wo ſeine ungewöhnliche Kaltblütigkeit das Auge Bonaparte's auf ſich zog, der ihn alsbald zu ſeinem Adjutanten machte. Am 10 Vendémiaire war er von Bonaparte proviſoriſch zum chef d'escadron (Major) ernannt worden, doch fehlte ihm noch die Beſtätigung des Ranges durch den Wohlfahrtsausſchuß.

Vieſſe de Marmont, von einer alten Soldatenfamilie aus Burgund ſtammend, war Sohn eines ehemaligen Officiers Ludwigs XVI. — Für die Laufbahn ſeiner Vorfahren beſtimmt, hatte er eine treffliche Erziehung erhalten und trat mit 15 Jahren als Unterlieutenant in die Artillerie. In Dijon kam er 1792 mit Bonaparte zum erſten Male in Berührung; die Bekanntſchaft befeſtigte ſich im darauf folgenden Jahre vor Toulon, wohin Marmont Verſtärkung gebracht hatte. Von da ab ſchloß er ſich rückhaltlos dem Stern des jungen Artillerie-Commandanten an. Während Junot in Paris die Zurückſetzung ſeines Generals theilte, ließ ſich der eitle und ehrgeizige Capitain Marmont bei der Rheinarmee wieder anſtellen, wo er ſich vor Mainz einigermaßen auszeichnete. Kaum Obergeneral der Armee des Innern

geworden, rief Bonaparte ihn unter Beförderung zum chef d'escadron als Adjutanten in sein Hauptquartier. Marmont zählte 1796 erst 22 Jahre.

Während der Ereignisse des 10 Vendémiaire hatte ein Officier des 21. Chasseur-Regiments die Aufmerksamkeit Bonaparte's auf sich gezogen durch die entschlossene Energie, mit welcher er den alles Geschützes ermangelnden Conventstruppen aus der Umgebung von Paris Artillerie zugeführt hatte. Dieser Officier war Joachim Murat. Sohn eines Gastwirthes zu Cahors und für den geistlichen Stand bestimmt, hatte er sich diese Laufbahn durch leichtfertige Jugendstreiche verschlossen und war im 12. Chasseur-Regiment Soldat geworden. Sein schäumendes Temperament fügte sich widerstrebend der strengen soldatischen Zucht. Wegen wiederholter Subordinationsvergehen wurde er, kaum Unterofficier geworden, entlassen. Als übelberufener Müssiggänger trieb er sich einige Zeit bestimmungslos umher, bis die Errichtung der neuen constitutionellen Garde Ludwigs XVI. ihm die alte Laufbahn wieder eröffnete. Als die Revolution am wildesten zu toben begann, ergriff er die Partei der Jacobiner, ließ sich zu den Chasseurs zurückversetzen und wurde zum Officier ernannt. Am 10 Vendémiaire hatte er provisorisch den Rang eines chef de brigade (Oberst) erhalten, aber auch dieser Beförderung fehlte noch die Bestätigung. Er trug wohl die Auszeichnung dieses Grades, aber im Regimente bekleidete er nur die Stelle eines chef d'escadron. Als Murat von der Ernennung Bonaparte's für das Commando in Italien hörte, hoffte er die passende Gelegenheit zu haben, sich die Bestätigung seines Ranges am leichtesten zu verschaffen. Mit jener unverschämten Zuversicht, wie sie den Gascogner auszuzeichnen pflegt, präsentirte er sich dem General: Mon général, sagte er ihm, vous n'avez point d'aide de camp colonel; il vous en faut un et je vous propose de vous suivre pour remplir cet emploi. Die Art Murat's behagte dem General; er nahm das Anerbieten an. Murat hatte 25 Jahre.

Artillerie-Capitän Muiron, den Bonaparte vor Toulon liebgewonnen, und Louis Bonaparte, sein jüngster sechszehnjähriger Bruder, folgten ihm gleichfalls als Adjutanten nach.

Noch waren die wichtigen Stellen eines Chefs des Genie, der Artillerie und des Generalstabes zu besetzen. Für die erstere wählte Bonaparte auf Vorschlag Marmont's den 32jährigen Obersten Chasseloup Laubat, der sich später zu dem ersten Ingenieur der großen Epoche aufgeschwungen hat; einen geeigneten Artillerie-Chef konnte er jedoch in Paris nicht finden, und auch die Wahl des wichtigsten Organes eines Hauptquartiers, des Chefs vom Generalstabe — unterlag Schwierigkeiten. Anfänglich hatte Bonaparte diese Stelle dem Divisions-General Duvigneau angetragen, der in der nämlichen Eigenschaft bei der Armee des Innern diente. Als derselbe abgelehnt hatte,

wählte er nach einiger Zögerung den Divisions-General Alexander Berthier, der als Generalstabs-Officier eines vorzüglichen Rufes genoß und den italienischen Kriegsschauplatz kannte.

Sohn des Gouverneurs von Versailles, war Berthier, mit gründlichen militärischen Kenntnissen ausgerüstet, noch sehr jung als Officier in das Geniecorps getreten. An den Ufern des Ohio hatte er im Stabe Rochambeau's während des nordamerikanischen Freiheitskrieges seinen Ruf als vorzüglicher Generalstabs-Officier begründet. Wie die Mehrzahl der in Amerika verwendeten französischen Officiere, schloß er sich der Revolution mit Enthusiasmus an und wurde von der Nationalgarde von Versailles zum Obersten gewählt, mit welcher er die Bastille erstürmte. In der Rhein-Armee diente er zuerst unter Rochambeau, dann unter Luckner als Chef des Generalstabes. 1793 ließ er in der Vendée ein blutiges Andenken zurück. Nach dem 9 Thermidor kam er zur Armee Kellermann's als Chef vom Generalstabe und folgte ihm später nach Italien.

Ein klarer, wenn auch nicht weiter Blick zeichnete ihn aus. Es war nicht leicht jemand zu finden, der eine Armeebewegung mit größerem Umblick, mit mehr Einfachheit und Zusammenklang anzuordnen verstand, und niemand der dabei weniger vergaß, daß die Armee nicht allein marschiren, sondern auch leben müsse. Seine Marschbefehle und Angriffsdispositionen sind Muster von Klarheit und Vollständigkeit. Selbst die verwickeltsten Bewegungen erscheinen nach seiner Art sie anzuordnen und darzustellen, einfach und leicht verständlich. Seine Arbeitskraft war wunderbar, und die Arbeit unglaublich leicht. In zwei Stunden brachte er mehr zu Stande als andere in einem ganzen Tage. Oft nach 8 bis 10stündigem Ritt vom Pferde steigend, war er im Stande, bei Ausfertigung der Dispositionen für den nächsten Morgen die ganze Nacht zu wachen, während rings um ihn alles der Ermüdung erlag. Später trachtete Bonaparte das Aufreibende eines so anstrengenden Dienstes zu erleichtern, indem er den Stabschef in seinen Wagen nahm, um die eingelaufenen Etats und Berichte mit demselben zu prüfen, Entschließungen zu fassen, Pläne festzustellen, Bewegungen anzuordnen, die Berthier kurz notirte und auf dem ersten Ruhepunkte seinerseits in der Detailanordnung mit einer Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Genauigkeit ausfertigte, die selbst einen an das Aeußerste der Leistung so gewöhnten Mann wie Bonaparte mit dankbarem Erstaunen erfüllt hat. Kein Detail war ihm zu geringfügig, um nicht das Auge darauf zu werfen; dennoch war sein Verstand stark genug, darin nicht stecken zu bleiben. Sein Kopf war eine wahrhaftige Ordre de bataille und ein lebendiges Marschtableau. Er wußte stets genau die Stellung einer jeden Truppe, ihre Stärke, die Namen der Befehlshaber, das Maß ihrer Verpflegung und Munition. Nicht leicht verstand jemand klarer und zugleich an-

genehmer über einen Gegenstand zu berichten und dabei eine vollständigere Kenntniß aller Details mit größerer Leichtigkeit zu handhaben. Mit feinem Gefühle erkannte er die zarten Unterschiede in Geist und Charakter der Menschen und mit einem wirklichen Scharfblicke die versteckten Unterschiede unter Dingen und Verhältnissen. Voilà quel était le mérite spécial de Berthier, sagte Napoleon auf St. Helena; — il était des plus grands et des plus précieux pour moi; nul autre n'eut pu le remplacer. Das war jedoch die Grenze seines Talentes. Zeitgenössische Schriften haben ihm ein solches überhaupt abgesprochen, und gewiß mit Unrecht. Er besaß unleugbar viele Gaben; aber diese waren nur auf gewisse Gebiete beschränkt und ausschließlich specieller, fachlicher, technischer Art. Er verstand sich vortrefflich auf die Landkarten, aber er zog irrige Schlüsse aus ihnen. Niemand konnte, für einen gegebenen Zweck, eine Recognoscirung umsichtiger leiten und vollständiger zu Ende führen, aber niemand unpassender und unentschlossener handeln, wenn es den Zweck selbst zu verfolgen galt. Berthier konnte eben nur in zweiter Stelle glänzen, während er in der ersten hart an der Linie der Mittelmäßigkeit stand. Für Plätze erster Größe mangelten ihm alle Eigenschaften des Geistes und Charakters. Moralischer Muth und jene Specialität desselben, welche Bonaparte le courage de deux heures après minuit zu nennen pflegte, war kaum in einer schwächlichen Spur vorhanden. Das Gefühl selbständiger Verantwortlichkeit war ihm geradezu unerträglich und raubte seinem Geiste jede Freiheit. Was einzelne oberflächliche Beurtheiler Berthier's Charakterstärke nannten, war nichts als die natürliche Stumpfheit eines unter blutigen Scenen hartgesottenen, schon von Haus aus etwas grausamen Herzens, welches den herabstimmenden Eindrücken eines bewegten Feldlebens, des Anblicks eines hungernden, frierenden und zum Tode ermüdeten Heeres nur kraft einer vollkommenen Gefühllosigkeit Widerstand leistete. Es ist wahr, Berthier war niemals am Detail haften geblieben, aber er hatte sich darüber nur erhoben wie sich bisweilen die Gans erhebt, wenn sie fliegen will, wo die Erhebung eines Adlers nothwendig ist. Sein Geist hatte die Eigenthümlichkeit gewisser tropischen Schlangen, die sich um einen festen Gegenstand schlingen müssen, um ihre erdrückende Kraft zu äußern; fehlte ihm dieser Gegenstand, so fehlte auch die Kraft. Er war in keiner Weise ein schöpferischer und hülfsmittelreicher Geist, ja man kann sagen, es fehlte ihm an Witz, an Ideen und Initiative. Nicht zum Meister, bloß zum Handlanger geboren, verstand er es nur in einem bestimmten Kreise mit Virtuosität sich zu bewegen; aber sich selbst einen solchen zu zeichnen, fehlte ihm der Aufschwung über sich und der objective Blick; er griff zu hoch oder zu tief und niemals in die rechte Mitte. Er wußte es und hatte die Bescheidenheit, über diese Linie nicht hinauszustreben. Es war nicht seine

Schuld, daß Napoleon ihn mitunter in Stellungen pouſſirte, die größer waren als ſeine Kraft. Dieſe Erkenntniß ſeines beſcheidenen Berufes war ſein mit Eiferſucht gehütetes Geheimniß. Nur gegen Napoleon zeigte er ſich voll Bewußtſein ſeines wirklichen Werthes und dieſes mit ſolcher Demuth, daß ein Widerſpruch gegen deſſen Pläne ihm ferner zu liegen ſchien als die Abſicht eines abſcheulichen Verbrechens. Er ſah die Dinge nur durch deſſen Augen; ſein Muth erwarmte nur an deſſen Zuverſicht. Je größer ſeine Selbſtverleugnung nach dieſer Seite war, deſto größer waren ſeine hochfahrenden Anſprüche gegen die andere; wie dieſes ſo gewöhnlich iſt, wo Schwäche ſich durch fremde Kraft geſtützt weiß. Seines Gleichen oder Untergebenen gegenüber wollte er als der große Mann gelten. Gegen jene nahm er den hohen Ton an, gegen dieſe war er rauh, hart, grauſam und gefühllos. Wenn er eine Gunſt zu vergeben hatte, gab er ſie ohne Leutſeligkeit, und wenn er etwas verweigerte, that er es mit Härte. Je empfindlicher ſeine barſche und herriſche Weiſe abſtieß, um ſo mehr forderte ſie heraus, nach der Berechtigung zu forſchen, auf die ſein Anſpruch gründete, und um ſo einmüthiger haben ſeine Waffengefährten ihm den Tribut der Bewunderung verſagt. Sein Egoismus, ſeine Derbheit und Rückſichtsloſigkeit gegenüber den Wünſchen und Intereſſen anderer hatten die übrigen Generale in der Entfernung gehalten. Er ſtand ziemlich einſam in der Armee, wie in der belebteſten Geſellſchaft, wenn nicht zufällig niedriges Intereſſe ihm durch Schmeichler Weihrauch ſtreuen ließ. Dem Soldaten, deſſen Herz er nicht zu gewinnen verſtand, war er ſtets ein Fremdling geblieben und beſaß niemals deſſen Vertrauen. Er hatte zwar nur wenige Feinde, aber er hatte noch viel weniger Freunde. Voll edlen Ehrgefühls, perſönlichen Muths, Ehrlichkeit, Hingebung und einer faſt lächerlichen Sentimentalität, beſaß er keine Scheu vor der empörendſten Gräuelthat. Genau, pünktlich, faſt pedantiſch in ſeinem amtlichen Wirken, war er unordentlich und maßlos in eigenen Angelegenheiten. Napoleon behauptete, ihm mehr als 40 Millionen gegeben zu haben, wovon bei Berthier's Tode kaum etwas zurückgeblieben ſei. Bald nach Beginn der Operationen, als Bonaparte in Mailand eingezogen, faßte Berthier eine zarte Neigung für die berüchtigte Gräfin Visconti; fortan lebte und athmete er nur für ſie. Bonaparte hatte ihm damals einen prächtigen Brillanten geſchenkt, im Werthe von mehr als 100,000 Francs. Tenez, ſagte er demſelben, gardez cela; nous jouons souvent un gros jeu; que cela vous soit, au besoin, une poire pour la soif.“ Vierundzwanzig Stunden waren nicht vergangen, als Madame Bonaparte von einem wunderbaren Diamanten erzählte, der ihr Herz im Sturme erobert habe. Es war die poire pour la soif, die inzwiſchen aus der Hand Berthier's auf den Kopf der Madame Visconti gewandert war. Seltſam iſt, daß dieſer ſo harte, grau-

ſame, pedantiſche Geiſt ſeiner Herzensneigung durch ſein ganzes Leben treu geblieben, ja daß er daraus eine Art romantiſchen Cultus geſchaffen hatte. Nächſt ſeinem Zelte ſtand immer noch ein zweites, mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet und mit weiblicher Sorgfalt gepflegt wie das Boudoir einer Königin. Es war die Stätte für das Bildniß der Dame ſeines Herzens, dem Berthier, wenn das Mémorial nicht übertreibt, ſogar Weihrauch verbrannt haben ſoll. Selbſt in die Sandwüſten Syriens folgte dies Zelt dem ſeufzenden Helden nach, und zur Beluſtigung der Genoſſen ſeiner Verbannung erzählte Napoleon auf St. Helena, daß man in dieſes Zelt verſtohlen auch fremde Göttinnen eingeführt habe, und daß daſſelbe nicht ſelten durch einen minder reinen Cultus entweiht worden ſei.

Berthier blieb fortan bei allen kriegeriſchen Unternehmungen der unzertrennliche Gefährte Bonaparte's. Dieſer hing an ihm mehr durch die Macht der Gewohnheit als durch Freundſchaft und Zuneigung. Eine Ausnahme macht nur die Zeit der erſten Feldzüge in Italien, wo der Obergeneral ihm aufrichtig zugethan ſchien. Aus dieſer Zeit exiſtirt faſt kein Bülletin, kein Bericht an das Directorium, in welchem Berthier nicht mit Auszeichnung genannt iſt. Als Bonaparte im Verlaufe der Operationen, am 14 Auguſt 1796, dem Directorium ſeine Anſicht über die Befähigung der einzelnen Untergenerale präſentirte, ſchrieb er: Berthier, talens, activité, courage, caractère, tout pour lui, und machte einen Adler aus ihm; auf St. Helena nannte er ihn einen Gänſerich. Es bedurfte, wie Bourrienne bemerkt, ihn weder ſo hoch zu erheben noch ſo tief herabzuſetzen; er hatte weder das eine noch das andere verdient.

Ob bloße Vorliebe für bekannte Geſichter oder vielmehr Rückſichten greifbarerer Art Bonaparte bewogen haben, zur italieniſchen Armee Männer als Regierungs-Commiſſare delegiren zu laſſen, deren geiſtige Höhe und moraliſcher Werth ihm die Bürgſchaft gab, in der Freiheit ſeines Handelns nicht beeinträchtigt zu werden, mag unerörtert bleiben. Die Conventsdeputirten Salicetti und Albitte, welche nach dem 9 Thermidor Robespierre d. J. bei der italieniſchen Armee erſetzt haben, wurden noch im Frühjahre 1795 proſcribirt und durch Turreau und Chiappe erſetzt. Beide flohen. Salicetti fand Zuflucht im Hauſe der bekannten Madame Permon. Am 21 Mai wußte Bonaparte deſſen Verſteck, und obwohl er durch Salicetti 1794 in augenſcheinliche Lebensgefahr gerathen war, ſo nahm er jetzt doch eine Rache, die ſeiner Geſinnung Ehre macht. Salicetti, tu le vois, apoſtrophirte er ihn in ſeinem Verſtecke mittelſt eines Schreibens an Madame Permon, — j'aurais pu te rendre le mal que tu m'as fait, et, en agissant ainsi, je me serais vengé, tandis que toi, tu m'as fait du mal sans que je t'eusse offensé. Quel est le plus beau rôle en ce mo-

ment, du mien ou du tien? Oui, j'ai pu me venger, et je ne l'ai pas fait. — — Seul, désarmé et proscrit, ta tête eût été sacré pour moi. Va, cherche en paix un asyle où tu puisses revenir à de meilleurs sentiments pour ta patrie. Ma bouche sera fermée sur ton nom et ne s'ouvrira jamais. — Die Gefahr, die über dem Kopfe Salicetti's ſchwebte, verzog ſich bald, und er blieb während des Sommers 1795 mit dem abgeſetzten General im engſten Verkehr, ja er gab ihm Geld, woran es jenem bisweilen fehlte. Bourrienne erzählt, daß beide ſich tief in politiſche Intriguen verwickelt hatten, die damals in Paris geſponnen wurden, daß Salicetti jenem eidlich unverbrüchliches Stillſchweigen auferlegt, daß Bonaparte in Folge dieſer Umtriebe häufig traurig und beunruhigt geweſen und die Ankunft Salicetti's jedesmal mit einer ausgeſprochenen Ungeduld erwartet habe. Zum Commando in Italien ernannt, wußte Bonaparte es durchzuſetzen, daß Salicetti der republicaniſchen Armee als Regierungs-Commiſſar beigegeben wurde. Das Wenige, was über Salicetti bekannt geworden iſt, lautet in keiner Weiſe zu ſeinen Gunſten. Corſe in jedem Sinne und mit den häßlichſten Auswüchſen des leidenſchaftlichen Nationalcharakters, grauſam, intrigant, ſchamlos und von ſchmutziger Habſucht, wird er vom General Clarke, den das auf Bonaparte's plötzlich aufſchießenden Ruhm eiferſüchtige Directorium im Herbſte 1796 zur Auskundſchaftung nach Italien geſendet hatte, le plus déhonté fripon de l'armée genannt.

Der zweite Commiſſar war Garreau, ein unfähiger und ſchwacher Menſch, der beſtändig wie Baboeuf declamirte, die Republik jedoch wo er konnte beſtahl, in allem exaltirt, nur in Tugend und Ehrlichkeit nicht, ohne Grundſatz und Ehrgefühl, voll Dünkel, Eitelkeit und Vergnügungsſucht, der das Geld für das werthvollſte der irdiſchen Dinge hielt und der Anhäufung deſſelben das Intereſſe des Staates, Ehre und Gewiſſen ohne das mindeſte Bedenken zu opfern bereit war. Bald bemächtigten ſich liſtige Intriganten ſeiner Schwächen und beuteten dieſelben, dem Obergeneral zum Trotz und zum Scandal der Armee und Italiens, mit unglaublicher Schamloſigkeit aus.

Ein Beiſpiel aus vielen mag das Werthmaß der beiden Männer geben, deren Händen das Directorium die Intereſſen Frankreichs in Italien anvertraut hatte. Von franzöſiſcher Propaganda emſig geſchürt, war in Folge der Sommerereigniſſe 1796 in Modena die Revolution ausgebrochen. Salicetti und Garreau reiſten auf die erſte Nachricht dahin ab und fanden 1,200,000 Fr. in den modeneſiſchen Caſſen. In den Säckel des franzöſiſchen Armeezahlmeiſters jedoch floſſen davon nur 400,000 Fr., der Reſt blieb in den Koffern der Commiſſare und ihrer Mitſchuldigen.

Gleichwohl waren Leute ſolcher Art für Bonaparte's Pläne nothwendiger als Männer von größerer Ehrlichkeit. Je tiefer ſie im Schmutze wateten, um

ſo mehr Berechtigung erwarb er ſich, ſie zu verachten und wegen ihrer Einſprache unbekümmert zu ſein. Schweigend ließ er ſie anfänglich auch in den Pfuhl der Dieberei tauchen und erſt, als ſie ſich darin ſattſam beſchmutzt, merken, daß er ihr Schickſal in ſeinen Händen halte und von ihrer Seite für ſeine Pläne freie Hand und Unterſtützung verlange. — —

* * *

Im Herbſt 1792 hatte Frankreich zwei ſeiner Heere ohne Kriegserklärung in Piemont einbrechen und die Provinzen Nizza und Savoyen beſetzen laſſen. Seitdem ſchloß der König von Sardinien ſich eng an Oeſterreich an, und der Krieg gegen die franzöſiſche Republik wurde durch die verbündeten Waffen mit wechſelndem Glücke geführt. Nach Dumouriez' erſten Siegen in den Niederlanden hatte der Schwindel des Uebermuthes die republicaniſchen Machthaber ergriffen. Allen Völkern, die ſich gegen die beſtehende Staatsordnung in Aufſtand erheben, boten ſie Schutz und Brüderſchaft Frankreichs an und forderten alle Regierungen Europa's zum Kampfe auf Leben und Tod heraus. Dieſe wahnwitzige Herausforderung drückte dem Kriege eine unerhörte Energie und den Stempel eines Principienkampfes auf. Pitt, der die Politik Englands leitete, antwortete durch die Vereinigung der meiſten Mächte Europa's zu einer furchtbaren Coalition.

Der räumlichen Maſſe der gegen Frankreich verbündeten Staaten entſprach jedoch wenig die innere treibende Energie der großen Mehrzahl derſelben. Zwar gab es nur Einen Feind und Eine allgemeine Feindſchaft; aber die Stärke des gegenſeitigen Haſſes und der kriegeriſchen Begeiſterung blieb auf ihrer Seite ganz außer Verhältniß zu der Stärke des Haſſes auf der andern und das Maß der kriegeriſchen Anſtrengung ſtand im Niveau der treibenden Leidenſchaft. Von den Staaten Italiens war dem großen Kriegsbündniſſe nur Sardinien freiwillig beigetreten. Die Republiken Genua und Venedig hatten die franzöſiſche Revolution anerkannt und ihre Neutralität erklärt; Lucca, Parma, Modena und der Kirchenſtaat hatten die neue Republik zwar nicht anerkannt, aber auch der Coalition ſich nicht angeſchloſſen, oder ihre Neutralität erklärt, und hofften neutral zu bleiben, bloß weil ſie Frankreich den Krieg nicht erklärten. Neapel mußte durch England zum Anſchluß an die Coalition gezwungen werden und ſandte mit ſichtbarem Widerwillen einige Truppen zur Vertheidigung von Toulon, ſpäter in die Riviera zu dem kaiſerlichen Heere. Auch Toscana hatte ſich außerhalb des kriegeriſchen Kreiſes zu erhalten geſucht und ſeine Neutralität erklärt. England jedoch, wegen des auf Corſica beabſichtigten und in Südfrankreich (Toulon) eingeleiteten Krieges des Hafens von Livorno bedürftig und auf die Handelsvortheile eiferſüchtig, welche bei ſolchem Stand der Dinge dieſen Hafen und

das freihändleriſche Toscana zum Stapelplatze des italieniſchen Seehandels machte, hatte die Anerkennung verſagt und alles in Bewegung geſetzt, dieſem Lande die Vortheile einer Neutralitätspolitik zu verkümmern. Lange widerſtand der Großherzog dem britiſchen Drängen; als aber der Geſandte, Lord Hervey, ein Ultimatum durch die Drohung mit einem Bombardement von Livorno unterſtützte, mußte ſich jener fügen. Seine Kriegsmacht zählte nicht ganz 5000 Mann, die niemals einen Feind geſehen; die Feſtungswerke Livorno's waren verwahrlost und zerfallen, das Geſchütz ohne Bedienung und Munition. Er wich jedoch gerade nur ſo weit, als er mußte, und in einer Weiſe, welche dem britiſchen Uebermuthe die ganze Schmach dieſer Demüthigung zurückgab. Manfredini, der großherzogliche Maggiordomo-Maggiore, legte dem franzöſiſchen Geſandten La Flotte den betreffenden Briefwechſel mit der Erklärung vor, daß Toscana, nur der Gewalt weichend, ſeine Beziehungen zu der Republik unterbreche und übergab demſelben Namens des Großherzogs ein Reiſegeſchenk von tauſend Ducaten. Statt der erwarteten Kriegserklärung kündigte die amtliche Zeitung bloß an, daß Toscana ſich entſchloſſen habe, dem dringenden Anſuchen des Königs von England nachzugeben und alle Gemeinſchaft mit der gegenwärtigen Regierung von Frankreich aufzuheben.

Solche Schwäche der treibenden kriegeriſchen Impulſe unter den italieniſchen Staaten war ein Unheil verheißendes Zeichen in einem Kampfe, in welchem die Revolution den Cabinetsheeren das natürliche Gewicht eines ganzen Volkes, der diplomatiſchen Kriegskunſt mit beſchränktem Ziel, beſchränkter Anſtrengung und einem Heere von Sonderintereſſen die Energie einer bisher ungekannten, auf völlige Vernichtung des Feindes gerichteten Kriegsweiſe entgegenzuſetzen verhieß.

Die Sympathien der weitaus überwiegenden Maſſe des italieniſchen Volkes waren für die Coalition, und mit ſolcher Stärke, daß die erſtaunliche Umwälzung in der Volksgeſinnung geradezu wunderbar erſcheint, wie ſie ſeit 1796 ſich ſo plötzlich in Italien gegeben hat. Seinem erregbaren, leicht beweglichen Naturell nach iſt das italieniſche Volk politiſchen Modeanſichten zugänglicher und für politiſche Leidenſchaften empfänglicher, als die Mehrzahl der übrigen europäiſchen Völker. Wenn Bewegung Leben iſt, ſo hat kein Volk Europa's mehr gelebt. Die italieniſche Geſchichte iſt entweder das Product des italieniſchen Temperaments, oder es iſt dieſes das Product der italieniſchen Geſchichte. Nichts in beiden iſt unveränderlicher, als die Veränderlichkeit, nichts unwandelbarer, als der Wechſel. Die dauernde Unſtätigkeit des politiſchen Geſchickes hat, Piemont ausgenommen, keine der Eigenſchaften, auf welchen Staatsweſen am feſteſten zu ruhen pflegen, im italieniſchen Volkscharakter zur Entwickelung gebracht. Das Gefühl für Ge-

ſetzlichkeit hat nicht erſtarken und die Achtung vor der Autorität des Staates im Herzen des Volkes nicht recht Wurzel faſſen können. Der großen Maſſe galt der Staat ſtets mehr als eine Zwangsanſtalt, die der Entfaltung ſeiner Inſtincte allerhand Beſchränkungen auferlegte, deren Nothwendigkeit zu erkennen es ſich nicht die Mühe gab; deren Druck es aber überall empfand. Die Sympathien, welche den Bauern der Abruzzen oder den Hirten der Romagna dem Banditen näher bringen, der Leben und Eigenthum bedroht, als dem Staate, der Leben und Eigenthum ſchützt, iſt in letzter Inſtanz nichts als der Gegenſatz, in welchem ſich das italieniſche Volk dem Staate gegenüber zu betrachten pflegt.

Bei ſolchem Hang des italieniſchen Charakters und unter dieſem, der Menge häufig ganz unklaren Widerſtreite gegen die Staatsautorität hätte man glauben ſollen, daß die Revolutionsidee in Italien einen fruchtbareren Boden finden müßte, als in jedem andern Lande Europa's. Es war nicht der Fall. Eine geraume Reihe von Jahren hindurch hatte ſich Italien eines ungetrübten Friedens erfreut; Handel und Gewerbfleiß ſtanden in fröhlichem Aufblühen; Arbeit wurde lohnend; der Wohlſtand begann zu den unteren Schichten herabzuſteigen, das Behagen eines friedlichen Stilllebens empfunden zu werden, und mit der Conſolidirung der ſtaatlichen Verhältniſſe ein conſervativer Sinn zu keimen. Der Bürgerſtand, der kraft ſeiner Intelligenz und außerordentlich empfindlichen, aber auch wandelbaren Intereſſen heutzutage in dem größten Theile von Europa die politiſche Führerſchaft beſitzt, war in Italien zu dieſer Rolle noch nicht emporgelangt. Wie bei der Kunde von einer nahen und großen Feuersbrunſt, war der erſte Eindruck der Verbrechen, womit die franzöſiſche Revolution ſich belud, ein ſtarres Entſetzen und die unbeſtimmte Ahnung von einer bevorſtehenden allgemeinen Gefahr. Aus ſeiner geſchäftigen Behaglichkeit aufgeſchreckt, ſah Italien mit bangem Grauen die Streiche fallen, denen jenſeits der Alpen Thron und Altar erlagen, und hoch und höher den Feuerbrand der Revolution lodern, bis auch der letzte Reſt des alten Frankreichs in Aſche verſunken war. Unter ihrem ſchrecklichen Lichte ſtehend, war in Italien niemand theilnahmlos geblieben. Wer nicht von Liebe zu ihr ergriffen ward, und dies war anfänglich ein verſchwindend kleiner Theil, der wurde durch Haß an ſie gefeſſelt in ſeinem Handeln, durch Furcht und Schrecken in ſeinem Leiden. Dieſer Eindruck war nachhaltig und allgemein. Erſt als die Revolution aus dem blutigen Pfuhle ihrer Geburt herauszuſchreiten und das Auge ſich an den blendenden Schein ihres Lichtes zu gewöhnen begann, trat in Gefühl und Anſicht einiger Bevölkerungsſchichten eine bedeutſamere Umwandlung ein. Sie blieb im allgemeinen auf zwei Claſſen beſchränkt, die merkwürdigerweiſe auf der Rangleiter der ſocialen Ordnung einander am entfernteſten ſtanden,

wovon die eine beim Umſturz am meiſten zu gewinnen hoffte, die andere am meiſten zu verlieren hatte, — auf Einzelne des Adels, Schwärmer entweder aus Temperament oder aus Raiſonnement, die, von den Grundſätzen Voltaire's, Rouſſeau's und Haller's erfüllt, in edlem Feuereifer ſich jedes Opfers fähig hielten, — und auf die Hefe der größeren, namentlich der Seeſtädte. Die Träume Dante's und Petrarca's von einer Regeneration Italiens hatten für die italieniſche Phantaſie ihren Reiz niemals verloren und wurden allmälich an die republicaniſchen Lehren geknüpft. Der Bürger- und der Bauernſtand hatten ſich dagegen von der Revolutionsidee völlig abgewendet. Das traurige Schickſal einiger deutſchen Kriegsſchauplätze hatte ſie überzeugt, daß der Wahlſpruch der republicaniſchen Heere: „Krieg den Paläſten, Friede den Hütten," eine hohle Redensart, daß der uniformirte Freiheitsapoſtel nicht der Wohlthäter der Völker, ſondern Räuber, ja Mordbrenner ſei. „Wir haben," — ſo hatten die Volksrepräſentanten, welche die Pfalz ausgeraubt, im Convent geſprochen, — „wir haben den Bewohnern bloß die Augen gelaſſen, um zu weinen." Dieſe Worte hallten in Italien mächtig wieder, und die Furcht vor Frankreich verdrängte in dieſen beiden Schichten allmälich jedes andere Gefühl.

Wo ſich eine franzöſiſche Partei wirklich fand, war ſie ſchwach, zerſtreut, ohne Mittelpunkt und Organiſation.

In der Lombardei war die öſterreichiſche Herrſchaft volksbeliebt und geachtet. Der General-Capitän Erzherzog Ferdinand verſtand ſich vortrefflich auf die Behandlung der italieniſchen Empfindlichkeit. Capitulationen und eine mäßige Steuer ſicherten das Land vor dem verhaßten Kriegsdienſt; das einzige italieniſche Regiment Straſſoldo war aus Freiwilligen formirt. Nur wenig Vertreter, etwa die Visconti, Melzi und Serbelloni fand die revolutionäre Partei in den höheren Ständen.

In Piemont herrſchte, trotz der Nähe des Revolutionsheerdes und der Revolutionsarmee, das monarchiſche Gefühl mit ſolcher Stärke und Allgemeinheit vor, daß im ganzen Lande, Nizza und Savoyen ausgenommen, kaum ein Anhänger Frankreichs zu finden war.

Anders war es in Genua. Das franzöſiſche Heer ſtand ſeit 1792 in der Nähe, häufig im Gebiete dieſer Republik. Ihre Neutralität ließ der Revolutions-Propaganda offenen Zutritt. Von der halben Million Einwohner, welche die Republik damals zählte, waren faſt zwei Drittheile beſitzlos und bloß auf den täglichen Erwerb angewieſen. Unter dieſer Claſſe hatte die Oligarchie keine Freunde, Frankreich zahlreiche Anhänger, und ſchon Ende 1792 wurden in Portofranco eine Menge Pulvertonnen entdeckt, die man zur Zerſtörung der Magazine beſtimmt bezeichnete. So oft die franzöſiſche Armee das Gebiet Genua's betrat und ihre Subſiſtenz daraus

bezog, ſo oft hatte ſich die britiſche Flotte vor den Hafen gelegt und den Seeverkehr abgeſperrt. Dies brachte die in ihrem täglichen Erwerb geſchmälerten Claſſen ſtets in Gährung, welche die franzöſiſchen Emiſſäre fleißig ſchürten und zu Ausbrüchen ſtachelten. Ernſtliche Demonſtrationen folgten einander. Während England auf dieſe Art das niedere Volk zu Sympathien für Frankreich trieb, ſchützte das letztere ſeine Partiſane, indem es ihren Leitern die franzöſiſche Staatsbürgerſchaft gab und ſie ihrer natürlichen Gerichtsbarkeit entzog. Der Haß gegen England, der in den niederen Volksſchichten lebte, kam auf dieſe Weiſe mehr und mehr in Conflict mit dem Haſſe, der in den regierenden Claſſen gegen Frankreich herrſchte. Dabei wurde die Neutralität des Staates von keinem der Kriegführenden reſpectirt und war in Wahrheit nur ein ſtillſchweigendes Dulden der Unbilden, die bald dieſer bald jener gegen ſie beging. Jedes Fortſchreiten der franzöſiſchen Armee ließ England die unglückliche Stadt durch das Abſchneiden ihres Lebensfadens entgelten und jeden Uebergriff Englands vergalt ihr Frankreich durch einen andern Uebergriff. Als die Blocade endlich aufgehoben ward, rechnete das letztere die Aufhebung dem Senate zu einem Verbrechen gegen die franzöſiſche Republik an, wie es die Blocade ſelbſt zu einem Verbrechen gemacht hatte, indem es erklären ließ, die Aufhebung der Hafenſperre ſei eine überlegte Maßregel der Alliirten und deshalb bloß ein Vorbote des bevorſtehenden Bruches zwiſchen Genua und Frankreich. Zwiſchen Hammer und Ambos gebracht, war dieſer Staat der bloße Spielball des Stärkeren und wurde für ſein Ungemach von einem Pöbel verantwortlich gemacht, der mehr und mehr franzöſiſchen Einflüſſen gehorchend, trotz Einkerkerung und Ausweiſung, einer Staatsumwälzung täglich kühner das Wort zu reden begann.

Die bevorrechteten Stände, die in Genua das revolutionäre Franzoſenthum haßten, waren in Toscana merkwürdigerweiſe von den lebhafteſten Sympathien für Frankreich erfüllt. Manfredini, der großherzogliche Maggiordomo und der einflußreichſte Miniſter, war ein entſchiedener Träger jener Politik, welche in Florenz den Franzoſen freundſchaftlich die Hände drückte, während in Paris unter dem Beil der Guillotine der Dynaſtie nahverwandtes Blut in die Goſſe rann. Wenn auch die Schreckensregierung den diplomatiſchen Bruch mit einer Kriegserklärung beantwortete, ſo hatte der Kriegszuſtand doch für das Land keine anderen Folgen, als daß England ſich große Summen zahlen ließ, angeblich für Unterhalt der Flotte zum Schutze von Livorno. Schlimmer gebrandſchatzt von ſeinen Freunden als von Frankreich, war Manfredini bedacht, ſich des Wohlwollens der revolutionären Machthaber in Frankreich wieder zu verſichern. Einige Tauſend Emigranten, die nach dem Falle von Toulon auf Elba und in Livorno Zuflucht geſucht,

ließ die toscanische Regierung ausweisen und gab der Republik durch diese Maßregel zu verstehen, daß die schlimmsten Feinde des Conventes auch nicht die Freunde Toscana's seien. Die Verfertiger falscher Assignaten, die sich unter Pitt's Aegide in vielen Ländern niedergelassen und zur Entwerthung des französischen Papiergeldes viel beigetragen haben, ließ sie vor die Gerichte stellen, und man behauptete sogar, daß Manfredini die Verproviantirung der Revolutionsarmee in der Riviera mannichfach begünstigte. Diese Freundlichkeiten hatten in Paris ihren Eindruck nicht verfehlt. Als der neue Gesandte Englands, Windham, endlich sogar die Säuberung des großherzoglichen Ministeriums von den Jacobinern verlangte, trat die Regierung offen mit dem Wunsche hervor, sich in aller Form mit Frankreich wieder zu versöhnen. Die Festungswerke von Livorno waren mittlerweile ausgebessert und armirt, die regelmäßige Kriegsmacht durch die Organisation von 12,000 Mann Landmiliz verstärkt und das Land in den Stand gesetzt, seine Selbständigkeit gegen die gewaltthätige Logik der britischen Kriegspolitik zu behaupten. Graf Carletti, ein talentvoller Finanzmann, in diplomatischen Künsten gewandt, beredt, schlau und den fortgeschrittensten Grundsätzen der Revolution offen zugethan, wurde als das Organ erwählt, mit der Republik über den Frieden zu verhandeln.

Keine andere Wahl konnte für den britischen Stolz empfindlicher sein. Kurz vor Uebernahme dieser Mission war Carletti durch den britischen Gesandten öffentlich beschimpft worden. „Verdammter Jacobiner!" hatte der letztere im Vorbeireiten jenem zugerufen, indem er ihm mit der Peitsche ins Gesicht schlug. Der Fall führte zu dem Possenspiel eines lächerlichen Duells, wobei der eine seinen Gegner fehlte, der andere in die Luft schoß. Charakteristisch für die Zustände jener Zeit ist, daß dem Grafen, weil er den großmüthigen Schuß seines Gegners angenommen, die Gesellschaft von Florenz sich verschloß, daß Damen dagegen beim Erzbischof nachfragen ließen, ob Carletti als Jacobiner nicht excommunicirt sei, daß auf die bejahende Antwort ihn sogar die Bedienten verließen; während der Jacobiner-Club von Paris ihn des Namens eines Jacobiners unwürdig erklärte, der Papst hingegen ihn wieder in Schutz nahm und den gegen ihn geschleuderten Bannfluch des Erzbischofs löste.

Diese Friedensverhandlungen wurden in Genua eröffnet und zu Paris am 13 Februar 1795 zu Ende geführt. Der Friedensvertrag sicherte dem Lande, gegen Anerkennung der Republik, die Neutralität zu. Ein geheimer Artikel bestimmte, daß Toscana den Frieden mit einer Million Livres zu bezahlen habe.

England hatte dem Großherzoge die Kriegserklärung Frankreichs aufgezwungen und sich für diesen Dienst seitdem große Summen zahlen lassen;

Frankreich dagegen hatte in diesem rein theoretischen Kriege mit Toscana nicht ein Loth Pulver verfeuert und nicht einen Centime Schaden erlitten. Dem Freunde für den Krieg, dem Feinde für den Frieden mußte Toscana zahlen. Welche Rechtsgründe die Revolutions-Regierung für eine solche Forderung besaß, ist schwer zu sagen. Es scheint darunter in Wahrheit nur eine Dividende an dem Gewinne gemeint gewesen zu sein, den Livorno aus der durch die Kriegsverhältnisse geänderten Handelsströmung zog. Der Seeverkehr der Strecke zwischen Marseille und Pisa concentrirte sich in jenem Hafen. An einem einzigen Tage des Monats März 1794 waren 95 Schiffe in Livorno eingelaufen; die Mehrzahl der Genueser Kaufherren ließ ihre Waare hier ans Land bringen und in toscanischen Magazinen lagern. Die Zölle Livorno's allein warfen ein tägliches Reinerträgniß von 500 Ducaten ab.

Unter der Bevölkerung des Kirchenstaates, Bologna und einige Orte der Legationen abgerechnet, lebte bis 1794 eine ausgesprochene Abneigung gegen die neufränkischen Lehren. In Rom hatte sie sogar zu so erbittertem Hasse sich aufgehäuft, daß ein zufälliger Funke einen Ausbruch veranlaßte, welcher bestimmt war, den römischen Hof durch seine späteren Folgen dicht an den Rand des Verderbens zu bringen.

Unter dem despotischen Egoismus der Revolution hatte von allen auswärtigen Höfen der päpstliche Stuhl vielleicht am härtesten gelitten. Die ersten Acte der Revolution hatten die katholischen Interessen schwer getroffen. Das Bildniß des Papstes war auf den Plätzen von Paris verbrannt worden. Statt einer Genugthuung, mußte der Nuntius Frankreich verlassen. Avignon und Venaissin, legitime unbestreitbare Besitze des Papstes, waren wider Recht und Gesetz zu Bestandtheilen des französischen Reiches erklärt worden. In Marseille wurde das römische Wappenschild vom Hause des päpstlichen Consuls gerissen, an einen Laternenpfahl gehängt, durch den Koth geschleift und endlich in Stücke zerschlagen. Müßig sah die Behörde dem Auftritt zu, ja sie gab sogar das Verbot, das Schild nicht einmal im Innern des Consulatsgebäudes aufzustellen.

Die Schmach solcher Uebergriffe, die Schande solchen Schimpfes, obwohl zunächst nur gegen die päpstliche Regierung gerichtet, hatte das Volk von Rom um so lebhafter mitempfunden, als es wußte, daß die Ghetto-Bevölkerung dem Uebermuthe der Revolution jauchzenden Beifall klatschte und umsturzfreundliche Sympathien nährte. Auf so viele Beleidigung weigerte sich die Regierung des Vaticans, nachdem das königlich französische Schild in Folge Ausrufung der Republik vom Palaste der National-Akademie in Rom herabgenommen war, an dessen Stelle das republicanische Wappenschild setzen zu lassen. Am 12 Jänner 1793 wurde in Folge dieser Weigerung dem Staatssecretär, Cardinal Zelada, ein Schreiben Makau's, des französischen

Gesandten in Neapel*), überreicht, das in äußerst unschicklichen Ausdrücken die Aufstellung des republicanischen Wappens verlangte. „Im Namen der Republik — so hieß es darin — und auf meine Verantwortung befehle ich dem französischen Consul, in Zeit von 24 Stunden das Wappenschild der Freiheit aufzustellen. Wenn man sich demselben widersetzt, wenn ein Franzose dabei beleidigt wird, so kündige ich Ihnen die Rache der französischen Nation an. — — Wir verlangen von keinem Souverain die Anerkennung unserer neuen Constitution. Wir existiren vermöge unseres bloßen Willens u. s. w."

Die Ueberbringer dieses Schreibens waren Flott und Basseville. Sie hatten in Rom keinen officiellen Charakter; der erste war Major des französischen Geschwaders vor Neapel; der andere verweilte seit Monaten in Privatgeschäften zu Rom. Gleichwohl versicherten sie, fest entschlossen zu sein, das Wappen aufzurichten, und erklärten sich ermächtigt, dem Papste die Gewißheit eines Krieges in Aussicht zu stellen, wenn man ihnen Hindernisse zu bereiten wagen sollte.

Der päpstliche Hof nahm diese neuen Beleidigungen nicht nur schweigend hin, sondern verfügte alle Maßregeln, für die bedrohte persönliche Sicherheit der Sendlinge Sorge zu tragen. In der That hatte ihr unkluges und herrisches Verfahren solche dringend nothwendig gemacht. Flott und Basseville ließen Makau's Schreiben in Abschriften circuliren. In den Caffehäusern, auf den Straßen declamirten sie in heftigen Worten gegen den Papst, die Regierung und das Volk von Rom. Wenn der Papst bis zum Abend die Aufstellung des Schildes verweigern würde, so werde man am Morgen dieselbe erzwingen, und dreimal Wehe jedem, der den feierlichen Act zu stören sich vermessen sollte. Reden solcher Art riefen unter den niederen Schichten der Bevölkerung die größte Aufregung hervor. Die Abschriften des Makau'schen Briefes wanderten von Hand zu Hand und waren in der Uebersetzung bald in den entlegensten Quartieren. Gruppen umstanden die Leser auf den Gassen und drohend ballten sich die Fäuste. Auch war ruchbar geworden, daß die französische Colonie in Rom seit einigen Tagen zahlreich besuchte Versammlungen gehalten, zumal im Palaste ihrer Akademie, wo, nachdem die Bildnisse der Päpste hinausgeschafft waren, der bekränzten und mit der National-Cocarde geschmückten Büste des Brutus, als dem Sinnbilde der Freiheit, unter lächerlichen Orgien geopfert werden sei.

Die Regierung hatte Basseville von dem drohenden Charakter der Volksstimmung unterrichtet und ihm Rathschläge gegeben, dieselbe zu versöhnen. Vergebens. Als sie am folgenden Tage erkannt hatte, daß die Franzosen in verwegenem Wahnsinn sich mit dem Ingrimm eines beleidigten

*) Erst einige Wochen später schloß sich Neapel der Coalition an.

Volkes messen wollten, ließ sie die Militärmacht unter Waffen rufen und zum Schutze der Franzosen die Straßen besetzen. Um 4 Uhr Nachmittags erschien auf der Piazza Colonna, dem volkreichsten Platze von Rom, ein mit der französischen Tricolore geschmückter Wagen mit mehreren Franzosen, darunter Flott und Basseville, alle mit großen National-Cocarden versehen. Das Erscheinen des Wagens war das Signal zu einem Volksauflaufe. Einzelne der sich häufenden Menge erhoben ein Geschrei; aus allen Straßen strömte Volk herbei, und bald stand der Wagen inmitten einer dicht gedrängten, wild erregten Masse. Ein Stein flog in das Gefährte, unter betäubendem Geschrei folgten andere nach. Da schoß einer der Franzosen unter die Menge; zwar wurde niemand verletzt, aber der Haufen stob auseinander, der Wagen fand Gelegenheit zur Flucht und ein Asyl in dem benachbarten Hause des Franzosen Mout. Die Aufregung der Masse war darüber auf das höchste gestiegen. Das Geschrei: Es lebe St. Peter! Es lebe die katholische Religion! Es lebe der Papst! erfüllte die Luft, und wahnsinnig rannten die ergrimmten Haufen theils hinter dem Wagen her, theils vor den Palast der französischen Akademie. Die zerstreute Militärmacht wurde von der dicht gedrängten Menge zur Seite geschoben und mühte sich vergeblich ab, durchzudringen. Allerhand listige Künste hielten ihren Marsch auf. Mittlerweile war ein Haufe in Mout's Haus gedrungen und füllte alle Gelasse. Basseville wurde in einem derselben gefunden. Mit dem Dolche versuchte er die Tollen fern zu halten und verletzte einige seiner Widersacher. Ein Dolchstoß, von gewandterer Hand geführt, durchbohrte ihm jedoch den Unterleib, und tödtlich verwundet sank er zusammen. Da erst rückten die vielfach gehänselten Truppen an und verjagten den wuthschnaubenden Pöbel. Dieser wandte sich nun dem Ghetto zu, um einige Kaufläden zu plündern. Mit Mühe nur gelang es den Organen der Regierung, die Wuth des Volkes wieder zu beschwichtigen.

Auf Befehl des Papstes von jeder möglichen Pflege umgeben, starb am folgenden Morgen Basseville unter feierlichem Widerruf des republicanischen Bürgereides und aller der Nationalversammlung geleisteten Schwüre.

Dies bedauernswürdige, übrigens durch den französischen Uebermuth verschuldete Ereigniß, noch mehr aber der unter auffälligen Formen veröffentlichte Widerruf Basseville's rief, ungeachtet der demüthigsten Entschuldigungen des h. Stuhles, in Frankreich einen Sturm von Entrüstung hervor, und wenn dem Papste auch der Krieg formell nicht erklärt wurde, so dauerte doch die höchste Spannung und ein moralischer Kriegszustand bis 1796 ungeschwächt fort, wo sich derselbe in einem wirklichen Kriege oder vielmehr in einer Reihe von Gewaltthaten entlud, welchen sich zu widersetzen der Kirchenstaat weder die Mittel noch den Willen besaß.

Aber daſſelbe Volk, welches 1793 durch ſeinen ungezügelten Patriotismus und unpolitiſchen Feuereifer die Ehre der Regierung frecher Verleumdung preisgegeben und die Zukunft des ganzen Staates compromittirt hatte, wandte ſich wankelmüthig nur allzu bald dem nämlichen Götzen zu, welchen es unter ſeinen Verwünſchungen ſoeben erſt gehöhnt und mit Füßen getreten hatte.

Eine ungewöhnliche Theuerung war ſeit 1794 über Italien gekommen. Mißrathene Ernten, Lieferungen für die kämpfenden Armeen und Flotten hatten die Preiſe der täglichen Lebensmittel in die Höhe geſchraubt und die Entwerthung des maſſenhaft emittirten römiſchen Papiergeldes die allgemeine Noth empfindlicher gemacht. Der Arme fand, daß ſein Fleiß nicht mehr lohnend ſei, und daß die Arbeit ſeiner Hände ungenügend werde, ſein Leben in gewohnter Behaglichkeit zu friſten. Der Unglückliche iſt ſtets geneigt, für ſein Elend andere verantwortlich zu machen. Seinen Hunger legte der Arme der Regierung zur Laſt, die ſeinen Brodbiſſen durch ihre Finanzwirthſchaft ſchmälere; er legte ihn dem Reichen zur Laſt, der ſeine Ernten in Speicher verſchließe, um aus dem Elend des niederen Volkes wucheriſchen Zins zu ſchlagen. So wurde der Hunger zum Freiheitsapoſtel. Schon 1794 ward ein ſtiller Fortgang der Revolutionsgrundſätze in den ärmeren Quartieren von Rom bemerkt. Nachſuchungen und Verhaftungen wurden vorgenommen; ſie ſteigerten nur die dumpfe Aufregung. Im Herbſte ward eine weitverbreitete Verſchwörung entdeckt. Die Theilnehmer waren Lohnbediente, Handwerker, Soldaten, doch auch einige Officiere. Der Plan der Verſchwörer war, die Paläſte einiger vornehmer Adeligen, mit denen man beſonders unzufrieden war, vor allem jenen des Herzogs von Nemi, eines Neffen des Papſtes, welchen man des Aufkaufes und unerlaubter Verſendung des Getreides beſchuldigte, anzugreifen, die Beſitzer zu tödten, einige Heumagazine in Brand zu ſtecken und mit Hülfe des zuſammenſtrömenden Pöbels eine Revolution zu bewirken. Die Regierung ſchritt mit Strenge ein, verfügte, um den Geldcours zu beſſern, einige Finanzmaßregeln und ſetzte ſich durch Verſtärkung ihrer Waffenmacht in Stand, jede Erhebung im Entſtehen zu erdrücken. Nichtsdeſtoweniger fuhr ein zunehmendes Mißvergnügen fort, wie eine ſchleichende Krankheit an dem Inneren des Staates zu nagen. Jede Veränderung dünkte dem darbenden Volke eine Verbeſſerung. So war eine Stimmung entſtanden, die nur des geringſten Anlaſſes bedurfte, um ſich in gefährlichen Ausbrüchen zu entladen. Seit Anfang 1795 waren Volksaufläufe an der Tagesordnung; die Carneval-Umzüge mußten unterbleiben; das Verbot nahm Vielen den gehofften Verdienſt und ſteigerte die Noth des Volkes und die Erbitterung der regierungsfeindlichen Demonſtrationen. Aus Ferno mußte die Truppe nach blutigem Kampfe flüchten, in Rom der Wuth des empörten Volkes weichen und die Regierung ſich demüthigen, ohne helfen

zu können. Wenn dieſe auch bald dazu gelangte, ihre Autorität zu befeſtigen, ſo glühte im Volke doch ein tiefes Mißbehagen fort, und alle Urſachen blieben, die daſſelbe erzeugt hatten. Sehnſuchtsvoll lugte die beſitzloſe Menge, der es, um zur Herrſchaft zu gelangen, nur an Führung und Organiſation gebrach, nach dem fränkiſchen Lager in der Riviera aus, von deſſen Siegen ſie ſich lohnendere Arbeit und wohlfeileres Brod verſprach.

In Neapel fanden ſich die Freiheitsjünger faſt nur unter den höheren Ständen. Wiederholt kam die Regierung Verſchwörungen auf die Spur. Eine geladene Mine ward unter dem Palaſte der Vicaria gefunden. Angeſehene Perſonen, ſogar Damen vom höchſten Range wurden verhaftet. Im allgemeinen war zu Anfang 1796 die franzöſiſche Partei durch ganz Italien verbreitet; dort ſtärker, hier ſchwächer; in dieſem Theile faſt nur in Führern, in jenem faſt nur in den Recruten für eine mögliche aufſtändiſche Bewegung vertreten. Merkwürdig bleibt jedoch, daß in der Regel dort, wo die Maſſe des Volkes ſich von der Revolutionslehre abwandte, meiſt der Adel an derſelben hing, welcher ſich dort deſto einſtimmiger von derſelben kehrte, wo ihr das niedere Volk zugeneigt war. Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staats- und ſocialen Verhältniſſen war allenthalben der Grund der revolutionären Sympathien, und wo zur Unzufriedenheit ein Grund nicht beſtand, da waren ihre Bekenner entweder die Schlechteſten oder die Beſten, Ehrgeizige oder Schwärmer.

Die Inſtructionen, welche die Directorial-Regierung in Bezug auf ihre italieniſche Politik Bonaparte mitgegeben, enthielten kaum eine Spur, daß ſie den in Italien vorhandenen revolutionären Zündſtoff ſchüren und die republicaniſchen Inſtitutionen Frankreichs durch die politiſche Offenſive und mittelſt der Revolutionirung zu vertheidigen beabſichtige, eine Idee, welche für die Politik Bonaparte's maßgebend geweſen war. Dieſe Inſtructionen waren ſehr begrenzter, ja beſcheidener Natur und ſtellten den franzöſiſchen Waffen als höchſtes Ziel eine durch fortgeſetzte Schläge gegen die öſterreichiſche Armee zu erreichende Trennung des Königs von Sardinien von der Coalition. Eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz mit dieſem Thürhüter der Alpen ſchien den franzöſiſchen Machthabern die unumgängliche Bedingung für den erquicklichen Fortgang des Krieges gegen Oeſterreich und die italieniſchen Coalitionsſtaaten. Sie waren von dieſer Nothwendigkeit ſo tief durchdrungen, daß Bonaparte Vollmacht erhielt, dem Könige von Sardinien für die Provinzen Nizza und Savoyen, deren Frankreich zur Abrundung ſeiner natürlichen Grenzen nimmermehr entrathen könne, das Mailändiſche zum Austauſch anzubieten, und nur, wenn Piemont, wider Erwarten, dieſe Lockſpeiſe verſchmähen ſollte, hatte Bonaparte Auftrag, die Unzufriedenen des Landes gegen den Turiner Hof aufzuregen „et par tous les moyens

qui sont en son pouvoir“ zu einem partiellen oder allgemeinen Aufſtand aufzuſtacheln. Nicht einmal bezüglich Genua's beſaß das Directorium eigentliche Revolutions- oder Eroberungsabſichten und wünſchte von dieſer Republik bloß einige ſecundäre Zugeſtändniſſe, die vorübergehende Beſetzung der Feſtungen Gavi und Savona und höchſtens noch, unter Garantie des genueſiſchen Senates, eine Anleihe von 3 Millionen bei den Kaufherren dieſer Republik.

Unter ſolchen Verhältniſſen und mit dieſen Inſtructionen war Bonaparte am 27 März im Hauptquartier zu Nizza eingetroffen.

Das republicaniſche Heer hatte ſeit 1792 in der Riviera und in den liguriſchen Apenninen gekämpft. Es war jedoch nicht im Stande, an dem Nordabhang der Apenninen ſich dauernd feſtzuſetzen; die öſterreichiſch-ſardiniſche Armee dagegen war nicht im Stande, ſich in der Riviera auf die Länge zu behaupten. Das Uebergewicht, welches regelmäßige Verpflegung, Ordnung und Disciplin den öſterreichiſchen Truppen gab, war zwar groß genug geweſen, dem Ungeſtüm der Franzoſen Stand zu halten, aber es war nicht groß genug, ſie dauernd abzuſtoßen. Die Ueberlegenheit des Franzoſen im örtlichen Gefecht, ſeine Geſchicklichkeit als Tirailleur hielt den Oeſterreicher in Schach, ſobald er den ſteilen Südabhang herunterſtieg und gegen Nizza vordringen wollte. Dazu war das republicaniſche Heer überaus unregelmäßig verpflegt geweſen, ſelbſt als es ſich noch an der Küſte hielt. Jedes Vordringen in das Gebirge machte die Verpflegung ſchwieriger und mangelhafter. Der franzöſiſche Soldat wußte, daß nach jedem errungenen Erfolge und bei jedem Vordringen ins Gebirge ſeiner dort nur verdoppelte Entbehrung warte, und daß er, ſo lange ſeine Obergenerale ihn nicht in die Ebenen Ober-Italiens führen mochten, mit jedem Siege ſich nur neues Elend erkaufe. Der glänzende Sieg von Loano (November 1795) war nur aus dieſen Gründen unbenützt geblieben. So hatte ſich der Krieg hier die Waage gehalten. Kein Sieg hatte zu einer wirklichen Entſcheidung geführt oder die Kriegslage weſentlich geändert. Aber unter dieſer ſtehenden und gleichgewichtigen Kriegsweiſe wurde die Riviera ausgezehrt, und der Zuſtand, in welchem Bonaparte die republicaniſche Armee fand, übertraf bei weitem die herabgeſtimmte Vorſtellung, die er in dieſer Beziehung von Paris mitgebracht.

Seit Beginn des Krieges hatte das Hauptquartier nicht ein einziges Mal Nizza verlaſſen. Die Organe deſſelben betrachteten ſich als ſtabile Behörden und waren mehr auf ihre Bequemlichkeit bedacht als auf die Bedürfniſſe der Armee. Die Etats, welche der abtretende Obergeneral Scherer ſeinem Nachfolger vorlegte, blieben weit unter der Ziffer, die das Directorium kannte. Die Armee litt Mangel an dem Nöthigſten. Engliſche

Schiffe blockirten die Küste; aus Frankreich kam so gut als gar nichts; die Regierung hatte weder Geld noch Credit; gemünztes Geld war verschwunden, die Assignaten hatten keinen Werth, die Kriegs-Casse war geleert und mit dem Solde im Rückstand; der Soldat zerlumpt, ohne Wäsche und Schuhe; der Brodnachschub unregelmäßig und nicht gesichert, und seit langem hatte die Armee vergessen, wie Rindfleisch schmeckt. Sonst waren in Perioden solcher Noth von Zeit zu Zeit durch speculirende Piemontesen Lebensmittel aus der Po-Ebene herbeigeschafft worden. Diese Nachschübe hatten seit Wochen aufgehört. Von diesen Zuständen in Kenntniß, hatte der König von Sardinien die Franzosen in der Riviera auszuhungern beschlossen und die Lebensmittelausfuhr unter strenger Strafe untersagt.

Bei all dieser Noth war der Geist der französischen Soldaten unter gewissen Gesichtspuncten vortrefflich.

Es ist wahr, daß es selten eine Armee gegeben, in welcher die gewohnte soldatische Zucht so locker, der Gehorsam so unsicher, und Auflehnung gegen höheren Befehl selbst durch ganze Abtheilungen so häufig gewesen. Insubordination stand in Permanenz. Unzufriedene Murrköpfe gab es dabei genug, und die Gegner der Revolution hatten sich ihrer bemächtigt. Man war so weit gegangen, eine Compagnie des Dauphin zu bilden, und sang mitunter neben der Marseillaise ohne Scheu contrerevolutionäre und Chouans-Lieder. Die Mehrzahl jedoch gehörte dem entgegengesetzten Extrem an und charakterisirte sich durch eine starre republicanische Ungefügigkeit. Diese Zuchtlosigkeit war die naturgemäße Folge des übermüthigen und unbändigen Geistes, mit welchem der Revolutionsrausch die Masse des Volkes erfüllt hatte. Bis in ihre tiefsten Tiefen hatte die Revolution die französische Nation aufgewühlt und der siegreiche Kampf der niederen Volksclassen gegen die höheren ihr einen Geist trotzigen Stolzes eingeimpft. Die Allgemeinheit der socialen Erschütterung hatte den Blick des Einzelnen auf das Ganze gelenkt und ihm den Zusammenhang mit einem großen Staatswesen zum Bewußtsein gebracht. Die Ausrufung der Republik hatte dem nationalen Gegensatze noch den politischen hinzugefügt, die Kriegserklärung des Conventes an das gesammte monarchische Europa denselben noch geschärft, und die Bildung der Coalition ihn vervollständigt. Der treueste Dolmetsch dieser nationalen, socialen und politischen Gegensätze war aber der französische Soldat, welcher an den Grenzen gegen diejenigen rang, die er als die erbitterten Feinde Frankreichs, als die Alliirten jener Stände betrachtete, die seine errungenen Freiheiten nun von Außen her mit fremden Waffen zu vernichten trachteten, nachdem er über sie im Innern bereits Sieger geworden war.

Wie das französische Volk die durch die Revolution gebornen Institutionen vergötterte und sich selbst über alle anderen Völker Europa's erha-

ben dünkte, ſo der franzöſiſche Soldat. Das gab der Armee einen Schwung und ein Bewußtſein innerer Ueberlegenheit über die monarchiſchen Armeen, wie ſie bis dahin in ſolcher Ausdehnung noch in keiner Armee geſehen worden war. Je mehr ſich ihre Nothlage in der Riviera verſchlimmerte, um ſo tiefer wurde der Mehrheit nach der franzöſiſche Soldat überzeugt, daß er darin nicht bleiben könne, ohne vorwärts oder rückwärts gehen zu müſſen. Er wußte, daß die Regierung kein Geld habe und ihm nicht helfen könne. Er dachte deshalb nicht daran, nach Nizza oder Südfrankreich zu gehen, und ſah kein Gedeihen für ſeinen Magen, als im Vordringen; doch nicht, um wie ſonſt auf dem Nordabhang des Apennins hängen zu bleiben, ſondern um gegen Turin oder Mailand herunterzuſteigen und ſeinem Elend durch die Schätze Italiens für immer ein Ende zu machen. Mit wäſſerndem Munde wurde in den Lagern die Trefflichkeit der Mailänder Hühner und die Schönheit der lombardiſchen Mädchen beſprochen, gerade als ob man ſich eben nur an die beladenen Tiſche hinzuſetzen brauchte. Schon nach der Schlacht von Loano wurden öſterreichiſche Kriegsgefangene von ihren Wachen um die Stärke der Feſtung Mantua befragt, und wie weit wohl noch der Weg nach Wien ſein möge *). So half durch Bilder ſchöner Zukunft dem Franzoſen Leichtblütigkeit über die entbehrungsreiche Gegenwart hinweg, und durch Hoffnungen, deren Verwirklichung er ausſchließlich ſeiner Tapferkeit anheimgegeben ſah. Der Sieg von Loano hatte die reichgefüllten öſterreichiſchen Magazine von Finale und Loano in ſeine Hände gebracht. Den erſten Monat hindurch wurde vollauf gezecht, die Weinfäſſer zu tollen Orgien auf die Straße gerollt und in vollen Zügen der Preis des Sieges ausgetrunken. Als nach einem Monat von Ueberfluß und Schwelgerei die Magazine leer geworden und der hagere Mangel anzuklopfen begann, da ſehnte ſich der Franzoſe wieder nach einem ſolchen Siege und blickte auf die Alpen und Apenninen wie auf armſelige Zäune, die noch zwiſchen ſeinem heißhungrigen Verlangen und den Schätzen Italiens lagen. — —

So hatte Bonaparte dieſe Armee übernommen. Selbſt jung wie ſie, hoffnungsreich wie ſie, war gerade er einer ſolchen Armee und ſie eines ſolchen Feldherrn bedürftig. Eben dieſes Zuſammentreffen war erforderlich, um die Wunder vollführen zu können, welche Europa demnächſt mit Erſtaunen und mit Entſetzen erfüllen ſollten. —

Der Empfang indeſſen, welchen der junge Obergeneral und ſein „Stab von Buben“ bei der Armee fand, war, gelinde geſagt, wenig ermuthigend.

---

*) Briefe aus Italien, Tübingen 1798. Von einem öſterreichiſchen Stabsofficier, der in dieſer Schlacht in Gefangenſchaft gerieth und 1797 im Gefechte von Neumarkt den Ehrentod fand.

Bei der Schnelligkeit, mit welcher er die Stufenleiter der militäriſchen Grade durchlaufen und in einem Alter ſich an die Spitze einer Armee geſtellt ſah, in welchem ſonſt die Mehrzahl nach innerer Vollendung noch zu ringen pflegt, machte ſeine Stellung im Anfang ſchwierig. Er hatte ſeinen Commandoſtab am Straßenpflaſter von Paris gefunden und derſelbe war von Bürgerblut befleckt. Nie hatte er im Felde eine Diviſion, eine Brigade commandirt, ja nicht einmal ein Bataillon. Wenn auch ſein Name einigen Generalen nicht ganz unbekannt war, ſo hatten ſie ihn doch niemals als ihren Führer ſich gedacht. Dazu war er kaum ſo alt als der rangsjüngſte der in der Armee angeſtellten Untergenerale. Einige darunter, wie Laharpe und Serrurier, waren im Waffendienſt ergraute Männer, von denen der letztere ſehr gut Bonaparte's Vater ſein konnte und den neuen Oberfeldherrn noch als Lieutenant gekannt hatte, als er ſelbſt bereits chef de bataillon geweſen war. Nur ſehr Wenige, die 1794 in engerem Verkehr mit Bonaparte geſtanden, beſaßen eine Ahnung von ſeinem kriegeriſchen Genius. Der großen Maſſe des Heeres war er völlig fremd; niemals hatte dieſe mit ihm verkehrt oder ſeine Schriften geleſen. Sie wußte nur, daß er die Section Lepelletier mit blutigen Köpfen heimgeſchickt und die Directorialregierung befeſtigt hatte, dieſelbe Regierung, welche ihre tapferen Soldaten unter den kahlen Felſen der Riviera hungern ließ, ihnen Sold ſchuldete, von ihnen fortwährend Siege und Eroberungen verlangte, aber nicht einmal Schuhe für die Füße gab, die nach ſolchen Eroberungen laufen ſollten. Das Vertrauen zum Feldherrn, eines der ſtärkſten Bande, die aus ſo vielen einzelnen Exiſtenzen beſtehende, mit ſo viel einzelnen Willen, Wünſchen und Intereſſen aus einander ſtrebende Geſammtheit eines Heeres zu Einem Körper feſt zu kitten und durch ein Meer von Leiden, Entbehrungen und Todesgefahren hindurch auf Ein Ziel zu richten, fehlte vollſtändig; denn die Maſſe beurtheilt den Mann nach ſeiner Handlung und dieſe nach ihrem Erfolg. Der junge Obergeneral fand oben und unten feindliche Voreingenommenheit vor. Der Diviſionsgeneral Serrurier, der Revolution im Herzen gram und bereits ſeit 34 Jahren ununterbrochen unter den Fahnen, brummte über die republicaniſche Regierung, die ihre Armeen von Knaben befehligen laſſe; Augereau declamirte entrüſtet, daß das Directorium in die Fußſtapfen der alten Deſpoten trete und ſeine Maitreſſen bei der Heirath mit den Commando's republicaniſcher Heere ausſtaffire. Laharpe ſchloß ſich in finſteres Schweigen ein, in kalter Paſſivität der Erfüllung der Prophezeiungen harrend, nach welchen große Siege oder große Niederlagen zu gewärtigen ſtänden. Maſſena, der vor Toulon eine Brigade befehligt hatte, blickte ſorgenvoll der Zukunft entgegen, die in die Hände eines Befehlshabers gelegt war, der zwar Batterien aufzuſtellen, Feſtungsmauern einzuſchießen, aber niemals eine Feldſchlacht zu leiten gelernt habe, und war feſt überzeugt, daß nach der erſten Schlappe ihm, der Natur der

gegebenen persönlichen Verhältnisse nach, nothwendig eine maßgebende Stellung zufallen müßte.

Wenn auch die Armee ihren neuen Feldherrn nicht kannte, so kannte doch der Feldherr seine Armee.

Soldats, vous êtes nus, mal nourris, rief er ihnen in seiner ersten Proclamation zu; — le Gouvernement vous doit beaucoup, il ne peut rien vous donner. Votre patience, le courage que vous montrez au milieu de ces rochers, sont admirables; mais ils ne vous procurent aucune gloire, aucun éclat ne rejaillit sur vous. Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde. De riches provinces, de grandes villes seront en votre pouvoir; vous y trouverez honneur, gloire et richesses. Soldats d'Italie, manqueriez - vous de courage ou de constance?

Das war eine Sprache, die der Soldat verstand. So hatte er noch niemals reden gehört. Keiner seiner früheren Obergenerale hatte so Vieles ihm zugesagt und keiner die Erfüllung des Versprochenen bloß von seinem Muthe abhängig gemacht. Er wünschte seit dem Herbste nichts, als aus der abscheulichen Sackgasse der Riviera herausgeführt zu werden, wo ihm auf der einen Seite die dürren Kalkfelsen des Gebirges, auf der andern die finstern Kanonenmündungen der englischen Kreuzer entgegenstarrten, wo die Magazine geleert und die Bewohner ausgesogen waren. Mächtig klang jener Ton im Soldatenherzen wieder, dem derselbe abgelauscht war. Nie hat Bonaparte etwas Besseres geschrieben.

Mit dieser berühmten Proclamation fuhr ein anderes Leben in die Armee und eine frischere Regsamkeit in die Verwaltung derselben. Schon unterwegs hatte Bonaparte in Marseille und den benachbarten Departements sich mittelst eines Zwangsanlehens einige hunderttausend Francs beschafft und ließ den Truppen sofort den Sold bezahlen. Durch Abschlüsse mit Handlungshäusern wurde Fourage, Brod und Rindfleisch auf die Dauer eines Monats sichergestellt und für späteren Nachschub vorgesorgt. Schon am 30 März war er im Stande, den Truppen wöchentlich fünfmal frisches Rindfleisch reichen zu lassen. Gleichermaßen organisirte er die rückwärtigen Armeeanstalten, bestimmte die Etappenstraßen, theilte sie in Abschnitte und Divisionen, approvisionirte ihre Depots und stellte sie unter die bei der Feldarmee entbehrlichen Generale. Der Train, welchen er bei der Armee vorgefunden, bestand aus 500 Maulthieren und war kaum genügend, 30 Geschütze sammt Munition den steilen Südhang des Apennins hinaufzuschleppen. Si nous sommes vaincus, j'aurais trop, vainqueurs nous n'avons besoin de rien, — hatte er zwar mit seiner unüberwindlichen Vorliebe für auffällige Phrasen gesagt; nichtsdestoweniger ließ er aus Toulon 1600 Maulthiere und andere

Beſpannungen kommen und im genueſiſchen Gebiete, in den Thälern von Pieve, Ormea und Careſſio zum Dienſt der einzelnen Diviſionen noch mehrere Hunderte requiriren. Bis 7 April wurden nach und nach alle Truppen beſichtigt, belobt, getadelt oder geſtraft, und binnen einer Woche wußte auch der Letzte der Armee, wie er zu dem neuen Feldherrn ſtehe. Ein Bataillon der 209. Halbbrigade, das aus rückwärtigen Winterquartieren zu den activen Diviſionen zu marſchiren hatte, verſagte den Gehorſam und war nicht von der Stelle zu bringen. Ohne Umſtände ließ Bonaparte die Urheber und den Bataillonschef vor das Kriegsgericht ſtellen, das Bataillon aus der Armeeliſte ſtreichen, zu je 5 Mann unter die andern Bataillone der Armee vertheilen, und alle Officiere und Unterofficiere, die ein gutes Beiſpiel zu geben verſäumt, ſchimpflich aus der Armee ſtoßen. Officiere anderer Truppenkörper, die in gewohnter Weiſe ihrem Unbehagen oder ihrer monarchiſchen Geſinnung durch die Rufe: Vive le roi! Luft gemacht, wurden vor die Gerichte geſtellt und erſchoſſen. Wie dieſe ſtrengen Maßregeln die Armee bald überzeugten, daß feſtere Hände die Zügel der Kriegszucht übernommen, ſo ſchreckten Beſtrafungen und gemeſſene Befehle die Schurkerei empor, die ſich faſt aller Zweige der Armeeverpflegung bemächtigt hatte. Il est important, ſchrieb Bonaparte an den Chef des Verpflegungsweſens, qu'aucun fripon ne puisse échapper. Depuis assez longtems les soldats et les interêts de la patrie sont la proie de la cupidité. Un exemple est nécessaire en tout temps, et particulièrement à l'entrée de la campagne. Die Organiſation des Hauptquartiers wurde vollendet. Diviſionsgeneral Gaultier, Chef des Generalſtabes unter Scherer, blieb an der Spitze des ſogenannten ſchreibenden Hauptquartiers, in Oeſterreich das Armee-General-Commando genannt und der adjudant-général Vignolle, Sous-Chef des Generalſtabes im großen Hauptquartier unter Berthier.

Dieſelbe Sorgfalt wandte Bonaparte den Stäben ſeiner Untergenerale zu. Er wußte nur zu gut, daß der Stab ein weſentlicher Beſtandtheil einer jeden Kriegsorganiſation ſei, und daß die vortrefflichſte Armee bei Unzulänglichkeiten und Unvollkommenheiten im Stabe kaum Mittelmäßiges zu leiſten vermöge, gerade wie das beſte Werkzeug unbrauchbar wird, wenn ihm die Handhabe fehlt. Allen Generalen wurde befohlen, ſich mit der vorgeſchriebenen Zahl von Adjutanten zu verſehen. Jede Armee-Diviſion erhielt zur Beſorgung der Detailgeſchäfte zwei bis drei adjudants généraux (höhere Generalſtabsofficiere), wovon jeder einige Officiere als Gehülfen (adjoints) beſaß. Jene, welche keine adjoints hatten, erhielten den Befehl „de proposer sans délai les officiers qu'ils jugeront capables de remplir ces fonctions importantes," — und Berthier die Weiſung, die Vorgeſchlagenen hinſichtlich ihrer Eignung einem ſtrengen Examen zu unterziehen.

Wie klein und unbedeutend dieſe Verfügungen ſcheinen mögen, ſo ſind ſie es in Wahrheit doch nicht, und geeigneter als manches andere, für den Werth zu zeugen, den Bonaparte auf die geiſtigen und moraliſchen Potenzen des Heerweſens legte, zugleich aber auch in einer ihrer Urſachen jene Kataſtrophen zu erklären, welchen die Armee Oeſterreichs erlag.

Wenn wir auf einige dieſer Verhältniſſe auch etwas näher eingehen, ſo geſchieht es nicht, um Kriegsgeſchichte zu ſchreiben, ſondern gerade um das hervortreten zu machen, was in Kriegsgeſchichten nicht enthalten und doch zum Verſtändniß jener Schläge unentbehrlich iſt, die in einer unglaublich kurzen Zeit den Untergang von fünf tapferen Heeren herbeiführten.

Das Unglück der Waffen Oeſterreichs in dieſem merkwürdigſten der neueren Kriege wurde faſt von allen Geſchichtſchreibern entweder im Ungeſchick der öſterreichiſchen Generale, oder in der ungenügenden Tapferkeit der öſterreichiſchen Soldaten geſucht. Wohl mag die Operationsweiſe der öſterreichiſchen Feldherren, welche ihre Kenntniſſe des großen Krieges in einer ganz andern Schule erworben, als jene geweſen war, die jetzt, mit Ueberraſchung für den eigenen Schöpfer, zur Anwendung gekommen iſt, dazu vieles beigetragen haben; doch trägt ſie keineswegs ausſchließlich die Schuld. Tapfer aber hat ſich die öſterreichiſche Armee immer erwieſen, und noch auf St. Helena hat ſelbſt Napoleon ihr das Zeugniß gegeben, daß in keiner ſeiner zahlloſen Schlachten eine Truppe mit größerer Tapferkeit, Hartnäckigkeit und Aufopferung gefochten, als die Oeſterreicher bei Marengo. Das Unglück Oeſterreichs hat der merkwürdige Zuſammenfluß einer Fülle der verſchiedenartigſten Urſachen verſchuldet, von denen der größere Theil weder einzelnen Menſchen, noch dem Syſteme zum Vorwurf gemacht werden kann. Sie waren ſo unabhängig von dem menſchlichen Willen, wie es Regen oder Sonnenſchein iſt, oder der Ertrag der Ernte. Je weiter die Vergangenheit zurücktritt, je mehr ſich das Urtheil von Haß und Liebe befreit, um ſo deutlicher treten dieſe Urſachen hervor, um ſo milder wird das Verdict über unſere Vorfahren, und um ſo größer die Achtung, die ſie ſich ſelbſt inmitten unerhörten Unglücks verdient.

Man hat den Krieg häufig mit dem Schachſpiele verglichen, und mit Unrecht. Ein Schachſpieler, der ſeinen Feldzug mit demſelben Ausmaß an Macht und Mitteln beginnt, deſſen Figuren dieſelbe unveränderliche Eigenſchaft haben, wie jene ſeines Gegners, mag ſein Spiel durch bloße Ueberlegenheit der Combination gewinnen, durch größere Aufmerkſamkeit, durch raſchere und tiefere Conception, durch ſchnelle Benutzung neu aufſchießender Ideen und der Fehler ſeines Gegners, oder durch überraſchende Schläge. Der Kampf beginnt unter gleichen Chancen, mit gleichen Vortheilen des Schlachtfeldes, mit gleichen Waffen und mit vollſter Kenntniß der gegenſeitigen Bewegung. Hier iſt die Operation Alles. Im Kriege jedoch ſind die bewe-

genden und bewegten Elemente ſo durchaus anderer Natur, daß ſelbſt ein nur äußerlicher Vergleich unrichtig bleibt. Schon die numeriſche Zahl der Truppen iſt ſelten gleich, und niemals iſt es ihre Leiſtungsfähigkeit. Die Armee beſteht aus vielen tauſend Individuen, von denen jedes ſein Intereſſe, ſein Freud und Leid, ſeinen Willen hat, von denen jedes den Einwirkungen des Hungers, der Kälte, der Ermüdung und mannichfach wechſelnden anderen Einflüſſen unterliegt. Das Alles verändert ununterbrochen die moraliſche Verfaſſung, die Spannkraft, den Schwung. Uebung, Kriegsgewohnheit der Truppen, Tüchtigkeit der Officiere, Talent der Feldherren iſt ein anderes Element, das in ſeinem durchſchnittlichen Gehalte zwar andern Quellen entſpringend, in ſeiner Aeußerung jedoch von dem Wechſel der moraliſchen Spannung abhängig bleibt und täglich ein anderes ſein kann. Je ſicherer im Kriege jeder Einzelne ſeine Aufgabe trägt, je weniger er ſich durch Hinderniſſe, widrige Zufälle, Entbehrung und Anſtrengung entmuthigen läßt, um ſo weniger laſtet die Inertie der Truppe auf den Untergeneralen, und um ſo leichter wird der Feldherr handeln können, weil er Herr der Maſſe bleibt. Sowie aber die moraliſche Kraft des Einzelnen erſtirbt und dieſer nicht mehr von dem eigenen inneren Impulſe getragen wird, ſo fällt nach und nach die ganze Laſt der trägen Maſſe auf die Kraft der Unterfeldherren, und ſowie auch dieſe davon erdrückt wird, auf den Feldherrn allein. Dies modificirt mannichfaltig die Leiſtungsfähigkeit eines Heeres und erzeugt jenen Unterſchied, der in der Action zwiſchen der Idee und der wirklichen Leiſtung hervortritt und deſſen tauſendfältige Urſachen der Militär die Reibung im Kriege nennt. Sie iſt der Grund, daß der Erfolg häufig ſo weit hinter der Erwartung, die Ausführung hinter dem Plane zurückbleibt. Je geringer ſie iſt, je größer das Durchſchnittsmaß der Leiſtungsfähigkeit wird, und je mehr ſie die Eigenſchaft eines dauernden Charakterzuges annimmt, mit einem Worte, je ähnlicher ein Heer in dieſer Beziehung den unveränderlich begabten Schachfiguren wird, deſto vortrefflicher wird daſſelbe. Aber Niemand, ſelbſt nicht der größte Feldherr, hat es ganz in ſeiner Hand, dieſe Stabilität der Leiſtungsfähigkeit ſeinem Heere zu erhalten, weil die Factoren, deren Geſammtproduct ſie iſt, außerhalb ſeiner Macht gelegen ſind.

Dieſe Grundbedingungen der Leiſtungsfähigkeit waren ſeit der unglücklichen Schlacht von Loano im Herbſte 1795 in der öſterreichiſchen Armee weſentlich geſtört. Bis dahin war ſie mit allem Lebensbedarf reichlich verpflegt, und große Wintervorräthe an Proviant, Kleidung und Schuhen lagen in den Magazinen von Loano und Finale aufgehäuft. Mit dieſer Schlacht wurden die reichgefüllten Magazine, die Spitäler, das Zeltlager, Bagagen, Kochgeſchirre, ja ſelbſt ein Theil der Torniſter verloren. Ohne Brod und Zelt mußte ſich die Armee bei Einbruch des Winters aus der milden Küſtenzone auf die Höhen eines unwirthlichen Gebirges ziehen und in den kalten Thälern

des Nordabhanges Lager nehmen. Schon in den ersten Tagen des Decembers begann der Hunger mit dürrem Finger anzuklopfen. Der kranke Feldzeugmeister Dewins, der die kaiserliche Armee commandirte, ließ den Truppen den Kostenpreis jener Lebensmittel vorausbezahlen, welche zu liefern die Armeeverwaltung außer Stande war. Ein Heer von Speculanten benützte diese Nothlage zu gewinnreichem Geschäft und brachte den Truppen gegen vierzehntägige Vorausbezahlung Mehl und Reis. Bald aber erkannte der Soldat, daß „Mehl und Reis pfundweise an den Händen gewissenloser Verpflegsbeamten hängen blieb," und mochte mit seinem Blutgelde nicht ferner den Säckel Gewinnsüchtiger spicken. An der Küste wärmte sich der Franzose noch im Sonnenschein, eine Stunde bergaufwärts peitschten dem Oesterreicher kalte Stürme den Eisregen ins Gesicht, und tiefer hinein den Schnee. Seit December deckte zwei Fuß hoher Schnee den Boden, der rasende Orkan warf die Zelte um, oder er zerriß dieselben, und vor Kälte klappernd mußte der Soldat sein schwankendes Wohnhaus von neuem bauen. Je härter die Kälte wurde, desto empfindlicher machte sich der Holzmangel. Ungeheuere Feuer mußten angezündet werden, damit die ausgestellten Pikete den Schneestürmen und Regengüssen Trotz bieten konnten. Holz mußte genommen werden, wo es eben zu finden war. Ungeachtet wiederholten Verbotes gingen Gemeine und Unterofficiere Nachts verstohlen auf Jagd nach dem Brennmaterial in die Holzställe und an die Umzäunungen der Hütten des Gebirges; die Officiere, auch Menschen von Fleisch und Blut, mußten schweigen, damit auch sie sich trocknen und wärmen konnten. Solche Ausflüge waren nicht gefahrlos, und mehrere unserer Soldaten sind dabei von Piemontesen erschossen worden. Die Regierung hatte Alles gethan, die Armee mit Lebensbedarf zu versorgen; aber die Masse der bei Loano verlorenen Vorräthe war nicht schnell genug zu ersetzen. Das Land war durch einen dreijährigen Krieg ausgezehrt; die Vorräthe mußten aus Ober-Oesterreich, aus Ungarn und Croatien nachgeschafft werden. Das brauchte Zeit, und der Winter war um, ehe die Armee ihren Haushalt einigermaßen wieder eingerichtet hatte. Obzwar auch eine piemontesische Armee zur Seite des kaiserlichen Heeres focht, so hatte der Bewohner Piemonts doch kein Herz für unsere Soldaten. Sogar das Laub der Bäume, welches einzelne in ihr Zelt getragen, wurde als öffentliches Eigenthum reclamirt, und kaltblütig sah ein Ortsvorstand der Bestrafung eines über diesen „Felddiebstahl" ertappten armen Teufels zu. Der Sieg hatte zwar den Oesterreicher jedes Mal in die Riviera gebracht und die Bedingungen seiner materiellen Existenz gebessert. Diese Erleichterung war aber stets nur von kurzer Dauer gewesen, und so oft die Armee ins Gebirge geworfen wurde, so oft hatte sich ihr Elend wieder verdoppelt. Es war unter solchen Umständen kein Wunder, daß der Soldat, aus Italien sich hinwegsehnend, jene seiner Cameraden be-

neidete, die an den Ufern des schönen Rheins demselben Feinde entgegenstanden, welchen er in diesen öden und wüsten Bergen zu bekämpfen hatte.

Dieser Zusammenfluß widriger Umstände hatte natürlich die Stimmung der Armee merklich herabgedrückt und ihre moralische Spannung stand keineswegs ganz auf der Höhe der Stimmung des gegenüberstehenden Heeres. Diesen Unterschied steigerte bis zu einer vollkommenen Ungleichheit die andersgeartete Natur der republicanischen Armee.

Ein großer Theil der kaiserlichen Truppen bestand aus Geworbenen. Unter diesen giebt es immer eine gute Anzahl verzweifelter Subjecte, deren dunkle Vergangenheit das Bessere der menschlichen Natur erstickt hatte, und die weder durch das Band eines festen Besitzes noch der Familie an die Interessen des Landes geknüpft waren, dessen Sache sie verfochten. Für Leute solcher Art hatte der harte und entbehrungsreiche Kriegsdienst wenig Verlockendes, und Desertionen hatten sich während der winterlichen Waffenruhe häufig und häufiger gezeigt. Manche Truppenkörper, unter denen Fahnenflüchtigkeit zur Krankheit geworden, mußten aus den vorderen Postirungslinien in die Thäler gezogen werden. Dort wurden sie in Kirchen und Klosterhöfe gesperrt und unter Bedeckung täglich spazieren geführt. Dabei war die Zucht der Armee, um den bunten Elementen ihrer Zusammensetzung den Stempel der Einheit aufzudrücken, etwas zu streng, ja pedantisch. Mit dem Zollstab wurde die Weite des Schrittes gemessen und mit der Uhr in der Hand deren Zahl in der Minute. Der formelle Theil der Reglements herrschte mit Unerbittlichkeit und artete mitunter in unnütze, ja geradezu schädliche Quälerei aus. Bei Märschen war es verboten, während der kurzen Rast die Gewehre auf den Boden zu stellen, oder Wasser zu trinken, bevor der Tagmarsch vollendet war. Der gesammte Dienst wurde nach einem unabänderlichen Einerlei getrieben; der Unterricht beschränkte sich auf Anlernung rein mechanischer Formen und eines bloß technischen Geschickes. Das alles prägte dem Soldaten allmälich den Stempel einer steifen Unbeholfenheit auf, und nach einer längeren Dienstzeit dünkte es demselben endlich nirgends wohler, als wo täglich alles nach Gesetz und Stunde im Geleise der theuer gewordenen Gewohnheit geschah. Dies war, so unglaublich es auch klingen mag, der Grund, daß ein so unerhört großer Theil der Kriegsgefangenen, ja selbst der Deserteure, die unter den blauen französischen Mützen vollere Schüsseln und regelmäßigere Mahlzeiten zu finden gehofft, nach kurzer Dienstzeit beim Feinde die süße Regelmäßigkeit des österreichischen Feldlebens vermissend, mit Freuden wieder das mitunter quälende, doch außerordentlich wohlschmeckende steife Einerlei des kaiserlichen Dienstes suchte.

Bei einer so strammen, ja peinlichen Disciplin war der Heerdienst gefürchtet, und der Recrut zitterte, wenn er eingekleidet wurde. Er betrachtete

ſich mehr oder weniger als das Opfer eines Geſetzes, deſſen Nothwendigkeit er nicht verſtand, deſſen Härte er aber fühlte. Bei der Mehrzahl der Stämme, welche das Heer zuſammenſetzten, beſtand, was wir Vaterlandsliebe nennen, nur in ſehr abgeſchwächtem Grade, inſofern im Herzen auch des Roheſten Anhänglichkeit an die Stätte ſeiner Geburt, an die Heimath ſeiner Angehörigen lebt. In der Vorſtellung vom Vaterlande hatte die Idee eines großen Oeſterreichs die provinzialen Vaterländer noch nicht verdrängt. Was kümmerte den Hirten und Holzſchläger aus den Karpathen, den Zigeuner aus der Steppe, welches Princip in Frankreich herrſchte und welche Macht in Frankreich gebot. Der Heerdienſt erſchien ihm als eine Zwangsſteuer, die er mit ſo viel Entbehrung, Selbſtentſagung, Demüthigung, mit einem gar bedeutenden Bruchtheil ſeines Lebens abzuleiſten hatte, aus Gründen, die er nicht verſtand, für Intereſſen, die er nicht erfaßte, auf eine Weiſe, die er fürchtete und die in ſich nichts beſaß, ihn mit den ſchweren Bedingungen ſeines Standes zu verſöhnen oder das Opfer ihm verſtändlich zu machen, welches die Wohlfahrt des Ganzen, deſſen Theil auch ſeine Familie, gebieteriſch verlangte. So war es kaum möglich, daß bei ihm ein rechter Siegesdurſt erwachen konnte, ſo war es aber auch *unumgänglich*, daß *nur* die Starrheit ſtreng beſtimmter Formen ein ſo ſprödes Material zu einem handlichen Heere bilden und *nur* die Zuverläſſigkeit des angelernten Gehorſams ihm den Mangel eines ſelbſtändigen inneren Impulſes erſetzen konnte.

So war es aber keineswegs bloß in der öſterreichiſchen Armee; ſo war es, Frankreich ausgenommen, in allen feſtländiſchen Heeren jener Zeit; zumal in Preußen, wo die Kunſt dieſer exceſſiven Zucht und Drillerei erfunden worden war. Die Staaten jener Zeit ſuchten die Sieghaftigkeit in der Trefflichkeit alles Details und in vollkommener Uniformität. Der Soldat ſollte nichts als bloße Maſchine ſein, und die Armee mit der Zuverläſſigkeit von Maſchinen operiren. Man kann nicht ſagen, daß, den Staatszweck ins Auge gefaßt, dieſe Vorſtellung eine unrichtige war. Jede Heeresorganiſation, wenn ſie wirklich ein brauchbares Heer ſchaffen will, wird ein ſolches Ziel jeder Zeit voranſtellen müſſen. Durch die Organiſation muß der kriegeriſche Muth eines Volkes jedoch nicht allein entwickelt, er muß zugleich gezügelt und angefeuert werden. Strenge Ordnung und feuriger Dienſteifer müſſen ſich verbrüdern. Die Truppen müſſen aufs Schlachtfeld eilen, zwar mit der Präciſion von Maſchinen, aber auch kämpfen mit dem Enthuſiasmus von Kreuzfahrern. Nicht das Ziel, nur der Weg war unrichtig geweſen, welchen die frühere Organiſation verfolgte. Sie unterdrückte die menſchlichen Inſtincte, ſtatt ſie zu benutzen. Jene Armeeorganiſation, die es darin am weiteſten gebracht, konnte damals ſicher ſein, ein Heer geſchaffen

zu haben, das jeder anderen Armee weit überlegen, in welcher der Formendienst minder ſtarr, der Soldat weniger Maſchine geworden war, und welche der Entwickelung des herrlichen Feuers, das in der Bruſt des Menſchen glüht, ebenfalls keinen Spielraum gegönnt hatte.

Doch damals war gerade das franzöſiſche Heer dasjenige, in welchem der Revolutionsſchwindel alle jene Kräfte des Gemüthes entwickelt hatte, welche die phyſiſche Leiſtungsfähigkeit am meiſten potenziren und zu ungewöhnlichem Schwunge ſtacheln.

Die Revolution hat die alte Armee Frankreichs zerſtört, und was in den Trümmern Kräftiges, Ehrgeiziges oder Verzweifeltes war, in den Schooß der neuen aufgenommen, die ſie an die Stelle ſetzte. Dieſe neue Armee war das ganze Volk, und jene Theile, die davon nach der Sturmepoche von 1793 an die Grenzen ausgeſchieden wurden, waren aus allen Schichten des Volkes hervorgegangen, dieſem mit allen Tugenden und Schwächen angehörend, deſſen wahre Blüthe und Kraft, von dem enthuſiaſtiſchen Schwunge ergriffen, welchen der Revolutionstaumel der ganzen Nation gegeben, jung und neu in jedem Sinne des Wortes. Aller älteren, ihren wilden Schwindel haſſenden Elemente hatte ſie ſich entledigt und nur kühne, entſchloſſene, ja verzweifelte Elemente zurückbehalten, die, um Glück zu machen, nichts einzuſetzen hatten, als ihr Leben. Der Krieg, die Niederlage hatte den Franzoſen den Sieg gelehrt. Von keinem hergebrachten Kriegsſyſteme befangen, von keiner Politik gegängelt, durch keine Rückſicht geſchwächt oder zurückgehalten, durch die Guillotine in die Schlacht getrieben, lernten ſie mitten im Gefechte und in den Bewegungen des Krieges die Bedingungen des kriegeriſchen Erfolges. Ihr wahrer Exercierplatz war das Schlachtfeld, ihr Lehrer der Feind, und Sieg oder Niederlage der einzige Prüfſtein des erworbenen kriegeriſchen Werthes. Die Träger der althergebrachten Kriegsformen und Ueberlieferungen, veralteter Anſichten; die im Lehnſtuhl, am Hofe und in dem behaglichen Nichtsthun des Garniſonlebens erwachſenen Officiere der alten Zeit waren entfernt, oder hatten ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet, und die unbefangene Beobachtung der natürlichen Bedingungen des Sieges führte die heranwachſende junge Schule allmälich zu Schlüſſen, deren kraftvoller Anwendung die ſchulgerechte Manier der Coalitionsheere erlag. Aus dieſer neuen Schule, hervorgegangen aus der Concurrenz der Talente eines ganzen Volkes, ſchoß eine Menge willensſtarker, an eigenem Nachdenken belehrter Officiere empor, die, allerlei Conditionen entſproſſen, mitunter desparate Geſellen, hartgeſotten in einem regelloſen, abenteuerlichen Leben, rauh an Sitten und Formen, rauh an Herzen und Manieren, im Feldleben aufgewachſen, ein jugendkräftiges, des wunderbarſten Schwunges fähiges Heerweſen bildeten und zuſammenhielten.

Actenstücke,
betreffend den Vorschlag zu einer mitteleuropäischen Gradmessung.

I.

Einladungsschreiben der königl. preußischen Regierung.

Seine Majestät der König haben zur Ausführung eines von dem königl. General-Lieutenant Baeyer angeregten Unternehmens,

> durch Verbindung der geodätischen Messungen in denjenigen europäischen Ländern, welche mit Deutschland zwischen gleichen Meridianen liegen, eine mitteleuropäische Gradmessung seitens der preußischen Regierung ins Leben zu rufen,

mit Rücksicht auf die Gemeinnützigkeit und das Großartige eines solchen Werkes, die allerhöchste Genehmigung zu ertheilen geruht.

Der zu erzielende wichtige Zweck läßt sich nur durch eine Vereinigung der wissenschaftlichen Kräfte der dabei in Betracht kommenden Staaten, eine solche aber nur durch die Einwirkung der betreffenden Landesregierungen erreichen.

In Gemäßheit der vorgedachten allerhöchsten Entscheidung ist daher der unterzeichnete königl. preußische außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister beauftragt worden, dem löblichen k. k. Ministerio des Aeußern hievon unter Mittheilung von zwei Exemplaren des von dem General-Lieutenant Baeyer eingereichten Entwurfes einer mitteleuropäischen Gradmessung nebst Karte Kenntniß zu geben und zugleich eine Einladung des kaiserlichen Gouvernements zur Mitwirkung zur Verwirklichung dieses Planes beizufügen.

Diesem Auftrage hierdurch ergebenst entsprechend, erlaubt sich der Unterzeichnete noch zu bemerken, daß, insofern man k. k. Seits gesonnen wäre,

dem Unternehmen beizutreten, anheimgestellt bleiben muß, mit den Arbeiten der Gradmessung eine geeignete Persönlichkeit zu beauftragen, welche sich hinsichtlich der Details mit dem vorgenannten preußischen Bevollmächtigten in Verbindung zu setzen hätte.

Bei dieser Einladung wird indessen von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Antheil nehmenden Regierungen in Rücksicht auf die wissenschaftliche Bedeutung und Gemeinnützigkeit des Werkes und das bereits überall vorhandene Detail-Material, die ihrerseits etwa zu machenden Ausgaben selbst tragen werden.

Indem der Unterzeichnete sich hierüber eine baldgeneigte Rückäußerung erbittet, wiederholt er zugleich die Versicherung vollkommenster Hochachtung.

Wien, am 8. Juli 1861.

v. Werther.

An das löbliche k. k. österreichische
Ministerium des Aeußern.

II.

Entwurf zu einer mitteleuropäischen Gradmessung.

Im Jahre 1525 wurde in Europa die erste Gradmessung von dem Pariser Arzt und Mathematiker Fernet zwischen Paris und Amiens ausgeführt. Seitdem war man fast unausgesetzt mit der Bestimmung der Größe und Figur der Erde beschäftigt. Frankreich hat im 18. Jahrhundert, England und Rußland haben im 19. Jahrhundert großartige Operationen zu diesem Zwecke unternommen.

Gegenwärtig besitzt Europa zwei große und drei kleine Beitengradmessungen und drei größere Längengradmessungen. Die Breitengradmessungen sind:

1. Der große französisch-englische Meridianbogen, der sich von den Balearen bis zu den Shetlands-Inseln (von Formentera bis Saxavord) erstreckt und über 22 Breitengrade zählt.

2. Der große russisch-skandinavische Meridianbogen, der bei Ismael an der Donau beginnt und am Eismeere, in der Nähe von hammerfest endet. Er zählt 25 $^1/_3$ Breitengrade.

3. Drei kleine Meridianbögen in Mittel-Europa: der hannover'sche zwischen Göttingen und Altona von 2° 1′; der dänische zwischen Lauenburg

und Lyſſabel von 1° 32′ und der preußiſche zwiſchen Trunz und Memel von 1° 30′ Breitendifferenz.

Von den drei Längengradmeſſungen wurde die erſte im mittleren Parallel, von der Mündung der Gironde über Turin und Mailand bis Fiume, von Frankreich, Piemont und Oeſterreich ausgeführt.

Die zweite zwiſchen Breſt und Straßburg wurde 1818 angefangen, führte aber damals zu keinem Reſultat.

In der neueren Zeit wurde ſie wieder aufgenommen und über München bis Wien verlängert; ihre Reſultate ſind aber noch nicht bekannt.

Die dritte wurde 1857 von W. Struve im Auftrage des ruſſiſchen Gouvernements in Vorſchlag gebracht, und die Ausführung von Rußland, Preußen, Belgien und England übernommen. Sie ſoll ſich von der Oſtgrenze Europa's bis zur Weſtküſte von Irland ausdehnen und 69 Grade der Länge umfaſſen. Dieſer Parallelbogen von mehr als 600 Meilen Länge iſt der größte, der bisher auf der Erde gemeſſen wurde und wird die wichtige Frage entſcheiden, ob die Krümmung deſſelben einem Kreiſe oder einer anderen Curve angehört.

Außerdem haben noch Frankreich in Peru und Lappland, England in Oſtindien und am Cap der guten Hoffnung Gradmeſſungen ausführen laſſen.

Alle dieſe koſtſpieligen und ausgedehnten Operationen hatten lediglich die Ermittelung der allgemeinen Figur und Größe der Erde im Auge, und dieſer Zweck iſt denn auch endlich, nach mehr als zweihundertjährigen Anſtrengungen, erreicht worden. Beſſel hat im Jahre 1841 aus 10 Breitengradmeſſungen die Abplattung $= \frac{1}{299{,}15}$; den Aequatorradius = 3272077 Toiſen beſtimmt. Airy fand 8 Jahre ſpäter aus 14 Breiten- und 4 Längengradmeſſungen, die Abplattung $= \frac{1}{299{,}33}$ und den Aequatorradius = 3272120 Toiſen. Der Unterſchied beider Aequatorradien beträgt etwa $\frac{1}{76000}$ der Länge, und ſo groß iſt auch die durchſchnittliche Fehlerhaftigkeit der Meſſungen ſelbſt. Die Aufgabe iſt alſo innerhalb der Grenzen des wahrſcheinlichen Fehlers gelöst, und weiter kann man nicht kommen.

Die Schwierigkeiten, welche die Löſung ſo lange verzögerten, beſtanden nicht in den Meßoperationen, ſondern darin, daß ſich an vielen Stellen Abweichungen von der regelmäßigen Figur zeigten, welche die Reſultate mehr oder weniger alterirten.

Dieſe Abweichungen kommen entweder an einzelnen Puncten vor, oder ſie erſtrecken ſich über größere Flächen, und ſogar über ganze Länder. So hat z. B. das metallreiche England eine größere Abplattung als das Feſtland von Europa. Im Po-Thale wurden Abweichungen der Lothlinie, bei Turin von $^4/_5$ Minuten, zwiſchen Mailand und Parma von $^1/_3$ Minute (1 Minute = $^1/_4$ geographiſche Meile) beobachtet. In Frankreich und Schottland ſind Ab-

weichungen von 8 bis 10 Secunden, in Oſtpreußen und Oberſchleſien von 3 bis 4 Secunden vorgekommen.

Man hat dieſe Ablenkungen der Lothlinie durch die Anziehung hoher Bergmaſſen in der Nähe ſolcher Puncte zu erklären geſucht, allein dieſe Erklärung reicht nicht aus, denn ſie finden ebenſo gut in den Ebenen und in großen Entfernungen von den Gebirgen ſtatt, und überdies zeigt der nördliche Endpunct der großen oſtindiſchen Gradmeſſung am Fuße des Himalaya keine Ablenkung. Es hat daher die Vermuthung, daß dichtere Maſſen unter der Oberfläche der Erde die eigentliche Veranlaſſung ſind, eine größere Wahrſcheinlichkeit für ſich.

An die beſondere Abplattung von England knüpft ſich ferner die Frage, ob nicht auch Italien, Schweden und Norwegen ihre beſondere Abplattung haben; ferner die Frage nach der Abplattung der Nord- und Oſtſee, des adriatiſchen und mittelländiſchen Meeres u. ſ. w.

Die Unterſuchung aller dieſer Fragen und die Erforſchung der Urſachen, welche an einzelnen Stellen der Erde die Ablenkungen der Lothlinie veranlaſſen, bilden eine neue Aufgabe für künftige Gradmeſſungen, deren Löſung Aufſchluß über Vertheilung und Anhäufung dichterer Maſſen im Innern der Erde geben, und vielleicht ſogar den materiellen Intereſſen förderlich werden kann.

Wenn bisher Breiten- oder Längengradmeſſungen getrennt von einander ausgeführt wurden, ſo werden nun, im Sinne der neuen Aufgabe, beide Operationen ſo mit einander verbunden werden müſſen, daß ſie die Krümmung der Erdoberfläche in jeder beliebigen Richtung ergeben. Eine ſolche Gradmeſſung iſt Mittel-Europa vorbehalten.

Wenn man die geographiſche Vertheilung der bisherigen Gradmeſſungen auf einer Karte von Europa überblickt, ſo ſtellt ſich heraus, daß der Weſten und Oſten viel größere Leiſtungen aufzuweiſen hat, als Mittel-Europa. Nun beſitzt aber Mittel-Europa ein reiches Material in ſeinen ausgedehnten Triangulationen, die ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts hier ebenſo eifrig wie im Weſten und Oſten betrieben wurden, und die zuſammenhängende Dreiecksketten geliefert haben, welche ſich über Schweden und Norwegen, Dänemark, ganz Deutſchland, die Schweiz und Italien erſtrecken. Es kommt daher nur darauf an, dieſes ſchätzbare Material in Zuſammenhang zu bringen und zur Erzielung wiſſenſchaftlicher Reſultate zu verarbeiten, um daraus eine Gradmeſſung herzuſtellen, die die Leiſtungen im Oſten und Weſten durch die neue und erweiterte Auffaſſung in vieler Beziehung übertreffen kann.

Dieſe Gradmeſſung kann ſich von Palermo bis Chriſtiania erſtrecken, alſo einen Meridianbogen von 21° 48′ umfaſſen. Denkt man ſich den Meridian von Palermo, der dicht an der Weſtſeite von Berlin vorbeigeht, bis zum Parallel von Chriſtiania verlängert, und legt man etwa 6 Grad öſtlich und

6 Grad westlich davon, zwei andere Meridiane, den einen durch Trunz (den südlichen Endpunct der Bessel'schen Gradmessung), den andern durch die Sternwarte von Bonn, und verlängert dieselben südlich bis zum Parallel von Palermo, nördlich bis zum Parallel von Christiania, so erhält man einen Sphäroidstreifen von mehr als 12 Graden der Länge und nahe von 22 Graden der Breite, der einen Flächenraum von etwa 38000 □ Meilen umschließt und die Ausdehnung der Gradmessung bezeichnet.

Auf diesem Streifen befinden sich einige dreißig Sternwarten und astronomisch bestimmte Puncte, die eine gründliche Untersuchung aller Krümmungsverhältnisse nicht bloß möglich machen, sondern ganz besonders dazu einladen, indem diese zahlreichen Sternwarten mit ihren kostbaren Instrumenten und geschickten Beobachtern Hülfsmittel liefern, wie sie sich auf der ganzen Erde nicht noch einmal auf dem Terrain einer Gradmessung beisammen finden.

Die beigehende Uebersichtskarte*) giebt ein anschauliches Bild von der Vertheilung der astronomisch festgelegten Puncte, an denen die Krümmung der Erdoberfläche vollständig und unabhängig ermittelt werden kann. Innerhalb dieses Rahmens können noch etwa 10 Meridianbögen unter verschiedenen Längen, und noch mehr Parallelbögen unter verschiedenen Breiten berechnet werden; es kann die Krümmung der Meridiane jenseits der Alpen mit der diesseits verglichen, der Einfluß der hohen Alpenkette auf die Ablenkung der Lothlinien untersucht und die Krümmung von Theilen des mittelländischen und adriatischen Meeres, der Nord- und der Ostsee bestimmt werden. Kurz, es bietet sich ein weites Feld von wissenschaftlichen Untersuchungen dar, die noch bei keiner Gradmessung in Betracht gezogen wurden und die unzweifelhaft zu ebenso viel interessanten als wichtigen Ergebnissen führen müssen.

Ein solches Unternehmen kann aber, der Natur der Sache nach, nicht das Werk eines einzelnen Staates sein; schon das kritische Sichten und Ordnen der Materialien wäre auf diesem Wege völlig unmöglich. Was aber der Einzelne nicht mehr vermag, das gelingt Vielen! Vereine, die im praktischen Leben sich so glänzend bewährt haben, werden auf dem Gebiete der Wissenschaft von nicht minder gutem Erfolge begleitet sein. Wenn daher Mittel-Europa sich vereinigt, und sich mit seinen Kräften und Mitteln an der Lösung dieser Aufgabe betheiligt, so kann es ein bedeutungsvolles großartiges Werk ins Leben rufen.

Möge dasselbe den betreffenden hohen Regierungen bestens empfohlen sein.

Berlin, im April 1861.

---

*) Dieselbe ist hier nicht aufgenommen, da sie für den Zweck dieser Publication nicht gerade unentbehrlich erschien.

III.

Protocoll der am 24., 25. und 26. April 1862 in Berlin abgehaltenen vorläufigen Berathungen über das Project einer mitteleuropäischen Gradmessung.

An den genannten Tagen versammelten sich die unterzeichneten Commissarien bei dem General-Lieutenant z. D. Baeyer, um sich vorläufig über die Einleitung der Arbeiten an der mitteleuropäischen Gradmessung im Bereich von Oesterreich, Preußen und Sachsen zu besprechen, und namentlich um eine Verbindung der Triangulationen für die Zwecke der Gradmessung zu vereinbaren.

Man einigte sich unter Vorbehalt der Genehmigung der betreffenden hohen Regierungen über folgende Puncte:

1. Bis zu welcher Fehlergrenze dürfen die älteren Triangulationen benützt werden.

Von den Herren Astronomen wurde der durchschnittliche Fehler einer Polhöhen-Bestimmung auf $^1/_3$ Secunde geschätzt. Eine Secunde im Meridianbogen zählt etwa 16 Toisen, $^1/_3$ Secunde in runder Summe 5 Toisen. Nimmt man an, daß astronomische Bestimmungen in Entfernungen von 100000 Toisen vorhanden sind oder ausgeführt werden, so würde der Fehler der astronomischen Bestimmungen auf 100000 Toisen 5, also $\frac{1}{20000}$ der Länge betragen.

Da die neuen Triangulationen mit viel kleineren Fehlern behaftet sind; auf der andern Seite aber die Unmöglichkeit vorliegt, alle älteren zu erneuern, so kam man überein, die oben für die astronomischen Bestimmungen gefundene Fehlerhaftigkeit, d. h. $\frac{1}{20000}$ der Länge, als die Grenze anzusehen, bis zu welcher ältere Triangulationen benutzt werden können.

Dreiecksketten genügen, in denen die Fehler in der Summe der drei Winkel der Dreiecke, drei Secunden nicht oder doch nur in Ausnahmefällen übersteigen.

2. Ueber die Auswahl der astronomisch zu bestimmenden Puncte. Längen-Bestimmungen.

Bei der Untersuchung über die Abweichung von der regelmäßigen Figur der Erde ist es einerseits wünschenswerth, recht viel astronomische Bestimmungen zu haben; andererseits ist es aber noch viel wichtiger, daß die astronomischen Bestimmungen mit der größtmöglichen Genauigkeit aus-

geführt werden. Da nun die Anzahl solcher Bestimmungen von den disponibeln Kräften und Mitteln abhängig ist, und bei der Auswahl der Puncte die localen Verhältnisse maßgebend sind, so einigten sich die Ansichten dahin, daß dieser Punct lediglich dem Ermessen der Local-Commissarien in jedem Lande zu überlassen sei.

Die sächsische Commission stellte für Sachsen 10 astronomisch zu bestimmende Puncte in Aussicht, — und seitens der österreichischen wurde erklärt, ebenfalls eine genügende Anzahl bestimmen zu lassen.

In Betreff der Längenbestimmungen entschied man sich dafür, nur Längenbestimmungen mittelst der Telegraphie vorzunehmen, und obgleich es als wünschenswerth anerkannt wurde, wenn sämmtliche Sternwarten telegraphisch verbunden würden, so glaubte man doch diesen Punct einer späteren allgemeinen Conferenz vorbehalten zu müssen und kam zunächst überein, privaten Verabredungen in dieser Beziehung in keiner Weise vorzugreifen, vielmehr durch dieselben unter den Herren Astronomen willkommene Vorarbeiten zur Gradmessung zu gewinnen.

Um aber so bald als möglich den Anfang zu machen und Erfahrungen sammeln zu können, wurden zunächst Längenbestimmungen zwischen Leipzig, Prag und Wien verabredet, und von den österreichischen und sächsischen Commissarien die Hoffnung ausgesprochen, daß seitens ihrer Regierungen der Ausführung dieses Unternehmens wohl keine Schwierigkeiten entgegenstehen würden.

3. Auszuführende Triangulationen. Verbindung der Dreiecksketten der drei Staaten.

Die österreichische Commission erklärte, daß die älteren Dreiecksketten in Böhmen und Mähren den ad 1 aufgestellten Bedingungen nicht entsprächen, und daß man im Begriff stehe, in diesem Jahre in jenen Provinzen des österreichischen Staates eine neue Triangulation auszuführen, worunter namentlich die Messung einer neuen Basis bei Pardubitz an der Elbe begriffen ist, welche schon im laufenden Sommer bewirkt werden wird.

Sehr gute Messungen seien dagegen die Polygonal-Ketten in dem Meridiane von Krakau über Ofen bis zur astronomischen Station Cwerkowe-Brdo bei Essegg in Slavonien, im Meridiane von Wien über die Basis bei Pettau bis zu den astronomischen Stationen Kloster Ivanich in Croatien und Spalato in Dalmatien, im Meridiane von Prag über die Sternwarte in Kremsmünster und die astronomische Station Klagenfurt, bis zur astronomischen Station Fiume; gleichwie Transversal-Ketten zwischen den genannten Meridianen in den Parallelen von Ofen über die Basis bei Wiener-Neustadt zur Sternwarte von Kremsmünster, dann über die Basis bei Hall

in Tirol und über die aſtronomiſchen Stationen Innsbruck und Bregenz an die öſterreichiſche Grenze; ferner im Parallel von Cworkowo-Brdo über die Baſis bei Pettau, über die aſtronomiſche Station Klagenfurt zur Verbindung mit dem allen Anforderungen genügenden Netze in Tirol.

Ebenſo ſeien die Dreiecksketten in den italieniſchen Provinzen, in der Lombardei und im Kirchenſtaate gut; nur fehle für letztere die Verbindung auf beiden Seiten längs den Küſten durch Toscana und die Marken, wo nur ungenügende alte Meſſungen vorhanden ſeien.

Die ſächſiſche Commiſſion hielt die alten Dreiecke des Königreichs Sachſen für den vorliegenden Zweck für ungenügend und ſtellte eine neue Triangulation des Königreichs in Ausſicht.

Von preußiſcher Seite wurde angeführt, daß die Beſſel'ſche Gradmeſſung und die Küſtenvermeſſung ſich von Memel bis zur Berliner Grundlinie erſtrecken, daß eine gute Dreiecskette von Berlin durch Thüringen nach dem Rhein über die Bonner Grundlinie bis zur belgiſchen Grenze ausgeführt ſei, und daß in dieſem Sommer für die Gradmeſſung aſtronomiſche und geodätiſche Meſſungen in Schleſien ausgeführt werden ſollen, die ſich auf die Breslauer Grundlinie ſtützen.

Es wurde daher die Verabredung getroffen, innerhalb einer noch feſtzuſtellenden Zeit im Monat Auguſt eine gemeinſchaftliche Recognoscirung auszuführen, um die Puncte zu bezeichnen, welche zum gegenſeitigen Anſchluß der Triangulationen Oeſterreichs, Preußens und Sachſens benutzt werden ſollen, und demnächſt auf Grund der Recognoscirung eine ſpeciellere Convention abzuſchließen.

Es wurde dabei als wünſchenswerth betrachtet, einen Punct in der Nähe von Prag an der Stelle der Sternwarte, deren Lage für ſolche Beſtimmungen nicht angemeſſen iſt, ſo auszuwählen, daß er zugleich von der Schneekoppe aus geſehen werden könnte. Die Auswahl und Zurichtung dieſes Punctes, um während des Sommers einen Helietropen daſelbſt aufſtellen zu können, wurde ſeitens des Generals von Fligely gerne übernommen, und der General-Lieutenant z. D. Baeyer verſprach dieſen Punct bei Prag direct mit der Breslauer Sternwarte durch eine Winkelmeſſung auf der Schneekoppe zu verbinden.

4. Baſis-Meſſungen.

Die ſächſiſche Commiſſion beabſichtigt für die neue Triangulation Sachſens eine Grundlinie in der Nähe von Leipzig zu meſſen, und fragte an, ob ihr der Beſſel'ſche Meßapparat zu dieſem Zweck geliehen werden könne.

General-Lieutenant Baeyer erwiederte hierauf, daß er glaube, die Darleihung des Apparates werde auf keinerlei Hinderniſſe ſtoßen, daß aber eine neue Vergleichung der Meßſtangen vorgenommen werden müſſe.

Professor Dr. Bruhns beabsichtigt in diesem Fall diese Vergleichung in Leipzig vorzunehmen; und um zugleich zu einer Vergleichung mit dem österreichischen Meßapparat zu gelangen, erklärte sich der General von Fligely bereit, den letzteren zu einer passenden Zeit zu diesem Zweck nach Leipzig zu schicken.

5. Pendellänge-Bestimmungen.

Es wurde als wünschenswerth bezeichnet, noch zahlreiche Pendellänge-Bestimmungen vorzunehmen, um auf erkannte Abweichungen hin weitere Untersuchungen gründen zu können.

Director Dr. von Littrow stellte den von ihm zu zahlreichen Versuchen gebrauchten Kater'schen Reversions-Pendel-Apparat gern zur Verfügung für die etwa in Preußen und Sachsen zu beabsichtigenden Arbeiten dieser Art.

6. Gleichförmigkeit in der Methode der Ausführung der Gradmessungs-Arbeiten.

Für den guten Fortgang aller Gradmessungs-Arbeiten hielt Director von Littrow es wünschenswerth, daß vorläufig Principien für die geodätischen und astronomischen Arbeiten aufgestellt und so eine Gleichförmigkeit in der Methode der Ausführung der verschiedenen Arbeiten erzielt werde. Man einigte sich hierauf, die Bessel'schen Dimensionen der Erde allen Rechnungen zum Grunde zu legen, und General-Lieutenant Baeyer stellte für den geodätischen Theil der Arbeiten die baldige Uebersendung von Erläuterungen zu seiner Denkschrift in Aussicht, von denen er hofft, daß sie einen Theil des Bedürfnisses befriedigen werden; während Professor Dr. Bruhns die von ihm zunächst in Sachsen anzuwendenden Methoden für die anzustellenden astronomischen Beobachtungen nach praktischer Erprobung im Verlauf des Sommers in einer Broschüre zusammenzustellen und zu publiciren gedenkt.

7. Die nächste Conferenz.

Die Conferenz hatte den Zweck, als Anfang zu den größeren Arbeiten der mitteleuropäischen Gradmessung, die gerade für die nächste Zeit vorliegenden geodätischen und astronomischen Arbeiten Oesterreichs, Preußens und Sachsens zu besprechen und in Einklang zu bringen, und speciell die Triangulationen der respectiven Staaten in diesem Sommer gegenseitig zu verbinden.

Einer späteren Conferenz muß eine detaillirtere Feststellung sämmtlicher vorzunehmenden geodätischen und astronomischen Arbeiten für alle

betheiligten Staaten vorbehalten bleiben, wozu der Zeitpunct gekommen sein dürfte, sobald die von einzelnen Staaten noch fehlende Zustimmung der Theilnahme an den Arbeiten für die mitteleuropäische Gradmessung eingetroffen sein wird.

(gez.) Baeyer,
General-Lieutenant z. D.

(gez.) A. von Fligely,
k. k. österr. General-Major, Director des milit.-geogr. Institutes in Wien.

(gez.) Dr. Carl von Littrow,
Director der k. k. Sternwarte in Wien.

(gez.) Dr. Jos. Herr,
Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.

(gez.) Dr. Julius Weisbach,
Bergrath und Professor an der königl. sächsischen Bergakademie zu Freiberg.

(gez.) Dr. Nagel,
Professor an der königl. polytechnischen Schule zu Dresden.

(gez.) Dr. C. Bruhns,
Professor in Leipzig.

IV.

General-Bericht über den Stand der mitteleuropäischen Gradmessung Ende 1862.

In dem nachstehenden Verzeichniß sind diejenigen Staaten, welche der mitteleuropäischen Gradmessung beigetreten sind, nebst den Namen ihrer Commissarien nach der Zeitfolge der eingegangenen Erklärungen, aufgeführt.

Frankreich

hat zwar die directe Theilnahme abgelehnt, weil nur ein kleiner Theil seines Territoriums von dem Project berührt wird, gestattet aber die vorhandenen Materialien zu benützen und hat den General Blondel, Directeur du Dépôt de la Guerre, autorisirt, dieserhalb mit dem General-Lieutenant Baeyer in directe Verbindung treten zu können*).

---

*) Die Verhandlungen der Pariser Akademie seit Anfang 1863 zeigen, daß in Folge wiederholter Einladung volle Betheiligung an dem Unternehmen von Seite Frankreichs zu erwarten steht. Anm. d. Oesterr. Revüe.

Dänemark

iſt auf die Theilnahme an dem Unternehmen bereitwilligſt eingegangen und hat den geheimen Etatsrath Andrae zu Copenhagen, den Director der däniſchen Gradmeſſung, zum Commiſſarius ernannt.

Sachſen-Gotha

hat ſeinen Beitritt erklärt und den Geheimenrath und Director der Sternwarte Dr. Hanſen in Gotha zum Commiſſarius ernannt.

Niederlande.

Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten im Haag hat die diesſeitige Geſandtſchaft benachrichtigt, daß der Prof. Dr. Kaiſer, Director der Sternwarte in Leyden, beauftragt ſei, ſich in Bezug auf die auszuführenden Arbeiten mit dem General-Lieutenant Baeyer in Verbindung zu ſetzen und demnächſt dem Miniſter des Innern die erforderlichen Vorſchläge zu machen.

Polen.

Se. Majeſtät der Kaiſer von Rußland hat für das Königreich Polen dem Project allerhöchſtſeine Genehmigung ertheilt und den General-Lieutenant v. Blaremberg, Director des Kriegs-Karten-Depots zu St. Petersburg, zum Commiſſarius ernannt.

Schweiz.

Der Bundesrath hat die ſchweizeriſche naturforſchende Geſellſchaft zu einem Gutachten aufgefordert, und dieſe hat eine Commiſſion von 5 Mitgliedern (General Dufour in Genf, Prof. Wolf in Zürich, Ingenieur Denzler in Bern, Prof. Hirſch in Neuchatel und Prof. Plantamour in Genf) ernannt, um über das Unternehmen und die in der Schweiz erforderlichen Arbeiten zu berichten. Die Commiſſion hat ihren Bericht abgeſtattet und es wird der Genehmigung von Seiten des Bundesrathes entgegengeſehen.

Baden.

Die großherzogliche Regierung hat die Theilnahme bereitwilligſt zugeſagt und den Dr. Schönfeld, Director der Mannheimer Sternwarte, zum Commiſſarius ernannt.

Königreich Sachſen.

Nachdem die königliche Regierung ſchon im vorigen Jahre ihre Theilnahme im allgemeinen zugeſagt hatte, hat ſie im Frühjahr dieſes Jahres,

eine Ende April in Berlin anberaumte Conferenz, die die Verbindung der öſterreichiſchen, preußiſchen und ſächſiſchen Vermeſſungen zum Zweck hatte, durch ihre Commiſſarien, den Oberbergrath Dr. Weisbach zu Freiberg, Prof. Dr. Bruhns zu Leipzig und den Prof. Dr. Nagel zu Dresden, beſchickt, und Mittel angewieſen, daß die Arbeiten ſchon im Laufe des Sommers beginnen konnten.

Italien.

Die italieniſche Regierung hat Ende des vorigen Jahres auf das bereitwilligſte ihre Theilnahme erklärt, und den Major-General Ricci, Chef du Bureau de l'État-Major und die Aſtronomen Plana, Carlini (ſeitdem geſtorben), Schiaparelli, Donati und De Gaſparis zu Comiſſarien ernannt.

Oeſterreich.

Die k. k. Regierung hat zwar ihren Beitritt noch nicht officiell erklärt, allein ſie hat bereits mit lebhaftem Intereſſe für die Sache, das Unternehmen thatſächlich dadurch weſentlich zu fördern geſucht, daß ſie vorläufig den General v. Fligely, Director des milit.-geogr. Inſtituts, den Prof. Dr. v. Littrow, Director der Wiener Sternwarte, und den Prof. Dr. Herr in Wien zu Commiſſarien ernannt, und einem Protocoll, welches in einer Ende April d. J. in Berlin abgehaltenen Conferenz vereinbart wurde, ihre Genehmigung dergeſtalt ertheilt hat, daß unmittelbar darauf, ſchon im Laufe dieſes Sommers zur Ausführung der proponirten Arbeiten geſchritten werden konnte.

Schweden und Norwegen.

Die königl. Regierung hat, ehe ſie eine Entſcheidung treffen wollte, von den competenten wiſſenſchaftlichen Autoritäten Berichterſtattung gefordert. In Schweden war die Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm damit beauftragt, die ihrerſeits eine Commiſſion dazu ernannte, beſtehend aus dem General-Feldzeugmeiſter Baron von Wrede und den Aſtronomen Prof. Dr. Selander und Prof. Dr. Lindhagen. In Norwegen war der Director der Sternwarte und der Landesvermeſſung Prof. Dr. Hanſteen in Chriſtiania der Berichterſtatter, der zugleich eine ſehr wichtige Erweiterung der Gradmeſſung nördlich bis Drontheim vorgeſchlagen hat.

Auf Grund dieſer Berichte hat Se. Majeſtät der König befohlen, daß den Landesvertretungen eine Vorlage zur Bewilligung der Mittel gemacht und ſobald dieſelben beſchafft ſind, zur Ausführung der Arbeiten geſchritten werde.

Bayern.

Die königl. Regierung hat erklärt, daß ſie gern bereit ſei, im allgemeinen bei dem beabſichtigten wiſſenſchaftlichen Unternehmen mitzuwirken; jedoch wünſchen müſſe, um die Koſten bemeſſen zu können, vorerſt noch die Ausführung des Planes im Detail kennen zu lernen, und daß ſie behufs dieſer Ermittelungen den Herrn von Reben, Director der Steuer-Kataſter-Commiſſion zu ihrem Bevollmächtigten ernannt habe.

Mecklenburg.

Die großherzogliche Regierung hat ihre Betheiligung an der mitteleuropäiſchen Gradmeſſung und thunlichſte Unterſtützung zugeſagt, und den Hofrath Paſchen, Director der Landesvermeſſung in Schwerin, zu ihrem Commiſſarius ernannt.

Hannover.

Die königl. Regierung hat ihren Beitritt erklärt und den Prof. Dr. Riemann in Göttingen, den Prof. Dr. Wittſtein in Hannover und den Hauptmann Gumprecht vom Generalſtabe zu Commiſſarien ernannt.

Belgien.

Das belgiſche Gouvernement iſt bereit, der mitteleuropäiſchen Gradmeſſung beizutreten, und erklärt, daß ſich der Director des königl. Obſervatoriums zu Brüſſel ſchon mit dem Gegenſtande beſchäftigt habe, und daß das Dépôt de la Guerre alle ſeine Materialien zur Diſpoſition ſtelle. Beſtimmte Commiſſarien ſind aber nicht ernannt worden.

Nachdem durch eine genügende Anzahl Beitritts-Erklärungen die Ausführung des Unternehmens einigermaßen geſichert erſchien, wurde die Erweiterung und größtmögliche Vervollſtändigung in's Auge gefaßt. Demzufolge ſind auch noch die Regierungen von Württemberg, Kurheſſen und Heſſen-Darmſtadt zum Beitritt eingeladen worden, und es ſteht zu hoffen, daß ſich dieſe Staaten mit ihren ſchätzbaren Materialien ebenfalls anſchließen werden, um die bis dahin noch offen gebliebene Lücke vollſtändig auszufüllen.

Vorschläge.

Nach diesen von den betreffenden hohen Staatsregierungen abgegebenen Erklärungen, dürfte das Zustandekommen der mitteleuropäischen Gradmessung wohl keinem Zweifel mehr unterliegen. Es wird daher nur auf die Ausführung und namentlich darauf ankommen, daß die Arbeiten, die in einzelnen Staaten bereits begonnen haben, allgemeiner in Angriff genommen werden. Da hierbei eine größtmögliche Gleichförmigkeit wünschenswerth sein muß, so entsteht die Frage, ob nicht, zur Erzielung derselben, schon jetzt ein allgemeiner Arbeitsplan zu entwerfen und auf einer allgemeinen Conferenz zu vereinbaren wäre. Wie zweckmäßig dies auch auf den ersten Blick erscheinen mag, so stößt man doch bei näherem Eingehen auf die Sache, auf Schwierigkeiten, welche bei einer zu frühzeitigen Vereinbarung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus dem Wege geräumt werden können. Denn der Stand der Vermessungen ist in den verschiedenen Ländern nicht minder verschieden als die disponiblen Mittel und Kräfte, so daß man genöthigt sein wird, sich thatsächlich überall nach den besonderen Verhältnissen und Umständen zu richten, von denen man nicht annehmen kann, daß sie sich gleichartig behandeln lassen. Dazu kommt noch, daß von mehreren Staaten definitive Erklärungen noch vorbehalten sind, die doch nothwendig erst abgewartet werden müßten, ehe zu einer allgemeinen Conferenz geschritten werden kann.

Neben dieser Auffassung bleibt aber der natürliche Wunsch bestehen, daß alle disponiblen Mittel und Kräfte in der Richtung nach dem allgemeinen Ziele unverweilt möchten in Bewegung gesetzt werden. Um dies vorläufig und zugleich auf eine einfache Weise zu ermöglichen, erlaube ich mir, meinen Herren Mitcommissarien für das nächste Jahr folgende Vorschläge zu machen:

Eintheilung der Arbeit nach dem Gesichtspunct der alleinigen oder gemeinschaftlichen Ausführung.

Die Arbeiten werden in drei Classen getheilt:

1. in solche, welche die Commissarien in ihrem eigenen Lande, also nach ihrem alleinigen Ermessen auszuführen haben, als da sind: Prüfung und Sichtung der vorhandenen Materialien, Verificirung, wo es nothwendig erscheint; Feststellung der Maßeinheit; Ausführung von Dreiecksmessungen zur Ausfüllung vorhandener Lücken oder zum Ersatz für ältere nicht mehr brauchbare Arbeiten. Berechnung der Polar-Coordinaten zwischen den inländischen astronomisch bestimmten oder noch zu bestimmenden Puncten. Messung von Polhöhen, Azimuthen, Pendellängen und telegraphischen Längenunterschieden u. s. w.;

2. in ſolche, welche die Commiſſarien eines Staates in Verbindung mit den Commiſſarien der angrenzenden Staaten auszuführen haben, als da ſind: Verbindungen der beiderſeitigen Dreiecksketten; Ausgleichung der gefundenen Unterſchiede; Berechnung der Polar-Coordinaten zwiſchen den eigenen und den nachbarlichen aſtronomiſch beſtimmten Puncten; Meſſung der telegraphiſchen Längenunterſchiede zwiſchen denſelben u. ſ. w. — So ſind beiſpielsweiſe bereits Verabredungen zu telegraphiſchen Längenbeſtimmungen zwiſchen den Aſtronomen in Leipzig, Breslau, Wien, Gotha und Göttingen getroffen worden;

3. in ſolche, welche nur durch das Zuſammenwirken in größeren Verhältniſſen unternommen werden können.

Um eine leitende Idee als Anhaltspunct bei allen dieſen Arbeiten zu haben, wird vorläufig meine Denkſchrift mit den Erläuterungen dazu, und das Protocoll vom 24., 25. und 26. April zu Grunde gelegt; ſowie alle Beiträge, welche künftighin in dieſer Richtung eingehen werden.

Conferenzen.

Die Arbeiten ad 1. bleiben, wie erwähnt, den Commiſſarien jedes Staates überlaſſen. Die Arbeiten ad 2. werden, je nach dem Bedürfniß, zu kleineren oder größeren Conferenzen führen, ähnlich derjenigen, die im Frühjahr dieſes Jahres zwiſchen den Bevollmächtigten Oeſterreichs, Preußens und Sachſens in Berlin abgehalten wurde, und deren Reſultat das vorhin angeführte Protocoll war. Wenn meine Gegenwart bei der Abhaltung ſolcher Special-Conferenzen wünſchenswerth erſcheinen ſollte, ſo bin ich gern bereit, mich dazu einzufinden.

Die Protocolle der Special-Conferenzen werden lithographirt und den Commiſſarien ſämmtlicher theilnehmenden Staaten mitgetheilt.

Auf dieſe Weiſe wird nach und nach der Zeitpunct näher rücken, wo eine General-Conferenz natur- und ſachgemäßes Bedürfniß wird.

Mittel zur Erlangung und Erhaltung einer allgemeinen Ueberſicht der Arbeiten.

Um einerſeits den theilnehmenden hohen Staatsregierungen von Zeit zu Zeit Bericht über den Fortgang der Gradmeſſung erſtatten zu können und um andererſeits das Zuſammenwirken der bedeutenden wiſſenſchaftlichen Kräfte, die ſich zur Ausführung des Unternehmens verbunden haben, zu erleichtern und in der größtmöglichen Ausdehnung nutzbar zu machen, wird für nothwendig erachtet, daß die Reſultate der einzelnen Thätigkeiten nicht nur an der Centralſtelle zuſammenfließen, ſondern auch von da aus in ihrer ganzen Summe an die einzelnen Theilnehmer zurückgelangen, damit jeder von

dem Fortſchreiten der Arbeiten, von den Schwierigkeiten, die noch zu überwinden ſind, kurz, von dem ganzen Stande der Sache Kenntniß erhalte und nach ſeinen Kräften zur Förderung des Ganzen beitragen kann. Zu dem Ende wird in Berlin ein Central-Büreau für die mitteleuropäiſche Gradmeſſung errichtet. Die Bevollmächtigten jedes Staates reichen alljährlich im Monat November einen kurzen Bericht an daſſelbe ein, in welchem die Reſultate ihrer Thätigkeit, ihre Wünſche, Vorſchläge u. ſ. w., überhaupt Alles, was ſie zur allgemeinen Kenntniß bringen wollen, enthalten ſind. Im Central-Büreau wird aus ſämmtlichen Special-Berichten ein General-Bericht zuſammengeſtellt, durch Druck vervielfältigt und, wenn nicht beſondere Wünſche über die Anzahl der Exemplare laut werden, in ſo vielen Exemplaren den betreffenden hohen Staatsregierungen überreicht, daß jeder Bevollmächtigte eines erhalten kann.

Wenn dieſe Vorſchläge vorläufig acceptirt werden, ſo wird der erſten Inangriffnahme der Arbeiten nirgends etwas im Wege ſtehen, und es wird ſich im nächſten Jahre Gelegenheit finden, alle wünſchenswerthen Abänderungen zur Sprache zu bringen.

Berlin, im November 1862.

J. J. Baeyer,
General-Lieutenant z. D.

Die österreichischen Gymnasien.

Von Professor Hochegger, Director des akademischen Gymnasiums in Wien.

Bis zu dem Zeitpuncte, in welchem die große Kaiserin Maria Theresia das gesammte Unterrichtswesen Oesterreichs neu zu gestalten begann, waren die österreichischen Gymnasien, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend in der Hand des Jesuitenordens.

Von König Ferdinand I. im Jahre 1550 nach Oesterreich berufen, bezogen die frommen Väter schon im Jahre 1554 das vereinsamte Carmeliter-Kloster am Hof zu Wien, wo sie zugleich ein Collegium und eine lateinische Schule gründeten. Von da aus verbreitete sich die ungemein thätige Gesellschaft in den verschiedenen Ländern des Hauses Habsburg mit so reißender Schnelligkeit, daß sie nach fünf Jahrzehnden bereits in allen bedeutenderen Städten des Reiches prachtvolle Collegien mit stark besuchten Lateinschulen besaß, und die Zahl dieser letzteren sich zur Zeit der Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 in den österreichischen Landen wohl auf zweihundert belief, von denen freilich nicht alle den vollen Gymnasialcursus enthielten.

Neben diesen, von der Gunst der Hohen und des Volkes getragenen Schulen konnten von den Lehranstalten der übrigen geistlichen Orden nur jene der Benedictiner ihre altbewährte Stellung behaupten, und nächst diesen gewannen später, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Schulen der Piaristen Geltung und Einfluß, namentlich seitdem ihnen im Jahre 1698 die Errichtung eines Collegiums in der Josephstadt zu Wien und bald darauf die Gründung und Erweiterung damit zusammenhängender Lehranstalten gelungen war.

So war denn doch, wenn auch von weltlichen Mittelschulen in jenem ganzen Zeitraum keine Rede sein kann, gegen die Alleinherrschaft eines einzigen Ordens auf dem Gebiete des Unterrichts in Oesterreich ein geistliches

Gegengewicht vorhanden. Zwar damals, und bis in die zweite Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts machte ſich dies Gegengewicht nur in kleineren Kreiſen fühlbar. Die wohlüberdachte, mit großer Welt und Menſchenkenntniß ins Werk geſetzte Organiſation des jeſuitiſchen Unterrichtsweſens hatte in kürzeſter Zeit ſo glänzende Erfolge errungen, daß das Beſtreben, einem ſolchen Vorbilde nachzueifern, wohl gerechtfertigt erſcheinen mochte. Wenn der große Baco ſeinen proteſtantiſchen Mitbürgern in Bezug auf Erziehung und Unterricht keinen beſſern Rath zu geben wußte als den: Ad paedagogicum quod attinet brevissimum foret dictu: Consule scholas Jesuitarum, nihil enim quod in usum venit his melius! — welchem anderen Beiſpiele konnten Katholiken, insbeſondere katholiſche Ordensgeiſtliche folgen?

So trugen denn, wie im übrigen katholiſchen Europa, ſo auch in Oeſterreich bald ſämmtliche gelehrte Mittelſchulen jenes Gepräge, das ihnen die Jeſuiten mit ihrer Ratio et institutio studiorum aufgedrückt hatten. Ja ſelbſt die proteſtantiſchen Schulen Ungarns, die doch in den um ſie herum auftauchenden Jeſuitenſchulen ihre ausgeſprochenſten Gegnerinnen erkennen mußten, konnten ſich dieſem weithin herrſchenden Einfluſſe nicht entziehen. Mochte auch die äußere Organiſation jener Lehranſtalten mit ihren Rectoren, Conrectoren und Directorien an das glaubensverwandte proteſtantiſche Deutſchland erinnern, die innere Organiſation, nämlich Claſſeneintheilung, Lehrgang, Methode, gemahnte dafür nur zu ſehr an das jeſuitiſche Vorbild.

Es war ſomit einem einfachen religiöſen Orden in verhältnißmäßig kurzer Zeit faſt vollſtändig gelungen, was ſpäter trotz wiederholter Verſuche einer mit allen Hülfsmitteln unumſchränkter Macht ausgerüſteten Regierung nie vollkommen gelingen wollte: in den durch Abſtammung, Sprache und Sitten ſo mannichfaltigen Völkern Oeſterreichs ein einheitliches Unterrichtsſyſtem zu begründen.

Allerdings waren damals die Zeitumſtände der Durchführung eines ſolchen Syſtemes günſtiger, als ſie es ſpäter waren. Damals war die Zahl derjenigen, die auf höhere Bildung Anſpruch machten, im ganzen noch gering, ſowie der Kreis der Bildungselemente, die man in Betracht zog, weſentlich beſchränkt. Ferner war das nationale Bewußtſein der einzelnen Volksſtämme theils noch kaum erwacht, theils, wo es gegen Staat und Kirche ſich auflehnte, mit raſcher Gewalt unterdrückt. In allen Lebensverhältniſſen endlich war das kirchliche Moment von ſo überwiegender Bedeutung, daß vor dieſem alle übrigen Rückſichten zurücktraten. Kein Wunder alſo, wenn ein Orden, deſſen letzter Zweck offenkundig der war: Erhaltung und Verbreitung des römiſch-katholiſchen Glaubens durch öffentliche Predigten, durch geiſtliche Uebungen und Werke der Liebe, vornehmlich aber durch Unterricht und Erziehung der Jugend, nachgerade ausgedehnten Einfluß gewann, zumal da er in ſtrengſter

Unterordnung aller ſeiner Glieder unter das eine leitende Haupt in Rom dieſen einen letzten Zweck mit ſeltener Beharrlichkeit und Ausdauer verfolgte.

Zudem hatten die Jeſuiten vor ihren Nebenbuhlern einen großen Vortheil voraus: ſie verfuhren nach einem wohlgegliederten feſten Plane, nach einer wohlberechneten gleichmäßigen Methode. Wie ſehr gerade dieſer Umſtand bei Geſtaltung des öſterreichiſchen Schulweſens ins Gewicht fiel, das beweist ſchon die eine Thatſache, daß trotz der mancherlei Umgeſtaltungen, die das geſammte öſterreichiſche Unterrichtsweſen ſeit Maria Thereſia erfuhr, in den gelehrten Mittelſchulen Oeſterreichs das Syſtem der Jeſuiten der Hauptſache nach erhalten blieb, bis ihm endlich die durchgreifende Reform des Jahres 1849 ein Ziel ſetzte.

Es erhielt ſich nämlich bis zu dieſem Zeitpuncte im weſentlichen die von den Jeſuiten eingeführte Eintheilung des gelehrten Studiums in die drei Stufen der Grammatik, Humanität, Philoſophie; nicht minder deren Unterabtheilung in die fünf bis ſechs Claſſen der ſogenannten Studia inferiora, gewöhnlich das Rudiment, die Grammatik, die Syntax, zuſammen Classes grammaticae genannt, mit der daran ſich ſchließenden Poetik und Rhetorik, zuſammen als Classes humanitatis bezeichnet; endlich die zwei bis drei philoſophiſchen Jahrgänge, Logik, Phyſik, Metaphyſik, die zuſammen die Studia superiora bildeten. Außerdem behielt der geſammte Lehrgang den vorherrſchend humaniſtiſchen, oder vielmehr formalen Charakter, den ihm die Jeſuiten von allem Anfang aufgeprägt hatten. Danach war es bei den Gymnaſialſtudien vornehmlich auf eine möglichſt vollkommene Aneignung der lateiniſchen Sprache in Wort und Schrift abgeſehen, und zwar nicht ſo ſehr auf Grundlage und zum Zweck eingehender claſſiſcher Studien, als deshalb, „weil die lateiniſche Sprache die Sprache der Kirche, die Sprache der chriſtlichen Ueberlieferung iſt, und ſie wie keine andere für den Glauben und die Wiſſenſchaft ſeit Jahrhunderten ſich ausgebildet hat.“ Neben dieſem Hauptſtudium nahm der Unterricht in der griechiſchen Sprache nur eine ſehr beſcheidene Stelle ein; die Realien aber, nach damaliger Terminologie unter dem Namen „Erudition“ begriffen, wurden anfangs ohne allen Plan nur gelegentlich berückſichtigt, ſpäter freilich, „um dem Drang der Zeiten doch einigermaßen nachzugeben,“ etwas planmäßiger in den Lehrgang eingefügt; ſie blieben jedoch, wenigſtens an den Gymnaſien, bis in die neueſte Zeit eigentlich bloße Nebenſache. Dagegen drängte ſich der geſammte Lehrſtoff der Hauptrealfächer, Mathematik und Phyſik, in die philoſophiſchen Jahrgänge und theilte ſich in dieſen mit einer der Scholaſtik entſproſſenen Philoſophie in die Herrſchaft.

Dies Syſtem blieb, wie ſchon erwähnt, bis zur neueſten Reform in den öſterreichiſchen Gelehrtenſchulen vorherrſchend, jedoch nicht ohne wieder-

holte, heftige Angriffe, die auf Grundlage eingehender fachmännischer Gutachten von den höchsten Regierungskreisen aus gegen dasselbe gerichtet wurden.

Es ist nicht ohne Interesse, den geschichtlichen Verlauf eines Kampfes zu verfolgen, bei dem die eifrigen Vertreter der Forderungen einer vorgeschrittenen Cultur mit den eben so eifrigen Vertheidigern der Vorzüge eines altehrwürdigen Systemes ihre Kräfte maßen, und dabei den Gründen nachzuforschen, wie es kam, daß trotz mancher bedenklicher Schwankungen schließlich dennoch den letzteren ein langdauernder Sieg zu Theil wurde.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts neben den Schulen der Jesuiten vornehmlich jene der Piaristen an Einfluß gewannen. Zwar eignete sich auch dieser Orden die Classenfolge und Lehrmethode der Jesuiten in Bezug auf die alten Sprachen an; aber er trug daneben der ausgesprochenen Richtung der Zeit in so weit Rechnung, daß er außerdem Mathematik und Naturwissenschaften, Geographie und Geschichte in den Lehrplan aufnahm. Diesem Beispiele folgten bald auch die Jesuiten, aber es wollte ihnen damit nicht ganz gelingen; die hergebrachte Praxis ihres Lehrganges war der Reform nicht günstig.

Dieser Umstand gab Anlaß, den mancherlei Klagen, die seit einer Reihe von Jahren von den verschiedensten Seiten gegen ihr Unterrichtssystem laut geworden waren, an höchster Stelle energischen Ausdruck zu verleihen. In einem Vortrage, den die Hofkanzlei am 29 October des Jahres 1735 an Kaiser Carl VI. richtete, wurden die Beschwerden darüber in folgenden Hauptpuncten zusammengefaßt: übermäßiges, gedankenloses Memoriren; gänzliche Vernachlässigung des deutschen Unterrichtes und dennoch mangelhafte Erfolge im Latein; Aufstellung ganz junger unerfahrener Lehrer von manchmal kaum zwanzig Jahren und dabei deren beständiger Wechsel; starre Anhänglichkeit an veraltete, scholastische Subtilitäten und mechanische Methode bloßen Dictirens; endlich beharrliche Ablehnung jeder staatlichen Controle über ihre Studienanstalten.

Man ersieht sehr leicht, daß dieser letzte Punct es war, der den eigentlichen Kern der ganzen Anklage enthielt. In der That war der Orden bis dahin in Leitung seines Unterrichtswesens factisch vollkommen unabhängig gewesen; nach eigenem Ermessen entwarf er seine Lehrpläne, bestellte und entließ er seine Lehrer, ohne irgend eine andere Controle, als die des Ordensgenerals in Rom. Diese Unabhängigkeit gab allerdings dem Orden vermehrte Kraft und ausgedehntere Wirksamkeit, konnte aber dem Staate für die Dauer nicht gleichgültig bleiben. So war es denn natürlich, daß die Organe der Regierung, die zu wiederholten Malen die Ungefügigkeit des stolzen Ordens hatten erfahren müssen, gegen dessen exempte Stellung immer stärkeren Protest er

hoben; und hatte die eben erwähnte Klageſchrift auch nicht die volle beabſichtigte Wirkung, die Jeſuiten einfach zu verdrängen, ſo erreichte ſie doch ſo viel, daß an entſcheidender Stelle ein ſehr folgenreicher Grundſatz ausgeſprochen wurde. Durch ein kaiſerl. Patent vom 16 November 1735 „über die Ordnung und Einrichtung der Schulen" wurden ſofort einige Abänderungen in der Lehrart der Jeſuiten getroffen und *ihre Wirkſamkeit unter die Controle des Staates geſtellt.*

Für den Augenblick freilich hatte dieſe Allerh. Willensmeinung keine weſentliche Umgeſtaltung zur Folge; in Bezug auf Lehrſyſtem und Lehrperſonal blieb es ſo ziemlich beim Alten. Aber für die Zukunft war wenigſtens ein geſetzlicher Anhaltspunct gegeben, von dem aus eine wahre Reform des öſterreichiſchen Unterrichtsweſens unternommen werden konnte. — Die Epoche dieſer Reform beginnt mit der glorreichen Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia. —

Kaum war durch einen ruhmvollen Kampf, der die unverwüſtliche Kraft Oeſterreichs glänzender bewährte als je ein früherer, der Beſtand des Reiches gefeſtigt, als die ſchöpferiſche Hand der Kaiſerin die innere Organiſation ihrer Staaten in Angriff nahm und hierbei der Regelung des Unterrichtsweſens eine ſolche Aufmerkſamkeit zuwendete, wie keiner ihrer Vorfahren. Die Geſchichte wird es immer als eine der größten Thaten der erhabenen Kaiſerin bezeichnen, daß ſie das bis dahin vom Staate faſt ganz unbeachtete Volksſchulweſen von Grund aus neu ſchuf, und ſo über alle Theile des weiten Reiches und in alle Schichten der Bevölkerung die Segnungen des Unterrichtes und der Bildung verbreitete. Auch die höheren Studien erfuhren unter dem Einfluſſe eines Mannes von ſo hoher wiſſenſchaftlicher und ſtaatsmänniſcher Bedeutung, wie Gerhard van Swieten war, eine den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene Umgeſtaltung. Wie ſehr es aber in den weiſen Abſichten der wohlwollenden Regentin lag, mit der Organiſation des Unterrichtsweſens kein Stückwerk, ſondern ein alle Stufen deſſelben umfaſſendes Ganze zu ſchaffen, davon zeugt die Gründung einer eigenen oberſten Unterrichtsbehörde, welche die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichtes unabhängig zu berathen und darüber unmittelbar Vorträge an die Monarchin zu erſtatten hatte.

Die Studienhofcommiſſion, im Jahre 1760 ins Leben gerufen, im Jahre 1774 genauer geregelt, hatte nach der Allerh. Entſchließung vom 25 Jänner deſſelben Jahres vor allem den Zweck, zu ſorgen, „daß eine *gleichförmige, vollſtändige, praktiſche* und *dauerhafte Studieneinrichtung* getroffen, folglich das Einſehen auf alle Land- und Stadtſchulen in der überall einzuführenden deutſchen Sprache, ferners auf alle lateiniſchen Schulen und höheren Gymnaſien, Kloſterſtudien- und Prieſter-

häuſer, dann auf die vorhandenen Akademien und Univerſitäten, und endlich auf die in der Reſidenzhauptſtadt zu errichten beſchloſſene Akademie der Wiſſenſchaften genommen werden ſolle."

Man erſieht aus dieſen Grundzügen, wie es der Kaiſerin um einen möglichſt vollſtändigen Stufengang des öffentlichen Unterrichtes zu thun war, in dem keine Zwiſchenſtufe fehlen ſollte, damit ein wohlgegliedertes, harmoniſch in einander greifendes Syſtem ſich bilden könnte. Daß auch die Gymnaſien hierbei nicht vergeſſen waren, zeigt der Wortlaut der Allerh. Willensmeinung. Und dennoch, überblickt man den Kreis der Reformen, die damals im öſterreichiſchen Unterrichtsweſen wirklich durchgeführt wurden, ſo wird man zum Geſtändniß gezwungen, daß die öſterreichiſchen Gymnaſien davon am allerwenigſten berührt wurden. Es iſt der Mühe werth, den Gründen dieſer Thatſache nachzugehen.

Daß man die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform auch auf dieſem Theile des Unterrichtsgebietes ſehr lebhaft empfand, dafür liegen die unzweideutigſten Zeugniſſe vor. Im Jahre 1750 wiederholte ein amtlicher Bericht die oben angeführten Klagen über die Schulen der Jeſuiten, nur mit noch größerer Schärfe, indem er noch hinzufügte, „wie ſich das Publicum beſchwere, daß auf Sauberkeit und gute Sitten wenig gehalten, ſondern ein Knabe durch den andern verführt werde, weshalb gar viele Eltern veranlaßt ſeien, ihre Kinder im Hauſe unter eigenen Obſicht, obſchon mit größeren Koſten, unterweiſen zu laſſen." In der That konnte man bei unbefangener Beurtheilung nicht leugnen, daß die Erziehungs- und Unterrichtsmethode der Jeſuiten den Anforderungen der Zeit nicht mehr entſprach, und der Ausſpruch eines hohen Kirchenfürſten, des Cardinal-Erzbiſchofes Grafen Migazzi, darf wohl gerechtfertigt erſcheinen: „Es haben die Patres Soc. im Anfang ihrer Einſetzung wegen ihres Eifers und ihrer Bemühungen großes Lob verdient: aber wie alle übrigen menſchlichen Einrichtungen ihren Wachsthum und ihre Abnahme haben, alſo haben auch die Patres Soc. das nämliche Schickſal in ihren Verrichtungen erfahren."

Aber nicht nur die Jeſuitenſchulen, die Ordensſchulen überhaupt wurden nach und nach immer ungünſtiger beurtheilt; man fand, daß ſie den Anſprüchen, die der Staat und die Geſellſchaft an ſie ſtellen müßten, nicht mehr zu genügen vermöchten, und daß bei dem Geiſte, der ihnen einmal herkömmlich innewohne, auch nicht die Hoffnung vorhanden ſei, daß ſie ihnen je wieder genügen dürften. Dagegen ſpreche ſchon die ererbte Art ihrer Vorbildung für das Lehramt, die am Ende nichts anderes ſei als ein „docendo discimus," bei dem der Lehrer vor dem Schüler höchſtens einige Lectionen voraushabe, von einer Lehrbefähigung aber, die einer ſtrengen Prüfung ſtandhalte, gar keine Rede ſein könne.

Dieſe und ähnliche Vorwürfe blieben etwa nicht auf die bloßen Kreiſe der Gelehrten beſchränkt, ſie fanden Widerhall in den höchſten Regionen der Regierung. Wie ſehr dies der Fall war, zeigt folgendes Beiſpiel.

Der Geheime Rath und Staatsminiſter in inländiſchen Geſchäften, Johann Anton Graf von Pergen, hatte in ſeiner amtlichen Stellung Anlaß, den Lehrgang in der k. k. orientaliſchen Akademie zu beobachten, und zugleich Gelegenheit, in die Verfaſſung und Verwaltung des k. k. Thereſianums Einſicht zu nehmen. Der hochſinnige, welterfahrene Staatsmann fand in beiden reich dotirten Anſtalten, die damals unter der Leitung der Jeſuiten ſtanden, einen ſolchen Verfall in Erziehung und Unterricht, und dabei eine ſolche ökonomiſche Zerrüttung, daß er auf den Gedanken kam, um wie viel erſprießlicher es wäre, wenn ſo anſehnliche Mittel auf den allgemeinen Unterricht verwendet würden, und endlich überhaupt die Ueberzeugung gewann, Oeſterreich könne nur dadurch auf jene Stufe der Bildung gehoben werden, auf der er während ſeiner mehrjährigen diplomatiſchen Laufbahn Norddeutſchland geſehen hatte, wenn ſeine Unterrichtsanſtalten einer umfaſſenden Reform unterzogen würden.

Er ging daher daran, einen förmlichen Plan über die Verbeſſerung des Schul- und Erziehungsweſens in den öſterreichiſchen Erblanden zu entwerfen, in welchem er auch auf die Mittelſchulen in ihren zwei Abtheilungen, *Realſchulen* und *Gymnaſien*, Bedacht nahm; für dieſelben zur Heranbildung tauglicher Lehrer eigene *Seminarien* vorſchlug, und zu genauer Erprobung der *Lehrfähigkeit* eigene, ſcharfe *Prüfungen* eingeführt wiſſen wollte. Als Hauptpunct ſeines ganzen Planes ſtellte er aber die Forderung auf: *daß die Schulen den Ordensgeiſtlichen, denen ſie bisher faſt ausſchließlich anvertraut geweſen, durchweg abgenommen, und nur mit weltlichen oder doch weltgeiſtlichen bewährten Lehrern beſetzt werden ſollten.*

Es leuchtet ein, daß dieſer letzte Punct der Ausführung des Pergen'ſchen Planes das größte Hinderniß entgegenſetzen mußte. Dies zeigte ſich gleich, als der Entwurf im Staatsrathe zur Erörterung kam. Nicht als ob die Mehrheit der einſichtsvollen Männer, die damals dies hohe Collegium bildeten, von der Vortrefflichkeit der Ordensſchulen überzeugt geweſen wäre; faſt alle fühlten deren Unzulänglichkeit, und ſelbſt Graf Blümegen, ihr wärmſter Vertheidiger, konnte nicht umhin einzuräumen, eine Reform derſelben ſei nothwendig. Nur meinte er, dieſe Reform könne unter der Oberleitung und nach den Vorſchriften des Staates durch die Orden ſelbſt ausgeführt werden. Das nächſte Hinderniß bildete die Schwierigkeit, einen ganz neuen, weltlichen Lehrſtand zu ſchaffen. Graf Pergen ſchlug vor, zur Leitung der beabſichtigten Seminarien Gelehrte aus dem übrigen Deutſchland zu berufen, ſelbſt wenn ſie Proteſtanten wären. Dagegen erhoben mehrere Stimmen lebhafte

Einſprache; aber der Staatskanzler Fürſt Kaunitz ſtimmte dem Antrage des Grafen von Pergen bei, „weil bei dem offenbaren Mangel geeigneter katholiſcher Gelehrten die Herbeiziehung proteſtantiſcher nicht zu umgehen ſei.“ Es zeugt von dem offenen Sinne der Kaiſerin, daß ſie dieſem Vorſchlage zu willfahren geneigt war, und wirklich wurden Verhandlungen eingeleitet, um einige Gelehrte von Ruf zur Bildung des in Ausſicht geſtellten Schulen-Oberdirectoriums zu gewinnen. Aber der Widerſtand gegen dieſe Maßregel wuchs, als Cardinal Graf Migazzi es für ſeine Pflicht erachtete, der Kaiſerin vorzuſtellen, „was für einen ärgerlichen Eindruck die Berufung eines Wieland und Riedel und mehrerer dergleichen von rechtſchaffenen Proteſtanten ſelbſt ihrer Ausſchweifungen und gottloſen Grundſätze wegen verabſcheuter und verachteter Männer zur Einrichtung der Schulen machen müßte.“ Somit unterblieben die Berufungen, und der Pergen'ſche Entwurf war ohnehin der Hauptſache nach ſchon beſeitigt, als die Monarchin erklärte, „ſie wolle die Beſetzung aller Schulen mit Weltlichen, reſpective Weltgeiſtlichen, bis nach gänzlich zu Stande gebrachter Schuleinrichtung vertagt wiſſen.“

Ihre entſcheidende Wendung bekam die ganze Angelegenheit aber durch die Berufung des Freiherrn Franz Karl Kreßel von Qualtenberg in den Staatsrath. Zwar legte auch dieſer kenntnißreiche Staatsmann das unumwundene Geſtändniß ab, „er empfinde noch täglich den Verluſt ganzer acht Jahre, die er ohne allen Nutzen in der Schule zugebracht habe, wo er trotz der vielen Lateinſtunden nicht einmal ſo weit gekommen ſei, in ſeinem einundzwanzigſten Jahre den Cornelius Nepos ordentlich zu verſtehen.“ Aber dennoch glaubte er, man müſſe bei der vorzunehmenden Reform des Schulweſens nur Schritt für Schritt vorgehen. Er rieth daher, die alten Schulen vorläufig in Ruhe zu laſſen, und nur daneben neue zu errichten, aber keine Fremden dafür zu berufen, da Proteſtanten eine ſchwere Stellung haben müßten, die katholiſchen Lehranſtalten des übrigen Deutſchlands aber nicht beſſer ſeien, als die Oeſterreichs.

Ließ ſich auch gegen des Grafen Pergen Vorſchlag, die Ordensgeiſtlichen vom Lehrfache gänzlich zu entfernen, vom Standpuncte des Rechtes und der Zweckmäßigkeit manches mit Grund einwenden, ſo konnte man bei des Freiherrn von Kreßel Vorſchlag billig die Frage aufwerfen, wie man denn taugliche weltliche Lehrer heranbilden wollte, wenn man im Inlande geeignete Perſönlichkeiten zur Leitung der Lehrerſeminarien nicht hatte, vom Auslande aber ſolche nicht berufen durfte. Und ſelbſt im Falle, daß man trotzdem Seminarien gründete, welche Ausſichten konnte man den Zöglingen derſelben eröffnen, wenn die Ordensgeiſtlichen ihre Schulen, die bekanntlich in den wichtigſten Städten und mit reichen Mitteln ausgerüſtet beſtanden, ungeſchmälert behalten ſollten, der Staat hingegen vorausſichtlich nicht geringen

financiellen Schwierigkeiten begegnete, wenn er jenen Schulen ebenso gut dotirte weltliche Anstalten entgegen zu setzen unternahm. Kurz, wie der Erfolg sehr bald zeigte, auf diesem Wege war eine Reform der österreichischen Gymnasien nicht zu erzielen, und mochte man auch die besten Schuleinrichtungen der Welt von Amtswegen decretiren, in der Wirklichkeit mußten sie bei der Beschaffenheit des Lehrpersonales — Decrete auf dem Papier bleiben.

Bemerkenswerth beim Verlaufe dieser Angelegenheit und bedeutsam als ein Zeichen dessen, was für eine Richtung in nächster Zukunft in Sachen des öffentlichen Unterrichtes zu erwarten war, ist das Urtheil Kaiser Joseph's II., damaligen Mitregenten, über die Vorschläge Pergen's. In seinem Gutachten vom 15 Juli 1772 äußerte er sich im wesentlichen: „man müsse vor allem dahin trachten, daß alle Unterthanen lesen, schreiben und etwas rechnen lernen, und dazu seien alle Gelehrten unnütz; erst wenn man, mit Beseitigung alles unnützbaren, für den nothwendigen Unterricht der unteren und mittleren Classen des Volkes gesorgt habe, sei es an der Zeit, Gelehrte vom Ausland kommen zu lassen, obwohl es vielleicht auch dann überflüssig erscheinen dürfte."

So scheiterte denn der erste größere Versuch zu einer durchgreifenden Umgestaltung der Gymnasien Oesterreichs, und es zeigte sich hierbei, woran voraussichtlich mancher andere nachfolgende Versuch gleicher Art scheitern würde: an der ererbten Rücksicht für den Clerus, der Abneigung gegen alles ausländische, und der geringen Werthschätzung höherer allgemeiner Bildung.

Nicht lange nach diesen erfolglosen Verhandlungen trat ein Ereigniß ein, das die Wiederaufnahme eines Planes, wie der des Grafen von Pergen gewesen war, ungemein zu begünstigen schien: im Jahre 1773 wurde der Jesuitenorden durch das Breve des Papstes Clemens XIV., „Dominus ac Redemptor noster" aufgehoben.

Bei der weitgreifenden Veränderung, die hierdurch im gesammten österreichischen Studienwesen bewirkt werden mußte, standen die gelehrten Mittelschulen in vorderster Reihe. Der größte Theil dieser Schulen wurde durch Entfernung der Jesuiten erledigt, und es entstand daher die Frage, wie sie fortan eingerichtet, mit welchen Lehrkräften sie besetzt werden sollten. Eine eigene Hofcommission unter dem Vorsitz des Freiherrn von Kreßel hatte über diesen wichtigen Gegenstand Berathung zu pflegen, und diese empfahl schließlich einen wesentlich vom Hofrath Professor von Martini verfaßten Entwurf „eines allgemeinen verbesserten Planes in Studiensachen," der auch von der Kaiserin genehmiget wurde. Für die Gymnasien speciell aber entwarf Ritter Mathes von Heß, Professor der Universal- und Literärgeschichte an der Universität zu Wien, einen eigenen ausführlichen Lehrplan, der vom Hofrath von Martini warm empfohlen, im Jahre 1774 in der Studienhofcommission berathen, und dann auf Befehl der

Kaiserin im Auszuge gedruckt, an die verschiedenen Länderstellen zur Begutachtung versendet wurde.

Heß stellte sich bei Abfassung seines Planes auf den Standpunct jener Einrichtungen, die sich in den besten Schulen von Sachsen, Brandenburg, Hannover, Württemberg und anderen deutschen Staaten bereits als wohlthätig erprobt hatten; jedoch nicht ohne Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse des österreichischen Schulwesens. Er behielt somit die herkömmliche Eintheilung der gelehrten Mittelschulen in Gymnasien und Akademien bei, um nicht einem für diese Trennung einmal bestehenden Vorurtheile zu scharf entgegen zu treten. Auch die Zahl der Classen blieb unverändert, indem das Gymnasium deren fünf, die Akademie zwei haben sollte. Aber durch die innere Gestaltung beider Anstalten, deren Zusammengehörigkeit Heß wohl einsah, sollte deren organischer Zusammenhang vermittelt werden. Deshalb nahm Heß den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik und Naturwissenschaften ins Gymnasium auf, und gliederte denselben in methodischer Reihenfolge derart, daß er eine Vorschule für die Fortführung derselben Disciplinen an der Akademie bilden könnte. Umgekehrt gab er den classischen Studien an der Akademie eine größere Ausdehnung, damit die am Gymnasium in den alten Sprachen gewonnenen Kenntnisse nicht vergessen, sondern erst gehörig verwerthet würden. Bei der Ausdehnung der Lehrfächer war es consequent, daß Heß Fachlehrer statt der bisherigen Classenlehrer beantragte und eigene Einrichtungen für deren Heranbildung vorschlug. Es sollten nämlich an der Universität eigene Vorlesungen über Philologie und Gymnasialpädagogik gehalten und eigene „Zusammenkünfte im akademischen Hörsaale" veranstaltet werden, wo Ausarbeitungen der Studirenden vorgetragen und besprochen werden könnten. Auch sollte die unentgeltliche Benützung der nöthigen literarischen und sonstigen Hülfsmittel für Candidaten des Lehramtes möglich gemacht, und schließlich zur Erprobung der Lehrfähigkeit eine neue strengere Prüfungsform eingeführt werden, die den Candidaten Gelegenheit gäbe, mündlich und schriftlich ihre Befähigung auf angemessene Weise darzuthun.

Zur Durchführung dieses Lehrplanes war es wieder vor allem nöthig, einen neuen weltlichen Lehrstand zu schaffen. Daher mußte Heß allerdings darauf dringen, daß die bisherige Alleinherrschaft der Ordensgeistlichkeit in den Gelehrtenschulen aufgehoben und die freie Concurrenz in Bewerbung um die Lehrstellen eingeführt werde. Auch mußte er darauf hinweisen, daß bei dem Mangel an tauglichen inländischen Lehrkräften die Berufung fremder, selbst protestantischer Gelehrter und Schulmänner wenigstens für den Anfang nothwendig sei. Aber im ganzen lauteten seine Anträge viel milder, als jene des Grafen Pergen; er wollte die Klostergeistlichkeit vom Lehramte nicht

ausgeſchloſſen, ſondern nur ihren esprit du corps verbannt wiſſen, und hatte ſelbſt gegen ſeculariſirte Jeſuiten nichts einzuwenden, da er den hohen Werth von Männern wie Hell, Denis, Maſtalier, Eckhel und ähnlichen ſehr wohl zu würdigen verſtand.

Doch ſelbſt dieſe Mäßigung ſollte ſeiner Sache nichts nützen. Im Schooße der Studiencommiſſion ſelbſt bildete ſich ein zweiſpältiges Urtheil über die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit ſeines Planes. Während Hofrath von Martini denſelben auf's eifrigſte vertrat, war es vom Vorſitzenden Freiherrn von Kreßel bekannt, daß er nur für eine ſchrittweiſe Reform und grundſätzlich gegen jede Berufung von Fremden, namentlich Proteſtanten war. Der Fachreferent Hofrath von Kollar hingegen wollte die claſſiſchen Studien, namentlich das Griechiſche mehr berückſichtigt, und ziemlich allgemein wurde der Einwurf erhoben, die Realien ſeien im Heß'ſchen Plane zu vorherrſchend, der Charakter der Gelehrtenſchule werde dadurch alterirt, und bei der zu großen Mannichfaltigkeit der Lehrgegenſtände werde Ueberbürdung der Jugend und Ungründlichkeit der Studien die unausbleibliche Folge ſein.

Ein Blick auf den Plan des Profeſſors Heß ſelbſt lehrt freilich, daß dieſer Einwurf großentheils ohne nachhaltigen Grund war; denn die wahrhaft claſſiſchen Studien, auf ausgedehnter Lectüre der Alten beruhend, ſind in demſelben ſtärker betont, als ſie es bisher waren, und die Maſſe der Realien darin iſt, wenigſtens nach unſeren heutigen Anſchauungen, keineswegs ſo groß, wenn auch einiges, wie z. B. Hydraulik, bürgerliche Baukunſt, allerdings auffallen mag. Ungegründet iſt endlich die Beſchuldigung, daß Heß die Geſchichte als Hauptſtudium hinſtellte, um dieſe Erdkunde, Mathematik und Naturkunde gruppirte, Latein aber als Nebengegenſtand behandelte. Die Stundeneintheilung ſeines Schulplanes widerlegt dieſe Behauptung.

Während aber ſo die Anſichten der oberſten Studienbehörde in Bezug auf Heßens Plan ſich in zwei Parteien für und wider trennten, gewann unvermerkt eine dritte Partei an Boden, nämlich jene, die noch immer an der hergebrachten Einrichtung der Ordensſchulen hing. Dieſe wußte ſich Eingang bei der Kaiſerin zu verſchaffen, und ſo kam es, daß ganz im Stillen der damalige Rector der Savoy'ſchen Ritterakademie, Piariſtenordenspriester P. Gratianus Marx, mit Abfaſſung eines neuen Studienplanes betraut wurde, der zur nicht geringen Ueberraſchung des Hofrathes von Martini und ſeines Schützlings Profeſſor Heß ſchon am 15 October 1775 die Allerh. Genehmigung erhielt.

Mit dieſer Genehmigung trat für die öſterreichiſchen Gymnaſien eine für lange Zeit hin entſcheidende Wendung ein. Hatte früher das Lehrſyſtem der Jeſuiten vorgeherrſcht, ſo trat jetzt das Syſtem der Piariſten an deſſen Stelle, das ſich, wie ſchon oben erwähnt wurde, von dem erſteren nur dadurch

unterſchied, daß es den Anforderungen der Zeit in Bezug auf die Realien doch einige Rechnung trug. Von einer durchgreifenden Reform des geſammten Gymnaſialweſens aber, namentlich von der Heranbildung eines eigenen weltlichen Lehrſtandes war von dieſem Zeitpuncte an für lange keine Rede mehr; im Gegentheile, nach kurzer, ſcheinbarer Beſſerung zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gingen die öſterreichiſchen Gymnaſien immer unaufhaltſamer ihrem Verfalle entgegen.

Schon im Jahre 1763 waren die Piariſten-Ordensvorſtände zuſammengetreten und hatten einen eigenen Lehrplan verfaßt, wonach neben dem Latein als Hauptfach auch Griechiſch und Deutſch, Geographie und Geſchichte, und Arithmetik in methodiſcher Vertheilung gelehrt werden ſollte. Dieſer Plan war es, den P. Gratianus Marx mit geringen Modificationen der Kaiſerin vorlegte. Wenn ſich nun der Verfaſſer über Geiſt und Richtung dieſes ſeines Werkes der Monarchin gegenüber dahin ausſprach: Ew. Majeſtät können verſichert ſein, daß wir nicht bei dem alten Schlendrian werden ſtehen bleiben, wie uns die Gegenpartei verwirft; die Kinder ſollen alles nöthige hinlänglich, und Latein gewiß lernen — ſo mochte dieſe Verſicherung unzweifelhaft ganz ernſt gemeint geweſen ſein, insbeſondere was den Punct des Lateinlernens betrifft; aber die Durchführung der guten Abſicht entſprach ſelbſt beſcheidenen Erwartungen nur in ſehr geringem Maße.

Ueberblickt man nämlich die Verordnungen und Inſtructionen, die P. Gratianus als neu ernannter Director humaniorum in den Jahren 1775—78 erließ, ſo ſtößt man wiederholt auf Stellen, die den Charakter ſeines Studienplanes unzweideutig kennzeichen. Z. B. über die claſſiſchen Sprachen, in den drei Grammaticalclaſſen: „Hiſtorie, Geographie, ſelbſt das Griechiſche mag nach dem hergebrachten Gebrauche fortgeſetzet werden, das letztere nämlich in wochentlich einer Nachmittagsſtunde, und zwar eine halbe Stunde zum Examiniren, eine halbe zum Dociren; in den Humanitätsclaſſen ſollen „die ordentlichen Lehrſtunden für das Griechiſche auf Dienſtag Nachmittag und Donnerſtag früh verleget werden, weil dieſe ordentlicher Weiſe Recreationstäge, alſo den übrigen Schultägen und Schuleinrichtungen am wenigſten nachtheilig ſind!!"; wobei noch ausdrücklich bemerkt wird, daß der „griechiſche Profeſſor" nur jenen „Rhetoribus und Poetis" den Zutritt zu ſeinen „Vorleſungen" geſtatten werde, die hierzu eigens vom Director nach Einvernehmung des Praefecti und Profeſſoris beſtimmet werden." Ueber die Realien: „Von den phyſicaliſchen Begriffen iſt in Herren Reckarts Lehrbuche zum Gebrauch in Schulen im zweiten Capitel ein Vorrath anzutreffen, wovon ſich Lehrer einige nutzbare kleine Auszüge verfaſſen können." In der Arithmetik ſollten in der erſten Claſſe die erſten Hauptregeln der vier Species wiederholt wer-

den, „in der zweiten und dritten Classe wird das Normalschulrechenbuch nach Ausweisung der Ordnungstabelle gebrauchet, in der Rhetorik soll die Rechenkunst in lateinischer Sprache ganz wiederholet werden.“ Zudem wird wiederholt eingeschärft, daß neben dem Latein die übrigen Fächer „mit der beständigen Rücksicht als solche zu behandeln sind, denen man als Nebenlehrgegenständen nur abwechslungsweise einige unterbrochene kürzere Lehrzeiten auszeichnen und widmen soll“; denn „das Lateinschreiben und -sprechen muß bei den Schülern in Folge der hinausgekommenen Allerhöchsten Verordnungen auf das nachdrücklichste betrieben werden.“

Diese Proben werden genügen, um danach beurtheilen zu können, in wie ferne der Eintausch des neu sein sollenden Lehrsystemes der Piaristen für das altererbte der Jesuiten ein Fortschritt genannt zu werden verdient, oder nicht. —

Eine günstigere Zeit für die Reform des österreichischen Gymnasialwesens schien mit der Thronbesteigung Kaiser Josephs des Zweiten gekommen zu sein. Der wahrhaft menschenfreundliche, dem Fortschritt aufrichtig huldigende Sinn des jugendkräftigen Monarchen erweckte die sichere Hoffnung, man werde wie in den übrigen Gebieten des Staatslebens, so auch im Unterrichtswesen darangehen, die letzten Reste des Mittelalters gründlich zu beseitigen. Und allerdings, die Volksschulen und die Universitäten empfanden gar bald die energisch reformirende Hand des Kaisers.

Aber schon das Gutachten, das Joseph noch als Mitregent über den Plan des Grafen von Pergen abgegeben hatte, ließ ahnen, in welchem Geiste er als künftiger Alleinherrscher den Unterricht zu reformiren unternehmen würde. Drei Grundsätze waren für den Kaiser hierbei leitend: unbedingte Unterordnung des gesammten Unterrichtswesens unter die Autorität des Staates mit Ausschließung jedes kirchlichen Einflusses; möglichste Gleichförmigkeit in der Einrichtung der einzelnen Unterrichtsabtheilungen; Erzielung eines unmittelbaren Nutzens durch Heranbildung praktisch geschulter Staats- und Kirchendiener. Die Beförderung allgemeiner, höherer Bildung, die Verbreitung von Gelehrsamkeit und Wissenschaft an sich war dem Kaiser nicht so sehr Sache der Unterrichtsanstalten, als vielmehr einzelner, besonders wohl organisirter Talente, die für sich selbst ihre eigenen Wege gehen und höchstens hie und da der Unterstützung bedürfen würden. Aus diesen Grundsätzen läßt sich leicht folgern, welchen Weg der Monarch in den Gymnasien eingeschlagen haben wollte.

In einer Schulinstruction vom 4 October 1781 wurde den Präfecten und Professoren der Gymnasien besondere Aufmerksamkeit auf Erdbeschreibung, Natur- und Weltgeschichte empfohlen, unter gleichzeitiger

Hinweiſung auf die beſten Werke in dieſen Fächern, woraus ſie weitere Belehrung ſchöpfen könnten. Ferner wurde betont, daß der Zweck des lateiniſchen Unterrichtes Kenntniß dieſer Sprache ſei, weshalb unnöthiger Zeitverluſt mit trockenem Regelwerk (nach Joſephs Ausdruck latinitäts-unnothwendigen Subtilitäten) vermieden werden ſolle. „Ueberhaupt habe man ſich an die vorgeſchriebenen Bücher genau zu halten und den Mißbrauch, mittelſt deſſen die Profeſſoren manchmal in Explicationen, Notaten, Supplementen, Ueberſetzungen und dergl. ihre unzeitige Gelehrſamkeit ausgekramt, die Schüler mit ihrem Eigendünkel geplagt, die koſtbare, zu nützlichen Lehren und Uebungen anwendbare Zeit aber verdorben haben, zu vermeiden."

Derſelbe nüchtern-praktiſche Sinn war auch maßgebend bei Einrichtung der ſogenannten philoſophiſchen Facultäten oder Lyceen, in welchen in einem zweijährigen Curſus Logik, Metaphyſik und Ethik, Mathematik und Phyſik in der Regel von drei Profeſſoren vorgetragen werden ſollten. Da ferner „die deutſche Sprache als die wahre Mutter- und Landesſprache, in welcher man ſo gut Recepte ſchreiben könne in der Medicin, als Sillogismos und Moralſätze anführen in der Philoſophie, deren ſich auch in Jure die Advocaten in allen ihren Schriften bedienen", von nun an die alleinige Unterrichtsſprache in allen Facultäten ſein ſollte mit Ausnahme der theologiſchen", ſo blieb die lateiniſche Sprache bloß den kleinen Schulen (Gymnaſien) vorbehalten, und es fielen alle „die doppelten Profeſſores bei der philoſophiſchen Facultät in beiden Sprachen" gleich von Anfang weg. Somit waren von da an die Vorleſungen in claſſiſcher Philologie, Weltgeſchichte, Naturgeſchichte und ähnlichen Fächern an den Lyceen entweder gar nicht oder nur zeitweiſe für freiwillige Zuhörer vertreten, und die philoſophiſchen Obligatcurſe bildeten ſich nachgerade zu dem aus, was ſie bis zur neueſten Unterrichtsreform blieben, zu einer unentwickelten Zwitteranſtalt zwiſchen Gymnaſium und Univerſität, in der man weder den gehörigen Unterricht zu einer umfaſſenden höheren Bildung, noch die hinlängliche Vorbereitung zu einem wahrhaft gründlichen wiſſenſchaftlichen Fachſtudium erzielte.

Es war überhaupt bei der wahrhaft wohlwollenden Abſicht des edlen Kaiſers und bei ſeinem ſonſt überaus geſunden Urtheile über das Bildungsbedürfniß ſeiner Völker eine beklagenswerthe Täuſchung, wenn er wähnte, es ſei auf dem Gebiete des Unterrichtes, auch in deſſen unterſten Sphären, irgendwie ein dauernder Erfolg zu erringen ohne die ernſte Pflege höherer, nicht gerade auf den Nutzen des Tages abzielender Studien.

Die Beſchränkung, die das Joſephiniſche Studienſyſtem der freien Thätigkeit des Lehrſtandes durch ſtrenge Verpflichtung auf das unabänderlich vorgeſchriebene Lehrbuch auferlegte, führte unausbleiblich zu todtem Mechanismus, bloßer Gedächtnißarbeit und unheilvollem wiſſenſchaftlichen Still-

ſtande. Hiezu kam noch für die Gymnaſien ſpeciell der Mangel jeglicher Anſtalt zur Heranbildung tauglicher Lehrer, weshalb die Lehrſtellen entweder mit Männern der alten Schule beſetzt bleiben mußten, die dem Fortſchritte meiſtentheils nicht ſehr geneigt waren, oder jungen, unerfahrenen Anfängern anvertraut wurden, die bei geringer wiſſenſchaftlicher Reife auch nicht das moraliſche Anſehen hatten, um die Disciplin aufrecht zu erhalten! Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn die Klagen über den täglich drohender hereinbrechenden Verfall des öffentlichen Unterrichtes ſich fort und fort mehrten und den Kaiſer endlich veranlaßten, in ſeinem denkwürdigen Cabinetsſchreiben vom 9 Februar 1790 an den Kanzler Grafen von Kollowrat ſeinem tiefen Bedauern über den ungünſtigen Fortgang der öffentlichen Studien unzweideutigen Ausdruck zu verleihen und die nöthigen Befehle zur Abſtellung der bisherigen Mißbräuche und Beſſerung des geſammten Lehrſyſtems zu geben. Wie bei ſo vielen anderen hochwichtigen Angelegenheiten überraſchte den edlen Monarchen auch bei dieſer zu früh der Tod: er hinterließ die ſchwere Aufgabe der Reform des öſterreichiſchen Unterrichtsweſens ſeinem Nachfolger.

Kaiſer Leopold II., perſönlich wohl unterrichtet und ein Freund von Kunſt und Wiſſenſchaft, brachte aus dem feingebildeten Florenz den ernſten Vorſatz mit, auch in Oeſterreich Unterricht und Bildung auf eine höhere Stufe zu heben. Im Anſchluſſe an die letztwillige Anordnung ſeines Vorgängers zur Reform des Unterrichtsweſens ſetzte er am 13 April 1790 eine eigene Studien-Einrichtungs-Commiſſion unter dem Vorſitz des Staatsrathes Freiherrn von Martini ein, den er zugleich mit Ausarbeitung eines neuen Studienplanes betraute.

Martini ging, nach den bisher gemachten Erfahrungen, von dem ganz richtigen Grundſatze aus, daß der Erfolg jeder neuen Studieneinrichtung zunächſt von der Hebung des Lehrſtandes abhängig ſei. Die bisherigen Verſuche, den Unterricht zu verbeſſern, waren hauptſächlich daran geſcheitert, daß der Lehrſtand, wenigſtens an den Gymnaſien, für die Neuerungen ſich nicht ſehr empfänglich zeigte. Martini verſuchte nun die Lehrer dadurch für Reformen zu gewinnen, daß er ihnen ſelbſt einen weſentlichen Einfluß auf die weitere Geſtaltung des Unterrichtsweſens einräumte.

In dem am 4 October 1790 veröffentlichten Erlaſſe über die künftige Leitung des Studienweſens heißt es ausdrücklich: „Seine kaiſ. Majeſtät befehlen, daß den öffentlichen Lehrern der ihnen gebührende Einfluß in die innere Studienverfaſſung zugeſtanden und auch für künftige Zeiten gegründet werde. Es ſoll demnach überhaupt künftig nichts Bedeutendes ohne Einvernehmung derſelben und Einholung ihrer Meinung von den oberen Stellen beſchloſſen werden, und jeder Lehrer befugt ſein, über Schule und Studienſachen ſeine Meinung zu äußern, ſeine Klagen über die ihm auffallenden

Mängel und Gebrechen, und ſeine Vorſchläge zur Verbeſſerung derſelben den oberen Stellen nach der Stufenordnung vorzulegen."

Demgemäß wurden an jeder öffentlichen Lehranſtalt, alſo auch an den Gymnaſien und Lyceen, *Lehrerverſammlungen* gebildet, und dieſen die didaktiſche und pädagogiſche Leitung in ihrem unmittelbaren Wirkungskreiſe anvertraut; die bisher beſtandenen Studiendirectoren aber wurden gleichzeitig aufgehoben. — In jeder Provinz ferner wurde ein *Studienconſeß* errichtet, der aus ſechs Mitgliedern als den Vertretern der vier Facultäten, der Gymnaſien und der Normalſchulen beſtand, und in deſſen Wirkungskreis der Vorſchlag brauchbarer Lehrer, ſowie die Berathſchlagung über alle jene Gegenſtände gehörte, die den Lehrſtand überhaupt angingen. — Die Studienconſeſſe waren die nächſte Inſtanz für die Lehrercollegien, und correſpondirten unter Vermittlung der Landesſtelle mit der Hofkanzlei als oberſter Unterrichtsbehörde, nachdem die Studienhofcommiſſion mit Allerhöchſter Entſchließung vom 1 Jänner 1792 aufgelöst worden war.

Auch über die Bemeſſung der Gehalte und Belohnungen bei den einzelnen Kategorien von Lehrern erfloſſen gleichzeitig Anordnungen, deren wohlwollender Charakter ſich ſchon in folgenden Beſtimmungen kennzeichnet: „Den Profeſſoren ſeien Anfangs zwar geringere, aber doch ſolche Beſoldungen zu verleihen, mit denen ſie *gemächlich* leben können;" oder „je *ſeltener* manche Lehrer ſeien, als z. B. die Lehrer der orientaliſchen Sprachen, der höheren Mathematik, deſto *höher* ſollen ſie auch verhältnißmäßig bezahlt werden." Auch die Gymnaſien waren hierbei nicht vergeſſen, indem Seine Majeſtät geſtattete, „daß den Lehrern der Gymnaſien, da ſie nur einen geringen Gehalt haben, nach Maß als ſie ſich durch Kenntniſſe, Verwendung und Zahl der Schüler auszeichnen, eine jährliche Belohnung aus dem Ueberſchuſſe der Unterrichtsgelder angewieſen werden könne." Bekanntlich iſt das Schulgeld, für Gymnaſien zu 8—12 fl., für Lyceen zu 18 fl. unter Kaiſer Joſeph eingeführt und trotz mancher Klagen darüber auch unter den folgenden Regierungen beibehalten worden.

Um endlich einen hinreichenden Nachwuchs von Lehrern zu bilden, wurde verordnet, daß Candidaten, die eine ſehr gute Prüfung gemacht hätten, erlaubt würde, außerordentliche Vorleſungen zu halten, und auf ſie bei allfälligen Supplirungen beſonders Bedacht genommen, ihnen auch angemeſſene Belohnungen zuerkannt werden ſollten. —

Aus all dieſen Anordnungen leuchtete unverkennbar die ernſte Abſicht und das aufrichtige Beſtreben hervor, den Lehrſtand und mit dieſem die Lehranſtalten Oeſterreichs möglichſt zu heben; dennoch entſprach der Erfolg den Erwartungen, die man von ſo weiſen Maßregeln hegte, nur in ſehr geringem Grade. Die Urſachen davon lagen nahe.

Erſtlich war die Regierung Leopolds von zu kurzer Dauer, um ein neues Syſtem des Unterrichtsweſens in conſequenter Weiſe durchzubilden. Dann tauchten bei der furchtbaren Staatsumwälzung in Frankreich nach und nach auch in Oeſterreich Befürchtungen auf, es könnte die geſtattete freiere Bewegung auf dem Gebiete des Unterrichtes gefährliche Folgen haben, und einzelne Fälle von Zwieſpalt in den Lehrercollegien, ſowie theilweiſes Nachlaſſen in Handhabung der Disciplin gaben den willkommenen Anlaß, eine Rückkehr zu dem früheren Unterrichtsregimente als geboten erſcheinen zu laſſen. Ueberhaupt war ſchon der Umſtand, daß nach der Leopoldiniſchen Studienordnung in letzter Inſtanz keine aus Fachmännern gebildete Behörde, ſondern theils die Landesſtelle, theils die Hofkanzlei über Unterrichtsangelegenheiten entſchied, der Durchführung von nachhaltigen Reformen nicht günſtig. Denn gerade in den höheren Regierungskreiſen hatte das Joſephiniſche Syſtem ſeine eifrigſten Anhänger, die es nicht gerne ſahen, daß ihrer unumſchränkten Gewalt auf dem Gebiete des Unterrichtes in den Lehrercollegien und Studienconſeſſen Nebenbuhler, wenn auch nur mit berathender Stimme, an die Seite geſetzt waren.

So kam es, daß nach der Thronbeſteigung des Kaiſers Franz II. allmälich in die alten Bahnen eingelenkt, die Lehrfreiheit beſchränkt, die politiſche Haltung der Lehrer und Schüler ſcharf controlirt und ein ſtrenges Regiment in Bezug auf Disciplin eingeführt wurde.

Zu gleichmäßiger und raſcher Durchführung der hiefür nöthigen Maßnahmen wurden durch Allerhöchſten Erlaß vom 29 April 1802 die ehemaligen Studien-Directoren wieder eingeſetzt. Für die Gymnaſien geſchah dies aus einem ſpeciellen Anlaß, weil nämlich über die geringen Kenntniſſe und die ſchlechte Latinität der Schüler der Rhetorik am k. k. akademiſchen Gymnaſium in Wien Klagen vor die Hofkanzlei gebracht und von dieſer dem Kaiſer waren vorgelegt worden, worauf die Allerhöchſte Willensmeinung erfloß: „Da die vielfältigen Gebrechen im Studien- und Erziehungsfache hauptſächlich daher entſtanden, weil die hierüber den Studienconſeſſen eingeräumte unmittelbare Aufſicht und Leitung Meiner Erwartung nicht entſprachen, ſo bin ich entſchloſſen, die vormals beſtandenen Facultäts- und Gymnaſial-Directoren wieder einzuführen."

So fanden die Studienconſeſſe nach kaum zehnjähriger Dauer wieder ihr Ende, nachdem es ihnen nicht gelungen war, irgend welchen nachhaltigen Einfluß auf die Beſſerung des öſterreichiſchen Unterrichtsweſens auszuüben.

Aber trotzdem fühlte man ſehr wohl, daß die Gymnaſien und die philoſophiſchen Facultäten einer Reform dringend bedurften, und ſeit dem Jahre 1795 war man in den oberſten Kreiſen der Regierung mit dahin abzielenden Plänen beſchäftigt. Nach langjährigen Berathungen ſtellte endlich der Monarch

in einem Allerh. Handschreiben vom 12 Juli 1805 an den obersten Kanzler Grafen Ugarte die Grundsätze auf, nach denen zur Erzielung einer höheren und umfassenderen Geistesbildung bei der studirenden Jugend nunmehr das Studienwesen geregelt werden sollte. Demgemäß wurde durch Decret der Hofkanzlei vom 9 August 1805 das philosophische Studium dergestalt eingerichtet, daß es an Universitäten drei, an Lyceen und kleineren ähnlichen Lehranstalten zwei Jahrescurse umfaßte. Die Fächer wurden eingetheilt in absolut obligate, relativ obligate und freie. Zu den ersten gehörten außer der Religionslehre Philosophie, Elementarmathematik, Physik, welche als Grundlage für das weitere gelehrte Studium in der gemeinschaftlichen Sprache der Gelehrten, d. i. der lateinischen, vorgetragen werden mußten. Hierzu kamen allgemeine Weltgeschichte und griechische Sprache, damit das im Gymnasium Erlernte erhalten würde. Relativ obligate Fächer im dritten philosophischen Jahrgange waren das höhere Studium lateinischer Classiker und Geschichte Deutschlands und Oesterreichs für künftige Juristen; Naturgeschichte für Mediciner, griechische Philologie für ebendieselben und für Theologen. Freie Fächer bildeten höhere Mathematik, Astronomie, Baukunst, Geschichte der Philosophie, Aesthetik, Numismatik, Diplomatik, Heraldik u. s. w.; — jedoch sollten diese Fächer vollständig nur an den großen Universitäten gelehrt werden, die kleineren Anstalten hatten sich auf die Obligatfächer zu beschränken: eine verständige Maßnahme, da gewiß nicht für alle derartigen Institute die nöthigen Lehrkräfte und Lehrmittel aufzubringen waren.

Damit aber den Anforderungen, welche das philosophische Studium nach diesem Lehrplane an die Studirenden stellte, entsprochen werden könnte, wurde auch der Lehrplan der Gymnasien einer Reform unterzogen, für welche der Entwurf des Piaristenordenspriesters, damaligen Studiendirectors Innocenz Lang die Grundlage bildete.

Danach sollte es weiterhin Gymnasien mit fünf Classen und fünf Lehrern, dann Gymnasien mit sechs Classen und sechs bis sieben Lehrern geben, letzteres jedoch nur an Orten, wo Lyceen oder Universitäten bestanden. Die Eintheilung der Classen nach der Stufenfolge der Hauptlehrgegenstände blieb hiebei die hergebrachte in die drei Grammaticalclassen, Principia, Grammatica, Syntaxis, wozu an sechsclassigen Anstalten die sogenannte Infima oder Parva als Vorbereitung für das Lateinstudium kam; dann in die zwei Humanitätsclassen, Poesis und Rhetorica, mit ihrem hergebrachten Regelwerk für Bildung des dichterischen und rednerischen Stiles. Aber „damit sich die Gymnasialschüler außer diesen auf Sprache und Stil sich beziehenden Kenntnissen auch nützliche Sachkenntnisse erwerben könnten," wurde überdies der Unterricht in der Naturlehre und Naturgeschichte,

in der Geographie und Weltgeschichte, in der Mathematik und der griechischen Sprache für alle Schüler ohne Ausnahme obligatorisch eingeführt. Es wurde hierbei ausdrücklich hervorgehoben, dieser Unterricht sei am ganzen Gymnasium durch alle Classen so systematisch und vollständig zu ertheilen, daß er ohne Schaden für das Hauptstudium doch zusammengenommen das enthalte, was einem für die höheren Stände sich bildenden Jünglinge nothwendig sei, und ohne Voraussetzung wissenschaftlicher Kenntnisse begriffen werden könne.

Um aber zu erzielen, daß alle diese Lehrfächer wirklich fruchtbringend gelehrt würden, erging die Verordnung, „daß jeder Gegenstand so viel als möglich einen Lehrer habe, der ihn als seinen eigenen nicht vernachlässigen könne." Demgemäß wurde der Unterricht in den auf Sprache und Stil sich beziehenden Kenntnissen drei bis vier Classenlehrern übergeben, jener für die Fachkenntnisse und das Griechische zwei bis drei Fachlehrern zugewiesen. Auf das Griechische wurde eigener Nachdruck gelegt, besonders für künftige Theologen, „die doch einige Vorkenntnisse in dieser Sprache haben sollten." Und in Erinnerung eingewurzelter Mißbräuche wurde ausdrücklich eingeschärft, Latein habe Niemand zu lehren, als die Sprach- und humanistischen Lehrer, damit die Eintheilung nach Fächern rein bleibe, und nicht etwa der Lehrer der Geschichte oder der Religion, unter dem Titel einen Classiker oder eine lateinische Chrestomathie zu erklären, seinen Hauptgegenstand vernachlässige. Gleichzeitig wurden die nöthigen Einleitungen getroffen, um die unentbehrlichsten Lehrmittel für den geographisch-historischen sowie für den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht beizuschaffen. Für einen hinlänglichen Nachwuchs praktisch geschulter Lehrer weltlichen Standes aber glaubte man dadurch zu sorgen, daß man an den Hauptgymnasien je zwei Adjunctenstellen creirte mit dem Gehalte von 300 fl. jährlich, mit der Verpflichtung der Supplirung in Krankheitsfällen der Lehrer oder bei allfälliger Erledigung einer Lehrkanzel bis zu deren definitiver Besetzung.

Ueberblickt man den neuen Studienplan für die philosophischen Curse und die Gymnasien in seinem Zusammenhange, so wird man gewiß einräumen, daß im Vergleich zu dem früheren Systeme ein unleugbarer Fortschritt damit angebahnt wurde. Zwar blieb die bisherige Scheidung des mittleren Studiums in zwei getrennte Abtheilungen; aber wenigstens wurde ihre naturgemäße Zusammengehörigkeit nicht ganz verkannt, sondern eine Weiterentwickelung der im Gymnasium gewonnenen Bildungselemente in den Lyceen und philosophischen Facultäten angestrebt, und was besonders anzuerkennen ist, den Forderungen höherer Geistescultur, abgesehen von bloßen Nützlichkeitsgründen, ihr Anrecht zugestanden. Auch der Gymnasial-Lehrplan enthielt manches Gute. Allerdings blieb die lateinische Sprache in ihrer

bisherigen bevorzugten Stellung, was die Instruction für den neuen Lehrplan zum Schlusse auf das ernstlichste mit den Worten betonte: „Die lateinische Sprache und Theorie des Stiles als Hauptstudium solle jeder Gymnasialschüler ganz und vollkommen erlernen, so daß er nicht nur einen Grad von Festigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, sondern auch die nothwendigen Begriffe der classischen Philologie sich aneigne." Aber diese Vorschrift war einerseits durch die Forderung geboten, daß am Lyceum fast alle Gegenstände in lateinischer Sprache gelehrt werden sollten, und andererseits war neben dem Latein doch auch den Realien und der griechischen Sprache mehr Raum und Bedeutung zugestanden worden, als bisher je an den österreichischen Gymnasien üblich gewesen war. Ein besonderer Vorzug endlich des neuen Planes war die, wenn auch nur theilweise Einführung des Fachlehrersystemes, obgleich die Art, wie man taugliche Lehrer heranzuziehen gedachte, den Mangel eigener Fachseminarien nicht ersetzen konnte.

Aber selbst dieses mit so großer Nachgiebigkeit gegen bestehende Einrichtungen entworfene Lehrsystem sollte von keiner Dauer sein.

Während Preußen nach der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806 durch Hebung der geistigen Kräfte der Nation im innigen Anschluß an die wissenschaftliche Bewegung Deutschlands jene Stärkung suchte und fand, die es an die Spitze des großen Befreiungskampfes im Jahre 1813 stellte, trat in Oesterreich nach der zwar unglücklichen, aber für alle Zeiten ruhmvollen Erhebung im Jahre 1809 gerade das Gegentheil ein. Seit dem Jahre 1806 von Deutschland losgelöst, und bald darauf durch traurige politische Verhältnisse gegen das frühere Gesammtvaterland, trotz glorreicher Anstrengungen zu dessen Befreiung, sogar feindlich gestellt, zog der vielgeprüfte Kaiserstaat sich immer mehr und mehr auf sich zurück und bildete allmälich jenes specifisch-österreichische Wesen aus, das sich besonders in einer entschiedenen Abneigung gegen alles Ausländische, namentlich das Preußische kundgab. Man spürte daher auch nicht die geringste Neigung, den Bestrebungen deutscher Wissenschaft nachzufolgen oder in Unterrichtssachen sich nach deutschen, etwa gar preußischen Mustern zu richten. So kam es, daß der großartige Aufschwung des deutschen Geistes im Anfange unseres Jahrhunderts auf den Gang der Cultur in Oesterreich zunächst fast ohne Einfluß blieb, und sich auf dem Gebiete des Unterrichtes daselbst vielmehr ein engherzig einheimischer, um nicht zu sagen traditionell beschränkter Gesichtskreis geltend machte.

Hiezu kam noch seit den bekannten Carlsbader Beschlüssen vom Jahre 1819 die Rückwirkung einer allgemeinen politischen Reaction, die gerade damals jede freie Bewegung in Lehre und Unterricht mit dem Verdachte revolutionärer Tendenzen brandmarkte.

Aus dieſen Umſtänden läßt ſich der Gang, den das öſterreichiſche Unterrichtsweſen ſeit dem zweiten Jahrzehend unſeres Jahrhunderts bis zum Jahre 1848 verfolgte, nur zu leicht erklären.

Schon im Jahre 1812 erhob die Studienhofcommiſſion, welche Kaiſer Franz im Jahre 1808 wieder eingeſetzt hatte, vor dem Monarchen die Klage, „daß ſeit Einführung des neuen Studienplanes die Kataloge der philoſophiſchen Curſe nicht mehr ſo viele Vorzugsclaſſen auswieſen wie vordem; es komme dies theils von dem ſehr ungleichen Vortrag der Profeſſoren, die auch an die jungen Studirenden zu hohe Anforderungen ſtellten, theils von der zu großen Verſchiedenartigkeit der einzelnen Lehranſtalten, von denen einzelne nur ſehr mangelhaft mit Lehrkräften und Lehrmitteln ausgeſtattet ſeien, weshalb eben trotz der hohen Koſten doch nur ein oberflächliches Wiſſen erzielt werden könne."

Solche Klagen mehrten ſich von Jahr zu Jahr, bis endlich der Kaiſer im Jahre 1818 eine vollkommene Reviſion des philoſophiſchen Lehrplanes anbefahl. Das Ergebniß derſelben war die im Jahre 1824 beſchloſſene Reducirung des philoſophiſchen Curſes auf zwei Jahrgänge und Beſchränkung der obligaten Fächer auf Religionswiſſenſchaft, Elementar-Mathematik, Phyſik und lateiniſche Philologie. — Naturgeſchichte, griechiſche Philologie, Weltgeſchichte u. ſ. w. ſollten fürderhin nur als freie Fächer gelten, wobei in Bezug auf die Weltgeſchichte folgende Motivirung charakteriſtiſch iſt: „Es ſei nicht conſequent, dieſelbe den unbedingt nothwendigen Fächern beizuzählen, weil das Unentbehrlichſte von geſchichtlicher Kenntniß ſchon im Gymnaſio, die weitere Ausbildung aber allenfalls auch durch Lectüre erworben werden könne."

Wie ſehr nun nach dieſer Einrichtung die freien Fächer von den jungen Philoſophen „aus freiem Antriebe" cultivirt wurden, davon gaben die Frequentationsliſten der einzelnen Lehranſtalten Zeugniß, die da auswieſen, daß in der Regel von hundert Schülern höchſtens fünf einen oder den andern Freigegenſtand hörten, und dieſe geringe Zahl bildeten faſt ausſchließlich die Convictiſten, Stipendiſten und von der Zahlung des Schulgeldes Befreiten, weil für dieſe eben die „freien Fächer" obligat waren.

Noch früher als bei den philoſophiſchen Lehranſtalten trat die Umkehr zum Syſteme von 1776 in den Gymnaſien ein.

Schon im Jahre 1818 wurde der Gleichförmigkeit wegen an allen Gymnaſien die vierte Grammaticalclaſſe errichtet, ſo daß es von nun an nur ſechsclaſſige Gymnaſien gab; zugleich aber wurden die Fachlehrer beſeitigt und verordnet, daß jede Claſſe nur einen Lehrer haben ſollte, der den Unterricht ſowohl aus den Haupt- als auch aus den Nebengegenſtänden zu ertei-

len und mit ſeinen Schülern durch die vier Grammaticalclaſſen oder die zwei Humanitätsclaſſen aufzuſteigen hatte.

Eine Folge dieſer Wiedereinführung des ſtrengen Claſſenlehrerſyſtemes war es, daß mit Decret vom 28 September 1819 der Unterricht in der Naturgeſchichte und Naturlehre am Gymnaſium gänzlich aufgehoben, jener aus der Algebra auf die Humanitätsclaſſen beſchränkt wurde. Die durch dieſe Anordnungen überflüſſig gewordenen Fachlehrer ſollten ſo verwendet werden, wie es ihren bisherigen Leiſtungen am anpaſſendſten wäre.

Gleichzeitig erſchien das amtliche Verzeichniß der für die einzelnen Lehrgegenſtände vorgeſchriebenen Lehrbücher, an die ſich die Lehrer genau zu halten, und ſollten ſie Abweichungen davon für unbedingt nothwendig erachten, dieſelben früher durch den Präfecten ſchriftlich an die Behörde einzuſenden hätten.

Nicht minder gleichförmig und ängſtlich abgemeſſen waren die Vorſchriften für die Durchführung einer möglichſt gleichmäßigen Lehrmethode und ſtrenge Handhabung der Disciplin.

Auch das Prüfungsweſen wurde bis ins einzelſte geregelt und einer genauen Controle durch die Präfecten unterworfen. Kurz, die freie Selbſtthätigkeit der einzelnen Lehrer wurde in möglichſt enge Grenzen eingeſchloſſen, und an die Stelle eines lebendigen Organismus trat ein todtes, mechaniſches Schema.

So war man denn nach wiederholten Reformen der Reformen auf dem Gebiete des mittleren Unterrichtes in Oeſterreich wieder bei jenem Puncte angelangt, von dem man vor einem halben Jahrhundert ausgegangen war: bei dem durch die Piariſten in etwas modificirten, in der Hauptſache aber altererbten Lehrſyſteme der Jeſuiten.

Dieſelben Urſachen, welche den erſten Verſuch zu einer gründlichen Verbeſſerung des Gymnaſialweſens unter der großen Kaiſerin Maria Thereſia hatten ſcheitern machen, vereitelten mehr oder minder vorwiegend auch jeden folgenden Verſuch.

Aber wenn man für die Zeiten Maria Thereſien's doch die Entſchuldigung hatte, daß damals weder das deutſche noch überhaupt das europäiſche Unterrichtsweſen, beſonders in den katholiſchen Staaten, ſich auf einer ſolchen Höhe der Entwickelung befand, die unmittelbar zu Vergleichung und Nacheiferung aufforderte, ſo hatte man dieſe Entſchuldigung um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr.

Frankreich hatte ſeit dem großen Imperator ſein Unterrichtsweſen auf gänzlich neuen Grundlagen aufgebaut; Preußen hatte ſich durch weiſe Schuleinrichtungen und großmüthige Beförderung der Wiſſenſchaften ſolchen Ruhm erworben, daß es in dieſer Beziehung für die übrigen Staaten beinahe als Mu-

ſter galt; ſelbſt Rußland hatte anerkennenswerthe Anſtrengungen gemacht, um ſich nach und nach den übrigen Culturſtaaten Europa's gleichzuſtellen. Nur Oeſterreich blieb dieſer raſtloſen Bewegung der Geiſter, wenigſtens äußerlich, fremd, und ſeine Studieneinrichtungen waren mehr aus unförmlichen Bautrümmern des Mittelalters zuſammengefügt, als im Geiſte der Neuzeit harmoniſch aufgebaut.

Aber wenn auch die Regierung anſcheinend jede Neuerung in Sachen des Unterrichtes als beinahe ſtaatsgefährlich zurückwieß, ſo vermochte ſie doch nicht auf die Dauer der geiſtigen Strömung zu widerſtehen, die eine Reorganiſation der öffentlichen Lehranſtalten nach den Forderungen des Jahrhunderts täglich dringender begehrte.

Gar manche wackere Lehrer fühlten das Beengende und Demüthigende des herrſchenden Schulſyſtemes, das ſie zwang, gegen ihre beſſere Ueberzeugung nach veralteten, gänzlich unbrauchbaren Büchern zu lehren, die theilweiſe geradezu ein Hohn auf die überall ſich geltend machenden Fortſchritte der Wiſſenſchaft waren. Man braucht nur einen Blick zu thun in die bis zum Jahre 1848 vorgeſchriebene Grammaticae latinae pars altera, in die Institutio ad eloquentiam mit ihrem theilweiſe barbariſchen Latein, in die Brevis grammatica graeca ohne Accente, in die ganz unbrauchbaren Elementa arithmeticae singularis et universalis, in den Atlas orbis antiqui mit den regenwurmartigen Gebirgszügen u. ſ. w., um zu begreifen, wie ſchwer es einem einſichtsvollen, mit den gangbaren Hülfsmitteln für den Gymnaſialunterricht nur einigermaßen vertrauten Lehrer fallen mußte, ſich an ſolche Lehrmittel genau zu halten.

Aber trotz der vielen Stimmen, die ſich aus fachmänniſchen Kreiſen täglich lauter gegen das veraltete, in ſeiner ganz unzulänglichen Form nicht mehr haltbare Studienſyſtem ausſprachen, ging die oberſte Studienbehörde nur zögernd auf wiederholte Vorſchläge zu deſſen Reorganiſation ein. Erſt im Jahre 1837 erſtattete die Studienhofcommiſſion einen allerunterthänigſten Vortrag über Reviſion und Modification des nunmehr als untauglich erkannten Lehrplanes von 1824 für die philoſophiſchen Curſe, worauf die Allerhöchſte Entſchließung vom 13 März 1838 dahin lautete, die Verbeſſerung der philoſophiſchen Lehranſtalten ſei mit jener der Gymnaſien in Verbindung zu bringen. Demgemäß erging an ſämmtliche Studiendirecterate die Weiſung, „jene Hauptpuncte in Antrag zu bringen, welche bei einer vorhabenden Verbeſſerung der gegenwärtigen Gymnaſialeinrichtung zur Grundlage und möglichen Rückſicht dienen könnten.“ In den hierüber eingelieferten amtlichen Gutachten ſprachen ſich nun im weſentlichen folgende Klagen und darauf gegründete Forderungen aus: „Der lateiniſche, noch mehr aber der griechiſche Unterricht werde am Gymnaſium ganz unzweckmäßig betrieben und namentlich in

der Lectüre der Classiker wenig geleistet; in den philosophischen Cursen hingegen werde nach der bestehenden Einrichtung von den classischen Sprachen mehr verlernt, als gelernt. Der Lehrgang in Geographie und Geschichte sei geradezu verkehrt, und die Zersplitterung des Lehrstoffes in so viele Staatengeschichten und Statistiken gegen alle gesunde Didaktik. Die Behandlung der Mathematik am Gymnasium sei durchaus unzulänglich; die Vernachlässigung derselben, sowie des naturwissenschaftlichen Unterrichts sei hingegen schon deshalb bedauerlich, weil dadurch die Nothwendigkeit entstehe, den sämmtlichen Lehrstoff für Elementar-Mathematik und Physik in die zwei philosophischen Jahrgänge zusammen zu pressen, was einen wirklichen Erfolg dieses Unterrichtes für das Leben nicht erwarten lasse. Endlich wurde auf den Mangel guter Lehrbücher und tauglicher Lehrerbildungsanstalten hingewiesen, ohne welche der Unterricht unter keiner Bedingung gedeihen könne." Zu Behebung dieser Mängel wurde vorgeschlagen, „das Gymnasium unter Einbeziehung der philosophischen Obligatcurse auf acht Jahrgänge in zwei Abtheilungen von je vier Jahrescursen auszudehnen. Deutsche Sprache und Literatur, sowie Mathematik und Naturwissenschaften seien in methodischer Vertheilung des Lehrstoffes als obligate Fächer ins Gymnasium aufzunehmen. Auf die Lectüre der Classiker und insbesondere auf das Griechische, sei mehr Gewicht zu legen als bisher. Zur Durchführung des derart reorganisirten Lehrsystemes aber seien unter theilweiser Aufhebung der Classenlehrer, Fachlehrer für die einzelnen Lehrgruppen zu bestimmen, die Zahl der Lehrstunden zu erhöhen, die Zahl der Schüler hingegen in den einzelnen Classen zu vermindern." Wie man überhaupt in den Kreisen competenter Fachmänner das mittlere gelehrte Studium gestaltet wissen wollte, das kann man leicht aus dem später veröffentlichten Entwurfe des hochwürdigen Prälaten Arneth, damaligen Studiendirectors in Ober-Oesterreich, ersehen. Fast alle Forderungen, die der Organisationsentwurf von 1849 an die Gymnasien stellt, sind der Hauptsache nach schon in Arneth's Entwurf aufgenommen: ein Beweis, wie übereinstimmend im ganzen die Ansichten der Fachmänner über die nothwendigen Grundlagen der Gymnasialreform waren, mochten auch ihre Ansichten über einzelne Puncte der Ausführung noch so verschieden sein.

Ueber die angeführten Gutachten der Studiendirectorate erfolgte der Bericht der Studienhofcommission erst im Jahre 1842, und auf Grundlage dieses Berichtes unterzog ein eigenes Comité, das aus den Professoren von Ettingshausen und Exner und dem Hofrath Hallaschka als Referenten bestand, nebst denen auch die Professoren Richter, Zimmermann und Ficker als Sachverständige einvernommen wurden, den philosophischen Studienplan einer Revision. Der Reformentwurf dieses

Comité's, im Jahre 1846 überreicht, ging im wesentlichen auf den Studienplan vom Jahre 1805 zurück, betonte dabei aber ausdrücklich, welche Schwierigkeiten einem gedeihlichen Erfolge des philosophischen Studiums entgegenständen, so lange Schüler in denselben überträten, die in einem nur sechsjährigen Gymnasialcurs eine nur mangelhafte Vorbildung erhalten hätten. Die Verhandlungen über die gesammte Unterrichtsreform zogen sich jedoch bei den mancherlei Bedenken, die im Schooße der obersten Studienbehörde laut wurden, so sehr in die Länge, daß mit dem Eintritt des Jahres 1848 noch kein endgültiger Entschluß darüber gefaßt war.

Dies gereichte der weiteren Entwickelung des österreichischen Unterrichtswesens zum Heile. Da man nämlich auf die Beseitigung der Hauptgebrechen des bisherigen Systemes nicht einzugehen gewillt war, sondern die Classenlehrer am Gymnasium fortbestehen und die philosophischen Obligatcurse als eine vom Gymnasium getrennte Vorstufe für die Universitätsstudien aufrecht lassen wollte, so war mit einer theilweisen Aenderung des Lehrplanes allein nichts wahrhaft Förderndes erzweckt. Besser, man hatte die Einsicht über die Nothwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung des Ganzen zu vollem Bewußtsein gebracht, und wartete geduldig den günstigen Zeitpunct ab, dieser Einsicht in Wahrheit volle Geltung zu verschaffen.

Der gewaltige Umschwung des Jahres 1848 traf die Frage des gelehrten Unterrichtes in Oesterreich spruchreif; es bedurfte zu ihrer Lösung keines unbedingten Bruches mit jeglicher Tradition, sondern nur einer Umsicht und Kraft, die mit Schonung ehrwürdiger Ueberlieferungen Unhaltbares rasch beseitigte, Haltbares im Geiste der Neuzeit umgestaltete und so ein organisch gegliedertes Ganze hinstellte. Der gute Genius Oesterreichs sorgte für diese gestaltende Kraft.

Durch Allerh. Entschließung vom 23 März 1848 wurde ein eigenes Ministerium des öffentlichen Unterrichtes eingesetzt. Hierdurch wurde die hohe Wichtigkeit dieses Verwaltungszweiges für die Interessen des Staates anerkannt und demselben eine eigene, selbständige Vertretung im Rathe des Monarchen gesichert. Von diesem Zeitpuncte an beginnt auch eine rastlose organisirende Thätigkeit auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes in Oesterreich. Bald nach seiner Creirung veröffentlichte das neue Ministerium einen „Entwurf von Grundzügen" für die Einrichtung des gesammten Unterrichtswesens, worin auch die Neugestaltung des Gymnasiums nach jenen Grundsätzen in Aussicht gestellt wurde, die sich bei den gebildetsten Nationen Europa's bewährt hatten. Allerdings fehlte diesem Entwurfe die Vollständigkeit, und das Ministerium selbst bekannte offen, daß erst die nöthigen Lehrpläne, Instructionen, Verordnungen erfolgen müßten, um die Organisation ins Leben treten zu lassen. Aber der Uebergang zur vollständigen Organi-

ſation wurde durch eine Reihe von Maßregeln vermittelt, die deutlich bekundeten, daß dem Miniſterium das volle Bewußtſein des zu erreichenden Zieles und der ernſte Wille zu deſſen Erreichung innewohnte. So wurde durch Erlaß vom 6 April 1848 den Lehrkörpern der Gymnaſien die unmittelbare Leitung jener Studienangelegenheiten übertragen, über die früher der Studiendirector oder die Landesſtelle zu entſcheiden gehabt hatte. Ferner wurde durch Erlaß vom 18 Auguſt deſſelben Jahres die ſiebente oder erſte Lycealclaſſe und im nächſtfolgenden Jahre die achte oder zweite Lycealclaſſe dem Gymnaſium einverleibt. Im Zuſammenhange mit dieſen Anordnungen wurde die Stundenzahl für Latein und Griechiſch, ſowie für Geographie und Geſchichte in den oberen Claſſen vermehrt, die Naturgeſchichte als Obligatſtudium erklärt, und ſo der definitiven Neugeſtaltung der Gymnaſien die Bahn geebnet.

Während dieſer Uebergangszeit fanden im Miniſterium, das damals unter der proviſoriſchen Leitung des hochſinnigen Grafen Stadion ſtand, eingehende Berathungen über die definitive Gymnaſialreform ſtatt, an denen Hofrath Exner und ſpäter Profeſſor Bonitz hervorragenden Antheil nahmen. Dieſen Männern zumeiſt verdankt Oeſterreich die Geſtaltung des mittleren gelehrten Unterrichtes, wie ſie durch den mit Allerh. Genehmigung am 16 September 1849 veröffentlichten Organiſations-Entwurf für die Gymnaſien eingeleitet wurde.

Die Grundzüge dieſes Entwurfes ſind in kurzem folgende:

Das vollſtändige Gymnaſium beſteht, unter Einverleibung der ehemaligen zwei philoſophiſchen Obligatcurſe, aus acht Claſſen, die in der Weiſe zwei Abtheilungen bilden, daß ſich die vier Claſſen des Untergymnaſiums in allen Lehrfächern als die Vorſchule für die Weiterentwickelung derſelben Disciplinen in den vier Claſſen des Obergymnaſiums darſtellen.

Zweck des Gymnaſiums iſt, eine höhere allgemeine Bildung unter weſentlicher Benutzung der claſſiſchen Sprachen und ihrer Literatur zu gewähren und hierdurch zugleich für das Univerſitätsſtudium vorzubereiten.

Jener Begriff der allgemeinen höheren Bildung, wie er ſich durch hiſtoriſche Entwickelung gegenwärtig bei allen europäiſchen Culturvölkern feſtgeſtellt hat, beſtimmt zugleich das Verhältniß der hiſtoriſch-philologiſchen zu den mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen, ſo daß nicht einſeitig eines dieſer beiden Momente allein den Schwerpunct des Gymnaſiums bilden kann. Dieſer Schwerpunct liegt ſomit weder in den claſſiſchen Sprachen allein, noch in dieſen mit der Mutterſprache zuſammengenommen, ſondern in der wechſelſeitigen Beziehung aller Unterrichtsgegenſtände zu einander.

Um ſeiner Aufgabe gerecht zu werden, kann das Gymnaſium nicht die didaktiſche Unmöglichkeit des Claſſenlehrſyſtemes verſuchen; es darf ſich

aber auch nicht durch allzu ſtrenge Durchführung des Fachlehrerſyſtems der Gefahr der Zerſplitterung preisgeben. Deshalb vereinigt es verwandte Fächer zu Fachgruppen in Einer Hand und ſchafft durch die Claſſenvorſtände einen Einheitspunct für jede Claſſe.

Wie die Schüler des Gymnaſiums ihre Reife zum Uebertritt in ein höheres Fachſtudium durch eine eigene Maturitätsprüfung zu erweiſen haben, ſo haben die Lehrer des Gymnaſiums ihre Befähigung zum Lehramte in einer eigenen Lehramtsprüfung darzuthun. Die ſtrenge Aufrechthaltung dieſer Prüfungen iſt die unerläßliche Bedingung einer allſeitig gerechten und wahrhaft gedeihlichen Durchführung des Gymnaſialplanes. Ueberblickt man dieſe Grundzüge in ihrem Zuſammenhange, ſo wird man finden, daß in ihnen faſt alle jene Forderungen, die ſchon lange vor dem Jahre 1849 an eine Reform der Gymnaſien geſtellt wurden, ihre Berückſichtigung, zugleich aber auch ihre ſchärfere Formulirung finden. Man hatte ja ebenfalls Einverleibung der philoſophiſchen Curſe, Einführung der Naturwiſſenſchaften, Aufhebung der Claſſenlehrer und methodiſchere Vertheilung der Lehrfächer verlangt. Der Entwurf unterſchied ſich nur dadurch, und zwar zu ſeinem großen Vortheile, von ſeinen Vorgängern, daß er ſich mit ſorgſamer Bedachtnahme auf die Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Pädagogik und die anderwärts im Gymnaſialweſen gemachten Erfahrungen unmittelbar auf die Höhe der Zeit ſtellte und hierbei einen leitenden Hauptgedanken in conſequenter methodiſcher Gliederung durchführte. Dieſer Vorzug giebt ihm eine Lebenskraft, die ihn noch manche wechſelnde Meinung des Tages, manche unklare Bewegung der Zeit überdauern laſſen wird.

Doch ein bloßer Entwurf mußte am Ende wieder ſpurlos verſchwinden, wenn man nicht die Mittel fand, ihn thatſächlich und raſch durchzuführen. Dem Miniſterium Thun gebührt das große Verdienſt, dies letztere bewirkt zu haben.

Wenn auch gegründete Ausſicht vorhanden war, daß an einigen, beſonders deutſchen Gymnaſien die nöthigen Lehrkräfte und Lehrmittel ſich finden würden, um den neuen Lehrplan ſofort ins Leben treten zu laſſen, ſo mußte man ſich doch gegenwärtig halten, daß dies bei ſehr vielen, namentlich nichtdeutſchen Gymnaſien nicht der Fall war. Die Einführung neuer Lehrfächer, die Hinzufügung neuer Claſſen forderte neue, eigens hiefür befähigte Lehrer und großentheils auch neue Lehrbücher. Da überdies auch in den bisher am Gymnaſium gelehrten Fächern theils eine Veränderung der Lehrmethode, theils eine Erweiterung des Lehrſtoffes Platz greifen ſollte, ſo konnten die unmittelbar vorhandenen Kräfte für den Unterricht unmöglich ausreichen. Man darf nur in Erwägung ziehen, daß ſtatt der bisherigen acht Lehrer am Gymnaſium, von denen der Präfect überdies keinen eigentlichen

Unterricht zu ertheilen hatte, nunmehr wenigstens zwölf Lehrer an jeder vollständigen Anstalt nöthig wurden, um das Bedürfniß einer starken Vermehrung des Lehrpersonales zu begreifen. Die geistlichen Corporationen aber waren selbst bei dem besten Willen und der größten Anstrengung kaum im Stande, den Bedarf an Lehrern für ihre eigenen Anstalten zu decken, viel weniger in der Lage, die weltlichen Staatslehranstalten hierin zu unterstützen. Der vorhandene weltliche Gymnasial-Lehrstand hingegen war ohnehin nicht sehr zahlreich und hatte bei der geringen Aussicht, die das Lehrfach bis dahin bot, auch keinen erheblichen Nachwuchs aufzuweisen. Es galt daher einen neuen, ausreichenden, weltlichen Lehrstand zu schaffen, und das Ministerium ergriff hiezu energisch die geeigneten Mittel. — Schon im Jahre 1849 wurde nach dem Muster ähnlicher Pflanzschulen an deutschen Universitäten ein philologisches Seminar an der Universität zu Wien gegründet, das im darauf folgenden Jahre seine Erweiterung zu einem philelogisch-historischen Seminare fand, mit dem Zwecke, jungen Männern die Gelegenheit zu bieten, sich in den bezüglichen Fächern praktisch zum Lehramte auszubilden. In demselben Jahre erfolgte mit kaiserlicher Genehmigung auch die Errichtung des physikalischen Institutes zu Wien in der ausgesprochenen Absicht, den Lehramtscandidaten der Physik, Chemie und Physiologie Gelegenheit zu verschaffen, sich die zu einer erfolgreichen Lehrthätigkeit in den genannten Fächern nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten praktisch anzueignen. — Und so entstanden ähnliche Pflanzschulen für künftige Lehrer, freilich nicht überall in gleicher Ausdehnung, an den Universitäten zu Prag, zu Krakau, in Lemberg, in Padua und Pavia. — Zur Aneiferung und Hebung des wissenschaftlichen Geistes unter den Lehramtscandidaten wurden an den Seminarien eigene Stipendien systemisirt, aber auch außerdem vielen jungen Männern, die sich dem Lehrfache widmeten, namhafte Unterstützungen vom Staate bewilligt, deren Betrag sich in manchem Jahre an der Wiener Universität allein auf 40,000 fl. belief. — So bildete sich denn unter der Leitung ausgezeichneter Männer, wie Doppler, Ettingshausen, Kunzek, Kner, Moth, Petzval, Bonitz, Grysar, Vahlen, Jäger, Aschbach, Simony, Karajan, Pfeiffer, Curtius, Lange, Höfler, Weinhold und anderer mehr, bald ein ansehnlicher Nachwuchs geistlicher und weltlicher Lehrkräfte, der die Gewähr gab, daß das neue System binnen kurzer Frist mit neuen Kräften durchgeführt werden könnte. Durch die Vervollständigung der meisten Gymnasien zu acht Classen, durch die Uebernahme einiger Anstalten, die bisher von geistlichen Corporationen versehen worden waren, von Seiten des Staates, endlich durch Gründung ganz neuer Gymnasien wurde diesem Nachwuchse auch die sichere Aussicht baldiger definitiver Anstellung eröffnet. Das Zusammentreffen so günstiger Verhältnisse rief zu Anfang des vorigen

Decenniums eine so tiefgehende und weitgreifende Bewegung auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichtes ins Leben, wie sie Oesterreich bis dahin noch nie gesehen hatte. Namentlich war die Wiener Hochschule der Mittelpunct, von dem aus diese befruchtende Geistesströmung sich in die entlegensten Theile des weiten Kaiserreiches verbreitete. In Wien trafen die lernbegierigen Jünglinge deutscher, slavischer, magyarischer und italienischer Zunge zusammen, um alle aus derselben Quelle deutscher Wissenschaft zu schöpfen, und dadurch erfrischt und gestärkt, die Segnungen höherer Bildung mit in ihre Heimath zu tragen.

In dieser Vereinigung strebsamer junger Männer aus den verschiedensten Stämmen um einen gemeinsamen Heerd deutscher Cultur und Gesittung in der Reichshauptstadt lag aber auch ein wohl zu beherzigendes Moment von hoher politischer Bedeutung.

Hatten auch gemeinsame Geschicke und gemeinsame Interessen die vielsprachigen Völker des weiten Kaiserreiches unter dem altehrwürdigen Scepter des erlauchten Hauses Habsburg seit Jahrhunderten zu einem großen Staatsganzen nach Außen gestaltet, so war doch nach Innen die Verschiedenheit der einzelnen Staatstheile, wie in der Verwaltung, so in Sitte und Bildung bis in die neueste Zeit noch immer sehr fühlbar. Als man daher mit dem Jahre 1849 daran ging, das Reich auch nach Innen auf einheitlicher Grundlage neuzugestalten, da gab es wohl kein tauglicheres Mittel zur Durchführung dieses Planes, als das: die möglichste Gemeinsamkeit nicht bloß der materiellen sondern auch der geistigen Interessen unter den Völkern Oesterreichs anzubahnen. Hiezu war die Einrichtung des mittleren Unterrichtswesens auf der gemeinsamen Grundlage deutscher Wissenschaft besonders geeignet: denn erreichte man einmal, daß die Masse der Gebildeten sich in demselben Ideenkreise bewegte, oder doch wenigstens sich wechselseitig verstand, so war für die mannichfachen Glieder des weiten Reiches ein geistiges Band der Einheit gefunden, das dieselben fester und dauerhafter an einander knüpfte, als es bloße Verwaltungsmaßregeln je vermochten. Von diesem Standpuncte aufgefaßt, waren die Seminarien nicht bloße Pflanzschulen eines tüchtigen Lehrstandes, sondern wahre Pflegestätten des großösterreichischen Gedankens. Und in dieser Beziehung wird man dem Ministerium Thun den wohlverdienten Ruhm nicht streitig machen können, das große Werk der unvergeßlichen Kaiserin Maria Theresia, die durch Gründung der österreichischen Volksschule allen ihren Unterthanen die Wohlthat eines gleichmäßigen Elementarunterrichtes zu Theil werden ließ, auf dem Gebiete des mittleren Unterrichtes wieder aufgenommen und erfolgreich fortgeführt zu haben. —

Aber nicht ohne Widerspruch und Kampf trat die neue Organisation ins Leben. Man hatte gewiß zu keinem Vorwurfe weniger Anlaß als zu

dem, als wäre das Miniſterium Thun jemals in irgend einer Weiſe den berechtigten Anforderungen der Kirche zu nahe getreten.

Schon im Jahre 1850 waren durch kaiſerliche Verordnung die Beziehungen der katholiſchen Kirche zum öffentlichen Unterrichte in einer Weiſe geregelt worden, die dem Epiſkopate ſeinen gebührenden Einfluß auf den Vortrag in der Religionslehre an allen Schulen vollſtändig gewährleiſtete, und das Miniſterium beeilte ſich hiernach, den Religionsunterricht in jedem Kirchenſprengel gerade ſo einführen zu laſſen, wie ihn jeder Biſchof für ſeinen Sprengel eingerichtet haben wollte. Und ſo wurde auch im übrigen den Wünſchen des Epiſkopates jede billige Rückſicht bewieſen. Dennoch kamen die erſten und heftigſten Angriffe gegen das neue Studienſyſtem gerade von einer Seite, von der man es am wenigſten hätte erwarten ſollen.

Oeffentliche Blätter und Tagesſchriften enthielten wiederholte bittere Anklagen gegen das neue Lehrſyſtem, deren Urſprung ſich aus Ton und Inhalt unſchwer erkennen ließ. Man ſchleuderte gegen die Regierung keine geringeren Vorwürfe als folgende: „Die Lehr- und Lernfreiheit, dies Schiboleth revolutionärer Neuerer im Fache des Unterrichtes, ſei auch auf die Gymnaſien ausgedehnt. Die alten Lehrbücher ſeien abgeſchafft, neue ausländiſche, welche Oeſterreich und die Religion höhnen, dafür eingeführt: Preußen, das überweiſe, ſei überall als Muſter und Spiegel hochgehalten und angewendet, die Knaben müßten ſich zu Tode lernen, vielerlei unverdautes Zeug werde in ſie hineingeſtopft, die Religion ſei im Organiſationsplane ganz übergangen, hingegen der griechiſchen Sprache, der Lieblingsſprache der Reformatoren, der deutſchen Sprache, in der die Proteſtanten ſo excelliren, das Uebergewicht über die officielle Sprache der katholiſchen Kirche, über die lateiniſche eingeräumt; die realiſtiſchen Kenntniſſe, dieſe Hefe des Materialismus, nämlich Naturgeſchichte und Naturlehre würden zum Ueberfluſſe nun auch vorgetragen, und damit der Unordnung die Krone aufgeſetzt ſei, fehle auch die Einheit des Claſſenlehrers; ein Fachlehrer löſe den andern ab, und der Schüler ſolle nun, ſtatt eines Lehrers und eines Katecheten, drei bis vier Profeſſoren befriedigen. Das ſei der gerade Weg zur Ueberſtudirtheit, zur Zuchtloſigkeit, zum Abfall vom Glauben. Dazu noch die Strenge der Profeſſoren, die geiſtige Tortur der Maturitätsprüfungen, das abſichtliche Erſchweren der Univerſitätsſtudien, all dies zuſammen werde in Zukunft nur der Brut der Armuth den Weg zu Richterſtuhl und Kanzel offen laſſen, die beſitzenden, die vornehmen Stände würden ihre geliebten Kinder ſo gefahrvollen Quälereien nicht preisgeben."

Diesen bodenlos gehässigen Anschuldigungen gegenüber sah sich das Ministerium veranlaßt, in seinem damaligen halbamtlichen Blatte: „Der österreichische Correspondent", mit einer Widerlegung durch Thatsachen aufzutreten. — Es wurde durch geschichtlichen Nachweis dargethan, daß die neue Gymnasialeinrichtung keineswegs eine Nachäffung irgend welches preußischen Musters sei, sondern nur eine Wiederaufnahme und theilweise Umgestaltung altösterreichischer Lehrpläne, und hierbei namentlich auf den Entwurf des Studiendirectors P. Innocenz Lang vom Jahre 1805 hingewiesen, nach dem schon damals an den österreichischen Gymnasien Naturgeschichte und Naturlehre eingeführt und Fachlehrer bestellt worden waren. Es wurde ferner erwidert: wenn die Regierung theilweise ausländische Lehrbücher empfohlen habe, so sei sie hierin nur dem Beispiele des österreichischen Episkopates gefolgt, der sich auch bemüßigt gesehen habe, Martin's Lehrbuch der Religion, Schumacher's biblische Geschichte, Deharbe's Katechismus u. s. w. zu empfehlen, obgleich diese Werke Ausländer zu Verfassern hätten. Zugleich aber konnte mit Fug auf die reiche Auswahl vortrefflicher Lehrbücher von inländischen Verfassern hingewiesen werden, deren Herausgabe und Verbreitung eben nur dadurch möglich geworden war, daß in Folge der neuen Gymnasialeinrichtung der bisherige Zwang im Gebrauch von Lehrbüchern aufgehoben und die Wahl der Lehrmittel den Lehrkörpern unter Oberaufsicht der Regierung überlassen worden war. — Und in der That, seit der Aufhebung des Schulbücherzwanges entwickelte sich in Oesterreich nach und nach in fast allen Lehrfächern eine ebenso reichhaltige als gediegene Schulliteratur; man darf sich nur die Namen Baumgartner, Kner, Kunzek, Lichtenfels, Schmidl, Zippe, Močnik, Schabus, Fellöcker, Pokorny, Gernerth, Klun, Weinhold, Mozart, Reichel, Schinnagl, Curtius, Schenkl und viele andere ins Gedächtniß rufen, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Auch war durch die Gründung einer eigenen Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien ein Organ geschaffen worden, in welchem die wichtigsten Gegenstände auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichtes von fachmännischem Standpuncte aus eingehender Besprechung, somit auch die neu eingeführten Lehrbücher einer freimüthigen Kritik unterzogen werden konnten, während vordem selbst die schlechtesten, durchweg unbrauchbaren Lehrbücher vor jedem öffentlichen Tadel durch die Censur geschützt waren.

Was endlich die Strenge der Professoren und insbesondere die Maturitätsprüfungen betraf, so konnte die Regierung mit vollem Rechte entgegenhalten, daß bei einem Unterrichtssysteme, das dem Einzelnen die unbeschränkte Freiheit läßt, sich für das Universitätsstudium unabhängig von der Schule nach eigenem Ermessen vorzubereiten, und bei einem Lehrsysteme, das nicht

bloßes mechaniſches Memoriren, ſondern wirkliches Können und eine wahrhaft geiſtige Aneignung des Unterrichtsſtoffes bezweckt, eine einfache Semeſtralprüfung nicht darüber entſcheiden kann, ob ein Jüngling reif ſei in die Freiheit des Univerſitätsſtudiums überzutreten, ſondern nur die Erprobung der Summe jener Bildung, die er ſich durch das geſammte Gymnaſialſtudium erworben hat.

Aber die ſchlagendſte Widerlegung jener immer ſich wiederholenden Anklagen wegen zu großer Strenge bildeten ziffernmäßig conſtatirte Thatſachen. Es iſt nämlich ſtatiſtiſch erwieſen, daß während im verfloſſenen Jahrzehnd die Bevölkerung der deutſch-ſlaviſchen Kronländer — und nur in dieſen kam die neue Studieneinrichtung von Anfang her zu voller Geltung — um nicht volle drei Procent anwuchs, die Zahl der Gymnaſialſchüler ſich um volle achtundreißig Procent geſteigert hat. Daß aber auch die höheren, beſitzenden Stände ſich dem öffentlichen Gymnaſialſtudium mit immer größerem Vertrauen zuwendeten, bewieß die ungemein ſtarke Abnahme des Privatſtudiums in den oberen Claſſen, an denen in letzter Zeit, alle Gymnaſien zuſammengerechnet, kaum etwas über hundert Privatiſten gezählt wurden.

Für den günſtigen Erfolg der Maturitätsprüfungen ſprachen aber noch viel eindringlichere Thatſachen. Es legten nämlich in der Zeit vor der Gymnaſialreform von je hundert Schülern, die in den erſten philoſophiſchen Obligateurs eintraten, trotz der ausgedehnten Geſtattung von Nachtrags- und Wiederholungsprüfungen im Durchſchnitte nur vierzig den zweiten Curs mit genügendem Erfolge zurück, ſo daß in der Regel ſechzig Procent eine Zurückweiſung vom höheren Fachſtudium erfuhren. In der Zeit nach der Gymnaſialreform aber legten von hundert Schülern, die in die ſiebente Claſſe eintraten, im Durchſchnitte achtzig die achte Claſſe mit Erfolg zurück, ſo daß alſo in der Regel nur zwanzig Procent zurück blieben; von je hundert Schülern hingegen, die ſich alljährlich der Maturitätsprüfung unterzogen, wurden mit großer Regelmäßigkeit dreiundneunzig approbirt, ſomit nur ſieben reprobirt. Wo zeigte ſich da die größere Strenge? —

So thatſächliche Widerlegungen grundloſer Anklagen bewirkten nun allerdings, daß der offene Widerſtand gegen das neue Lehrſyſtem ſich zunächſt mäßigte, und nachdem durch Allerh. Entſchließung vom 9 December 1854 der Organiſations-Entwurf für die Gymnaſien unter Beibehaltung der an denſelben eingeführten Lehrmethode und der derzeit beſtehenden Einrichtungen überhaupt genehmigt worden war, wagte man es wenigſtens nicht mehr, ſeinem Unmuthe über den Fortſchritt der neuen Ideen auf dem Gebiete des Unterrichtes allzu heftigen Ausdruck zu geben. Der Kampf ſelbſt aber war

hiermit nicht beendet, sondern sollte nur auf ein den Gegnern günstigeres Feld verlegt werden.

Schon durch Erlaß vom 16 Jänner 1854 wurde der gesammte Gymnasialunterricht an katholischen Lehranstalten, „um das vorgesteckte Ziel ihrer Christianisirung zu erreichen", in allen seinen Zweigen der Aufsicht der Bischöfe unterworfen.

In Folge der mit dem heiligen Stuhle getroffenen Vereinbarung vom 18 August 1855 wurde diese Verordnung neuerdings bestätigt und präcisirt. Der fünfte Artikel dieser Vereinbarung lautet nämlich dahin: „Der ganze Unterricht der katholischen Jugend wird in allen sowohl öffentlichen als nicht öffentlichen Schulen der Lehre der katholischen Religion angemessen sein. Die Bischöfe aber werden kraft des ihnen eigenen Hirtenamtes — darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft." Im Zusammenhange damit verordnete der siebente Artikel: „In den für die katholische Jugend bestimmten Gymnasien und mittleren Schulen überhaupt werden nur Katholiken zu Professoren oder Lehrern ernannt werden, und der ganze Unterricht wird nach Maßgabe des Gegenstandes dazu geeignet sein, das Gesetz des christlichen Lebens dem Herzen einzuprägen."

Hiermit war über die Verordnung vom Jahre 1850, die den Bischöfen zwar das Recht der Regelung und Beaufsichtigung des katholischen Religionsunterrichtes, aber auch nur des Religionsunterrichtes, in ausgedehntestem Maße einräumte, in bedenklicher Weise hinausgegangen.

Man kann es gewiß nur lobend anerkennen, wenn Staat und Kirche sich dazu vereinigen, dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend durch die heilsamen Lehren positiver Religion eine dauerhafte Grundlage und einen festen Halt zu geben. Aber Staat und Kirche werden dieser schönen Aufgabe um so vollkommener gerecht werden, je genauer die Grenzen ihrer beiderseitigen Gewalt hierin bestimmt sind. Die letztgenannten Verordnungen aber gaben dem österreichischen Episkopate einen so überwiegenden Einfluß auf Richtung und Gestaltung des mittleren Unterrichtes, daß wenn er seine gesetzlichen Befugnisse bis zu den äußersten Consequenzen ausdehnen wollte, der Staat ihn kaum hindern konnte, sich zum Herrn sämmtlicher katholischen Mittelschulen zu machen. Denn abgesehen von den zahlreichen Gymnasien geistlicher Corporationen, die noch näheren Anlaß hatten, sich der bischöflichen Autorität ohne Widerspruch zu fügen, lag es nur am Episkopate, auch bei den Staatsschulen sein Recht zur Censur über Lehrbücher und Lehrvorträge, ja selbst über die Sitten und Meinungen der Lehrer geltend zu machen. Wenn es bei solcher Sachlage dennoch zu keinen größeren Conflicten kam, so verdankte man dies dem vorherrschenden Geiste religiöser Duldung, die seit

den Zeiten Kaiser Joseph's in Oesterreich einheimisch ist und auch unter dem Clerus nicht wenige erleuchtete Anhänger zählt. Zu bedauern aber blieb es immer, daß den berechtigten Ansprüchen der nicht katholischen Bevölkerung in den westlichen Theilen des Reiches, wo sich kaum eine einzige nicht katholische Mittelschule befindet, gar keine Rechnung getragen wurde, und daß der Staat durch die factische Ausschließung aller Nichtkatholiken vom Lehramte sich gewiß manches bedeutenden Talentes beraubte. Es darf hierbei wohl auf den Vorgang anderer Staaten, in denen das Unterrichtswesen gerade in letzter Zeit eine entschieden katholische Richtung eingeschlagen hat, zur Vergleichung hingewiesen werden. In Belgien und Frankreich hat der katholische Clerus durch die gesetzlich garantirte Unterrichtsfreiheit wieder maßgebenden Einfluß auf das Schulwesen erlangt. Aber in keinem dieser beiden Länder ist man so weit gegangen, alle Nichtkatholiken von den katholischen Staatsschulen auszuschließen, und die Oberaufsicht des Episkopates an diesen Schulen beschränkt sich daselbst nur auf den Religionsunterricht.

Die strengkatholische Richtung, die seit dem Jahre 1855 in Bezug auf die Mittelschulen eingehalten wurde, hatte für die Gymnasien speciell noch bedeutendere Folgen.

Es war ganz begreiflich, daß man von diesem Zeitpuncte an der Aufrechthaltung und Erweiterung geistlicher Gymnasien besondere Sorgfalt zuwendete und selbst Verträge abschloß, die solchen Lehranstalten entweder dauernde Unterstützung oder beinahe gänzliche Erhaltung aus Staatsmitteln zusicherten. Solche Verträge ließen sich immerhin noch rechtfertigen, wenn bei ihrem Abschlusse ausdrücklich die Bedingung gestellt wurde, daß die geistliche Corporation, welche die betreffende Lehranstalt übernahm, sich nach dem vorgeschriebenen Lehrplane zu richten und ihre Lehrer zur gesetzlichen Lehramtsprüfung zu verpflichten habe. Es trat aber bald nachher der Fall ein, daß einem Orden, der sich entschieden weigerte, dem vom Kaiser sanctionirten Lehrplane nachzukommen und die gesetzliche Lehramtsprüfung abzulegen, dennoch ein paar Gymnasien mit dem Oeffentlichkeitsrechte und dem Rechte, Maturitätsprüfungen abzuhalten, überantwortet wurden.

Diese Bevorzugung des Jesuitenordens gegenüber den anderen geistlichen Corporationen, von denen sich einige mit aufrichtiger Hingebung dem neuen Lehrsysteme angeschlossen hatten, mußte nach mehreren Seiten hin von übler Wirkung sein. Waren schon bisher die wiederholten Mahnungen der Regierung an die säumigen Corporationen in Ungarn, sich innerhalb einer gegebenen Frist dem Organisations-Entwurf anzubequemen und wenigstens einen Theil des Lehrpersonales zur Prüfung zu stellen, ohne Erfolg gewesen; so konnte jetzt auch die Drohung mit eventueller Entziehung des Oeffentlichkeitsrechtes keinen besonderen Eindruck mehr machen. Man zog

es daher vor, die Sachen einſtweilen ihren Gang gehen zu laſſen, und ſo erging z. B. an die geiſtlichen Corporationen Böhmens, die ſich der Mehrzahl nach nicht beeilt hatten, ihr Lehrperſonal zur vorgeſchriebenen Lehramtsprüfung zu ſtellen, weiterhin keine Mahnung.

So kam es, daß nach einem Decennium ſeit der Einführung des neuen Lehrſyſtemes in den Ländern der ungariſchen Krone faſt nur an jenen Gymnaſien, die der Staat neu organiſirt und beſetzt hatte, geprüfte Lehrer vorhanden waren, in den deutſch-ſlaviſchen Kronländern aber von den Lehrern an den weltlichen Gymnaſien fünfundfünfzig Procent, an den geiſtlichen Gymnaſien nur ſiebzehn Procent die geſetzliche Prüfung abgelegt hatten. Hierdurch mußte in der Leiſtungsfähigkeit der einzelnen Lehranſtalten ein Mißverhältniß entſtehen, das der Durchführung der Gymnaſialreform ein weſentliches Hinderniß entgegenſetzte. Denn das Allerh. ſanctionirte Prüfungsgeſetz für Candidaten des Gymnaſial-Lehramtes bildete eben einen Haupttheil der geſammten Reform, und jede wahrhafte Verbeſſerung des Gymnaſialunterrichtes hatte die ſtrenge Einhaltung des Prüfungsgeſetzes zur erſten Bedingung.

Da aber dieſe Bedingung großentheils mangelte, ſo war es kein Wunder, wenn die Stimmen über die Unhaltbarkeit des neuen Lehrſyſtemes ſich wieder lauter vernehmen ließen und die alten Klagen über Vernachläſſigung des Lateiniſchen, Ueberbürdung der Jugend, Unzweckmäßigkeit der Fachlehrer in den unteren Claſſen u. ſ. w. ſich wiederholten. Bedeutſam hierbei war nur der Umſtand, daß in dieſe Klagen nunmehr auch ein Theil der Organe der Unterrichtsverwaltung einſtimmte und zu Modificationen der neuen Lehreinrichtung drängte. Einen Rückhalt fand dieſe Bewegung darin, daß in der Allerh. Entſchließung vom Jahre 1854, wodurch der Organiſations-Entwurf von 1849 ſanctionirt wurde, zugleich die Anordnung enthalten war: „Es ſolle im Jahre 1858, wo der beſtehende Gymnaſialplan während eines achtjährigen Curſus zur vollſtändigen Durchführung gekommen ſein würde, eine Commiſſion aus vertrauenswürdigen und bewährten Fachmännern verſchiedener Kronländer gebildet werden, zu dem Zwecke, die Wirkungen der jetzigen Gymnaſialeinrichtung ſorgfältig zu prüfen und ihre Anträge über etwaige Verbeſſerungen zu erſtatten."

Um dieſer Commiſſion ein Subſtrat für ihre zu erwartenden Berathungen zu geben, ließ das Miniſterium im Jahre 1857 einen Modificationsentwurf für den Gymnaſiallehrplan zuſammenſtellen, in welchem insbeſondere jene Bedenken, die in den ſeither eingelangten Amtsberichten am häufigſten angedeutet worden waren, ihren Ausdruck fanden. Mit lobenswerther Unparteilichkeit ließ Miniſter Graf Thun dieſen Entwurf veröffentlichen und forderte zu deſſen eingehender, freimüthiger Beſprechung auf.

Die vorgeschlagenen Modificationen gingen im wesentlichen darauf hinaus: „Vermehrung der Lateinstunden am Untergymnasium, dagegen Ausscheidung des Unterrichtes in der Geometrie, Naturgeschichte und Naturlehre, welche Gegenstände dafür im Obergymnasium mit einer größeren Stundenzahl bedacht werden sollten." Diese Vorschläge bezweckten offenbar eine Vermittelung zwischen der Einrichtung der Gymnasien von ehemals und dem seit 1849 eingeführten neuen Systeme. Es lag in ihnen die leicht erkennbare Tendenz, am Untergymnasium wieder zu den Classenlehrern zurückzukehren, die Fachlehrer bloß auf die oberen Classen zu beschränken. Eine Folge hiervon mußte nachgerade auch die Aenderung des bisherigen Prüfungsgesetzes sein, und wenn auch die Absicht hierzu im genannten Entwurfe nicht angedeutet war, so ließ sie sich doch unschwer aus dem Inhalte desselben errathen.

Gegen ein solches Wiedereinlenken in glücklich verlassene Bahnen erhob sich die Stimme aller Sachverständigen mit Energie. Es war kein geringes Zeugniß für die innere Vortrefflichkeit des Organisations-Entwurfes, daß die competentesten Fachmänner für die ungeschmälerte Aufrechthaltung seiner leitenden Grundsätze einstanden und so in einem bedenklichen Entscheidungsmomente das große Werk, wenigstens zum Theile, für die Zukunft retteten. Zum Theile, denn die gewaltigen Ereignisse der nächstfolgenden Jahre sollten auch auf das österreichische Unterrichtswesen ihre nachhaltige Wirkung ausüben.

Schon seit längerer Zeit hatte sich nämlich neben der clericalen Opposition gegen das neue Lehrsystem eine noch heftigere nationale Opposition gebildet, die besonders in den Ländern der ungarischen Krone von Tag zu Tag mehr Boden gewann und rückhaltloser hervortrat.

Es wurde hierbei die für Oesterreich so schwierige Frage der Gleichberechtigung aller Landessprachen in den Vordergrund gestellt. Der Organisationsentwurf enthielt hierüber die an sich gewiß richtige Bestimmung: „Jede Landessprache kann Unterrichtssprache sein." Aber die praktische Durchführung dieses so gerechten Grundsatzes mußte zahllosen Schwierigkeiten begegnen. War es schon schwer, bei der großen Mischung der Volksstämme in manchen Theilen des Reiches, in jedem einzelnen Falle genau zu bestimmen, ob eine oder mehrere, und dann welche Sprachen das Medium des Unterrichtes zu bilden hätten, so war es noch schwerer, manche dieser Sprachen überhaupt als Unterrichtssprachen zu verwenden. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß einigen Landessprachen die nöthige Ausbildung, den meisten die erforderliche Literatur fehlte, um in ihnen den Gymnasialunterricht mit Erfolg ertheilen zu können. Ueberdies mußte der Zweck des Gymnasialstudiums, Gewährung einer höheren allgemeinen Bildung und Vorbereitung zum Universitätsstudium ins Auge gefaßt werden.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Wenn daher die Regierung in Erwägung dieſer Gründe der deutſchen Sprache beſondere Sorgfalt zuwendete, ſo konnte ſie deshalb kein gegründeter Vorwurf treffen, und die Verordnung, „daß an allen Gymnaſien ohne Ausnahme die deutſche Sprache als Obligat-Lehrgegenſtand zu gelten habe, und wo ſie nicht ausſchließliche Unterrichtsſprache ſein könne, doch wo möglich beim Unterrichte in den oberen Claſſen in Anwendung kommen ſolle" — dieſe Verordnung ließ ſich, abgeſehen von allen Rückſichten der Politik, durch didaktiſche Beweggründe hinreichend rechtfertigen. Denn mit Ausnahme der italieniſchen Landestheile, für welche jene Verordnung nur theilweiſe Gültigkeit hatte, iſt in allen übrigen Theilen des Reiches die deutſche Sprache thatſächlich die Sprache aller Gebildeten; Handel und Verkehr werden durch die deutſche Sprache vermittelt; die oberen Behörden verkehren unter ſich deutſch; an allen Univerſitäten endlich, mit Ausnahme jener in Padua, iſt der Lehrvortrag überwiegend deutſch — kurz, deutſche Sprache und Bildung ſind ein weſentliches Glied in der Kette, die Oeſterreichs Völker zu ihrem Heile an einander ſchließt. Es war daher Pflicht der Regierung, der ſtudirenden Jugend ausreichende Gelegenheit zu bieten, ſich eine Sprache aneignen zu können, deren ſie zu ihren ferneren Studien und zu ihrem dereinſtigen Lebensberufe unumgänglich bedurfte.

Allerdings mag in einzelnen Fällen unverſtändiger Pedantismus in der Ausführung die löbliche Abſicht der Regierung entſtellt und hierdurch gegründeten Widerwillen erzeugt haben; vielleicht hätte auch an manchen Orten Zeit und Ueberzeugung weit mehr bewirkt, als es trockene Verordnungen vermochten. Aber im großen Ganzen konnte man gegen das Miniſterium Thun den Vorwurf abſichtlicher Unterdrückung der Nationalitäten nicht ſchleudern, ohne die Thatſachen geradezu gröblich zu entſtellen. Denn niemals war in Oeſterreich den Landesſprachen an den öffentlichen Lehranſtalten eine ſo ausgedehnte, und man darf es kühn behaupten, ſo erfolgreiche Beachtung zu Theil geworden, als unter dem ſo viel geſchmähten Miniſterium Thun. Namentlich Ungarn, wollte es anders gerecht ſein, mußte anerkennen, daß in den zehn Jahren des verhaßten deutſchen Schulregimentes für ſeine geiſtige Cultur, durch die ja die Entwickelung einer dauerhaften nationalen Bildung bedingt iſt, mehr geleiſtet worden ſei, als früher unter ſeinem mittelalterlichen Adelsregiment in Jahrhunderten.

Doch die nationale Leidenſchaft war für Gründe ſchwer empfänglich, und man konnte leicht vorausſehen, was für ein Schickſal den in ihrer Vereinzelung ſchwachen deutſchen Lehranſtalten Ungarns beim Eintritt neuer politiſcher Verhältniſſe bevorſtand.

Das Miniſterium Thun mußte dem Umſchwunge des Jahres 1860 weichen, und mit ihm ſchied eine große Hoffnung der wahren Freunde Oeſter-

reichs, die Hoffnung, auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts im Kaiserstaate jene Gemeinsamkeit erhalten zu sehen, die seit der großen Kaiserin Maria Theresia der Hauptsache nach bestanden hatte.

Ungarn verbannte unter aristokratisch-clericaler Führung, wie in Verwaltung und Rechtspflege, so auch im Unterrichtswesen tumultuarisch alles Deutsche, und kehrte an den Gymnasien zu einem Lehrsysteme zurück, das sich von dem der Jesuiten nur dadurch charakteristisch unterschied, daß statt des Lateinischen das Magyarische die Oberherrschaft antrat. Ob der Unterricht dabei gewonnen habe, wird die Zukunft lehren; aber es scheint beinahe, daß schon jetzt die Reue über die unbesonnen überstürzte Aenderung sich fühlbar macht, und nur nationaler Stolz es hindert, daß man seine Uebereilung eingestehe und — mit guter Art zu den verpönten deutschen Einrichtungen zurückkehre.

Auch in den slavischen Kronländern regte sich die nationale Opposition, am heftigsten in Galizien und Böhmen. Jedoch das Februar-Patent setzte diesen Agitationen glücklicherweise eine Schranke, und so blieben bis jetzt die neuen Lehreinrichtungen an den Mittelschulen aufrecht.

Aber die Zukunft des gesammten österreichischen Unterrichtswesens ist seit der Aufhebung des Unterrichtsministeriums in Schwebe.

Noch ist an die Stelle dieser ehemaligen obersten Behörde kein entsprechendes Organ zur Gesammtleitung der Unterrichtsangelegenheiten getreten. Es ist aber eine Frage von hoher politischer Bedeutung für Oesterreich, ob der große Gedanke, die mannichfachen, durch Sprache, Religion und Sitte getrennten Völkerschaften der Habsburg'schen Erblande durch ein gemeinsames Band gleichmäßiger höherer Bildung zu verknüpfen, in der obersten Unterrichtsleitung keinen Ausdruck und keine Vertretung mehr finden, sondern an dessen Stelle definitiv der Dualismus oder noch Schlimmeres treten soll. Hierüber muß die nächste Zeit entscheiden, denn die fortdauernde Ungewißheit über eine solche Lebensfrage des österreichischen Unterrichtswesens müßte am Ende zersetzend wirken.

Das Gedeihen der Gymnasien insbesondere aber fordert die baldige Lösung folgender Fragen.

Es ist Bedürfniß, daß der Einfluß, den Staat und Kirche auf den mittleren Unterricht auszuüben berufen sind, endgültig in einer Weise abgegrenzt werde, die den einzelnen Confessionen ihr Recht, der Schule selbst aber jene freie Bewegung wahre, deren sie zu ihrer Entwickelung im Einklange mit den Fortschritten der Wissenschaft bedarf.

Es ist nothwendig, daß das Verhältniß der geistlichen Gymnasien zu dem bestehenden Gesetze über die Lehramtsprüfung klar festgestellt werde. Die Regierung ist es ihrer Würde schuldig, entweder dem Gesetze ausnahmslose

Achtung zu verſchaffen, oder — ſollte ſie aus wichtigen Rückſichten dies zu thun nicht in der Lage ſein, das Geſetz zu ändern. Ein fortdauerndes Schwanken zwiſchen Geſetz und Ausnahme wäre vom Unheil.

Es iſt endlich unerläßlich, daß die Regierung, will ſie anders den weltlichen Gymnaſial-Lehrſtand erhalten, und nicht in ein gefährliches Gelehrten-Proletariat verwandelt wiſſen, für eine möglichſt unabhängige ſociale, daher ausreichende ökonomiſche Stellung der Lehrer ſorge. Ein tüchtiger, berufsfreudiger Lehrſtand iſt die erſte und letzte Bedingung für das Gedeihen jeder Schuleinrichtung, um ſo mehr für eine ſolche, die an die Lehrkräfte ſo hohe Anforderungen ſtellt, wie der gegenwärtige Gymnaſial-Lehrplan. Bei den kümmerlichen Ausſichten aber, die den Candidaten des Lehramtes in Oeſterreich bis jetzt geboten werden, iſt an einen ergiebigen Nachwuchs talentvoller Männer aus den beſſeren Ständen für das Lehrfach nicht zu denken, alſo auch nicht zu hoffen, daß die weltlichen Gymnaſien auf die Dauer den geiſtlichen Gymnaſien werden ſtandhalten können.

Der vereinten Wirkſamkeit der Regierung und der Reichsvertretung, die gewiß von dem aufrichtigſten Wohlwollen für die geiſtigen Intereſſen Oeſterreichs beſeelt ſind, wird eine glückliche Löſung dieſer Fragen zuverſichtlich gelingen.

Franz Hochegger.

Ungarns Gerichtsverfassung.

Vom Hofsecretär Dr. v. Hegedüs in Wien.

Unter den mannichfaltigen Erscheinungen des Culturlebens der Völker nimmt die Gestaltung und Entwickelung des öffentlichen und Privatrechtes, wie sich dasselbe in dem Rechtsbewußtsein des Volkes, in Gesetz und Herkommen, Recht und Gericht offenbart, stets eine hervorragende Stelle ein. Und es ist um so mehr geeignet die Aufmerksamkeit zu erwecken, wenn es sich um das Rechtsleben eines Volkes handelt, dessen Gesetzgebung und Gerichtsverfassung nicht nach der allgemeinen Schablone doctrinärer Codification gestaltet, sondern im Laufe wechselvoller Jahrhunderte aus dem eigenthümlichen Geiste des Volkes entstanden ist und sich den Anforderungen des jeweiligen Bedürfnisses anschmiegend, mit dem Volksleben selbst organisch weiter entwickelte.

Das in neuer und neuester Zeit viel geschmähte, einer herben und nicht immer unbefangenen Kritik unterzogene Rechts- und Gerichtswesen Ungarns hat trotz seiner unverkennbaren Schattenseiten den nicht leicht zu unterschätzenden Vorzug, daß dasselbe im Bewußtsein des Volkes, und zwar in der weitesten Bedeutung des Wortes, wurzelt und als ein integrirender Bestandtheil des althergebrachten, im Sturm der Zeiten zwar erschütterten, aber nicht gebrochenen Verfassungsbaues angesehen wird.

Durch altes Herkommen geheiligte Gewohnheiten, die auf Landtagen im freien Verein von König und Volk zu Stande gekommenen Gesetze und die Erkenntnisse der aus den ersten Würdenträgern des Reiches zusammengesetzten königlichen Gerichte bildeten die Hauptquellen des in Ungarn bis in die Neuzeit geltenden Rechtes; auf welches das vor den geistlichen Gerichten geltende canonische Recht praktisch nur einen beschränkten, — das römische Recht hingegen, — obwohl dessen Satzungen schon im Mittelalter wohl bekannt waren, — nur einen doctrinellen Einfluß ausübte.

Das Unsichere eines auf nicht immer unangefochtenen Gewohnheiten und schwankenden Präjudicien basirten Rechtszustandes wurde bereits in früheren Zeiten tief gefühlt. — König Mathias I., aus dem glorreichen Stamme der Hunyader, gebührt das Verdienst, diesen Mangel der ungarischen Gesetzgebung mit scharfem Blick erkannt und dessen Abschaffung durch Codification der Gesetze angestrebt zu haben. Dem durch häufige Kriege und mannichfache Staatsverhandlungen in Anspruch genommenen großen Herrscher gelang es jedoch nicht, mit seinem Plane vollkommen durchzudringen; und obwohl das VI. Decret König Mathias' v. J. 1486 eine Recension und zum Theil Verbesserung aller bis dahin bestandenen Rechtsgesetze enthält und als der erste Codificirungsversuch in Ungarn zu betrachten ist, so war es dennoch der Regierung seines in jeder Beziehung unwürdigen Nachfolgers Wladislaw II. vorbehalten, durch die Thätigkeit eines der größten Juristen, Redner und Staatsmänner des Landes, des Protonotärs und späteren Personales Stefan von Werböcz eine umfassende Codificirung des ungarischen Landrechtes in dem sogenannten Tripartitum Juris Consuetudinarii Regni Hungariae zu Stande zu bringen. Dasselbe wurde auf dem nach der Besiegung des furchtbaren Bauernkrieges im Jahre 1514 abgehaltenen Landtage von den Ständen des Reiches genehmigt, vom König mit einem am Feste der heiligen Elisabeth desselben Jahres erlassenen Diplome bestätigt und im Jahre 1517 zu Wien in Druck gelegt.

Ungeachtet mannichfacher Mängel hat das epochemachende Werk sich immer mehr verbreitet, und nachdem es in der Urschrift vielfache Ausgaben erlebt, commentirt, extrahirt und versificirt, in die ungarische und bereits im 16. Jahrhundert in die deutsche Sprache übersetzt wurde, ist dasselbe zu einem Ansehen gelangt, wie es wenigen Werken ähnlicher Art zu Theil wurde.

Auf diese Anfänge einer geordneten Rechtsgesetzgebung folgte, unter dem schweren Drucke der Türkennoth, der erbitterten kirchlichen und politischen Kämpfe, — eine Periode trauriger Erschlaffung.

Die Einführung der Maximilianischen Bergordnung vom Jahre 1565 berührte nur einen beschränkten Theil des Rechtslebens, die unter Carl VI. im Jahre 1723 erfolgte Reorganisirung der landesfürstlichen Gerichte, der Septemviral-, der königlichen und der Districtual-Tafeln, so wichtig dieselbe auch war, änderte nur wenig an dem damaligen Zustande des materiellen Rechtes. — Der Epoche der großen Kaiserin Maria Theresia war es auch vorbehalten, durch Einführung des Urbariums, wodurch die Lasten der Unterthanen und Grundholden nach festen Normen geregelt wurden, den Anstoß zur Codificirung des vaterländischen Rechtes zu geben.

Nachdem die wohlgemeinten, in Ungarn aber theils verfrühten, theils der Form wegen, als im Ordonnanzwege erlassenen Reformen Kaiser Josephs II.

der Strömung der nationalen Reaction größtentheils weichen mußten, hatte der Landtag des Jahres 1790/1 bereits die Codificirung einzelner Parthien des Landrechtes beschlossen und zu diesem Zwecke Landtags-Deputationen (Ausschüsse) entsendet. Doch die Stürme, welche die große französische Revolution heraufbeschwor, vereitelten die Verwirklichung dieser so wichtigen Reformen, und erst als nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen war, auf den denkwürdigen, für die innere Wohlfahrt des Landes so wichtigen Reichstagen der Jahre 1836 und 1840 wurde die Codificirung einzelner Parthien des vaterländischen Rechtes wieder aufgenommen. Durch die Gesetz-Artikel IV—X des Jahres 1836 wurde die Stellung der Unterthanen und Grundholden den damaligen Umständen angemessen in freisinniger Weise geregelt, und hierdurch der Grund zur endlichen Befreiung der bäuerlichen Güter von den Feudallasten gelegt. Durch den XIV. Gesetz-Artikel desselben Jahres bezüglich der Theilung unter Blutsverwandten im Falle der Erbfolge wurden klare und praktische Bestimmungen erlassen und durch die Gesetz-Artikel XVIII und XX, betreffend die Einführung von Markt-Gerichten und des summarischen Verfahrens für Rechtssachen von geringerem Belaufe (bis zu 60 fl. C. M.) der erste Schritt zu einer den Zeitverhältnissen angemessenen Creditgesetzgebung gemacht.

Das im Jahre 1836 begonnene Werk der Codification wurde im Landtage 1840 weiter fortgesetzt; durch den IX. Gesetz-Artikel desselben Jahres wurde ein detaillirtes Feldpolizei-Gesetz erlassen, durch den X. Gesetz-Artikel das Wasserrecht regulirt und im XI. Gesetz-Artikel das durch den XX. Gesetz-Artikel v. J. 1836 normirte summarische Verfahren auf Forderungen im Betrage von 200 fl. ausgedehnt. Von größerer Wichtigkeit für die Entfaltung der Creditverhältnisse des Landes waren die Gesetz-Artikel XV und XVI, XVII, XVIII, XIX, XX desselben Jahres, womit ein detaillirt ausgearbeitetes und den damaligen Verhältnissen des Landes entsprechendes Wechsel- und Handelsgesetzbuch, ferner der Gesetz-Artikel XXI, betreffend die Intabulirung der Forderungen auf liegende Güter, und der Gesetz-Artikel XXII, womit eine verbesserte Concursordnung eingeführt wurde.

Minder erfolgreich waren die Bestrebungen der ungarischen Legislation auf dem Felde der Codificirung des Straf- und Bergrechtes. Denn obwohl für beides ein von den Ständen genehmigter Entwurf auf dem Landtag des Jahres 1843/4 zu Stande kam, der Entwurf des Strafgesetzbuches allen Anforderungen der Strafrechtswissenschaft entsprach und selbst die Anerkennung des Auslandes sich erwarb, so konnten dieselben theils aus politischen, theils aus fiscalischen Rücksichten die Sanction der Krone nicht erlangen und mußten als schätzbares Material in die archivalische Gruft der landtäglichen Acten wandern.

Nachdem die Gesetze des Jahres 1847/8 die Urbarialität der bäuerlichen, die Aviticität der adeligen Güter abgeschafft, und die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze — mit unerheblichen Ausnahmen — ausgesprochen hatten, wurde zugleich durch den XV. Gesetz-Artikel dieses Jahres dem damaligen ungarischen Ministerium die Ausarbeitung eines den veränderten Zeit- und Besitzverhältnissen entsprechenden bürgerlichen Gesetzbuches aufgetragen; die Wirren des besagten Jahres ließen jedoch diese Aufgabe nicht zur Lösung gelangen, und als nach harten Kämpfen die Ruhe wieder hergestellt war, wurde in Verfolgung des einheitlichen Staatsgedankens zu Anfang der fünfziger Jahre das gesammte österreichische materielle bürgerliche und Strafrecht sammt den hiezu erforderlichen formellen Gesetzen, gleichwie die allgemeine deutsche Wechselordnung auch auf die sogenannten ehemaligen Länder der ungarischen Krone ausgedehnt.

Ohne die Vorzüge einzelner Parthien der in Ungarn eingeführten österreichischen Gesetzgebung, insbesondere der Wechsel- und Grundbuchsordnung, des allgemeinen bürgerlichen und des Berggesetzes, im entferntesten unterschätzen zu wollen, läßt sich dennoch nicht verkennen, daß ein nicht unbedeutender Theil der neu eingeführten Gesetze nicht ganz frei von solchen Schattenseiten erschien, welche eine natürliche Folge jener Zeitströmung war, der dieselben ihr Entstehen verdankten. Dies, wie auch der Umstand, daß dieselben in einer fremden Sprache verfaßt, und nicht im herkömmlichen Wege der Gesetzgebung eingeführt wurden, in Verbindung mit der durch sie begründeten dem ungarischen Wesen widerstrebenden Vielschreiberei, dürften die Hauptursachen gewesen sein, weshalb die österreichische Gesetzgebung ungeachtet eines nahezu zehnjährigen Bestehens sich nicht recht einbürgern konnte.

Der durch das Allerh. Diplom vom 20 October 1860 herbeigeführte Umschwung der politischen Verhältnisse der Monarchie und insbesondere die im Verwaltungsorganismus Ungarns eingetretenen principiellen Veränderungen mußten daher nothwendigerweise die Umgestaltung des gesammten, zu jener Zeit bestandenen, mit der wiederhergestellten altungarischen Verfassung schwer vereinbarlichen Justizwesens nach sich ziehen.

Bereits durch das an den damaligen königlichen Hofkanzler Freiherrn v. Vay unterm 20 October desselben Jahres gerichtete Allerh. Handschreiben wurde die Verlegung der gesammten Gerichtsverwaltung innerhalb der Grenzen des Landes im Princip ausgesprochen und dem Judex Curiae aufgetragen, mehrere geeignete Persönlichkeiten als Mitglieder der königlichen Curie vorzuschlagen, als deren nächste Aufgabe bezeichnet wurde, unter dem Vorsitz des Judex Curiae und unter Zuziehung anderer competenter Persönlichkeiten, vor allem die Frage der Organisirung der ungarischen Justizpflege zu berathen und ihre Anträge im Wege der königlichen Hof-

kanzlei zu unterbreiten; wobei es als selbstverständlich erklärt wurde, „daß im Interesse der Sicherheit des Besitzes und der Stätigkeit der Privatrechtsverhältnisse alle Bestimmungen und Einrichtungen des bürgerlichen und Strafrechtes in so lange in voller Wirksamkeit zu bestehen haben, als nicht in Betreff derselben, im Wege der Gesetzgebung die allfälligen Veränderungen vereinbart werden."

Die Schwierigkeiten, welche sich unvermutheterweise bei der Besetzung der Stelle des Judex Curiae einstellten, verzögerten die Eröffnung der unter dem Namen der Judex-Curial-Conferenzen bekannten Berathungen, so daß dieselben erst am 23 Januar 1861 beginnen konnten, und ihre Arbeiten erst am 4 März desselben Jahres zum Abschluß gediehen. — Das unter dem Titel der Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse zu Stande gebrachte Operat erstreckte sich über das ganze weite Gebiet der Justiz-Administration, des gesammten materiellen und formellen bürgerlichen und Strafrechtes, des Wechsel- und Bergrechtes, der Gesetze für den öffentlichen Verkehr und der Agrargesetze (Grundentlastung, Urbarial-, Proportional-, Segregations- und Feldpolizeisachen). Obwohl für die theilweise Beibehaltung der österreichischen Gesetze, insbesondere des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches und der allgemeinen deutschen Wechselordnung nicht unbedeutende Opportunitätsgründe vorlagen, so wurde dennoch unter dem Einfluß der nach einem zehnjährigen unfreiwilligen Schweigen mit der ganzen Gewalt einer entfesselten Naturkraft hervorgebrochenen öffentlichen Meinung die Wiederherstellung des gesammten ungarischen Civil- und Strafrechtes, mit den durch die veränderten Zeitverhältnisse unabweislich gebotenen, in dem gedachten Operate enthaltenen Modificationen, im Princip ausgesprochen; zugleich aber die Beibehaltung des allgemeinen österreichischen Bergrechtes vom 23 Mai 1854, der Grundbuchsordnung vom 15 December 1855 und der damit im Zusammenhange stehenden Parthien des allg. österr. bürgerl. Gesetzbuches, sowie der über die Regelung der Grundentlastung und der Urbarial-Angelegenheiten erlassenen Allerh. Verordnungen beschlossen. Nachdem das dem eben versammelten Landtage vorgelegte Operat in den am 22 Juni und 1 Juli 1861 abgehaltenen Sitzungen sowohl vom Repräsentantenhaus wie auch von Seite der Magnatentafel en bloc angenommen wurde und mit der Allerh. Entschließung vom 20 Juli desselben Jahres die königl. Genehmigung erhielt, erfolgte dessen Kundmachung in der am 23 Juli 1861 abgehaltenen Plenarsitzung der königl. Curie, in welcher dieselbe zugleich den Beschluß faßte, bis zu dem Zeitpuncte als im verfassungsmäßigen Weg der Gesetzgebung nicht etwas anderes verfügt werde, sich sofort in allen vorkommenden Rechtssachen stets an die Bestimmungen dieser Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse zu halten.

Die nur für die Bedürfnisse einer kurzen Uebergangsperiode berechneten Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse konnten ihrer Natur nach kein in sich abgeschlossenes, nach festen allgemeinen Grundsätzen gegliedertes systematisches Ganze bilden. Stellten sich auch nach deren Einführung im praktischen Leben sofort manche Mängel und Lücken heraus, so bilden dieselben mindestens eine Brücke zur Herstellung einer umfassenden Codification des vaterländischen Rechtes, indem durch die Wiedereinführung des altungarischen Landrechtes, welches die gedachten Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse vermittelten, die Einsicht in die Unhaltbarkeit desselben in seiner gegenwärtigen Gestalt gefördert und zugleich die unabweisliche Nothwendigkeit durchgreifender Reformen praktisch dargelegt wurde. — Es dürfte somit gegründete Hoffnung vorhanden sein, daß die zur Berathung der neuen Gesetzentwürfe gebildeten Fachcommissionen, nachdem der Standpunct der Rechtscontinuität durch die erfolgte Wiedereinführung der alten vaterländischen Gesetze hinlänglich gewahrt erscheint, sich bereit finden werden, durch möglichste Anlehnung an bereits bewährte Gesetzeswerke, ja durch Recipirung einzelner, wenn auch nicht dem heimischen Boden entsprossener Gesetze, so weit es ohne Gefährdung der nationalen Autonomie thunlich ist, dem Zuge der Zeit nach möglichster Einheit in der Gesetzgebung zu folgen und hierdurch dem friedlichen Verkehr der Völker, dem Handel und Wandel die Bahnen zu ebnen.

Was die derzeit in Ungarn bestehende Gerichtsverfassung, — wie sie durch die Bestimmungen der Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse wieder hergestellt wurde, — anbelangt, so ist dieselbe mit dem Wesen der bis zum Jahre 1848 bestandenen ständischen Verfassung auf das innigste verwachsen; und obwohl an die Stelle der letzteren durch die Umgestaltungen jenes Jahres eine Repräsentativ-Verfassung trat und die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze ausgesprochen wurde, so hat dieselbe dennoch in den äußern Formen, insbesondere bei den Gerichten höherer Instanz, der königlichen und Septemviral-Tafel, ihr früheres Gepräge theilweise beibehalten.

Die oberste Leitung der Justizangelegenheiten, die Ernennung und theilweise Bestätigung der Vorstände und Beisitzer der königlichen Gerichtshöfe, die Erlassung von Instructionen für die innere Amtswirksamkeit der Gerichte, die Ueberwachung des regelmäßigen Ganges der Gerichtspflege in Civil- und Strafsachen, die Bestätigung von Todesurtheilen oder die Nachsicht und Umwandlung der Todes- in eine entsprechende Freiheitsstrafe, die Regelung und Ueberwachung des Gefängnißwesens u. s. w. gehört zu den Majestätsrechten der Krone.

Da das durch den III. Gesetz-Artikel des Jahres 1847/8 errichtete Justizministerium nicht besteht, so werden dessen Agenden, wie vor dem

Jahre 1848, durch die kön. ung. Hofkanzlei in Wien, als höchste Landesstelle, versehen. Dies war nicht nur bereits in der früheren Organisation dieser leitenden Behörde begründet, sondern es wurde dies auch insbesondere durch die Allerh. Handschreiben vom 20 October 1860, womit das für den ganzen Umfang des Reiches bestandene Justizministerium aufgehoben und die Vertretung der ungarischen Justizangelegenheiten im Ministerrathe auf Grundlage der Anträge des Judex Curiae dem kön. ung. Hofkanzler aufgetragen wurde, — gleichfalls ausgesprochen.

Die zufolge den Judex-Curial-Conferenz-Beschlüssen wiederhergestellten ungarischen Gerichte sind theils ordentliche, theils Special-Gerichte; beide sind entweder landesfürstliche oder municipale, ihrer Zusammensetzung nach Collegial- oder Einzeln-Gerichte, endlich mit Rücksicht auf den Instanzenzug Gerichte erster Instanz, Appellations- und solche Gerichte, welche in gewissen Sachen in erster, in andern in höherer Instanz entscheiden.

I. An der Spitze der gesammten Gerichtsverwaltung unter dem Vorsitze des oberſten Land-Richters (ung. Országbiró, Judex Curiae) steht der königliche Justizhof (Curia regia), bestehend aus der Septemviral-Tafel (Tabula septemviralis), der königlichen Gerichts-Tafel (tabula regia judiciaria) und dem im Jahre 1840 errichteten königlichen Wechsel-Appellations-Gericht (kir. váltó feltörvényszék) als zweiter Instanz in Handel- und Wechselsachen.

a) Die Septemviral-Tafel, wie sie durch die Gesetz-Artikel XXIV v. J. 1715 und XXIV v. J. 1723 normirt wurde, bildet den obersten Gerichtshof und entscheidet in dritter, ausnahmsweise in vierter Instanz alle von der königlichen Tafel oder dem Wechsel-Appellations-Gerichte im Berufungswege an dieselbe gelangenden bürgerlichen Straf- und Wechselsachen. Dieselbe übt auch das Recht der Delegation aus in allen Fällen, welche früher in den Wirkungskreis der kön. ung. Hofkanzlei gehörten. Sie verdankt ihren Namen dem Umstand, daß sie ursprünglich aus den sieben ersten Würdenträgern des Landes gebildet wurde. Nach dem Gesetze hat dieselbe aus fünf Prälaten, unter welchen der Erzbischof von Gran als Primas des Reiches, neun Magnaten, darunter der Palatin (ung. Nádor), der Oberstlandrichter (Judex Curiae) und der Oberstschatzmeister (Tavernicus, ung. Tárnok), und neun Mitgliedern aus dem niederen Adel zu bestehen, nebst vier Referenten in Wechsel- und Handelsangelegenheiten. Derzeit besteht dieselbe unter dem Vorsitz des Judex Curiae aus dreißig ordentlichen Beisitzern, welche den Titel Septemvir führen, und vier Beisitzern der Wechselabtheilung, welche sämmtlich auf Lebenslang durch den König ernannt werden und jährlich 4000 fl. an Gehalt beziehen. Zur Führung der Rathsprotocolle und Verfassung der Expeditionen dienen vier Rathsprotocollisten; die Manipulations- und Schreib-

geſchäfte werden von einem Expeditor und einem Einreichungsprotocolliſten nebſt der erforderlichen Anzahl von Kanzliſten und Dienern beſorgt.

Die Septemviral-Tafel entſcheidet unter dem Vorſitz des Judex Curiae oder eines andern Reichsbarones, in Senaten von eilf Mitgliedern. Die Mitglieder derſelben, mit Ausnahme der Wechſelreferenten, ſind mit keinem Referate betraut, und werden die an die Septemviral-Tafel appellirten Rechtsſachen, ſoweit ſie nicht Wechſel- und Handelsſachen berühren, von den Beiſitzern der königlichen Gerichtstafel zum Vortrag gebracht, welchen jedoch hierbei weder eine entſcheidende noch berathende Stimme zuſteht. Wider die Entſcheidungen dieſes Gerichtshofes findet kein weiteres wie immer geartetes Rechtsmittel, und nur in Strafſachen der Gnadenweg durch die kön. ung. Hofkanzlei ſtatt. — Die Septemviral-Tafel hat zugleich das Recht über muthwillige Proceßführende Muthwillensſtrafen (poena temere litigantium) zu verhängen.

b) Die königliche Gerichtstafel, oder wie ſie gewöhnlich genannt wird, die königliche Tafel hat nach Geſetz-Artikel XXIV v. J. 1723 unter dem Vorſitz des Perſonals (Personalis praesentiae regiae in judiciis locumtenens, ungariſch Személynök), als Stellvertreters des Königs, aus zwei Prälaten, meiſtens Titular-Biſchöfen, zwei Magnaten, den ſogenannten Barones Tabulae, aus dem Vice-Palatin, Vice-Judex Curiae, vier Protonotären, — welche zugleich bis zum Jahre 1848, wo die königliche Tafel einen integrirenden Beſtandtheil der Ständetafel bildete, das Amt von Schriftführern am Landtag bekleideten, — dem Krenanwalt (Causarum Regalium Director) und achtzehn Beiſitzern, darunter zwei vom Primas ernannten und dem Referenten in Bergſachen zu beſtehen. Gegenwärtig, mit Rückſicht auf die vermehrten Agenden, beſteht dieſelbe unter dem Vorſitz des Perſonals, mit Einſchluß der ſogenannten Columnen, aus 52 Räthen, die, mit Ausnahme der zwei erzbiſchöflichen Beiſitzer, ſämmtlich vom König, meiſt aus verdienten Municipalbeamten (Vice-Geſpänen der Comitate, Richter der k. Freiſtädte), auf Lebenslang ernannt werden, und ein Gehalt von 2000 bis 2500 fl. beziehen, wobei in neuerer Zeit eine graduelle Vorrückung in die höhere Gehaltsſtufe ſtattfindet. Die Richter der königlichen und der Septemviral-Tafel, wie aller übrigen landesfürſtlichen Gerichte ſind nur durch richterlichen Spruch amovibel. — Als Hülfsperſonal im Conceptsfache fungiren 10 Rathsſecretäre, 25 Concipiſten und 36 Rechts-Prakticanten, während die Kanzlei- und Manipulationsgeſchäfte unter einem Oberdirector, zwei Directoren, ſechs Adjuncten, von 32 Kanzliſten nebſt dem ſonſt erforderlichen Hülfsperſonal beſorgt werden.

Die königliche Tafel entſcheidet in Senaten von neun Mitgliedern und zwar gewiſſe Angelegenheiten in erſter, andere in höherer Inſtanz. Die

Ausfertigung der Erkenntniſſe erfolgt unter dem königlichen ſogenannten richterlichen Siegel (Sigillum judiciale) durch die an der Seite des Perſonals beſtehende kleinere königliche Kanzlei (Cancellaria regia minor).

Was nun die Competenz der königlichen Tafel anbelangt, ſo gehören zu derſelben

1. in erſter Inſtanz und zwar in Straffachen, die Fälle der Majeſtätsbeleidigung und des öffentlichen Treubruches (Casus notae infidelitatis) als politiſche Verbrechen; die Fälle der öffentlichen Gewaltthätigkeit (actus majoris potentiae), Meineid in Sachen wider den königlichen Fiscus, Nachmachung von Creditpapieren u. ſ. w., wobei der Kronanwalt als öffentlicher Ankläger fungirt; in Civilſachen aber alle Proceſſe ex radicalitate juris, wo es ſich um die Beurtheilung von königlichen Privilegien, um deren Auslegung handelt; ferner die Proceſſe betreffend die Entkräftung (Invalidirung) von Contracten, Pfand- und ſonſtigen Urkunden, von Teſtamenten wegen Gebrechen in den innern Erforderniſſen u. ſ. w. (die ſogenannten Aviticitätsproceſſe);

2. in höherer (zweiter und nach Umſtänden dritter) Inſtanz entſcheidet dieſelbe alle ordentlichen mündlich oder ſchriftlich verhandelten Rechtsſachen, welche von den Diſtrictual-Tafeln, den Comitats-Gerichtsſtühlen und Stadt- oder Diſtricts-Gerichten im Berufungswege an ſie gelangen.

An der königlichen Tafel beſtand früher das Inſtitut der Juraten, oder wie ſie namentlich hießen „inclytae tabulae regiae judiciariae jurati notarii.“ Dieſelben waren abſolvirte Juriſten, die nach einer einjährigen Rechtspraxis als beeidete Notare der königlichen Tafel aggregirt und als glaubwürdige Perſonen zu Vorladungen, Zeugenvernehmungen, bei Statutionen u. ſ. w. verwendet wurden. Sie bezogen als ſolche kein Gehalt, wohl aber für ihre Amtshandlung Taxen und Sporteln. Nach ein- bis zweijähriger Verwendung konnten ſie ſich der Advocaten-Prüfung, der ſogenannten Cenſur vor einem Ausſchuß der königlichen Tafel unterziehen, und falls ſie das Examen gut beſtanden, wurde ihnen das Advocaten-Diplom ausgefertigt. Bis nun iſt aber die Reactivirung des Inſtituts der Juraten noch nicht erfolgt.

c) Das Wechſel-Appellations-Gericht mit dem Amtsſitz zu Peſt iſt die zweite Inſtanz in allen Wechſel-, Handels- und faſt allen Concurs-Angelegenheiten. Es wurde in Folge des Geſetz-Artikels XV v. J. 1840 errichtet und bildet einen integrirenden Beſtandtheil der königlichen Curie. Derzeit beſteht daſſelbe aus einem Präſidenten und zehn Räthen, welche mit den Beiſitzern der königlichen Tafel gleichen Rang und gleiche Genüſſe theilen, jedoch einen abgeſonderten Concretal-Status bilden. Zur Führung der Raths-Protocolle

und Verfassung der Expeditionen sind zwei Raths-Protocollisten und vier Concipisten bestellt. Die Besorgung der Kanzlei-Geschäfte liegt einem Protocollisten und einem Expeditor mit dem nöthigen Hülfspersonal ob.

Das Wechsel-Appellations-Gericht entscheidet in Senaten von fünf Richtern, mit Inbegriff des Vorsitzenden. Die Richter müssen außer der allgemeinen richterlichen Qualification aus dem allgemeinen vaterländischen Rechte, wie auch aus dem Wechselrechte geprüft sein. Dieselben werden vom Könige auf Lebenszeit ernannt, können nur durch richterliches Erkenntniß ihrer Stellen verlustig werden, und sind im Gegensatz zu den übrigen Gerichten, deren Verhandlungen in der Regel öffentlich sind, zur Wahrung des strengsten Amtsgeheimnisses verbunden.

II. Die Amtswirksamkeit der Gerichtshöfe erster Instanz dehnt sich theils auf einen ganzen District des Landes aus, theils ist dieselbe auf einzelne Comitate und Städte oder Gemeinden beschränkt. Außerdem fungiren noch Einzelrichter in erster Instanz.

a) Den größten Amtssprengel haben die sogenannten Districtual-Tafeln. Ungarn ist bekanntermaßen in vier große Districte, nämlich in die Districte diesseits und jenseits der Donau, diesseits und jenseits der Theiß eingetheilt, welcher jeder eine gewisse Anzahl Comitate umfaßt.

Durch den Gesetz-Artikel XXX v. J. 1723 wurden an die Stelle der sogenannten Protonotariatsstühle die Districtual-Tafeln als ständige Gerichte, mit dem Amtssitze in Tyrnau für den District diesseits der Donau, in Güns für den District jenseits der Donau, in Eperies für den District diesseits der Theiß, in Debreczin für den District jenseits der Theiß errichtet. Das Personal der Districtual-Tafeln besteht unter dem Vorsitz eines Präsidenten aus 5 bis 6 Räthen, nebst dem erforderlichen Hülfspersonal. Die Districtual-Tafeln sind reine Civil-Gerichte und entscheiden in Dreirichter-Collegien.

Zu der gegenwärtig beschränkteren Competenz der Districtual-Tafeln gehören Theilungs- und Erbschafts-Processe, wenn die Güter in mehreren Comitaten gelegen sind; Rechtsstreite, welche die Erfüllung von Verträgen bezwecken, bei denen kein anderes Gericht bedungen wurde; Schuldklagen, deren Gegenstand 1000 fl. überschreitet; Pfandauslösungsprocesse, wenn die Pfandgüter in mehreren Comitaten gelegen sind; Waisen- und sonstige Rechnungsprocesse.

Die frühere Competenz der Districtual-Tafeln bezüglich der aus dem Donationalsystem herrührenden Processe, welche früher einen beträchtlichen Theil ihrer Agenden bildeten, hat nunmehr aufgehört; hingegen wurden dieselben in neuester Zeit mit der Aufsicht und Evidenzhaltung der Fideicommisse betraut.

b) In den Comitaten wird die Rechtspflege durch die Comitats-Gerichtsſtühle, die Vice-Geſpäne, ferner in den einzelnen Bezirken durch die Stuhlrichter, in den Gemeinden, welche keinen geordneten Magiſtrat beſitzen, durch Orts-Gerichte ausgeübt.

1. Die Comitats-Gerichtsſtühle (Saedes judiciariae). In jedem Comitate beſteht ein Gerichtsſtuhl, welcher jedoch, falls es die bedeutende Ausdehnung der Geſpanſchaft erfordert, in mehreren Senaten an verſchiedenen Orten ſein Amt ausübt.

Die Comitats-Gerichtsſtühle oder Sedrien ſind in gewiſſen Sachen Appellations-, in andern Gerichte erſter Inſtanz. Dieſelben urtheilen unter dem Vorſitz eines Vice-Geſpans oder eines beſonderen Präſes in Fünfrichter-Collegien. Die Richter (die ſogenannten Táblabiró's) ſind theils ſtändige und beſoldete, theils unbeſoldete; letztere werden nur als Votanten zugezogen, in welchem Falle ſie Diurnen beziehen. Dieſe Gerichtstafel-Beiſitzer werden in manchen Comitaten durch die Ausſchüſſe gewählt, meiſtens jedoch vom Ober-Geſpan oder deſſen Stellvertreter (dem Adminiſtrator) auf Lebenszeit ernannt; die ſtändigen Gerichtstafel-Beiſitzer, die feſte Gehälter beziehen, werden theils aus den unbeſoldeten Beiſitzern, theils aus älteren Comitats-Beamten auf drei Jahre gewählt. Die Gehälter derſelben ſind jedoch nach den Claſſen der Comitate verſchieden.

In erſter Inſtanz gehören vor die Comitats-Gerichte die nicht ſummariſchen Schuldklagen, Klagen auf Schadenerſatz, wegen Gewaltthätigkeiten, wegen Ausfolgung von Rechtsurkunden, Erb- und Theilungsproceſſe, Expropriationsſachen, Adelsſachen, Eheſachen der Proteſtanten, Concursſachen, die Leitung der Waiſen- und Grundbuchs-Angelegenheiten u. ſ. w.; ferner von ſtrafgerichtlichen Angelegenheiten, die Unterſuchung und Aburtheilung aller ſtrafbaren Handlungen, welche weder vermöge beſonderer geſetzlichen Beſtimmungen vor die königliche Tafel, noch als Uebertretungen in den Wirkungskreis der Stuhlrichter fallen.

Als Appellations-Gerichte entſcheiden die Comitats-Gerichtsſtühle alle von den Stuhl- und Orts-Gerichten verhandelten Rechtsſachen.

2. Nebſt dem Comitats-Gerichtsſtuhl beſteht für das ganze Comitat noch das Gericht des Vice-Geſpans. Derſelbe urtheilt, unter Zuziehung des ſogenannten testimonium legale (eines Stuhlrichters ſammt Geſchworenen) als erſte Inſtanz in allen Proportional- und Urbarial-Proceſſen, in Grenzregulirungs- und ſummariſchen Repoſitional- (Beſitzſtörungs-) Angelegenheiten; in letzteren jedoch concurrirt mit ihm der betreffende Bezirks-Stuhlrichter. Die Appellation geht vom Vice-Geſpan an die Comitats-Gerichte und von dort an die königliche Tafel.

3. Die Stuhl-Gerichte. Jedes Comitat wird in administrativer und jurisdictioneller Beziehung in mehrere Bezirke getheilt, deren jedem ein Ober- oder Vice-Stuhlrichter (Judex nobilium, ungarisch Szolgabiró) als oberster administrativer und Gerichtsbeamter vorsteht. Derselbe, wie auch dessen Amtsgehülfe, der Geschworne-Beisitzer (Juratus assessor genannt, ungarisch esküdt) wird von der Comitats-Gemeinde auf drei Jahre gewählt, nach deren Ablauf eine Wiederwahl zulässig ist. Ursprünglich frei gewählter Richter der Adeligen, erstreckt sich seine Amtswirksamkeit auf die gesammte Einwohnerschaft des Bezirks; seine Competenz in streitigen Civilsachen ist jedoch auf die Entscheidung der in seinem Bezirk anhängigen summarischen mündlichen Rechtsstreite und Besitzstörungsklagen beschränkt. Bedeutender ist der Wirkungskreis desselben in nicht streitigen, insbesondere Verlassenschafts- und Waisen-Angelegenheiten, in Feldpolizeisachen und sonstigen Uebertretungen.

4. Außer den bereits aufgezählten Gerichtsbehörden bestehen in jenen Gemeinden, wo sich kein geordneter Magistrat befindet, Orts-Gerichte.

Dieselben werden durch den Gemeindevorstand und zwei Geschworene gebildet, die in Bagatellsachen (über Klagen bis zu 12 fl.) in summarisch-mündlichem Verfahren entscheiden. Die Berufung geht vom Orts- an das Comitats-Gericht.

c) Stadt-Gerichte. In den königl. Freistädten, wie auch in jenen größeren Gemeinden, welche, ohne die Rechte königl. Freistädte zu genießen, einen geordneten Magistrat haben, wird die Gerichtspflege kraft königl. Privilegien durch den von der Bürgerschaft und dem sogenannten äußern Rath (Bürgerausschuß) gewählten Stadtrichter und das unter dessen Vorsitz fungirende Stadt-Gericht, in allen nicht den Special-Gerichten, der königl. oder den Districtual-Tafeln zur Entscheidung zugewiesenen, sowohl Civil- als strafgerichtlichen Angelegenheiten ausgeübt. Die Jurisdiction des Stadtrichters (ungarisch Városbiró) und des Stadt-Gerichtes in Civilsachen erstreckt sich auf alle, innerhalb der Stadtmark ansässigen Personen und befindlichen Sachen, mit Ausnahme der Comitats-Gebäude, worüber dem Magistrat keinerlei Jurisdiction zusteht.

In summarisch-mündlichen Streitsachen bis zum Belauf von 200 fl. C. M. mit Ausschluß der Nebengebühren, entscheidet der Stadtrichter mit Beiziehung von zwei Rathsherren (Senatoren, ungarisch Tanácsos).

In allen anderen Civilsachen entscheidet der Magistrat als Stadt-Gericht. In seinen Wirkungskreis gehören auch die Verlassenschafts-, Waisen- und Curanden-Angelegenheiten und die Führung der in den Städten bereits seit alten Zeiten bestehenden Grundbücher.

In größeren Städten ist die Trennung der Gerichtspflege von der politischen Amtsführung vollständig durchgeführt; wo dann für die Gerichtspflege besondere Magistratsräthe bestellt sind, die in gesonderten Civil-, Criminal-, Grundbuchs-Senaten entscheiden. In ganz kleinen Freistädten ist jedoch diese Trennung aus financiellen Rücksichten nicht durchführbar.

Zur Schlußfassung ist die Anwesenheit von drei rechtsgelehrten und ständigen Beisitzern erforderlich. Die Berufung gegen die Erkenntnisse des Stadtrichters, wie auch gegen jene des Stadt-Gerichtes geht an die königl. und Septemviral-Tafel.

In Strafsachen, und zwar über die sogenannten Uebertretungen entscheidet mit polizeilicher Gewalt der jeweilige Stadthauptmann; in allen übrigen Criminalsachen, insofern sie nicht durch specielle Gesetze der königl. Tafel zugewiesen sind, entscheidet das Stadt-Gericht; wobei der Stadt-Anwalt (Fiscus magistratualis, ungarisch tiszti ügyész) als öffentlicher Ankläger fungirt. Das Strafverfahren ist dem Civilprocesse analog, und findet eine schriftliche Vertheidigung des Angeklagten durch seinen Advocaten, oder nach Umständen durch einen zweiten Stadt-Fiscalen als Armenvertreter statt. Da den k. Freistädten durch königl. Privilegien das sogenannte Jus gladii verliehen wurde, so werden von den Stadt-Gerichten Todes-Urtheile nicht nur gefällt, sondern nach erfolgter königl. Bestätigung auch vollzogen.

d) in den Districten der Jazygier und Cumanier, der Hajduken und der XVI Zipser Städte ist die Gerichtspflege theils den Comitaten, theils den k. Freistädten analog organisirt. — In den Städten der Jazygier und Cumanier, welche von den Nachkommen der unter König Béla IV. noch im 13. Jahrhundert angesiedelten Cumanen bewohnt werden, wie auch in den Hajduken-Städten, welche von den für ihre Kriegsdienste durch Stefan Bocskay, Fürsten von Siebenbürgen, in den Adelsstand erhobenen ungarischen Soldtruppen (Hajduken) gegründet wurden, — werden alle Rechtsangelegenheiten vor den einzelnen Stadt-Gerichten entschieden. Die Appellation geht an das District-Gericht und an die königl. Tafel.

In den XVI Zipser Städten entscheidet in allen Personal- und Realklagen das jeweilige Stadt-Gericht, von welchem die Berufung an den Provinzial-Gerichtsstuhl, welcher unter dem Vorsitz des Provinzial-Grafen abgehalten wird, und von dort an die königl. Tafel stattfindet.

III. Neben den eben angeführten allgemeinen, sogenannten ordentlichen Gerichten, bestehen als Special-Gerichte: die geistlichen Gerichte, die k. Berg- und Wechsel-Gerichte und die k. k. Militär-Gerichte.

a) Die geistlichen Gerichte (ung. Szent szék.) bestehen an den Sitzen der Bischöfe und Erzbischöfe. Dieselben werden unter dem Vorsitz des jeweiligen Bischofs oder dessen Vicars aus den Capitularen und andern durch

Rechtskenntniß ausgezeichneten Geiſtlichen gebildet. Sie entſcheiden außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten noch in den Eheſachen der Katholiken, ferner in Sachen des Meineids, bezüglich der Thatfrage, endlich in Rechtsſachen, welche die Ungültigkeits-Erklärung letztwilliger Anordnungen wegen äußerer Formgebrechen bezwecken. Die geiſtlichen Gerichte erkennen in Fünfrichter-Collegien. Das Verfahren iſt ſchriftlich, und iſt in Teſtaments-Angelegenheiten das ungariſche Privat-, in allen übrigen Angelegenheiten das Kirchen-Recht maßgebend. Die Berufung geht von den biſchöflichen an die erzbiſchöflichen, von dieſen an das Primatial-Gericht. Gegen Erkenntniſſe des letzteren findet die Berufung an den Papſt ſtatt; welcher jedoch zur Unterſuchung und Entſcheidung der Sache einen ungariſchen Biſchof delegirt. Zu bemerken bleibt noch, daß vermöge alter Privilegien die Berufung wider Erkenntniſſe des Erzbiſchofs von Kalocsa nicht an den Primas, ſondern direct nach Rom geht.

b) Berg-Gerichte. Nachdem durch das Berggeſetz vom 23 Mai 1854 die Privilegial-Stellung des Bergbaues aufgehört hat, wurde die Berg-Gerichtsbarkeit einzelnen k. k. Comitats- und Landes-Gerichten zugewieſen, welche dieſelbe in beſonderen ſogenannten Berg-Senaten ausübten. Nachdem durch die Judex-Curial-Conferenz-Beſchlüſſe die k. k. Comitats- und Landes-Gerichte aufgehoben wurden, traten an die Stelle der Berg-Senate die mit den Berghauptmannſchaften vereinigten prov. königl. Diſtrictual-Berg-Gerichte zu Ofen, Neu-Sohl, Nagy-Banya, Igló und Oravitza. — Ein jedes derſelben hat aus einem k. Berghauptmann als Präſidenten, einem der vaterländiſchen Rechte und des Bergweſens kundigen Referenten und mehreren bergfachkundigen Beiſitzern, nebſt dem erforderlichen Hülfs-Perſonal zu beſtehen. Die Berg-Gerichte erkennen in Dreirichter-Collegien, und geht die Berufung an die k. Tafel, wo, wie bereits erwähnt, ein beſonderer Referent für Bergſachen beſtellt iſt.

c) Wechſel-Gerichte. Durch den Geſetz-Artikel XV v. J. 1840 wurde die Errichtung eigener Gerichtshöfe für Wechſel- und Handelsſachen beſchloſſen. Derzeit beſtehen ſechs Wechſel-Gerichte erſter Inſtanz mit den Amtsſitzen zu Peſt, Preßburg, Oedenburg, Arad, Debreczin und Eperies, deren jedem eine gewiſſe Zahl von Comitaten, mit den in denſelben liegenden k. Freiſtädten als Amtsſprengel zugewieſen iſt. Die Wechſel-Gerichte beſtehen aus einem vom Könige ernannten Präſidenten, aus zwei geprüften und beſoldeten Räthen und mehreren aus dem Handelsſtande entnommenen unbeſoldeten Beiſitzern, nebſt den erforderlichen Hülfsbeamten, als Raths- und Einreichungs-Protocolliſten, Expeditoren und Kanzleibeamten. Sämmtliche höhere Beamte erhalten ihre Beſtallung im Namen Sr. Majeſtät des Königs im Wege der königl. ung. Hofkanzlei; das Kanzlei-Perſonal

wird hingegen von dem Gerichte selbst ernannt. Die Ernennung erfolgt auf Lebenszeit, und können die Richter nur durch richterliches Erkenntniß ihrer Stellen enthoben werden. Die Verhandlungen sind nicht öffentlich, das Verfahren, wie es durch den II. Theil des Gesetz-Artikels XV v. J. 1840 geregelt wurde, ist dem in den deutschen Erbländern bestehenden Proceßverfahren analog. Die Berufung geht an das „k. Wechsel-Appellations-Gericht" in Pest und von dort an den Wechsel-Senat der Septemviral-Tafel. Die Erkenntnisse und Verordnungen der Wechsel-Gerichte werden an den Orten, wo dieselben ihren Sitz haben, durch deren eigene Organe, an andern Orten aber im Requisitionswege durch die ordentlichen Gerichte in Vollzug gesetzt.

d) Die k. k. Militär-Gerichte, deren Jurisdiction sich nach den Bestimmungen der Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse lediglich auf die im wirklichen Kriegsdienst befindlichen Personen, mit Ausschluß der Real-Gerichtsbarkeit, erstreckt.

Anlangend den Aufwand für die Justizpflege, so läßt sich derselbe nur für die landesfürstlichen Gerichte erheben, indem der Aufwand für die Municipal-Gerichte mit jenem für die politische und Gemeinde-Verwaltung der einzelnen Municipien auf das engste verknüpft und eine nicht unbedeutende Zahl von Administrativ-Beamten mit richterlichen Functionen betraut ist.

Nach dem Staats-Voranschlag für das Verwaltungsjahr 1863 beläuft sich der gesammte Kostenaufwand für die landesfürstlichen Gerichte in Ungarn, mit Ausschluß der k. k. Militär-Gerichte, auf die für ein Königreich von nahezu 4000 □Meilen Ausdehnung gewiß sehr mäßige Summe von 783,360 fl., wovon auf die Septemviral-Tafel 192,160 fl., auf die königliche Tafel 229,667 fl., auf das königl. Wechsel-Appellations-Gericht 53,220 fl., auf das Cassarum-Regalium-Directorat 13,162 fl., auf die Districtual-Tafeln 96,934 fl., auf die Wechsel-Gerichte erster Instanz 156,777 fl., endlich auf die prov. königl. Districtual-Berg-Gerichte 41,440 fl. österr. Währ. entfällt.

Was die formelle Qualification für den Richterstand betrifft, so wird gesetzlich, mit Ausnahme der Präsidenten und Richter der Wechsel-Gerichte, die sich nach absolvirten juridischen Studien und einer mindestens zweijährigen Praxis, einer sowohl schriftlichen als mündlichen Prüfung aus den Creditgesetzen zu unterziehen haben, — eine besondere Qualification (Befähigung zum Richteramt) nicht erfordert. Bei der bekannten Vorliebe der ungarischen Jugend für juridische Studien sind jedoch dem Herkommen gemäß alle richterlichen Posten mit absolvirten Juristen, meist censurirten Advocaten besetzt; auch wurde durch die Judex-Curial-Conferenz-Beschlüsse

bestimmt, daß bei den Comitats-Gerichten vier, bei den Stadt-Gerichten drei rechtskundige Beisitzer zur Schlußfassung erforderlich seien. — (I Th. 27 §.) — Eigenthümlich dürfte die durch ein späteres Gesetz nicht abrogirte Bestimmung sein, wonach dem Richter nach Gesetz-Artikel IV v. J. 1498 zwar gestattet ist, Geschenke von den Parteien entgegenzunehmen, derselbe jedoch, falls er sich durch ein Geschenk zu einer Gesetzesverletzung oder einer Ungerechtigkeit verleiten ließe, mit dem Tode und Verlust seines Vermögens bestraft werden soll.

Einen integrirenden Bestandtheil der ungarischen Gerichtsverfassung bilden die Fiscale, Advocaten, Notare und die Capitel als loca credibilia.

Wie der König als Träger der heiligen Krone, so hat auch jedes Municipium als Träger eines Theiles der Staatsgewalt seine Anwälte oder Fiscale.

Der Kron-Anwalt — Causarum Regalium Director, der zugleich Mitglied der königl. Tafel ist, hat über die ungeschmälerte Wahrung der Prärogative und sonstigen Rechte der Krone als Symbol des Königreichs Ungarn zu wachen. Er ist zugleich öffentlicher Kläger in allen jenen Straf- und sonstigen Rechtssachen, welche mit einer in den königlichen Schatz fließenden Vermögensstrafe bedroht werden, wie Majestätsverbrechen, nota infidelitatis, Wucher u. s. w. Derselbe ist jedoch schuldig, gleich anderen Privaten vor den ordentlichen Gerichten Recht zu fordern und zu nehmen; nur kann er nie zur Strafe des Vermögensverfalls oder emendae capitis, noch in den Ersatz der Proceßkosten verurtheilt werden. Der Kron-Anwalt, meistens ein ausgezeichneter Jurist, ist stets eine sehr ansehnliche, nicht selten gefürchtete Persönlichkeit.

Analog ist die Stellung der Magistratual-Fiscale der Comitate, der der königlichen, freien und sonst privilegirten Städte. Dieselben haben die Verbrechen von Amtswegen zu verfolgen, gegen die Schuldigen den Criminalproceß anzustrengen, die Rechte ihres Municipiums zu wahren und die Armen und Waisen zu vertheidigen. Die Comitats-Fiscale insbesondere haben während der häufig stürmischen Sitzungen darüber zu wachen, daß weder gegen den König, das Land, das Comitat, noch gegen einzelne Mitglieder desselben sich jemand eine Beleidigung in Wort oder That zu Schulden kommen lasse und daß gegen die Schuldtragenden sofort eingeschritten werde, endlich daß Niemand sich unbefugterweise adelige Vorrechte anmaße.

Zur Vertretung der Parteien in Rechtsangelegenheiten in und außer Streitsachen sind die Advocaten (ung. ügyvédek) berufen. Die Advocatur ist in Ungarn vollkommen frei gegeben, und die einzelnen Advocaten sind

weder an einen gewiſſen Ort, als Amtsſitz, gebunden, noch iſt ihre Zahl beſchränkt; beides richtet ſich lediglich nach den Bedürfniſſen des rechtſuchenden Publicums.

Zur Erlangung der Advocatur-Befugniß wird gegenwärtig im Sinne der Judex-Curial-Conferenz-Beſchlüſſe erfordert: 1. Abſolvirung der juridiſchen Studien mit beſonderer Rückſicht auf das vaterländiſche Recht; 2. Ablegung der theoretiſchen Staatsprüfungen oder Erlangung des rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Doctorates; 3. eine zweijährige Rechtspraxis bei einem Advocaten oder Gerichte; 4. die Ablegung der Advocaten-Prüfung. Dieſe iſt ſowohl mündlich als ſchriftlich, und wird an den ſogenannten Terminen vor der königl. Tafel abgelegt. Beſteht der Candidat die Prüfung mit Erfolg, ſo wird er vor dem Plenum der königl. Tafel beeidet und ihm ſodann im Namen des Königs und unter dem königl. Gerichtsſiegel von der kleineren königl. Kanzlei das mit der Unterſchrift des Perſonals verſehene Advocaten-Diplom ausgefertigt. — Wer jedoch auch bei den Wechſel-Gerichten Parteien zu vertreten wünſcht, muß ſich vor dem königl. Wechſel-Appellations-Gerichte einer zweiten mündlichen und ſchriftlichen Prüfung aus den Creditgeſetzen unterziehen, worüber demſelben ſodann ein zweites Diplom ausgefertigt wird. Die Rechte und Pflichten der Advocaten werden theils durch die Landesgeſetze, theils durch die Advocaten-Ordnung vom Jahre 1804 geregelt.

Die durch das nunmehr aufgehobene Aviticitäts-Princip herbeigeführte Unſicherheit des adeligen Beſitzes, die bekannte Proceßſucht eines großen Theiles der Bevölkerung, wie auch die verhältnißmäßige Leichtigkeit, womit das Recht zur Ausübung der Advocatur erlangt werden konnte, dürften die große Zahl der Advocaten in Ungarn erklärlich machen. Allerdings iſt es ein großer Irrthum, aus der Zahl derjenigen, die die Advocaten-Cenſur beſtehen, einen Schluß auf die Zahl der wirklich und ſelbſtändig practicirenden Advocaten zu ziehen. Ein großer Theil der adeligen Jugend legt die Advocaten-Prüfung ab, um ſich eine Qualification zu erwerben; ein großer Theil der neubeſtallten Advocaten tritt in den Municipal- oder Staatsdienſt, wobei das Advocaten-Diplom gewiſſermaßen die in anderen Staaten üblichen praktiſchen Staatsprüfungs-Zeugniſſe u. ſ. w. vertritt; endlich iſt es Sitte, daß die jüngeren Advocaten, ob ſie zwar ſofort ſelbſtändig zu advociren befugt ſind, dennoch in der Regel mehrere Jahre an der Seite eines älteren Rechtsanwaltes als Gehülfen (Adjuncten) ſich theils weiter auszubilden, theils Bekanntſchaften zu erwerben ſuchen. Immerhin bleibt jedoch eine größere Advocatenzahl übrig, als dies im Intereſſe der rechtſuchenden Parteien, wie auch des Advocatenſtandes ſelbſt liegt. Und ſo ausgezeichnete Juriſten, Richter, Redner und Staatsmänner Ungarns aus der Advocatur

hervorgegangen ſind, läßt es ſich dennoch nicht verkennen, daß dieſer für das Rechtsleben ſo wichtige Stand in Ungarn manche Mitglieder zählt, die ſich mehr durch Rabuliſterei als durch gediegene Geſetzeskenntniß und ſcrupulöſe Rechtlichkeit auszeichnen; — weshalb von den hervorragenderen und einſichtigeren Advocaten ſchon längſt die Nothwendigkeit gewiſſer Reformen erkannt wurde. Ohne das Princip der freien Advocatur zu verletzen, dürfte ſich eine ſtrengere Qualification, etwa Erlangung des Doctorgrades, eine längere Praxis und eine ſtrengere Ausübung der Disciplinargewalt durch Advocaten-Ausſchüſſe für die Hebung des Standesbewußtſeins zweckmäßig erweiſen.

Das Inſtitut der öffentlichen Notare, wie es im Jahre 1858 in Ungarn eingeführt wurde, ſo wohlthätig es ſich in andern Ländern zeigte, hat ſich in Ungarn, mit Ausnahme der größeren handeltreibenden Städte, und insbeſondere auf dem flachen Lande nicht bewährt.

Derzeit werden die ſogenannten Notariats-Acte und Beurkundungen theils durch die Notare, Schriftführer der Behörden und Gerichte, theils durch die Stuhlrichter und deren Geſchworne, als testimonium legale ausgefertigt.

Zur Aufnahme von Wechſelproteſten ſind die Wechſel-Notare (Váltójegyzök) berufen, die aus der Reihe der bei einem Wechſel-Gerichte durch drei Jahre prakticirenden Advocaten auf Lebenszeit ernannt werden. Das Wechſel-Notariat wird übrigens gleichzeitig mit der Advocatur ausgeübt.

Eine große und wichtige Rolle ſpielten im altungariſchen Rechtsweſen die ſogenannten glaubwürdigen Orte (loca credibilia), worunter insbeſondere die Domcapitel und gewiſſe größere Conventе verſtanden wurden. Dieſelben haben eigene Archive und führen ein „glaubwürdiges Siegel.“ Sie verwahren die ihnen übergebenen oder vor ihnen errichteten Urkunden, Teſtamente, Vergleiche, Proteſte u. ſ. w., und fertigen darüber beglaubigte Abſchriften, ſogenannte Transſumpten aus. Sie beſtehen zwar noch gegenwärtig; doch haben ſie ſeit Aufhebung des Aviticitätsſyſtemes viel von ihrer früheren Bedeutung verloren.

Dr. **Hegedüs.**

Studien über den Bergbau in Oeſterreich.

Vom Ober-Bergrath und Profeſſor Frhr. v. Hingenau in Wien.

I.

Bei Studien ſtaats- und volkswirthſchaftlicher Art, wie ſie hier in Betreff des Bergbaues verſucht werden ſollen, iſt es kaum zu umgehen, der wirthſchaftlichen Bedeutung des Bergbaues überhaupt und ſeiner Beziehungen zum Staat und zum Volk wenigſtens einleitend zu gedenken.

Daß unſere heutige Civiliſation ohne Producte des Bergbaues ganz undenkbar wäre, bedarf wohl keiner weitläufigen Erörterung. Dazu genügt ein Blick auf unſeren Ackerbau; denn ſtatt des krummen Aſtes, mit dem der mythiſche Triptolemos und vor ihm wohl ſchon die erſten Menſchen den Boden aufriſſen, dem ſie ihre Saat anvertrauen wollten, führt die heutige Agricultur Pflugſchar und Egge, Spaten und Haue, Senſe und Sichel und ein Arſenal complicirterer Waffen des Friedens in den ſegensreichen Feldzug, welcher hunderte von Quadratmeilen der menſchlichen Benutzung erobert. Dieſe Waffen des Friedens aber liefert ihm der Bergbau und das demſelben eng verbundene Hüttengewerbe.

Der Bergbau giebt dem Menſchen die Mittel zur Unterwerfung des Thierreichs, wie er ihm die Mittel geboten hat zur Aneignung des Bodens und ſeiner Kraft. Das Gebäude der einfachſten und urſprünglichſten menſchlichen Beſchäftigung beruht ſeit Jahrtauſenden auf eiſernen Grundlagen im buchſtäblichen Sinne. Der Landbau kann, ſeit er aus den elementaren Stufen ſeiner Kindheit getreten iſt, des Bergbaues und ſeiner Erzeugniſſe nimmer entbehren. Ebenſo wenig kann es das einfachſte Gewerbe. Die Nadel und Scheere des Schneiders, die Ahle des Schuſters, das Beil des Schlächters und der Keſſel des Brauers ſind Geſchenke des Bergbaues, der freilich auch dem Schmiede Ambos und Hammer zur Verarbeitung der eige-

nen Producte der Bergwerksthätigkeit liefert und dieſen den eigenen Aufſchwung verdankt, welchen er nicht gefunden haben würde, müßte er noch wie in grauer Vorzeit die zu Tage anſtehenden erſten Erze mit ſteinernen Keulen und Meißeln gewinnen.

Wie ſchwerfällig würde aber der Verkehr und Producten-Austauſch zwiſchen Ackerbau und Gewerbe und zwiſchen den verſchiedenen Zweigen beider von ſtatten gehen, käme dieſem Austauſch nicht die Vermittelung eines in ſeiner Maſſe gleichartigen, theilbaren, dem Werthe nach allgemein anerkannten Tauſchmittels zu Hülfe, welches in dieſer Vollkommenheit nur das edle Metall zu bieten vermag, das ſelbſt wieder nur eine Frucht des Bergbaues iſt.

Tief in die Urzeiten des Menſchengeſchlechtes verlieren ſich die Spuren jenes Einfluſſes der Metalle aller Art auf Landescultur, Gewerbe und Handel, ſelbſt in ſeinen unvollkommenen Anfängen und Entwickelungsſtadien. Wäre irgend etwas geeignet, die Phantaſien eines gold- und eiſenfreien Naturzuſtandes zu widerlegen, ſo würde es der Werth ſein, welcher heutzutage noch von den einfachſten Naturvölkern den unbedeutendſten metallenen Werkzeugen beigelegt wird. Beiſpiele davon, oft in grellſten Farben, enthalten ältere und neuere Entdeckungsreiſen nach den Wohnſitzen entfernter Naturvölker!

Wenn aber ſchon die einfachſten Zuſtände des Ackerbaues, des Gewerbes und des Handels die Unentbehrlichkeit der Bergwerksproducte für Jedermann einleuchtend predigen, ſo iſt der vorgeſchrittene Zuſtand der heutigen landwirthſchaftlichen, gewerblichen und Handels-Unternehmungen in noch ungleich höherem Grade den Unterirdiſchen dienſtbar, den Metallen, den foſſilen Kohlen, dem Salze, dem Schwefel, Alaun, Graphit und Anderem, was der Bergbau aus dem Schooß der Erde gräbt, und ſeine Schweſter die Hüttenkunde dem menſchlichen Bedarfe zurecht legt. Von der Locomotive, die uns ſelbſt und unſere Waaren auf eiſernen Schienen über hunderte von Meilen führt, bis zum endloſen Drahte, den die geheimnißvolle Berührung von Kupfer und Zink zum Träger und beflügelten Boten unſerer Gedanken und Worte macht, von der Schraube des Archimedes, welche in glücklicher Ehe mit der Erfindung Fulton's die Entfernung zweier Welten verkürzt, indem ſie die Seefahrten von Monaten auf Tage reducirt; von den rauchenden Schloten hunderthürmiger Fabrikſtädte bis zu dem wunderbaren Mikrokosmus einer Nadelfabrik, welcher Adam Smith ſein ewig denkwürdiges Beiſpiel von den Wirkungen der Arbeitstheilung entlehnte, beruhen all die Wunder unſerer gewaltigen Induſtrie, unſeres weltumſpannenden Handels auf den geſteigerten Productionen des Bergbaues, welcher zu alle dem ſein Eiſen und ſeine Kohlen, ſein Kupfer und Zink, ſein Blei und ſelbſt den Bleiſtift liefert, womit die induſtriellen Unternehmer unſerer Zeit die Veranſtal-

ten und Erfolge der Production berechnen, welche vom Geiſte erdacht, mit ihren und ihrer Arbeiter Händen und mit Hülfe des in edlen Metallen repräſentirten Capitals geſchaffen wird.

Soll vielleicht noch derjenigen Dienſte gedacht werden, welche metallene Werkzeuge und Geräthſchaften den Intereſſen der Kunſt und der Wiſſenſchaft geleiſtet, welche ſie in der Heilkunde, dem erfahrnen Arzte fort und fort gewähren, welche ſie in dem gewöhnlichſten Haushalte des Gebildeten in Geſtalt von Tauſenden dem Urmenſchen unbegreiflich ſcheinenden Kleingeräthen zum täglichen Bedürfniſſe gemacht haben?!

Und da haben wir noch immer des grauenvollen und doch uralten menſchlichen Grundübels gar nicht gedacht — des Krieges, der nicht nur die Werkzeuge der Zerſtörung und des Unrechts, ſondern auch die Mittel der ſchützenden Erhaltung und der Rechtsvertheidigung ſeit den urälteſten Zeiten aus dem Arſenale des Bergbaues geholt hat, welcher das bronzene Kurzſchwert des halbnackten Trojaners ebenſo gut geliefert, wie die gezogene Kanone, welche heute von den Wällen von Mantua den Gelüſten nach der eiſernen Krone ein „Guai a chi la tocca!“ entgegenruft. Der Bergbau hat die Schiffsſchnäbel in der Bucht von Salamis hervorgebracht, gerade ſo, wie die gepanzerte Spitze des Merimac in den Gewäſſern von Nordamerika. — Schutz- und Trutzwaffen gab und giebt eben *auch der Bergbau* dem ſtreitſüchtigen Menſchengeſchlechte.

Doch das alles weiß Jedermann! Ja wohl! Aber es giebt dennoch Viele, welche die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Bergbauproducte zwar anerkennen, und deren Herbeiſchaffung für die Bedürfniſſe des Friedens und des Krieges von wo immer her befürworten, aber weit weniger Gewicht darauf legen, ſie ſelbſt der *eigenen* Erde im *eigenen* Lande abzugewinnen.

Nicht für die Menſchheit allein, auch für jedes concrete Volk insbeſondere iſt die mannichfaltige Productivität des Bergbaues von Wichtigkeit; nicht bloß ein kosmopolitiſch-ökonomiſches, ſondern ein buchſtäblich *national*-ökonomiſches Gewicht muß auf den Bergbau gelegt werden.

Es iſt allerdings ein Unterſchied, ob man dabei kleine oder große Völkergemeinſchaften im Auge hat. Daß kleine, auf das Gebiet einer Ortſchaft oder einer Stadt beſchränkte Gemeinweſen ohne Territorialausdehnung, ohne Mannichfaltigkeit der Erd- und Gebirgszuſammenſetzung an keinen ſelbſtändigen Bergbau denken können, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, als daß ſie ihren Bedarf von Metall und andern Bergbauproducten von auswärts beziehen, und gegen Producte anderweitigen Fleißes, zu dem ſie Lage und Natur befähigen, eintauſchen müſſen.

Wir ſehen heute noch ſelbſt das reiche Holland, deſſen einförmige, dem Meere abgerungene Landerſtreckung keinen Bergbau zuläßt, in anderer Weiſe

die Mittel erwerben, um nicht nur die zu ſeinem Bedarfe nothwendigen Bergwerksproducte zu erlangen, ſondern auch jene Abhängigkeit von ſich abzuhalten, in welche das bergbauloſe Land gegen diejenigen Länder gerathen müßte, von denen es ſeinen Bedarf an Foſſilien bezieht, und die es eben darum in einer andern Weiſe mehr oder minder tributär machen mußte.

Denken wir uns den Fall einer Abſperrung eines ſolchen Landes von der Zufuhr bergmänniſcher Producte, ohne daß es in der Lage wäre, den Abſperrenden zur Aufgebung ſeiner Abſichten zu nöthigen, ſo würde nicht nur die Unwehrhaftigkeit des Landes daſſelbe jeder Gewaltthat preisgeben, ſondern auch die agricole und gewerbliche Entwickelung müßte in jenem Maße gehemmt und geſchmälert werden, als die Metallvorräthe des Landes verbraucht werden, ohne ihren Erſatz von außen zu erhalten. Wenn wir in den Zeitungen leſen, daß einem von inneren Unruhen zerriſſenen und nach Außen bedrohlich gewordenen Lande der Bezug von Waffen und Munition durch Ein- und Ausfuhrverbote ſeiner Nachbarländer abgeſchnitten oder doch erſchwert werden ſoll, ſo kann es eben nur ein ſolches Land ſein, welches entweder keine eigenen Minerallagerſtätten beſitzt, oder die Erforſchung und Benutzung derſelben vernachläſſigt hat. Nur einem ſolchen Lande gegenüber können derlei Maßregeln von einiger Wirkung ſein; für ein Land, welches Bergwerke beſitzt und betreibt, wird eine ſolche Maßregel keine andere Wirkung haben, als die, daß die Benutzung der vorhandenen Bergwerksſchätze geſteigert, die Aufſuchung neuer gefördert wird!

Dieſe Thatſache beweist beſſer als eine ausführliche Erörterung, welchen Werth eigener Bergbaubetrieb für ein Land haben müſſe, wenn es räumlich danach beſchaffen iſt, ausgedehntere Minerallagerſtätten überhaupt zu beſitzen.

So wie das Aeußere des Bodens unzweifelhaft beſtimmend einwirkt auf die Wahl der productiven Thätigkeit des Urproducenten und Gewerbsmannes, ſo beſtimmt die innere oft tief verborgene Zuſammenſetzung der Erdrinde aus verſchiedenen Anhäufungen gewiſſer nutzbarer Mineralien die Eignung eines Landes zum Bergbaubetrieb und zur Mineralinduſtrie.

Die mineraliſchen Mannichfaltigkeiten in der Zuſammenſetzung von Grund und Boden ſind ein Gegebenes, ſie ſind ein von der Natur in den Boden gelegtes werthvolles Gut, welches der Nation, die den Boden bewohnt und bebaut, anvertraut iſt, gleichwie ein dem Volke verliehenes Talent, auf daß es damit wuchere und ſeiner Zeit Rechenſchaft ablege, nicht aber damit es begraben bleibe, wo es begraben liegt, weil man in thörichter Selbſtgenügſamkeit oder in hoffärtiger Ueberweisheit die Aufſuchung unterlaſſen hat und ſich damit tröſtet, daß ja von anderwärts, durch Andere müheloſer ein-

getauſcht werden könne, was ſelbſt zu gewinnen nichts weiter bedürfte, als Muth, Kraft und Intelligenz. —

Was insbeſondere den öſterreichiſchen Bergbau anbelangt, ſo könnte die Frage aufgeworfen werden: ob mit Erfolg ein ſelbſtändiger dem Bedarfe ſeiner Völker entſprechender Bergwerksbetrieb in Oeſterreich möglich und volkswirthſchaftlich für dieſelben erſprießlich ſei? Dies hängt zunächſt davon ab, ob ſich die Länder der öſterreichiſchen Monarchie als ſolche erweiſen laſſen, denen die Natur einen zu erfolgreichem Bergbaubetrieb erforderlichen Reichthum nutzbarer Mineralien verliehen hat.

Die Antwort darauf fällt nicht nur einfach bejahend aus, ſondern man muß ſogar die öſterreichiſche Monarchie für ein in dieſer Beziehung hoch begünſtigtes Land erklären. Kein einziges der Länder, aus denen dieſes merkwürdige Reich zuſammengeſetzt iſt, entbehrt gänzlich das Vorkommen nutzbarer Minerallagerſtätten für den Bergbau, wenn auch einzelne der Länder darin vor anderen ſich durch überwiegenden Reichthum auszeichnen.

Das Entſcheidende hiefür iſt die Zuſammenſetzung ſeines vorwiegend gebirgigen Bodens, und ſelbſt die ausgedehnten Ebenen der öſtlichen Länder werden durch den Mineralreichthum der ſie umgebenden Gebirge gewiſſermaßen für die Armuth entſchädigt, welche in mineraliſcher Beziehung denſelben bisher noch vorgeworfen werden könnte. —

Seiner Gebirgsbeſchaffenheit nach zerfällt die öſterreichiſche Monarchie in drei Hauptgruppen, deren jede ein orographiſches Syſtem für ſich repräſentirt. Dieſe Gruppirung iſt eine für Oeſterreich ſo charakteriſtiſche, daß ſie ſich beinahe gleichartig auch in Bezug auf ſeine hiſtoriſchen, politiſchen, wirthſchaftlichen und Culturverhältniſſe erſtreckt, denen die nach dieſen drei Gruppen vertheilten Minerallagerſtätten in auffallender Weiſe entſprechen.

Es ſind drei Hauptgebirgsſyſteme, welche den Boden des Kaiſerthums conſtituiren, ja welche ſich ganz eigentlich auf ſeinem Boden zu ihrer vollen Eigenthümlichkeit entwickeln.

Das Syſtem der Alpen erfüllt und charakteriſirt die Stammländer der öſterreichiſchen Monarchie, welche zwiſchen der Donau und dem adriatiſchen Meere ſich ausdehnen.

Das Karpathen-Syſtem ſchließt ſich unweit der im Schwerpuncte der Monarchie liegenden Hauptſtadt öſtlich an, und umzieht in weitem Bogen die ungariſchen Länder, in Siebenbürgen einer räumlichen Erweiterung theilhaft werdend, während der nördliche und nordöſtliche Abhang dieſes Gebirges ſich in die galiziſche Ebene verliert.

Den Norden der öſterreichiſchen Monarchie, vom linken Ufer der oberen Donau angefangen, erfüllen die mannichfaltigen Berge und Hochplateau's

des hercynisch-sudetischen Gebirgs-Systemes, welches mit Bezug auf seine österreichische Landesangehörigkeit auch das böhmisch-mährische Gebirge (im weiteren Sinne) genannt wird.

Jedes dieser Gebirgs-Systeme führt einen mannichfaltigen Reichthum nutzbarer Minerallagerstätten, deren Kenntniß und Ausbeutung sich zum Theil bis ins graue Alterthum verliert. Das Eisen des alten Noricum, die dacisch-siebenbürgischen Goldbergbaue waren dem Römervolke bereits bekannt, und der Erzreichthum Böhmens, welcher ihm nachträglich den Beinamen des mittelalterlichen Peru verschafft hat, wurde schon in der sagendunklen Zeit Libussa's und ihrer Nachfolger ausgebeutet. Es würde zu weit führen, auch die nicht bergmännischen Analogien dieser Dreitheilung nach ihren politischen, wirthschaftlichen und historischen Beziehungen weiter auszuführen, wir können uns damit begnügen, den Satz auszusprechen, daß diese drei Hauptgruppen eine geognostisch und bergmännisch ausgeprägte Individualität besitzen, deren Eigenthümlichkeiten sich in einer mehrhundertjährigen Geschichte der Bergwerksverfassung und Bergrechtsentwickelung manifestirte, und welche selbst die Gleichartigkeit der heutigen Gesetze und Einrichtungen des Bergwesens in allen drei Gruppen nicht gänzlich verwischen konnte.

Betrachten wir die Gruppen zunächst nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntniß, welche man von ihrer bergmännischen Bedeutung hat.

Die Statistik giebt darüber in sprechenden Ziffern Aufschluß; mögen wir die Ausdehnung der durch den Bergbau in Angriff genommenen Räume, mögen wir den Werth der auf diesen Räumen gewonnenen Bergwerksproducte, mögen wir die Menge der dabei beschäftigten Arbeiter betrachten.

Im Jahre 1861 umfaßte der dem Bergbau gewidmete Raum:

in den Alpenländern	80,563,080□°
in den Karpathenländern . . .	103,990,398□°
in den herc. sudet. Ländern . . .	156,568,673□°

Dem entsprechend ist die Arbeitermenge, welche auf diesen Räumen mit der Gewinnung von Bergwerksproducten beschäftigt ist.

Es entfallen danach auf die:

Alpenländer	25,821,
Karpathenländer	46,098,
herc. sudet. Länder	42,725 Mann,

welche ausschließend beim Bergbau und dem damit verbundenen unmittelbaren Hüttenbetriebe beschäftigt waren, wobei jedoch die in den hüttenmännischen Raffinirwerken, auf welchen die gewonnenen Metalle weiter verarbeitet werden, nicht gerechnet sind.

Diese Armee von 114,744 Bergleuten hat an Bergwerksproducten im Jahre 1861 einen Werth von 44,952,345 fl. hervorgebracht, wobei die

Werthbestimmung nach dem Preise am Orte der Grube selbst und zwar im niedrigsten Ausmaße berechnet erscheint, weil diese Berechnung sich auf die Fassionen der Bergwerkbetreibenden stützt, welche zum Zwecke der bisher bestandenen Bruttobesteuerung abgegeben wurden.

Obiger Werth vertheilt sich nach Ländergruppen folgender Art:

Alpenländer	13,948,484 fl.
Karpathenländer	14,552,548 „
herc. sudet. Länder	16,451,313 „

Man sieht aus diesen beredten Ziffern, daß die drei Hauptgruppen des bergbautreibenden Oesterreich sich gewissermaßen gleichberechtigt zu einander verhalten. Das Uebergewicht, welches in Bezug auf den Werth und die räumliche Ausdehnung den herc. sudet. Ländern zufällt, ist hauptsächlich in der raschen Entwickelung der Steinkohlenproduction begründet, welche in diesen Ländern und zwar gerade in neuester Zeit besondere Fortschritte gemacht hat. Sogar im Jahre 1860 standen sich die Productionswerthe noch beinahe ganz gleich; indem die Alpenländer in runder Ziffer 14,071,000 fl., die Karpathenländer 14,500,000 fl., die erzgebirgisch-sudetischen Länder 14,007,000 fl. in Bergwerksproducten hervorbrachten.

Nicht so ganz gleichartig, wie in Betreff des Raumes, der Arbeiterzahl und des Werthes verhalten sich diese drei Gruppen in Bezug auf die Beschaffenheit der Mineralien, mit deren Gewinnung sich ihre Bewohner beschäftigen. Dies hängt von der Gebirgsbeschaffenheit dieser Gruppen und von der Art der Lagerstätten ab, welche sich in denselben vorfinden; und man kann in dieser Beziehung im allgemeinen aussprechen, daß Metallgewinnung im allgemeinen die Karpathengruppe, Eisenwesen nebst Mineralkohlen die Alpengruppe, Silber, Eisen und insbesondere Mineralkohle die herc. sudet. Gruppe charakterisire, obwohl jede dieser Gruppen in etwas höherem oder geringerem Maße auch an der Production participirt, welche für eine der anderen Gruppen als vorwiegend oder herrschend erscheint. Wir werden später eine übersichtliche Darstellung auch nach den Mineralstoffen in diese Arbeit verweben, müssen aber zuvor die Gebirgsbeschaffenheit an und für sich in diesen Gruppen etwas näher beleuchten, um die Natur ihrer Lagerstätten und die daraus abgeleitete besondere Eignung Oesterreichs für den Bergbau klar zu zeichnen.

Schon der Umstand, daß die vererwähnten Mengen von Bergbauwerthen in diesen drei Hauptgruppen des österreichischen Länder-Complexes wirklich erzeugt wurden, und daß diese Erzeugung, wie wir später zeigen werden, eine stetig fortschreitende ist, liefert den unwiderleglichen Beweis von der thatsächlichen Möglichkeit und von der namhaften Bedeutung des

Bergbaubetriebes in Oesterreich. Ein Gewerbe, welches am Ursprungsorte der Erzeugung einen Gesammtwerth von 40—50 Millionen Gulden repräsentirt und nahezu 120,000 Menschen productiv beschäftigt, kann kein künstliches Treibhausgewächs sein, sondern muß gesunde Wurzeln im Boden und in der Bevölkerung des Reiches besitzen. Wenn aber *Land* und *Leute* seit Jahrhunderten die Befähigung zum Bergbau ununterbrochen und fortschreitend bewiesen haben, so verdient ein solcher Zweig der Volksbeschäftigung nicht nur die Beachtung derer, welche sich durch ihn ernähren, sondern auch aller jener, welche die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse des Volkes zu beachten berufen sind, und insbesondere der Männer der Wissenschaft und der Staatsmänner. Da nun aber sowohl die Wissenschaft als die Einflußnahme auf die öffentlichen Angelegenheiten heutzutage kein Monopol Einzelner mehr, sondern ein Gemeingut Aller und die Bürgerpflicht eines Jeden geworden, so ist auch die Kenntniß von der Natur und Beschaffenheit des vaterländischen Bergbaues, der eine so wichtige Rolle in der wirthschaftlichen Entwickelung aller Theile des Reiches spielt, nicht mehr bloß für den Bergbautreibenden und Bergbeamten nützlich und nothwendig, sondern sie erwächst zu einem unentbehrlichen Bestandtheil volks- und staatswissenschaftlicher Bildung, und sollte wie diese allen jenen zugänglich werden, welche berufen und gewillt sind, ihren Rath und ihre That in die Wagschale öffentlicher Angelegenheiten zu werfen. —

Nach der vorerwähnten Uebersicht der Hauptgebirgsgruppen unseres Vaterlandes und den ziffermäßigen Daten über deren Bergbauproduction in den letzten Jahren kann wohl kein Zweifel bestehen, daß die Länder des österreichischen Kaiserthums von der Natur so weit begünstigt sind, *daß ein erfolgreicher Bergbau in denselben möglich, und daß dieser Theil der Volksbetriebsamkeit ein naturwüchsiger ist.* Es könnte jedoch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht, gerade weil unser Bergbau zum Theil so weit in das graue Alterthum zurückreicht, eine Abnahme desselben zu besorgen wäre, da denn doch eine Erschöpflichkeit von beschränkten Mineral-lagerstätten überhaupt nicht geleugnet werden könne, und thatsächlich an vielen Puncten ein im Mittelalter lebhaft betriebener Bergbau jetzt ganz oder zum größten Theile aufgehört habe.

Letzteres ist richtig; die Goldwäschen und Goldgruben Böhmens haben in Erschöpfung geendet; das reiche Bergwerk von Kuttenberg ist heute zu einer unbedeutenden Grube herabgekommen; Joachimsthal, im 16. Jahrhundert blühend, ist in Abnahme; Schemnitz und Kremnitz haben schon vor etwa hundert Jahren culminirt; Zeiring und Schladming in Steiermark, sowie Trient, im 11. und 12. Jahrhundert mächtige Bergstädte, die Salzburger

Hochthäler, wo noch heute die ſtattlichen Patrizierhäuſer von dem einſtigen Wohlſtande gewaltiger Bergherren zeugen, trauern um den eingegangenen Bergbau; Schwaz und Rattenberg ſind nur noch Schatten von dem, was ſie waren, als im 14. Jahrhundert die Signori der erlauchten Republik Venedig ſich die Rattenberger Bergordnung zum Paradigma für eine venetianiſche Berggeſetzgebung holten, welche wohl wenig Objecte der Anwendung, aber dafür eine längere Dauer gefunden, als die Republik ſelbſt. — Endlich Iglau, die Wiege des alten gemeinen Bergrechtes, — hat kaum noch die Erinnerung behalten, daß es einſt eine berühmte Bergſtadt geweſen! Dieſe und andere Beiſpiele ſcheinen jenen Zweifel zu beſtätigen, und wer von all dieſen begrabenen oder altgewordenen Schönheiten des Bergbaues lieſt, könnte leicht die Luſt verlieren, heute noch um die ſilberne oder goldene Braut zu werben, welche ſchon unſere Vorväter entzückte.

Allein die Sache hat auch eine andere Seite, welche gleichfalls betrachtet werden will.

Jetzt noch, wie in grauer Urzeit, liefern die Erzberge in Steiermark und Kärnthen das heute noch unerſchöpflich ſcheinende Material zum noriſchen Eiſen und Stahl, mit welchem unſere Alpenländer den alten Ruhm behaupten; noch immer iſt Böhmen ſilberreich, wenn auch jetzt Přibram an die Stelle des mehr durch Zeitverhältniſſe als wegen Erſchöpfung herabgekommenen Kuttenberg getreten iſt; in Joachimsthal hat zwar der Ertrag an edlem Metall ſcheinbar abgenommen, aber es iſt der Sitz einer neuen chemiſchen Betriebſamkeit geworden, durch welche nicht bloß Silber auf naſſem Wege erobert, ſondern auch früher unbekannte oder vernachläſſigte Mineralvorkommniſſe zu nahmhaften Werthobjecten fabrikmäßig umgeſtaltet werden. Neue Fortſchritte erhalten den alten Schemnitzer Bergbau heute noch und haben ihn durch die Vermählung mit einer noch jungen Eiſeninduſtrie verjüngt; neue Eiſenwerke in Böhmen und Ungarn rivaliſiren mit den „Eiſenwurzen“ der noriſchen Alpenländer; neue Kupfererzvorkommen haben in Krain, Siebenbürgen und Böhmen begonnen die Aufmerkſamkeit der Bergbauluſtigen auf ſich zu ziehen, und ein noch vor einem Jahrhundert bei uns wenig beachtetes Mineral — die Steinkohle, hat ſeit einem Menſchenalter buchſtäblich eine neue Bewegung in den Bergbau und Erſatz für den angeblichen Verluſt gebracht, den man in der Abnahme des Edelmetallbergbaues zu beklagen pflegt. — Sonderbar! Auch der Bergbau hat ſich demokratiſirt und induſtrialiſirt! Das edle Metall tritt ſelbſt beim Verkehr in den Hintergrund und weicht ſogar dem vergänglichen, an ſich werthloſen Papier — eine Signatur des papierenen Zeitalters! — und an der Hand des Utilitarismus tritt das unſcheinbare Eiſen, die ſchmutzige Kohle Dampf- und Welt-bewegend in den Vordergrund!

Aeußerſt lehrreich iſt eine Vergleichung der Bewegung der öſterreichiſchen Bergbauproduction im Laufe des hinter uns liegenden Menſchenalters. Als Anhaltspuncte mögen die Jahre 1830 und 1860 dienen, und einige wenige Poſitionen*) aus den amtlichen Veröffentlichungen werden genügen, um die Richtigkeit des Geſagten zu beweiſen.

Die Edelmetall-Erzeugung ſtellt ſich
für das Jahr 1830 auf 4516 Mark Gold und 84,639 Mark Silber;
„ „ „ 1860 „ 5683 „ „ „ 121,148 „ „

In den dazwiſchen liegenden Jahren erſcheinen allerdings höhere Poſten bei der Goldproduction, z. B. 1833—1837 durchſchnittlich 5600 Mark, 1843—1847 ſogar 7198 Mark, und ſelbſt 1854 noch 6381 Mark, ſo daß allerdings von einem Steigen der Golderzeugung trotz der Differenz der Endjahre des Zeitraumes 1830—1860 keine Rede ſein kann.

Anders aber verhält es ſich mit der Silber-Gewinnung. Das Steigen derſelben iſt ein mehr ſtetiges und giebt in Durchſchnitts-Epochen zu fünf Jahren ſeit 1833 die runden Ziffern:**) 94,000, 98,000, 108,000, 120,000, 125,000, 118,000, 121,000, 134,000 Mark; im Ganzen liegt der Culminationspunct auch nicht im Jahre 1860. Die Steigung iſt ziemlich gering in Ungarn und ſeinen Nebenländern, welche ſich zwiſchen den Ziffern 60,000 und 75,000 bewegen; wogegen Böhmen von 19,000 Mark (1830) auf circa 40,000 Mark (1860) geſtiegen iſt. (Hauptſächlich durch die Hebung des Bergbaues in Přibram.) Die übrigen Länder nehmen nur in kleinen Mengen an der Edelmetall-Production Theil.

Die Kupfer-Production der ganzen Monarchie betrug
im Jahre 1830 . . . . . 39,365 Wiener Centner,
im Jahre 1860 . . . . . 47,022 „ „
davon entfallen im Jahre 1830:
auf die Karpathenländer . . . . 31,094 Centner,
„ „ Alpenländer . . . . . 8,271 „
Die ſudetiſch-hercyniſchen Länder hatten gar keine Kupfer-Production.

Im Jahre 1860 gaben:

---

*) Zur Abrundung werden alle Theilbeträge, z. B. die Lothe bei der Mark, die Pfunde beim Centner weggelaſſen.

**) Dieſe Durchſchnittsziffern ſind der trefflichen Ueberſicht der öſterreichiſchen Bergwerks-Production in den Jahren 1823—1854 entnommen, welche Bergbauptmann Fr. Frieſe 1855 bei Manz in Wien publicirte. Die Daten von 1830 ſtammen aus den lithographirten — damals gar nicht publicirten — amtlich ſtatiſtiſchen Tafeln. Bei den runden Zahlen ſind die Beträge unter 500 der niedrigern, die über 500 der höhern Einheit der Tauſende zugeſchlagen.

die Karpathenländer . . . 34,008 Centner Kupfer,
„ Alpenländer . . . . 12,680 „ „

und es hatte sich in der sudetisch-hercynischen Gruppe (in Böhmen) eine Kupfer-Production von 334 Centner herangebildet.

Die Blei-Production wird in den statistischen Tabellen in mehreren verschiedenen Posten als: metallisches Blei, Glätte und Bleierze aufgeführt, in deren technische Begründung hier nicht eingegangen werden kann. Es ist aber hinreichend, die Production des metallischen Bleies für sich allein in Betracht zu ziehen. Nach Friese betrug die Durchschnitts-Production (der Jahre 1828—1832 statt des Jahres 1830 genommen *) in der Monarchie . . . . . 84,397 Centner Blei,
im Jahre 1860 dagegen . . . . 125,019 „ „

An letzter Summe participiren die Alpenländer (insbesondere Kärnthen) mit mehr als 60%, die Karpathenländer mit circa 33%, die hercynisch-sudetischen mit 6%. Dagegen sind die beiden letzten Gruppen stärker in der Menge der in natura verkäuflichen Bleierze und der Glätte welche letztere mit der Silbergewinnung aus Bleierzen in ursachlichem Zusammenhange steht und daher die silberproducirenden Länder mehr trifft als die Alpen, welche meist silberfreies Blei führen.

Das Eisen, dessen volkswirthschaftliche Bedeutung gerade in der neuesten Zeit immer glänzender zur Geltung kommt, hat demgemäß auch in Oesterreich im Laufe des von uns gewählten Zeitraumes Fortschritte gemacht, welche, wenn man die kurze Periode bedenklicher Störungen durch die anomalen Einfuhr-Begünstigungen der Jahre 1856 — 1859 ausnimmt, den Charakter stetiger Zunahme zeigen. Die im Jahre 1830 auf 1,435,218 Centner geschätzte Roheisen-Production, bei welcher allerdings die Angaben aus den ungarischen Ländern, in welchen damals verläßliche Erhebungen nicht durchaus stattfinden konnten, um einiges hinter der Wahrheit zurückgeblieben sein mögen, — hat sich in 30 Jahren vervierfacht, indem sie im Jahre 1860 auf 4,934,122 Centner berechnet wurde! Diese vertheilen sich unter die drei Gebirgsgruppen derart, daß (in runden Zahlen)

die Alpenländer mit . . . . . 2,400,000 Centner,
die Karpathenländer mit . . . . 1,600,000 „
und die hercynisch-sudetischen mit . . . 1,600,000 „

betheiligt erscheinen.

Die Gußeisen-Production, bei welcher jedoch in den älteren Tabellen, nicht unterschieden ist, ob es durch Umschmelzen des Roheisens in Kupol-

*) Für 1830 gewähren die nach anderen Abtheilungen getheilten Ansätze der Bleiproducte in den statistischen Tabellen keinen passenden Anhaltspunct.

öfen, oder unmittelbar erblasenes Gußeisen betrifft, hat im entsprechenden Verhältnisse von 158,209 Ctr. im Jahre 1830 sich auf 647,216 Ctr. gehoben.

Allein dem zunehmenden Eisenverbrauche kann auch diese Summe nicht genügen und eine weitere Hebung der Eisenproduction ist eine fortdauernde Aufgabe unserer montanistischen Volkswirthschaftspflege.

In weit höherem Maße hat aber die Gewinnung fossiler Brennstoffe zugenommen, an welchen ein vor 30 Jahren kaum geahnter Reichthum aufgeschlossen worden ist, seitdem der Bedarf Aussicht auf Absatz und die Pflege wissenschaftlicher Gebirgs- und Bodenkunde die Fingerzeige zur Aufsuchung geboten haben.

Ohne vorläufig zwischen Schwarz- und Braunkohlen einen Unterschied zu machen, welcher auch nur in ihrem geologischen Bildungsalter und in ihrer Brennkraft besteht — mag angeführt werden, daß die österreichische Gesammtproduction an fossiler Kohle im Jahre 1830 nur 3,815,139 Ctr. betrug und sich bereits im Jahre 1860 auf 62,569,879 Ctr. gehoben hat; ja das Steigen dauert in so raschen Verhältnissen fort, daß die Ziffer des Jahres 1861 schon 72,600,000 Ctr. überschritt und für das Jahr 1863 die runde Zahl von 80,000,000 vielleicht schon etwas hinter der Wirklichkeit zurückbleibt!

Vertheilt nach Ländergruppen stellen sich die Mengen und der eingetretene Aufschwung folgender Art dar:

	1830:	1860:
Alpenländer . .	741,000 Ctr.	11,900,000 Ctr.
Karpathenländer .	481,000 „	10,300,000 „
Herc. sud. Länder	2,620,000 „	40,300,000 „

Das Hauptgewicht der Menge dieser Bergproduction fällt daher in die böhmisch-mährisch-schlesische Ländergruppe und ebendahin fällt auch das Moment der Qualität, indem fast $^2/_3$ der böhmisch-mährischen Erzeugung der Schwarzkohle angehört und wenig über $^1/_3$ auf die Braunkohle kommt, wogegen in den Alpenländern die Braunkohlen (allerdings theilweise so dicht, daß sie den Schwarzkohlen nahe kommen) $^9/_{10}$ und die Schwarzkohlen kaum $^1/_{10}$ der Summe bilden, in Ungarn dagegen die Braunkohlen-Erzeugung zur Schwarzkohlen-Erzeugung sich wie 5:4 verhält. — Die Steigung in den Jahren 1861 und 1862 ging am raschesten in den böhmisch-mährisch-schlesischen Revieren vor sich, dann erst folgen die Alpenländer, zuletzt die Karpathenländer, wo theils noch vorhandener Waldreichthum, geringere industrielle Entwickelung und gesetzliche Verhältnisse den Aufschwung des Kohlenbergbaues zwar nicht aufhalten, aber doch langsamer eintreten machen.

Die Geſchichte und Statiſtik des Kohlenbergbaues in Oeſterreich würde eine eigene Abhandlung erfordern; wir gehen daher, nachdem wir in den Edelmetallen, im Kupfer, Blei, Eiſen und den Kohlen die wichtigſten*) und durch das ganze Gebiet der Monarchie verbreitetſten Objecte des Bergbaues betrachtet haben, auf die übrigen Bergbaumaterialien über, deren einige nur beſonderen Localitäten eigen ſind. Am beſten zeigt deren Productenverhältniß eine kleine Tabelle für die ganze Monarchie.

Mineral.	1830	1860	Geographiſche Verbreitung.
Queckſilber	2433	4194	Hauptſächlich in Krain (Idria).
Zinn, metalliſch	1115	1165	Ausſchließlich im böhm. Erzgebirge.
Zinnerze zum Verkauf	—	4800	
Antimonium crudum	3351	1929	Oberungarn, Böhmen, Niederöſterr.
Antimonium regulus		3050	
Zink	552	23240	Bei Krakau, auch in Krain.
Zinkerze (Galmei)	8041	117003	
Schwefel	13475	31866	Galizien, Ungarn und Croatien.
Arſenik	330	1107	
Eiſenvitriol	33458	66709	Meiſt in Böhmen.
Kupfervitriol	80	1139	
Alaun	29329	32616	Böhmen, Steiermark, Ungarn.
Graphit	18066	176848	Alpenländer, Böhmen und Mähren.
Braunſtein	338	9623	Vorzüglich Böhmen.
Chromerz	—	16941	Steiermark und Banat.
Wismuth	—	1	Böhmen (Werth eines Ctrs. 324 fl.)
Wolframerz	—	100	„
Uranerz	—	100	„ (Werth 250 fl. pr. Ctr.)
Urangelb	—	27	„ (Werth 900 fl. pr. Ctr.)
Nickel und Kobaltſpeiſe	986	91	Ungarn (Dobſchau), Böhmen (Erzgebirge) Steiermark (Schladming).
Nickel und Kobalterze		5100	
Aſphalt	—	1103	Tirol, Dalmatien, Croatien u. Galizien, Ungarn (wenig).
Aſphaltſtein	—	5984	

Die vorſtehenden Ziffergruppen ſowohl der Hauptbergbauproducte als der ſummariſch zuſammengeſtellten Producte geringeren Belanges bieten ein reiches Material zu weitergehenden Studien und zeigen insbeſondere die Mannichfaltigkeit des mineraliſchen Reichthums, welcher in Oeſterreichs Bergen niedergelegt iſt. Die Zunahme der Productionsmenge, die Aufſchließung früher unbekannter oder unbenutzter Mineralvorkommniſſe (z. B. Nickel, Uran, Wolfram, Chrom) zeugen von den Fortſchritten, welche der Berg-

*) Der Werth dieſer Producte, nach dem Grubenpreiſe geſchätzt, belief ſich im Jahre 1861 auf 40,900,000, während die geſammte übrige Bergbau-Production nur circa 4,000,000 fl. Werth repräſentirt. Von erſterer Summe entfallen 5,100,000 fl. auf Edelmetalle, 3,200,000 fl. auf Kupfer, 1,500,000 fl. auf Blei, 19,400,000 fl. auf Roh- und Gußeiſen und 11,200,000 fl. auf Stein- und Braunkohlen.

bau der öſterreichiſchen Monarchie gleichmäßig mit denen der übrigen Induſtriezweige gemacht hat. Denn der Aufſchwung des Kohlenbergbaues, des Eiſenweſens, der Farb-Mineralien (Chrom, Uran u. ſ. w.), der Zinkproduction, der Kupfergewinnung ſteht in innigem Zuſammenhange mit der geſteigerten induſtriellen Thätigkeit, dem gehobenen Maſchinenweſen, der Pflege der Naturwiſſenſchaften und ihrer zunehmenden Anwendung auf die Technik und mit der Ausdehnung der durch die modernen Communicationen geförderten Beziehungen der Staaten und Völker unter einander*).

Die Entwickelung des öſterreichiſchen Bergbaues aus der Mannichfaltigkeit einheimiſcher Minerallagerſtätten und an der Hand des allgemeinen Fortſchrittes kann daher mit Recht eine naturwüchſige genannt werden, und der Anſpruch auf Pflege des Bergbaues in Oeſterreich hat ebenſowohl eine hiſtoriſche Grundlage, als eine rationelle Berechtigung!

*) Streng genommen gehörte hierher auch noch die Salzgewinnung, welche in Oeſterreich vorwiegend dem Bergbau zufällt, und in den Alpen- und Karpathenländern, auf welche zwei Gebirgsgruppen ſie beſchränkt iſt, zuſammen im Jahre 1861 3,500,000 Ctr. Steinſalz, 2,400,000 Ctr. Sudſalz und 1,300,000 Ctr. Seeſalz betragen hat, und einen Geſammtwerth von 43,790,000 fl. repräſentirt. Wegen der eigenthümlichen Monopolsſtellung der Salzgewinnung iſt aber eine Einbeziehung in den übrigen Bergbau nicht ganz leicht: daher eine beſondere Behandlung des Salinenweſens vorzuziehen.

Otto Frhr. v. Hingenau.

Oesterreichs Domänenwesen.

Vom General-Domänen-Inspector Wessely in Wien.

Man nennt Oesterreich mit vollstem Rechte einen Ackerbaustaat, denn die Bodencultur bildet jetzt und für lange Zeit den bei weitem wichtigsten Zweig seiner Volkswirthschaft.

In unserer Bodencultur ragen die Domänen hoch hervor. Man versteht darunter nicht wie anderwärts bloß die Ländereien des Staates, sondern vielmehr die großen Landgüter überhaupt. Diese bilden weit überwiegend das Patrimonium unseres hohen Adels und begründeten in den meisten Ländern des Kaiserstaates bis vor kurzem dessen Herrschaft oder Dominium über die bäuerliche Bevölkerung, welcher man auch die Benennungen dieser Besitze entnahm, die man bis 1848 gewöhnlich „Herrschaften", nunmehr aber „Domänen" heißt. Um die Erinnerung an die einstige Hörigkeit zu vermeiden, gebraucht man für „Domänen" auch gerne den Ausdruck „Großgrundbesitz."

Die österreichischen Domänen unterscheiden sich sehr wesentlich von den großen Privat-Gütern Englands und Italiens, und zwar nicht nur darum, weil mit ihrem Besitze in mehreren Ländern noch immer verschiedene, von der früheren Hoheit des Dynasten herrührende Regalrechte*) verbunden sind, sondern noch mehr dadurch, daß sie nicht wie dort in einer Summe von einzelnen Bauern- oder Pachthöfen, sondern vielmehr in massenhaften Bodenflächen erscheinen, welche den Ackerbau in großen Dimensionen zulassen und fast überall vorwaltend aus großen Forsten bestehen.

Der größte Domänenbesitzer ist hier allerdings der Staat, denn er nennt 1,050,000 Joch Feld und 4,000,000 Joch Wald sein Eigen. Aber

*) In Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und Slavonien das Schank-, das Brau-, das Mühl-, das Jagd-, das Fisch- und das Marktrecht; in Mähren, Böhmen, Schlesien und Galizien das Propinationsrecht.

auch die Ariſtokratie beſitzt immenſe Güter, und zuſammen vielfach mehr, als der Staat. Vom Reichthume der öſterreichiſchen Gütercavaliere kann man ſich einen Begriff machen, wenn ich erwähne, daß z. B. Fürſt Eſterhazy 35 Domänen mit 250,000 Joch Feld und 600,000 Joch Wald beſitzt, welche ihm eine Rente von 2 Millionen Gulden abwerfen; daß die Güter Fürſt Johann Liechtenſtein's aus 80,000 Joch Feld und 200,000 Joch Wald beſtehen und 1½ Million Reinertrag geben.

In der großen Forſtwirthſchaft und im ausgedehnten, zuſammenhängenden Feldbeſitze liegt alſo das Weſen der öſterreichiſchen Domänen.

Bis zum Jahre 1848 war dies aber nicht ſo. Denn damals beſtand noch in faſt allen Ländern Oeſterreichs das Dominium des Grundadels. Die Gutsherrlichkeit berechtigte und verpflichtete den Grundherrn, als ſolcher oder Namens des Kaiſers und Königs im Gebiete ſeiner Domäne Recht zu ſprechen und die politiſche Verwaltung zu führen. Sie gewährte ihm überdies eine große Zahl von Rechten über den bäuerlichen Beſitz und über die Perſon ſeiner Unterthanen, worunter die weit hervorragendſten der Zehent von den bäuerlichen Feldfrüchten und die Frohnarbeit (Robot) der Gutsangehörigen waren.

Dies drückte der damaligen Domänenwirthſchaft einen ganz eigenen Stempel auf.

Die große Menge Arbeitskraft, welche die Robot zur Verfügung ſtellte, ließ ſich vielenorts kaum anders verwerthen, als zum Eigenbau des gutsherrlichen Feldſtandes, oder ſie erleichterte dieſen wenigſtens und lud zu ihm ein. Auch der Zehent trug zum Feldbau in eigener Regie bei, denn um den Zehent einzuheimſen, in verkäufliche Waare umzuwandeln und vortheilhaft an Mann zu bringen, bedurfte es einer Menge von Perſonal und Anſtalten, welche gleichzeitig für den eigenen Feldbau verwendet werden konnten.

So war das gutsherrliche Verhältniß dem Eigenfeldbaue der Domänen ſehr günſtig, und er wurde dieſerwegen auch in großer Ausdehnung betrieben.

Die Gerichtsbarkeit und die politiſche Verwaltung waren Angelegenheiten von großer Bedeutung, und erforderten eine anſehnliche, adminiſtrativ ausgebildete Beamtenſchaft, welcher man eine bedeutende Stellung und ein ſehr gutes Einkommen anweiſen mußte.

Der Herrſchaftsbeſitzer bedurfte alſo bis 1848 auf ſeinen Gütern dreierlei Gattungen von Angeſtellten. Zuvörderſt Adminiſtrationsbeamte für die Gerichtspflege und die politiſche Verwaltung, kurz, für die Beſorgung deſſen, was man nach unſerer heutigen Terminologie den übertragenen ſtaatlichen Wirkungskreis nennen würde; dann Forſtleute für die Technik des Waldbetriebes; endlich Landwirthe für die Beſorgung des Feldbaues und der damit verwandten Geſchäfte.

In jener Zeit war es bereits möglich, ſich für die Adminiſtration ziemlich gut auszubilden. Die juridiſchen Facultäten unſerer uralten Hochſchulen, eine reiche Literatur über das öſterreichiſche Recht und die verſchiedenen Zweige der politiſchen Verwaltung, ſowie die vervollkommte Praxis jahrhundertalter Adminiſtration boten die Mittel dazu.

Für die Technik des Forſtweſens, wie der Landwirthſchaft hingegen waren die Bildungsmittel noch neu und dieſerwegen ſehr unvollkommen.

Ackerbau- und Forſtſchulen waren erſt ſeit wenigen Jahrzehnden entſtanden. Ihrer waren ſelbſt noch im Jahre 1848 ſo wenige, daß nur der geringſte Theil der für den Feld- und Forſtdienſt nöthigen Angeſtellten auf ihnen gebildet werden konnte. Ueberdies war der Unterricht, welchen dieſe Inſtitute gaben, wenig vollkommen, beſchränkte ſich auf die bloße Technik im engſten Sinne des Wortes und ließ die adminiſtrativen Richtungen des großen Güterweſens ganz außer Acht.

Hochüberwiegend konnten ſich alſo die Techniker der Forſt- und Landwirthſchaft ihre fachliche Ausbildung nur im Wege der Empirie erwerben, und ſtanden im adminiſtrativen Wiſſen und Können ſelten auf hoher Stufe.

Unter ſolchen Umſtänden war es ganz natürlich, daß von den oberwähnten drei Gattungen Angeſtellter die Adminiſtrationsbeamten im allgemeinen ſtets die Gebildeteren waren.

Die Specialität ihrer Bildung eignete ſie dann auch zur Verwaltung der übrigen grundherrlichen Rechte des Herrſchaftsbeſitzers und zur Vertretung der Domänen nach Außen. Was Wunder alſo, daß die Güterbeſitzer, da ſie doch kaum umhin konnten, alle Verwaltungszweige einer Domäne und die einzelnen Domänen ſelbſt wieder zu einem Ganzen zuſammenzufaſſen, den Adminiſtrationsbeamten die höheren Stellungen und insbeſondere ſtets jene des Herrſchaftsverwalters und des Güterdirectors gewährten; daß die Techniker des Feld- und Waldbaues nur in den unteren Stellen des localen Betriebes blieben; daß die adminiſtrativ gebildeten Beamten ſich durch ihre Dienſtpraxis zwar einige empiriſche Kenntniſſe von der Bodencultur, dagegen die Forſt- und Landwirthe nur ſehr wenige von der Adminiſtration erwarben, letzteres, weil ſie eben von der Adminiſtration ausgeſchloſſen waren.

Das denkwürdige Jahr 1848 fand alſo das große Güterweſen Oeſterreichs in folgender Verfaſſung.

Die Forſte wurden vermöge ihrer Natur faſt durchaus in der Eigenregie bewirthſchaftet, und ihr Betrieb befand ſich in den Händen von meiſt handwerksmäßig herangebildeten Technikern, welche jedoch den Vorzug genoſſen, von Jugend an und für die ganze Lebenszeit ihrem Fache anzugehören und dieſerwegen zu einem hohen Grad von empiriſcher Ausbildung zu gelangen.

Das Feld befand ſich wenigſtens guten Theils im Eigenbau des Grundherrn. Dieſer letztere wurde zwar auch nur von Empirikern betrieben, aber dies waren nicht immer Leute, welche ihr ganzes Leben dieſem Berufe widmeten, ſondern nur vorübergehend beim Landwirthſchaftsbetriebe zubrachten, um dann in beſſere adminiſtrative Stellungen einzurücken.

Alle höheren Stellen, namentlich jene des Herrſchaftsverwalters, der Inſpectoren, Directionsräthe und Güterdirectoren waren in der Regel mit Männern beſetzt, welche nur in adminiſtrativer Beziehung gehörig, dagegen in der Technik der Bodencultur und des großen Güterweſens nur mangelhaft und oberflächlich gebildet waren.

In letzterer Beziehung beſtand nur rückſichtlich des Forſtweſens häufig eine halbe Ausnahme. Selbes war nämlich viel zu ſpeciell techniſch und bereits zu weit vorgeſchritten, als daß die bloßen Adminiſtratoren es gewagt hätten, es ohne weiteres zu lenken. Es ſtanden ihnen ſomit Forſtleute, und zwar dem Herrſchaftsverwalter der ſogenannte Oberförſter oder Waldbereiter, dem Wirthſchaftsrathe der Forſtmeiſter oder Forſtinſpector und dem Güterdirector der Forſtrath zur Seite, um ihre mangelnde techniſche Einſicht zu erſetzen. Dieſe Erſatzmänner blieben aber immer nur techniſche Rathgeber ohne eigentliche Vollzugsmacht, ſo daß die ganze Verfügungsgewalt doch nur in der Hand der bloßen Adminiſtrativleute vereint blieb.

Wollen wir nun den Einfluß beleuchten, welchen dieſer Stand der Dinge auf die Güte der Wirthſchaft und den Ertrag ausübte, welchen die Domänen ſowohl ihren Beſitzern, als der Volkswirthſchaft abwarfen.

Weil die Forſte den Vorzug genoſſen, von Leuten bewirthſchaftet zu werden, welche ſich dieſes Gewerbe zum Lebensberufe gewählt hatten, ſo machte deren Betrieb anſehnliche Fortſchritte und erſtieg eine achtungswerthe Höhe. — Weil jedoch die Hauptverfügungsmacht doch nicht in den Händen der Sachverſtändigen lag, weil dann zweitens das forſtliche Handwerk von der Wiſſenſchaft noch nicht gehörig geläutert und vervollkommt war, ſo erlangte die Waldwirthſchaft doch nicht jenen Grad von Vollendung, welcher dem natürlichen Werthe der Forſtproducte und dem allgemeinen Culturſtande angemeſſen geweſen wäre. — Demungeachtet verbreiteten aber die Forſte viel Segen in der Volkswirthſchaft, und hauptſächlich waren ſie es, welche den Reinertrag der großen Güter zu Stande brachten. Nur war das in den Güterrechnungen faſt nie erſichtlich, denn, ſei es aus Ungeſchick, ſei es weil man damit die Unfruchtbarkeit der gutsherrlichen Feldwirthſchaft maskiren wollte, kurz die Forſte wurden nie für ſich, ſondern immer nur zuſammen mit den übrigen Betriebszweigen verrechnet, und ſo erſchien dasjenige als Gutsertrag überhaupt, was weit überwiegend bloß Forſtrente war.

Der landwirthſchaftliche Eigenbetrieb der Domänen war in weit weniger guter, ja öfter in recht ſchlimmer Lage. Denn, wie ſchon oben geſagt, war er vorzugsweiſe Leuten anheimgegeben, welche nicht genug Landwirthe waren, um durchaus glückliche Reſultate zu erzielen. Die Unergiebigkeit des feldwirthſchaftlichen Selbſtbetriebes blieb jedoch meiſtens verlarvt; ſei es, weil für ihn koſtenloſe und nicht gehörig veranſchlagte Robot verwendet wurde, ſei es, weil der Feldertrag nicht beſonders, ſondern nur der allgemeine Gutsertrag ausgeworfen wurde, zu welchem die Forſte und die herrſchaftlichen Rechte die Hauptquoten und ſo reiche Beiträge lieferten, daß die Einbuße oder der ungenügende Ertrag des Feldes leicht verdeckt werden konnte.

Hiermit will ich keineswegs geſagt haben, daß die herrſchaftliche Feldwirthſchaft nicht zuweilen ſehr gut geweſen ſei, und noch weniger, daß ſie nicht der Volkswirthſchaft oft trefflich genützt habe. Im Gegentheil muß ich in letzterer Beziehung ausdrücklich hervorheben, daß die bedeutenden Fortſchritte, welche unſere bäuerliche Landwirthſchaft in letzterer Zeit und namentlich in den Weſtländern des Kaiſerſtaates gemacht hat, hauptſächlich den Verſuchen und guten Beiſpielen zu verdanken ſind, welche die Güterbeſitzer dem Bauer auf ihren eigenen Feldern oft mit den größten Opfern hinſtellten. Aber im allgemeinen war es ſo, wie ich oben bemerkte, und insbeſondere kann nicht beſtritten werden, daß die reine Feldrente der Domänen im großen Durchſchnitt eine ſehr ungenügende war *).

Im allgemeinen traf alſo das Jahr 1848 die Domänen-Wirthſchaft in einer ungenügenden Verfaſſung. Weniger zwar die Waldwirthſchaft; die Feldwirthſchaft jedoch entſchieden und ſo ſehr, daß nur die Forſte und die herrſchaftlichen Rechte (Zehent, Robot ꝛc.) im Stande waren, den Domänen gleichwohl einen noch annehmbaren Ertrag zu ſichern.

Dieſe ungenügenden Erträge waren nicht nur für die Grundherren von Nachtheil, ſondern ſie waren dies ingleichen auch für die Volkswirthſchaft; denn es iſt ja bekannt, daß Betriebe, welche ſich ihren Herren nicht genügend rentiren, in der Regel auch für die Nationalwirthſchaft nicht gehörig nützlich ſind.

Worin lag nun der Urgrund dieſer ſchlechten Domänenrenten?

Er kam erſtlich von der mangelhaften Fachbildung der Domänenbeamten, welche hauptſächlich wieder in der völligen Unzulänglichkeit der vaterländiſchen forſt- und landwirthſchaftlichen Schulen, wie der bezüglichen Wiſſenſchaft fußte.

---

*) Es würde mir gar nicht ſchwer fallen, eine gute Zahl von Beiſpielen anzuführen, wo dieſe Rente bei richtiger Rechnung Null war oder gar nur ein Ertragsausfall beſtand, was doch unſtreitig als eine wahre Anomalie bezeichnet werden muß.

Und zweitens lag er in der großen Anomalie, daß faſt ſämmtliche höheren Stellen der Domänen-Verwaltungen Männern anvertraut waren, welche zwar meiſtens gute allgemeine Bildung beſaßen und gar oft viel perſönliche Vorzüge damit vereinigten, denen jedoch das Haupterforderniß für ausgezeichnete Leiſtungen in dieſem Fache, nämlich die gründlichen Studien und Kenntniſſe eben dieſes Faches, abgingen.

So brach die Revolution von 1848 herein. Sie ſtürzte gar manche mittelalterliche Einrichtung, darunter vor allem die bäuerliche Gutsunterthänigkeit. Die herrſchaftlichen Rechte wurden bis auf einige unbedeutende Reſte in der Hauptſache (durch die ſogenannte Grundentlaſtung) gegen Entſchädigung, im übrigen ohne weiteres aufgehoben.

Der Dynaſt hatte von nun an nicht mehr Recht zu ſprechen, noch die Polizei zu üben, noch den Bauer zu vertreten; er verlor den Zehent, die Robot und faſt alle andern herrſchaftlichen Rechte; kurz er trat ſo ziemlich in die Reihe der übrigen Grundbeſitzer zurück und hatte vor dem Bauer ſofort nur mehr die Größe und den Reichthum des Beſitzes, die höhere Intelligenz und das adelige Bewußtſein, wie die adelige Geltung voraus.

Auf dieſe Weiſe wurden die großen Güter ganz auf ihre eigenen Füße geſtellt. Der Gütercavalier hatte ſofort keine andere Aufgabe mehr, als ſeinen Forſt und ſein Feld zu bewirthſchaften; aus dieſem allein konnte von nun an der Ertrag ſeiner Domäne fließen; jede Nebenerwerbsquelle, ſowie alle der Land- und Forſtwirthſchaft fremden Aufgaben und Ausgaben fielen mit Einemmale weg.

Dieſer gänzliche Umſchwung der Verhältniſſe hatte auch eine gewaltige Wirkung auf unſer Domänenweſen; er erſchütterte es in ſeinen Grundveſten und rief Umgeſtaltungen darin hervor, welche noch keineswegs zum Abſchluſſe gelangt ſind, und die deſſen Phyſiognomie völlig verändern werden. Fünf Erſcheinungen ſind es, welche ſich in dieſer Beziehung in den Vordergrund drängen.

Der Wegfall aller herrſchaftlichen Rechte überzeugte zuvörderſt die Güterbeſitzer, daß die Rente ihrer Domänen ſofort nur mehr vom Ertrage ihrer Forſte und Felder abhänge, daß alſo dem Betriebe der Forſtwirthſchaft wie der Feldbenutzung alle Sorgfalt zu widmen ſei, ſomit alles gethan werden müſſe, um dieſen Betrieb zu heben.

Der Wegfall der Patrimonialgerichtsbarkeit und des ganzen Dominiums, das Aufhören von Zehent und Robot, welch' letzteres den Feldbetrieb in neue Bahnen drängt, veränderten zweitens die Objecte der Domänenverwaltung ſo gründlich, daß die Nothwendigkeit hervortrat, den Domänendienſt gänzlich umzugeſtalten.

Drittens muß nach dem Wegfalle der Robot das gutsherrliche Feld mit eigener Kraft und auf eigene Kosten bebaut, oder der Eigenbau ganz aufgegeben werden. Dies zwingt entweder zu vollkommen rationellem Selbstbetriebe, oder zu vortheilhafter Ueberlassung des Feldes an Andere.

Die politischen und socialen Erschütterungen der neuesten Zeit machten unserm Adel viertens begreiflich, daß er nur in seinen Gütern und in der Hingabe an die Thätigkeit des Volkes seinen rechten Halt finden könne. Dazu kam der Zug der Geister nach Erwerb, und so schlug unsere Güter-Aristokratie einen Weg ein, welchen sie — einzelne ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet — zu ihrem eigenen und des Vaterlandes Schaden seit langer Zeit verlassen hatte, d. i. sie fing wieder an, sich selber mit ihren Gütern zu befassen.

Mit dem Abgange aller für den öffentlichen Wirkungskreis angestellten Patrimonialbeamten und mit dem eifrigen Streben der Grundherren nach Verbesserung ihres Güterstandes und ihrer Wirthschaft, fiel fünftens das enorme Uebergewicht hinweg, welches die bloß administrativ gebildeten Beamten bisher behaupteten, und es traten statt dessen die Techniker aus dem Hintergrunde hervor, um sofort auch die vorderen Reihen des Schauplatzes einzunehmen.

Wollen wir nun diese in ihren Hauptzügen angedeuteten Erscheinungen und ihre Consequenzen etwas näher beleuchten, und die Zielpuncte aufsuchen, zu welchen sie über kurz oder lang führen müssen.

Ich glaube, daß derlei Untersuchungen sehr nützlich seien, denn nur der vollkommen klare Blick in das was ist und werden kann und werden soll, bewahrt vor beklagenswerthen Fehlgriffen und giebt uns die Fähigkeit, aus der Revolution, in welcher unser Domänenwesen begriffen ist, ungeschädigt und mit verjüngter Kraft hervorzugehen.

Der Forstbetrieb ist durch den Umschwung der Dinge verhältnißmäßig am wenigsten berührt worden.

Schon früher, wenigstens in der praktischen Ausübung sachverständigen Händen anvertraut, konnte er mit der Zeit einigermaßen Schritt halten. Er hat also keinen plötzlichen großen Sprung zu machen, sondern nur etwas rüstiger als bisher fortzuschreiten.

Der Wald kann, namentlich im Gebirge (wegen der Bringungsanstalten) mit Vortheil nur im Großen betrieben werden. Er eignet sich dieserwegen vorzugsweise für den großen Güterbesitz. — Die Ausnutzung der Forste verlangt einen verhältnißmäßig nur sehr geringen Arbeitsaufwand,

und Waldstand und Waldrente lassen sich erfahrungsmäßig nur dadurch auf die rechte Höhe bringen und erhalten, wenn die Aufarbeitung der Hauptproducte in der eigenen Regie des Herrn statthat.

Aus dem folgt, daß die Forste auch fortan das Hauptobject der Domänen bleiben, und daß ihre Ausnutzung auch fürderhin in der Regie des Herrn statthaben wird. — Ja weil ein Theil der großen Forste Oesterreichs noch auf einer geringeren Culturstufe steht, und unter anderem auch das die höhere Culturstufe mitunterscheidet, daß auf dieser der Waldbesitzer die Erzeugung der Hauptforstwaaren an sich nimmt, so können wir mit Bestimmtheit sagen, daß in den großen Forsten der Selbstbetrieb der Waarenerzeugung immer größere Ausdehnung gewinnen wird.

Dagegen läßt sich voraussehen, daß sich die Forstherren immer mehr der forstlichen Nebengewerbe, d. i. der weiteren Verarbeitung der Rohproducte, z. B. der Schnittwaaren-, Zeugholz-Erzeugung, Pechsiederei ꝛc., ja sogar der Holzverkohlung entäußern werden, sofern letztere nicht im Walde selbst betrieben werden muß. Denn weil diese Nebengewerbe einen großen Arbeitsaufwand und eine bereits verwickelte Geschäftsführung fordern, so werden sie mit Vortheil selbständigen Unternehmern überantwortet, sobald sich solche nur auch vorfinden.

Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit eines entsprechenden Waldstandes für die Landeswohlfahrt, und die Thatsache, daß der Zustand gar mancher Wälder dieser Wichtigkeit durchaus nicht entspricht, haben die Regierung vermocht, die privative Waldwirthschaft in Bevormundung zu nehmen. Letzterhand sollte dies durch das Forstgesetz von 1852 geschehen, welches für die Forste positive Wirthschaftsvorschriften aufstellt und den privativen Waldbetrieb unter die Aufsicht der staatlichen Executivgewalt stellt. — Diese Bevormundung ist nicht ohne Zustimmung des Publicums auf die Bahn gebracht worden, im Gegentheile hat die Regierung damit nur einem mehrseitigen Verlangen desselben nachgegeben.

Die Ansichten über diesen Gegenstand fangen sich jedoch bereits zu klären an. Man hat die Ursachen des schlechten Zustandes vieler Wälder untersucht, und gefunden, daß sie ganz wo anders liegen, als in der Wirthschaftsfreiheit. — Hier sind es die Forste der Landgemeinden, welche darniederliegen, weil sie nicht als Gemeindevermögen verwaltet, sondern als Gemeingegut der allgemeinen Ausbeutung preisgegeben sind; wo anders die Einforstungs- und die den fremden Montanwerken reservirten Forste, weil hier die Eigenthümer bloß die Pflicht der Erhaltung, den Nutzen hingegen die Fremden haben; noch wo anders wieder die auf langjährige Abstattung verpachteten, sowie die den Salinen und Montanwerken einverleibten Wälder, weil sie nicht selbständig als Ertragsobjecte bewirthschaftet werden;

kurz man hat gefunden, daß nicht die Freiheit, ſondern vielmehr gerade die Unfreiheit gewiſſer Kategorien des Forſteigenthumes es iſt, welche dieſes in beklagenswerthe Zuſtände gebracht hat. Dagegen beherzigt man, daß die Domänenforſte der hochcultivirten Flachländer im Nordweſten des Kaiſerſtaates, welche ſich bisher thatſächlich einer nahezu vollen Freiheit der Wirthſchaft erfreuten, ſich in ausgezeichnetem, alle billigen Wünſche befriedigenden Zuſtande befinden.

Und ſo iſt die öffentliche Stimmung, unterſtützt vom wohlberechtigten Proteſte der großen Güterbeſitzer, im Begriffe, ſich zum Beſſeren, d. i. zur Abſchaffung aller Bevormundung der privativen Waldwirthſchaft zu wenden.

Es iſt gar nicht zu bezweifeln, daß die geläuterte öffentliche Meinung nunmehr bald zum Durchbruche kommen und der privativen Forſtwirthſchaft jede hemmende geſetzliche Feſſel abgenommen werden wird. Ebenſo iſt klar, daß die bereits in vollem Gange befindliche Ablöſung der Forſtſervituten dieſe beklagenswerthe und culturfeindlichſte aller Eigenthumsverſtümmelungen immer raſcher beſeitigen, kurz, daß das Forſteigenthum immer ſchneller jener Freiheit zueilen wird, welche auch hier eine der Grundbedingungen gedeihlicher Entwickelung iſt.

Die nicht ſachverſtändigen Adminiſtrativbeamten, welche vor kurzem faſt ausnahmslos alle höheren Stellungen des Domänenweſens einnahmen, brachten zur Rechtfertigung ihrer eigenen Exiſtenz den widerſinnigen Glaubensartikel in Umlauf: „Man brauche kein Forſt- oder Landwirth zu ſein, um Wald- oder Feldwirthſchaft gut verwalten oder dirigiren zu können.“ Das Widerſinnige dieſes Satzes, der beiläufig ebenſo klingt, als wie jener: „man brauche kein Bäcker zu ſein, um gutes Brod zu backen, oder es bedarf keines Soldaten, um eine Armee zu commandiren, oder keines Muſikers, um ein Orcheſter zu dirigiren,“ — das Paradoxe dieſes Satzes iſt bereits einem großen Theile der Gütercavaliere klar geworden, und es wird kaum lange dauern, ſo wird er allenthalben der beſſeren Ueberzeugung weichen.

In der That hängt die Vervollkommnung des Domänenweſens und die Steigerung des Ertrages der großen Güter vor allem davon ab, daß man die tüchtigen Fachmänner, deren Unentbehrlichkeit bisher nur für den ausübenden Dienſt zugegeben wurde, auch zu den höchſten Stellen beruft. Denn die gründliche Sachkenntniß muß zuvörderſt und unbedingt an der Spitze ſtehen, ſoll ſie mit vollem Erfolge wirken können. Damit dies aber auch geſchehen könne, müſſen Wiſſenſchaft und Jugendbildung dieſes Berufes weſentlich vervollſtändigt und in eine etwas andere Richtung gelenkt werden. Beide dürfen nicht auf die bloße Technik des Wald- und Landbaues beſchränkt bleiben, ſondern müſſen mit gleicher Sorgfalt auch die ab-

miniſtrativen Disciplinen umfaſſen; von welch' wichtigem Gegenſtande ich noch weiter unten ſprechen werde.

Das Aufhören der Robot hat für den Feldbau des domanialen Grundbeſitzes ganz andere Bedingungen hergeſtellt. Der Gutsherr mußte ſofort ſeine Ländereien mit eigener vollbezahlter Arbeitskraft betreiben. Die Beiſchaffung dieſer Arbeitskraft machte faſt immer große Schwierigkeiten, und die volle Bezahlung ſtellte die bisher verlarvte Rentirlichkeit oder Unrentirlichkeit des Betriebes bald in's klare. Beides drängte einerſeits ſehr gebieteriſch zu wahrhaft rationellem Betriebe, andererſeits zum Gebrauche von Maſchinen und dritterſeits zur Bevorzugung der wirklichen Landwirthe gegen die bloß ſtümpernden Afteragronomen. — Denn der mit dem Feldbau verbundene Arbeitsaufwand iſt gegenüber dem Reinertrage ſo groß, daß die Stümperei ſich hier ſogleich durch das Sinken des letzteren kund giebt und gar leicht zur kläglichſten aller wirthſchaftlichen Errungenſchaften, nämlich zur Verwandlung der Grundrente in eine Paſſivität führen kann.

Der große Regiefeldbau brachte unter ſo ſtrammen Verhältniſſen auch eine äußerſt wichtige Thatſache zum allgemeinen Bewußtſein, welche bisher zwar dem denkenden Domänenwirth, nicht aber dem großen Publicum bekannt war, nämlich, daß ſich eine große Verwaltung mit ihrem unvermeidlichen complicirten Organismus von drei Inſtanzen*), eine Verwaltung, welche nothwendigerweiſe die Verfügungsmacht unter mehrere Organe vertheilen muß, nur wenig für einen Betrieb eigne, welcher mit großem Arbeitsaufwand und gar ſo vielem, rein an Ort, Zeit und Umſtände gebundenem Detail verknüpft iſt. Der domaniale Feldbau mußte da insbeſondere gegen jenen des ſelbſtarbeitenden kleineren Landwirthes zurückſtehen, bei welchem die Verfügungsmacht in einer einzigen Hand beiſammen iſt, bei dem das eigene materielle Intereſſe viel mächtiger ſpornt, wie das bloße Pflichtgefühl des Angeſtellten, bei welchem endlich auch die Adminiſtrationsauslagen der großen Verwaltung ganz wegfallen.

Die Würdigung dieſes Verhältniſſes hatte zur nächſten Folge, daß man den Organismus der Domänenverwaltungen zu vereinfachen trachtete, und den Localverwaltern einen freieren Wirkungskreis einräumte; daß man

---

*) Damit auch außeröſterreichiſche Leſer ſich einen Begriff von der Größe vieler unſerer Güterverwaltungen machen können, führe ich an, daß z. B. die Fürſt Johann Liechtenſtein'ſche aus einer Güterdirection mit 6 Abtheilungen, einem Rechnungshofe, 8 Inſpectoren, 26 Forſtämtern und 29 Gutsverwaltungen und einem Perſonalſtande von 490 Beamten und 745 niederen Angeſtellten, ausſchließlich der Arbeiter beſteht.

dann das persönlich materielle Interesse der Beamten durch die Gewährung von Ertragsantheilen mit den Erfolgen ihrer Wirthschaft enger verknüpfte.

Wenn auch diese Maßregeln ihre gute Wirkung nicht verfehlen, so zeigt sich doch immer deutlicher, daß die Landwirthschaft vermöge ihrer unabänderlichen Natur im Betriebe einer großen Verwaltung im allgemeinen lange nicht die dankbaren Resultate des kleinen, vom selbstarbeitenden Herrn besorgten Maierhofes geben könne. — Dies führt von selbst auf die Verpachtung, für welche auch die Fremde, und namentlich England und Italien die einladendsten Beispiele aufstellt.

Wirklich ist man jetzt schon ziemlich allgemein überzeugt, daß die Güterbesitzer am besten für ihre Gutsrenten, wie für die Förderung des landwirthschaftlichen Betriebes und damit für die Hebung des Nationalwohlstandes sorgen, wenn sie ihren Feldbesitz in der Hauptsache nicht selbst bebauen, sondern vielmehr zweckmäßig verpachten.

Verpachtung ist also mit Recht das neueste Losungswort unseres Domänenwesens. Verpachten, und zwar zweckmäßig verpachten.

In dem Zweckmäßig liegt aber vor der Hand die Schwierigkeit. Denn in dieser Beziehung mangeln bei uns Erfahrung, Geschick und Capital, vor allem aber die Pächter.

Es wäre nutzlos, in dieser Beziehung andere Länder, in welchen das Pachtwesen sich durch Jahrhunderte zu einer gewissen Vollkommenheit herausgebildet hat, einfach copiren zu wollen, denn Zustände lassen sich nicht copiren, und eigene Berufsclassen des Volkes lassen sich nicht über Nacht schaffen. Ueberdies haben auch Land und Leute bei uns ihre Eigenthümlichkeiten und fördern und erzeugen daher auch andere Pachtverhältnisse.

Das wesentlichste Erforderniß für zweckmäßige Verpachtung, nämlich ein wohlgeeigneter Pächterstand, fehlt, wie gesagt, in Oesterreich, mit Ausnahme Venetiens, so zu sagen gänzlich.

Diese Berufsclasse konnte bisher nicht zu Stande kommen, weil eben noch nie verpachtet worden ist. Ein entsprechender Pächterstand kann aber auch nur im Laufe der Zeit herangebildet werden, denn es bedarf Jahrzehende, bis sich eine genügende Zahl Leute einem neuen Berufe zuwendet, für diesen die nöthigen Bildungs- und Verkehrsmittel geschaffen, das neue Verhältniß geordnet und die Leute sich in selbes so hineingelebt haben, daß sie ganz und gar für die neue Sphäre taugen.

Man meint mit Recht, daß die jetzigen Domänenbeamten das erste Contingent für einen gebildeten Pächterstand liefern könnten. Hiezu fehlt ihnen aber fast immer das nöthige Capital, und gewönnen sie es auch, so wäre dann doch nur für einen ersten Anfang gesorgt.

Das zweite Erforderniß für allgemeine Verbreitung der Güterverpachtung ſind feſte, von der Erfahrung geläuterte und beſtätigte Ueberzeugungen über die zweckmäßigſten Pachtſyſteme.

Die zuſagendſten Verpachtungsweiſen ſind in unſerem Vaterlande dermalen noch eine ungelöste Frage. Auch dieſes gewichtige Problem wird ſich nur ſchrittweiſe löſen laſſen, denn erſt die Erfahrung kann die hierüber auftauchenden Ideen erproben und treffende Fingerzeige an die Hand geben; und wie das gut oder ſchlecht Beſtehende ſtets auch ſeinen Einfluß auf dasjenige nimmt, was zunächſt als paſſend betrachtet werden muß, ſo werden auch die zuvörderſt in wirkliches Leben tretenden Verpachtungsweiſen dem Gange dieſer Angelegenheit mehr oder weniger Richtung geben.

Bisher ſind unſere geringen Erfahrungen im Güterverpachte mehr negativer als poſitiver Natur.

Wir wiſſen nämlich, daß die kurzjährige Parcellenverpachtung an kleinere Leute dem Grundherrn zwar eine gute Rente giebt, öfter jedoch zur Ausſaugung der Gründe führt, und den Wohlſtand dieſer Leute wie die Volkswirthſchaft wenig hebt. — Wir wiſſen ferner, daß mit der Verpachtung großer Strecken oder gar ganzer Domänen, d. i. mit dem ſogenannten Generalverpachte, der rechte Zweck nicht erreicht, ſondern meiſt nur bloßen Speculanten das Mittel geboten wird, ſich einerſeits auf Koſten des Güterbeſitzers, andererſeits zum Nachtheile der eigentlichen Bebauer zu bereichern.

So viel ſehen wir denn auch klar ein, daß jene Verpachtungsweiſe in jeder Beziehung die beſten Reſultate geben wird, bei welcher der große Feldbeſitz auf lange Zeit in Geſtalt einzelner Wirthſchaften abgelaſſen wird, welche gerade groß genug ſind, damit ſie einen intelligenten Landwirth voll beſchäftigen.

Auf vielen Gütern, namentlich in den Nordweſtländern Oeſterreichs iſt zwar das gutsherrliche Feldland ſchon ſo abgetheilt; es beſtehen die ſogenannten Maierhöfe — anderwärts und namentlich in den vielverſprechenden Oſtländern iſt dies jedoch nur ausnahmsweiſe der Fall.

Die Abtheilung, Errichtung und Einrichtung der Pachthöfe iſt alſo vielenorts eine weitere Grundbedingung zuſagenden Verpachtes. Da ſie eine Capitalsanlage mit ſich bringt, ſo kann ſie doch wohl nur auf Koſten des Grundherrn geſchehen. Dieſer bedarf hiezu billigen Capitales. Dieſes war ihm jedoch bisher unzugängig, daher denn in allen Ländern ein Drängen der großen Grundbeſitzer nach Bodencreditanſtalten, welche auch in jeder andern Beziehung für den Aufſchwung unſeres Domänenweſens nothwendig ſind, indem faſt jede Verbeſſerung der Bodencultur eine Capitalsverwendung bedingt, und die in dieſem Bereiche noch ſo zweckmäßig angelegten Gelder doch nie ſo viel Zins abwerfen können, als man zahlen müßte, ſofern nicht durch geeignete Hypothekenbanken billigeres Capital herbeigeſchafft würde.

Mit dem wenigen, was ich hier sagte, habe ich genügend gezeigt, daß die Verpachtung der domanialen Feldgüter nur sehr allmälich stattfinden könne.

In der Zwischenzeit wird es sich darum handeln, diese Güter noch in der bisherigen Weise zu benutzen. Wir werden also noch für längere Zeit auch gründlicher Agronomen für den Domänendienst bedürfen, deren Heranbildung von den landwirthschaftlichen Schulen gefordert werden muß.

Als Schlußwort für die Besprechung der domanialen Feldbenutzung will ich nur noch erwähnen, daß die nämlichen Ursachen, welche den Regiefeldbau des großen Grundherrn minder vortheilhaft erscheinen lassen, noch gebieterischer fordern, den Betrieb der landwirthschaftlichen Nebengewerbe, deren Einrichtung gar oft vom Grundherrn zur Hebung seines Gutsertrages unternommen werden muß, fremder Unternehmung auf eigene Rechnung zu überlassen; oder aber, sofern dies aus Mangel an geeigneten Pächtern oder Unternehmern nicht geschehen kann, die bezüglichen Betriebe unter tüchtige, von der Verwaltung der eigentlichen Bodenculturzweige thunlichst unabhängige Beamte zu stellen, und deren Eifer durch Gewährung ansehnlicher Reinertragsprocente sicherzustellen.

Während früher die großen Güterbesitzer sich zu ihrem eigenen Schaden nur sehr ausnahmsweise mit der Leitung ihres Güterwesens befaßten, haben sie jetzt bereits angefangen, demselben in großer Zahl ihr Augenmerk zuzuwenden, und es ist vorauszusehen, daß sie in der Beschäftigung mit den Domänen sehr bald ihre würdigste Stellung erkennen werden.

Jeder Vaterlandsfreund kann sich dessen nur hoch freuen, denn dieser Umschwung wird uns zu jener kräftigen und echten Pärie führen, welche wir an den Briten bewundern, und für welche Oesterreich ebenso glückliche Elemente in sich trägt, wie England.

Soll aber das Wirken des Gutsherrn ein ersprießliches werden, so muß er hiezu auch mit den nöthigen Kenntnissen ausgestattet sein. Es läßt sich zwar ganz gut denken, daß ein guter Cavalier sich aus Liebhaberei auch ebenso mit dem Detail der Güterverwaltung befasse, wie ein anderer dies mit irgend einem Zweige der Kunst oder der Wissenschaft thut. Im allgemeinen aber kann man den Gutsbesitzern doch nur zumuthen, daß sie die Fäden der Verwaltung in der Hand halten, kurz sich mit deren oberster Leitung befassen.

Die Kenntnisse, deren sie hierzu bedürfen, bestehen vor allem in demjenigen, was man die Wirthschaftspolitik des Güterwesens heißen kann. Außerdem müssen sie in der Einrichtung des Güterdienstes, in den Haupt-

grundsätzen des domanialen Rechnungswesens, wie in den wichtigsten auf das Güterwesen Bezug nehmenden Gesetzen bewandert sein.

Es muß also die ganze Jugendbildung des Gütercavaliers auf seine künftige Stellung als großer Grundherr berechnet sein. In dieser Beziehung läßt aber die bisherige Erziehung der jungen Edelleute immerhin zu wünschen übrig. Man bildet sie in allen möglichen Wissenschaften, Künsten und Uebungen aus; aber an die Wissenschaft der obersten Güterleitung denkt man nicht.

Freilich stehen auch die Mittel hiezu nicht sofort zu Gebote. Es giebt weder Lehrbücher für die bezüglichen Disciplinen, noch Schulen, an welchen sie den Katheder bestiegen hätten. Hätte aber unsere Güteraristokratie solch' Bedürfniß früher gefühlt, so würde ihr Reichthum sie in die Lage versetzt haben, diese Mittel schon längst zu schaffen. Denn zum Glück bestehen einerseits die Sachen, um welche es sich handelt, und andererseits die Männer, welche die Fähigkeit besitzen, aus den lebendigen Thatsachen des Vaterlandes und mit Zuhülfenahme desjenigen, was die Wissenschaft denn doch schon in diesem Bereiche stückweise erforscht hat, all' die benannten Disciplinen zu schaffen.

Aber was nicht ist, das kann ins Leben gerufen werden. Und so gut die großen Grundbesitzer land- und forstwirthschaftliche Schulen und Vereine zu Stande gebracht haben, ebenso gut wird es ihnen gelingen, die großen Lücken in der Wissenschaft und in der Lehre der Bodencultur gehörig auszufüllen; sie brauchen dies nur ernst zu wollen und ihren Säckel hiezu aufzuschnüren.

In so lange aber die Güterbesitzer sich für die oberste Leitung ihrer Verwaltung nicht gehörig ausgebildet haben, ist ihr Eingreifen in dieselbe sehr gefährlich; namentlich jetzt, wo es sich darum handelt, die Güterverwaltung nach Maßgabe der gänzlich geänderten Verhältnisse der Neuzeit vollständig umzugestalten. Denn nirgends trägt die Stümperei so schlimme Früchte, als wenn sie an die Spitze der Angelegenheiten tritt, und zudem noch mit der unwiderstehlichen Macht des Herrn bekleidet ist.

In dieser Beziehung hat die neueste Zeit schon gar manches gezeigt, was wir als gänzlich verfehlt tief beklagen müssen. Hoffen wir, daß der große Schaden dieser Fehler sowohl diejenigen, die sie begingen, als die anderen, die sie begehen könnten, eines besseren belehren und ihnen insbesondere beweisen möge, daß ausgezeichnete Sachkenntniß eine Grundbedingung für gute Leitung des Domänenwesens sei, und daß der Güterdienst nichts weniger als nach bloßer Laune, sondern nur nach unabänderlichen Gesetzen eingerichtet werden könne, welche aus der Natur der Sache, sowie des Landes und seiner Leute fließen.

Nicht nur die Domänenbeamten, sondern auch die Güterbesitzer fühlen in neuester Zeit lebhafter denn je die Nothwendigkeit eines tüchtig fachgebildeten Personales, und begreifen, daß sie in Bezug auf land- und forstwirthschaftlichen Unterricht nicht alles von der Regierung zu erwarten, sondern auch selbstthätig aufzutreten haben.

Daher sehen wir denn seit kurzem neben den Staatsanstalten mancherlei Schulen dieser Art auftauchen. — Die Regierung hat die landwirthschaftliche Unterrichtsanstalt zu Ungarisch-Altenburg errichtet und die Forstinstitute zu Mariabrunn und Schemnitz, hauptsächlich für die Heranbildung des eigenen Bedarfes an Forstwirthen, reorganisirt. — Eigene Vereine gründeten in Böhmen und Mähren ebenfalls derlei Forstschulen.*) — Die vaterländischen Landescultur-Vereine riefen manch andere Unterrichtsanstalten ins Leben, z. B. die Weinbauschule in Klosterneuburg und verschiedene niedere Institute für die Heranbildung zu untergeordneten Stellen.

Diese lobenswerthen Bestrebungen zur Hebung der land- und forstwirthschaftlichen Bildung werden in diesem Augenblicke noch mächtig durch die Landtage verstärkt, welche sich dieser wichtigen Angelegenheit annehmen und bereits angefangen haben, derlei Schulen als Landesanstalten zu übernehmen.**)

Desto wichtiger ist es, über den zweckmäßigen Umfang und die Einrichtung solcher Institute ins reine zu kommen. In dieser Beziehung thun gründliche Erörterungen noch sehr noth, denn die bisherigen Schöpfungen beweisen, daß man noch nicht in jeder Beziehung die rechten Wege wandelt.

Offenbar theilt sich das Personal, welches auf unseren Domänen verwendet wird, nach Bildungsgrad und Wirkungskreis in drei Kategorien.

Erstlich bloße Aufseher für die Ausführung der Arbeiten in Feld und Wald. — Diese bedürfen eines auf den localen Betrieb des Landes, in welchem sie zu wirken haben, berechneten Unterrichtes, welcher mehr ein empirisch durch die Verrichtung der zu lehrenden Arbeiten, als durch Vorträge und die Zurückführung der Lehre auf die letzten Grundsätze der mathematischen und Naturwissenschaften zu geben ist. Diese Kategorie Leute wird rücksichtlich der Landwirthschaft durch den Schaffner, hinsichtlich der Forstwirthschaft durch den Forstgehülfen repräsentirt. Ich will sie hier unter dem allgemeinen Titel „Betriebsgehülfen" zusammenfassen.

Gebildete Forst- und Landwirthe für die Führung der Wirthschaft in den einzelnen Revieren, in welche man große Güter für den Zweck des Be-

*) Zu Böhmisch-Weißwasser und Mährisch-Aussee.

**) Z. B. der niederösterreichische Landtag die Weinbauschule zu Klosterneuburg und die niedere Ackerbauschule zu Grossau.

triebes zu theilen pflegt. Sie ſollen in der Technik der Wirthſchaft wohl bewandert ſein, und müſſen dieſe, um den heutigen Forderungen zu entſprechen, wiſſenſchaftlich erfaßt haben. Eine höhere adminiſtrative Ausbildung iſt für ſie nicht erforderlich.

Dieſe Kategorie Angeſtellter wird bei der Landwirthſchaft durch den ſogenannten Wirthſchafter, beim Walde durch den Förſter repräſentirt, und ich will ſie für den vorliegenden Zweck „Betriebsführer" betiteln.

Adminiſtrativ gebildete Land- und Forſtwirthe für die höheren Stellen der Güterverwaltung, vom Gutsverwalter und Waldamtsvorſtande einſchließlich an aufwärts. Dieſe Herren müſſen nicht nur die Technik des Betriebes kennen, ſondern auch noch in allen adminiſtrativen Richtungen des Domänenweſens geſchult ſein. Ich will dieſe Kategorie von Beamten hier kurzweg „Adminiſtratoren" heißen.

Man kann den Bildungskreis dieſer drei Kategorien von Angeſtellten vielleicht mit folgenden Worten charakteriſiren: Abrichtung zur localen Technik, wiſſenſchaftliches Studium der Technik, der Verwaltung.

Jede der genannten drei Kategorien von Domänen-Angeſtellten ſoll nun die für ihren Wirkungskreis nöthige Bildung von vornherein in ausgiebigſtem Maße beſitzen. Dies kann aber ohne Unterſchied nur dadurch erreicht werden, daß man ſie ſchon vor dem Eintritt in wirkliche Dienſte auf eigenen Schulen für ihren Beruf heranbildet. Da nun der Wiſſenskreis dieſer Kategorien ungemein verſchieden iſt, und im allgemeinen nicht gewünſcht werden kann, daß die Schüler zu einer höheren Bildung gezwungen werden, als ſie für ihre künftige Stellung eben bedürfen, indem ſonſt die Lehre zu koſtſpielig ausfiele und Leute liefern würde, welche höhere Anſprüche an ihre Herren ſtellen, als dieſe befriedigen können, ſo bleibt nichts übrig, als für die Ausbildung des Domänenperſonales dreierlei Schulen zu errichten, und zwar forſt- und landwirthſchaftliche Gehülfen-, d. i. niedere Schulen für die Abrichtung zur localen Technik, dann Forſt- und Landwirthſchaftsſchulen für die wiſſenſchaftliche Fachausbildung, und zwar: Einen Curs für die Technik des Gewerbes und einen zweiten für die adminiſtrativen Disciplinen deſſelben.

Den techniſchen Curs könnte man als Mittelſchule bezeichnen, und er wäre für alle beſtimmt, welche überhaupt Domänenbeamte werden wollen. Nothwendigerweiſe müßte dieſer Curs mit Muſterwirthſchaften in Verbindung ſtehen, und kann ganz entſprechend nur auf dem Lande eingerichtet werden.

Der adminiſtrative Curs wäre für Jene beſtimmt, welche ſich von vorne herein für die höheren Stellen des Domänenweſens ausbilden wollen. Er bedingt ſelbſtverſtändlich den vorausgegangenen erfolgreichen Beſuch des techniſchen Curſes.

Dieſer Adminiſtrativcurs kann mit dem techniſchen vereinigt werden, welche beide zuſammen dann eine land- oder forſtwirthſchaftliche Akademie oder Hochſchule abgeben würden. Man könnte ihn aber auch auf den Univerſitäten oder Polytechniken einrichten.

Wollen wir nun nach dieſer kurzen Auseinanderſetzung deſſen, was ſein ſoll, unſern Blick auf dasjenige wenden, was in Oeſterreich in dieſer Beziehung war, und bis zur Stunde beſteht.

Zu allererſt hat man die Nothwendigkeit gefühlt, die wiſſenſchaftliche Ausbildung zur Technik durch förmliche Schulen zu fördern, daher denn all' unſere älteren Lehrinſtitute Mittelſchulen waren. Bald aber zeigte ſich, daß die bloße Technik für die höhere Stellung nicht ausreiche, und da fügte man zu den techniſchen Lehren einige adminiſtrative hinzu, ohne aber das adminiſtrative Weſen in Geſtalt von beſonderen Disciplinen vorzutragen und für dieſe einen eigenen Curs zu errichten. Auf dieſe Weiſe mußten die adminiſtrativen Vorträge ſtets nur klägliche Anfänge bleiben und reichen bei weitem nicht zu, um die Jugend für höhere Stellungen genügend vorzubilden; weswegen denn die Ausbildung zu letzteren bis zur Stunde dem bloßen Privatfleiße und der Praxis des Dienſtes überlaſſen bleibt. Auf dieſem Puncte ſtehen wir nun bei all' unſeren gegenwärtigen höheren Forſt- und Landwirthſchaftsſchulen. Sie lehren hauptſächlich nur die Technik des Betriebes und vom adminiſtrativen Wiſſen bei weitem zu wenig, als daß man die Bildung, welche ſie der Jugend geben, als eine vollſtändige bezeichnen und ihnen den Titel Akademie oder Hochſchule zugeſtehen könnte.

Die Errichtung adminiſtrativer Curſe, ſei es an den beſtehenden Forſt- und Landwirthſchaftsſchulen, ſei es auf den Univerſitäten und Polytechniken, iſt alſo dasjenige, was wir zunächſt anſtreben und erwarten müſſen.

Dieſe Vervollſtändigung unſerer Bildungsanſtalten iſt von höchſter Bedeutung und Dringlichkeit, und in der That der Kernpunct deſſen, was für Förderung der land- und forſtwirthſchaftlichen Ausbildung heute zu thun iſt. Denn ebenſo wenig als wir ohne Wiſſenſchaft und Schule zu einer ausgezeichneten Technik vorgeſchritten wären, ebenſo wenig werden wir ohne wiſſenſchaftliche Behandlung und Einſchulung zu einer ausgezeichneten Adminiſtration der Domänen gelangen.

Und wir müſſen dieſe Adminiſtrativcurſe heutzutage für doppelt wichtig erklären, weil wir eben wollen, daß von nun an zum Beſten der Güterbeſitzer wie des Nationalwohlſtandes nicht mehr Juriſten oder andere Leute fremder Berufe, ſondern vielmehr Forſt- und Landwirthe an die Spitze unſerer Güterverwaltungen geſtellt werden.

Worin beſtehen nun die vielbeſprochenen adminiſtrativen Disciplinen? wird vielleicht mancher fragen.

Die Antwort ist kurz. Sie bestehen in folgendem:

Privative Wirthschaftspolitik des Güterwesens. Sie lehrt die Zwecke, die Vortheile und Nachtheile des Güterbesitzes und erläutert die Grundsätze, welche im Schalten und Walten mit den Gütern beobachtet werden sollen.

Staatliche Wirthschaftspolitik des Güterwesens. Sie bespricht die Bedeutung der Domänen für den Staat, des letzteren Einflußnahme auf dieselben und endlich die besonderen Gesichtspuncte, nach welchen eben der Staat seine eigenen Güter behandeln soll.

Die privative, wie die staatliche Wirthschaftspolitik wurde bisher, wohl sehr unvollständig, als Bestandtheil der Nationalökonomie behandelt.

Domänen-Rechnungswesen. Wissenschaftlich ausgebildet und Gegenstand öffentlicher Vorträge sind das Finanz- und das Mercantil-Rechnungswesen. Die dritte Gattung Verrechnungsweise, nämlich das Gewerbs-Rechnungswesen, von welchem das domaniale wieder eine besondere und zwar die wichtigste Art ist, besteht mehr oder weniger gut oder schlecht nur in der Praxis. Es ist in seiner rechten Gestalt äußerst wesentlich verschieden von den erstgenannten Verrechnungsweisen, und muß daher besonders gelehrt werden.

Forst- und landwirthschaftliche Gesetzkunde Oesterreichs. Sie stellt dasjenige von allen bestehenden Gesetzen zusammen und erklärt es, was für den Forst- und Landwirth von Bedeutung ist.

Domänen-Diensteinrichtung. Sie begründet die für den Domänendienst nöthigen Organe und ihre Wirkungskreise, die erforderlichen Dienstformen und die Bestellung der Beköstigung des Personals.

Statistik und Geschichte der Bodencultur, namentlich des Vaterlandes.

Domänenkanzleiwesen.

So viel über die wissenschaftliche Ausbildung der Land- und Forstwirthe.

Was nun die Candidaten für die niederen Dienste, die sogenannten Betriebsgehülfen betrifft, so hat man sie bisher für die Landwirthschaft dem Arbeiterstande entnommen, und für den Wald durch die sogenannte Forstlehre (früher Jägereilehre genannt) herangezogen.

Nunmehr aber will man mit Recht auch hier eine bessere Einschulung einführen. Manche stimmen zwar auch in diesem Bereiche für größere Anstalten mit Collegialunterricht; die Fachintelligenz neigt sich jedoch mit gutem Verständnisse weit mehr den kleinen Meisterschulen zu, welche bei einzelnen hiezu wohl befähigten Betriebsführern einzurichten wären.

Haben wir in der beſprochenen Weiſe unſere Unterrichtsanſtalten vervollkommnet, ſo iſt nicht nur für das Domänenperſonal, ſondern auch für die Ausbildung künftiger Pächter geſorgt, denn dieſe letzteren werden mit vollem Vortheil, je nach ihrer ſofortigen Beſtimmung eine landwirthſchaftliche niedere oder eine dergleichen Mittelſchule beſuchen.

Das bisher Geſagte gilt ganz und gar für die Güter unſeres Adels. — Nunmehr liegt mir noch ob, die abweichenden Verhältniſſe zu ſchildern, welche rückſichtlich der Staatsdomänen beſtehen.

Die Staatsgüter theilen ſich in vier Kategorien:

Erſtlich: Ehemalige wirkliche Herrſchaften, d. i. Güter, mit deren Beſitz alle grundherrlichen Rechte über die Gutsunterthanen verknüpft waren. — Dieſe Güter unterſcheiden ſich von den Privat-Domänen hauptſächlich nur dadurch, daß deren Verwaltungsleitung von den k. k. Finanzbehörden ausgeht, alſo mit dem Organismus und dem Syſteme des Staats-Finanzweſens verknüpft iſt.

Zweitens: Montan- und Salinengüter. Sie beſtehen faſt ausnahmslos aus Gebirgsforſten größten Maßſtabes, welche den kaiſerlichen Berg-, Hütten- und Salzwerken gewidmet und von dieſen mehr oder weniger ausſchließlich ausgebeutet werden. Dieſe Kategorie Staatsdomänen, oder beſſer geſagt Staatsforſte, ſind von jeher ganz eigenthümlich behandelt und beſonders verwaltet worden, was ihnen auch einen beſonderen Stempel aufgedrückt hat.

Ihre Widmung für das Montanum war bis in die neueſte Zeit eine ausſchließliche, derart, daß man auch Wälder, welche bei freier Abgabe der Producte in den großen Verkehr eine zehnfach größere Rente abgeworfen hätten, als mit ihrer Benutzung beim Montanbetriebe durch dieſen letzteren erzielt wurde, gleichwohl rückſichtslos für eben das Montanweſen ausbeutete. Solch' ausſchließliche Widmung hatte zur Folge, daß dieſe Forſte nicht als ſelbſtändige Ertragsobjecte, ſondern als bloßes Betriebsmittel des Montanums behandelt, ſomit auch ausſchließlich von den Montanbehörden verwaltet wurden. Forſtwirthe beſtanden hier nur für die unterſten Stellen des localen Betriebes, und im übrigen höchſtens als machtloſe Rathgeber an der Seite der verwaltenden und dirigirenden Montanbeamten, welche letztere allein die entſcheidende Verfügungsgewalt handhabten.

Nächſte Folge dieſes Verhältniſſes war eine ſehr unökonomiſche Benutzung des größeren Theiles dieſer Güter, vermöge welcher ſie weder den Staatsfinanzen, noch der Volkswirthſchaft jenen unberechenbaren Nutzen abwarfen, deſſen ſie fähig geweſen wären. Nicht minder aber ſchädigte dieſe

Anomalie auch ihren Culturſtand, der dadurch ſo zurückblieb, daß er ſchon vielfach zu öffentlichen Rügen Anlaß gab.

Das nach dem Revolutionsjahre 1848 für einige Jahre errichtete Miniſterium für Landescultur und Bergweſen unternahm zwar die Beſeitigung dieſes Mißverhältniſſes; aber einerſeits konnten die Folgen jahrhundertalter Zuſtände nicht innerhalb eines Jahrzehends verwiſcht werden, und anderſeits iſt das Güterweſen des Staates überhaupt noch nicht zu energiſcher Reformation auf vollkommen wirthſchaftspolitiſcher Baſis gelangt; kurz gar manches vom früheren Verhältniß beſteht noch immmer, und insbeſondere auch dasjenige, daß dieſe Domänen mehr dem Montanum als ſich ſelber und den Staatsfinanzen angehören, und daß ſie von beſonderen Behörden verwaltet werden, welche ihrem Weſen und ihrer Beſetzung nach nur Montanbehörden ſind.

Die dritte Kategorie von Staatsdomänen beſteht faſt durchaus in den nicht dem Berg- und Salzweſen gewidmeten Staatsforſten jener (ſüdweſtlichen) Länder, in welchen kein Herrſchaftsverband beſtand. Hier haben wir es mit reinen Forſtämtern zu thun, welche jedoch den allgemeinen Finanzbehörden unterſtehen und von dieſen ebenſo geleitet werden, wie die Domänen der erſtgenannten Kategorie.

Die vierte Kategorie beſteht in Staatsfondsgütern. Dieſe unterſcheiden ſich von den eigentlichen Staatsdomänen nur dadurch, daß ſie nicht dem allgemeinen Säckel, vielmehr beſonderen Fonden gehören. In ihrer Beſchaffenheit und Verwaltung fallen ſie gänzlich mit den Gütern der erſten und dritten Kategorie zuſammen.

Als Beſonderheit des Staatsgüterweſens muß ich die dringende Nothwendigkeit einer ganz neuen Organiſirung der Verwaltungsleitung hervorheben; eine Nothwendigkeit, welche bereits von der Reichsvertretung richtig erkannt und der Regierung unter eingehender Motivirung warm empfohlen worden iſt. Sehr treffend hat der Reichsrath in ſeiner jüngſt abgelaufenen Seſſion hervorgehoben, daß für die Staatsgüterverwaltung nur dann Heil zu erwarten ſei, wenn die ganze Leitung derſelben ſachverſtändigen Händen anvertraut, von den allgemeinen Finanzbehörden losgelöst und hiefür zu oberſt eine eigene General-Forſt- und Domänendirection mit thunlichſt ſelbſtändigem Wirkungskreiſe errichtet wird.

Da die Verwaltungsleitung bei der ungeheuren Größe unſerer Staatsgüter und bei dem Umſtande, daß dieſe über alle Länder des Reiches vertheilt ſind, ſich in keinem Falle in der bloßen Generaldirection vereinigen läßt, ſo muß dieſelbe zwiſchen dieſer und beſonderen Localdirectionen getheilt werden. — Es handelt ſich alſo auch darum, dieſe letzteren paſſend herzuſtellen, d. i. die Güter zweckmäßig für jede einzelne zu gruppiren, ihren Wirkungs-

kreis gehörig abzugrenzen, und sie ebenso aus wirklichen Sachverständigen zu bilden, wie die Generaldirection.

Da dann die Staatsdomänen nie aufhören, Objecte der Reichs-Finanzen zu sein, so handelt es sich endlich auch noch um den Verband zwischen der Generaldirection und dem Finanzministerium. Offenbar soll dieser nur darin bestehen, daß die Generaldirection, ähnlich einer jetzigen Section, unmittelbar mit dem Minister verkehrt, welchem nur die wichtigsten administrativen Acte zur Schlußfassung vorbehalten bleiben.

Bekanntlich ist ein guter Theil unserer Staatsdomänen an die Nationalbank verpfändet, damit diese sich sowohl aus dem Ertrag wie aus ihrem Verkaufe hinsichtlich der vorletzten Staatsschuld decke.

In dieser Beziehung hat die Reichsvertretung sehr zweckmäßig sich dahin ausgesprochen, daß die wohl verkaufbaren Güter sofort auch verkauft, die übrigen jedoch in die Verwaltung des Staates zurückgenommen werden mögen, indem die jetzige Bank-Verwaltung schon darum keine guten Resultate erzielen könne, weil bei Gütern, die auf dem Puncte der Veräußerung stehen, an rationellen Betrieb nicht zu denken ist.

Zum Schlusse muß ich um seiner namhaften Bedeutung willen auch dem großen Grundbesitze der Gemeinden ein besonderes Wort widmen.

Er besteht ziemlich ausnahmslos in Forsten.

In Venetien und Tirol und bei den Municipalstädten der übrigen Länder war der Gemeinde-Waldbesitz von jeher ansehnlich. In den Alpenprovinzen, in Ungarn und Siebenbürgen wird er es durch die im Zuge befindliche Ablösung der Einforstungen werden.

Wir begegnen allenthalben der auffallenden Erscheinung, daß sich die Forste der Municipalstädte in gutem, dagegen jene der Landgemeinden meistens in herabgebrachtem, zuweilen sogar in einem Zustande wirklicher Verwüstung befinden. Die zahlreichen Klagen über schlechte Behandlung der Gemeindewaldungen, welche aus vielen Ländern des Reiches ohne Unterlaß erschallen, beziehen sich nur auf die Forste letzterer Kategorie.

Untersuchen wir das Verhältniß näher, so finden wir, daß die Forste der Municipalstädte als Gemeinde*vermögen*, auf Grund eines wohlüberlegten Betriebsplanes und von Forstleuten verwaltet, dagegen jene der Landgemeinden gewöhnlich als bloßes Gemeinde*gut*, ohne festen Wirthschaftsplan und ohne Intervention von Sachverständigen benutzt werden.

In diesen Umständen liegt auch so ziemlich der Grund der so verschiedenen Beschaffenheit der Communalforste.

Man begehrt von allen Seiten eine Aufsicht der Staatsgewalt auf die Gemeindewälder. Das Verlangen ist im allgemeinen wohl begründet. Damit aber des Guten nicht zu viel gethan und die berechtigte Autonomie der Gemeinden nicht unnöthigerweise verletzt werde, sollte man sich in der Hauptsache darauf beschränken, durch die Gesetzgebung auszusprechen:

1. Gemeindewälder dürfen nicht als Gemeindegut benutzt, sondern müssen als Gemeindevermögen verwaltet werden.

2. Sie sind auf Grund eines von Sachverständigen verfaßten Wirthschaftsplanes gleich nachhaltig zu holzen und gehörig zu verjüngen.

Ob die Erfüllung dieser Cardinalpuncte einer guten Gemeindewaldwirthschaft durch weitere Maßregeln sichergestellt werden müsse, hängt von den Eigenthümlichkeiten des Landes ab, und das Urtheil hierüber, wie die nöthigen Maßnahmen, wären jedenfalls Sache der bezüglichen Landesvertretungen.

Joseph Wessely.

Zur Baumwollkriſe.

Ein Beitrag aus Nordböhmen von Dr. Peez.

„It is to the spinning-jenny and the steam engine that we must look as the true moving powers of our fleets and armies.“
(Porter, Progress of the Nation 1. I.)

Wir befanden uns gerade zu Mancheſter, als in den Baumwollſpinnereien und Webereien im Sommer vorigen Jahres die erſten Arbeiter-Entlaſſungen in großem Maßſtab eingetreten waren. Viele von den ungeheuren Fabriken ſtanden verlaſſen, und von den Schloten, die zu hunderten am Horizont erſcheinen, rauchten nur noch einzelne. Durch die Straßen der mächtigen Stadt, welche, ſobald man ſich von den Hauptlinien entfernt, ſchon im gewöhnlichen Zuſtand ein nicht gerade anmuthiges Ausſehen hat, wogten ungezählte, dichte Menſchenſchaaren, Männer, Frauen und Mädchen, faſt alle in ihrer grauleinenen Arbeitstracht, die ohne Zweifel zweckmäßig iſt, aber diesmal das Oede und Maſſenhafte des Anblicks ſehr erhöhte. Es herrſchte verhältnißmäßig Stille. Kein lautes Getümmel, kein Rufen, kaum eine lebhafte Unterhaltung. Ernſt und ruhig zogen ſie dahin, im Zaum gehalten nicht durch die dreihundert Mann, die in der gewaltigen Stadt von 500,000 Menſchen als Beſatzung liegen, ſondern gehorſam dem Geſetze und überzeugt, daß ſie ihre Mitbürger nicht verlaſſen, daß aber Ausbrüche, wie ſie ſonſt in Zeiten ſolcher Kriſen regelmäßig erfolgten, ihr Unglück nur vermehren würden. Indeß wohlthuend und unbedenklich war der Anblick wahrlich nicht. Mitleid und Beſorgniß bemächtigte ſich des ruhigen Beobachters. Auf den Geſichtern der Arbeiter malte ſich die Schwere der Lage; die beweglichen Züge — in den engliſchen Spinnereien ſind bekanntlich faſt nur Celten, nämlich Irländer und Walliſer thätig — waren geſpannt, und in den dunkeln Augen zuckte es zuweilen ſo eigenthümlich, daß man im Stillen wünſchte,

die Geduld dieſer kräftigen Leute doch nicht auf allzu harte Proben geſtellt zu ſehen. —

Wie ganz anders iſt dagegen das Bild und die Lage der in Oeſterreich und ſpeciell in Nordböhmen von der jetzigen Kriſe betroffenen Gegenden! Die zahlloſen weitverſtreuten Hütten unſeres Gebirges, wo der Gewerbfleiß ſein Heimweſen aufgeſchlagen, liegen ſtill in der winterlichen Landſchaft. Weit entfernt, ſich zuſammenzuſchaaren, haben ſich die Bewohner noch mehr zurückgezogen, noch mehr vereinzelt, als ſie ſonſt zu thun pflegten. Von Außen bemerkt der Wanderer kaum ein Zeichen einer ſchlimmen Lage; höchſtens vermißt er, wenn ihm die Gegend von früher bekannt iſt, das ſonſt überall und allezeit aus den Häuſern tönende Schlagen und Knarren der Webſtühle. Aber wer in das Innere der Wohnungen eintritt, der gewahrt dann freilich, und jetzt nur allzu klar, daß auch bis in dieſe entfernten Thäler und bis zu dieſen ſtillen Höhen die Brandung der Kriſe unheilverbreitend emporgedrungen iſt . . . .

In dem Gegenſatz der beiden Bilder, von denen wir nur einige allgemeine Umriſſe hier andeuten durften, ſpiegelt ſich der außerordentlich verſchiedene Charakter der engliſchen und nordböhmiſchen Induſtrie. Dort ſehen wir die Anhäufung großer Arbeitermaſſen in einzelnen, mit Maſchinen und Capitalien aller Art reich ausgerüſteten Fabriken, die Concentration dieſer letzteren in gewiſſen Städten und die damit zuſammenhängende koloſſale Kraft und Entwickelung dieſer Induſtrie; das frühere Wohlergehen der Arbeiter, — ein guter Spinner verdiente vor der Kriſe 10 bis 12 fl. Silber in der Woche, — bleibt uns nicht verborgen, wir gewahren die Größe der Gefahren für dieſe auf täglichen Verdienſt angewieſene Maſſe im Falle etwaiger Stockungen, aber vor unſerm geiſtigen Auge ſteigen auch wieder die durch die Induſtrie in Stadt und Land bei Bürgern und Grundbeſitzern ſeit langem geſchaffenen und angeſammelten enormen Capitalien auf, als Hülfsmittel zur ſiegreichen Bekämpfung jener Gefahren. Hier in Böhmen dagegen, wo neben einzelnen großen Etabliſſements doch im verbreitetſten Erwerbszweig, in der Weberei nämlich, die Hausinduſtrie und Handarbeit noch vorherrſcht, fällt gleichſam die ganze arbeitende Bevölkerung über eine weite Gegend auseinander. Ihr Verdienſt iſt ſelbſt in guten Zeiten im Durchſchnitt ein ſo beſcheidener, daß unſer ausgezeichneter Arbeiterſtamm bis jetzt ſeine Stärke mehr im Dulden als im ſpannkräftigen Vollbringen bewähren konnte. Die gewohnte Paſſivität, verbunden mit einem ruhigen überlegten Sinn, macht in Zeiten der Kriſe leidenſchaftliche Ausbrüche minder wahrſcheinlich; außerdem genießen dieſe Leute, eben weil ſie ſo zerſtreut wohnen, den großen Vortheil, daß ſie für geringes Entgelt Eigenthümer oder Pächter eines kleinen Stückchen Feldes ſind, worauf ſie ihre Hauptnahrung, die Kartoffel, ſelbſt

ziehen, und sie führen, was die Hauptsache ist, ein ziemlich geschlossenes Familienleben, wodurch gar viele Uebelstände schon von vornherein das heilsamste Gegengewicht finden und erträglicher werden. Aus allem dem geht hervor, daß also hier geographisch, wie materiell und moralisch die Noth gleichsam in kleine Partikeln zertheilt und dem Auge verhüllt, ihre momentane Gefahr wohl auch gebrochen wird. Aber auch die Kraft unserer Industrie ist hierdurch dauernd zerstückelt; das ganze System unserer Arbeit ist ein unendlich schwächeres und es fehlen uns darum fast gänzlich jene ungeheuren Capitalien, welche England in den doch immer die Regel bildenden bessern Zeiten ansammelt und durch deren Vorschieben in Tagen der Noth sich der Inselstaat mit spielender Leichtigkeit über große Krisen hinweghilft. Diese Verschiedenheiten im innern Grundbau der englischen und der österreichischen Baumwoll-Industrie treten — wie bei einem halb zusammengebrochenen Haus — in Zeiten der Krise klar hervor.

Für unsere Betrachtung ist aber weiter vor allem festzustellen, daß die österreichische Handelskrise einen weit complicirtern Charakter hat, weil sie sich durchaus nicht auf die Baumwollmanufactur beschränkt. Die Theurung der Baumwolle bildet bei uns nur ein einzelnes, wenn auch freilich wichtiges und am frühsten hervorgetretenes Moment; in Wirklichkeit ist es aber das Zusammentreffen einer ganzen Reihe ungünstiger Umstände, welchem wir die bedauernswerthe Stockung aller Geschäfte zuzuschreiben haben. *)

---

*) Der erste Anstoß ging allerdings von Nordamerika aus, und auch insofern hat der dortige Krieg auf unsere Industrie nachtheilig eingewirkt, als die Einfuhr dahin durch den neuen von den Nordstaaten dictirten Tarif, welcher in Verbindung mit dem hohen Agio einen wahrhaft prohibitiven Charakter trägt, fast ganz aufgehört hat. Reichenberger Tuche z. B., von welchen sich ein ganz hübscher kleiner Export von immerhin einigen hunderttausend Gulden jährlich nach den Vereinigten Staaten entwickelt hatte, stellen sich jetzt auf dem amerikanischen Markte fast doppelt so hoch als vor dem Kriege, und auf große Militärlieferungen, wie sie von England effectuirt werden, ist unsere Industrie noch nicht eingerichtet. Uebrigens hat in den amerikanischen Nordoststaaten die einheimische Tuchmanufactur in der letzten Zeit einen starken Aufschwung genommen, wie man unter anderem aus der sprungweise zunehmenden Einfuhr von roher Schafwolle — im Jahre 1862 betrug sie um 5 Mill. Pfd. mehr als im Jahre 1861 — mit Gewißheit annehmen kann. Doch möchten wir die Haltbarkeit des jetzt in den Neuenglandstaaten aufgeführten Industriegebäudes bezweifeln, und glauben, daß unsere Tuchfabriken mit ihren feinen Artikeln nach Beendigung des Krieges ihren entwickelungsfähigen Absatz dahin wiedergewinnen werden, obgleich das englische Capital sich mit außerordentlicher Gewalt seit 1½ Jahren in die Schafwoll-Industrie geworfen hat und uns allenthalben eine sehr ernste Concurrenz vorbereitet. Englands Wolleinfuhr hat im Jahre 1862 um 25 Millionen Pfd. zugenommen!

Aber nicht nur, daß uns der amerikanische Krieg die Baumwolle vorenthält und von den dortigen Märkten uns ausschließt, ist derselbe auch insofern von ungünstigen Folgen für unseren Handel, als er die massenhafte Ausfuhr von Getreide nach Europa

In England dagegen beſteht bloß Baumwollkriſe, alle andern Induſtriezweige und überhaupt alle wirthſchaftlichen Verhältniſſe erfreuen ſich einer vollkommenen Geſundheit. Eben darum tritt dort die Baumwoll-Calamität am ſchärfſten und gleichſam am reinſten auf, und bevor wir uns den öſterreichiſchen Zuſtänden zuwenden, möge es uns geſtattet ſein, auf die jetzige Lage der engliſchen Baumwoll-Induſtrie einen raſchen Blick zu werfen.

---

befördert und dadurch die ungariſchen Exporte zurückdrängt. Zur Deckung ihrer europäiſchen und aſiatiſchen Bezüge und ſogar der zahlreich remittirten Staats- und Eiſenbahnpapiere nächſt californiſchem Gold faſt allein auf die Ausfuhr der Rohproducte ihrer nördlichen Staaten angewieſen und begünſtigt durch ein als Ausfuhrprämie wirkendes Agio von 57%, während gleichzeitig die öſterreichiſche Valuta ſeit einigen Monaten um 15% an Werth geſtiegen, iſt die Nordhälfte der Union auf den engliſchen Märkten als überlegener Mitwerber der getreideausführenden Länder Europa's aufgetreten. Da nun ohnedem namentlich in Frankreich die Ernte von 1862 beſſer ausgefallen als im Vorjahr, ſo lohnt ſich der Export des ungariſchen Getreides nicht mehr. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahres hat daher die Ausfuhr deſſelben nicht unbedeutend abgenommen und durch die fehlenden Verkäufe iſt natürlich auch die Kaufkraft Ungarns für Induſtrieproducte ſehr geſchwächt.

Auch die zahlreichen Bewohner des Kaiſerſtaats, welche in der Baumwoll-Induſtrie Verdienſt fanden — man ſchätzte ihre Menge auf mehr wie 1 Mill. Köpfe — müſſen natürlich ihren Conſum von Manufacturwaaren einſchränken.

Dazu kommt der Rückgang des Agio's. So ſehr ein jeder wünſchen muß, daß es niemals ein Agio gegeben, und ſo erfreulich in jeder anderen Beziehung eine Conſolidirung unſerer Valuta iſt, ſo unzweifelhaft bleibt es doch, daß die rückläufige Conjunctur der Induſtrie ſchwere Wunden ſchlägt. Die Werthe zerrinnen in der Hand; die Wellen des Credits, welche bei der übermäßigen Notenausgabe in das Reſervoir der öſterreichiſchen Volkswirthſchaft eingetreten, alle Werthe zu einer künſtlichen Höhe hinaufſpülten, laufen nun ab und laſſen die einzelnen Elemente der Production durcheinander geſchoben und aus dem Gleichgewicht geriſſen zurück. Die in Form von Banknoten gemachten Schulden müſſen rückbezahlt werden. Der Induſtrielle empfindet dieſe Uebelſtände am meiſten. Die Theurung der Rohſtoffe und Lebensmittel weicht nur langſam, dagegen den Preis ſeines Fabrikates, wenn er daſſelbe exportiren will, muß er alsbald herabſetzen; ſpäter, wenn das fremde Product an die Grenzen klopft, muß er auch auf dem inneren Markte herabgehen. Außerdem iſt eine Fortdauer der unheilvollen Schwankungen noch nicht ausgeſchloſſen, wenn es auch ganz unwahrſcheinlich iſt, daß ſie je wieder die frühere Ausdehnung erreichen.

Mit den Schwankungen der Valuta in engem moraliſchen und materiellen Zuſammenhang ſtehen die Erſchütterungen unſerer Productions- und Creditverhältniſſe durch die etwas raſch eingetretene Gewerbefreiheit und das Ausgleichsverfahren. Der langſame, ſichere Uebergang, den wir in dem Zollverein wahrnehmen, war leider dem vielbeſchwerten Oeſterreich nicht vergönnt, und nach Wegfall der früheren beſchränkenden Geſetze hat die Sitte nicht ſchnell genug die nothwendigen Erſatzmittel hervorgebracht.

Wenn wir noch die Unſicherheit der ungariſchen Rechtsverhältniſſe erwähnen, ſo haben wir wohl die hauptſächlicheren Urſachen verzeichnet, aus denen, neben dem Baumwollmangel, die jetzige Handelskriſe hervorgewachſen iſt.

Die engliſche Baumwoll-Manufactur mit dem Hauptſitz in den Grafſchaften Lancaſhire und Cheſhire iſt bekanntlich in den letzten Jahrzehnden zu einer wahrhaft außerordentlichen Größe emporgewachſen. Nach Parlaments-Papieren vom 11 Februar 1862 (Bericht von Mr. Baines) waren in Großbritannien nicht weniger als 30,387,507 Spindeln und 400,000 Kraftſtühle, welche zuſammen 451,569 Arbeiter beſchäftigten, in der Baumwoll-Induſtrie vorhanden. *) Das unmittelbar darin thätige Capital läßt ſich berechnen wie folgt:

30 Mill. Spindeln zu 18 Shilling . .	L. Sterl.	27,000,000
400,000 Kraftſtühle zu 24 L. Sterl. . .	„ „	9,600,000
ungefährer Werth des Materials, der heutigen Vorräthe und des Betriebs-Capitals . .	„ „	24,000,000
	L. Sterl.	60,600,000

Dieſe Zahlen wachſen jedoch ins außerordentliche, ſobald man ſich nicht lediglich auf die Baumwoll-Induſtrie ſelber beſchränkt, ſondern alle damit zuſammenhängenden Geſchäftszweige ins Auge faßt. Thut man dies und zieht man die von der Baumwoll-Induſtrie genährten Maſchinenbauer, Maurer, Schiffer, Canal- und Eiſenbahn-Beſitzer, Kaufleute u. a. in Betracht, ſo findet man, daß 4 Millionen Menſchen (14 Procent der engliſchen Bevölkerung) von jener Manufactur abhängen, und das darin mittelbar angelegte Capital hat man auf 390 Mill. L. Sterl. angeſchlagen. Bloß an Ausfuhrwerthen übergab dieſer Induſtriezweig dem engliſchen Handel im Jahre 1860 für 10 Mill. L. Sterl. Garne und 40 Mill. Gewebe. Dieſe Zahlen werden genügen, um die enorme Ausdehnung der engliſchen Baumwoll-Induſtrie darzulegen.

Bevor der amerikaniſche Bürgerkrieg ausbrach (Anfang 1861) befand ſich dieſe Induſtrie in einem ganz geſunden Zuſtande. Zwar hat man behauptet, daß auch ohne die amerikaniſche Kataſtrophe in Folge von Ueberproduction eine Kriſe hätte eintreten müſſen, allein bei genauerer Betrachtung wird man dieſer Meinung nur mit aller Vorſicht beiſtimmen können. Je nach dem Sinne, den man damit verbindet, iſt nämlich „Ueberproduction" ebenſo unmöglich wie unvermeidlich; erſteres weil von nützlichen Artikeln gar nicht genug verfertigt werden kann, und letzteres weil der Producent nie im Stande iſt, genau zu berechnen, wie viel der Markt ſofort aufzunehmen

*) Der Reichenberger Handelskammerbezirk zählt etwa 360,000 Spindeln, ganz Oeſterreich über 2 Millionen, d. i. etwas mehr als England im Jahre 1787. Der Antheil der europäiſchen Hauptländer an der Verarbeitung der Baumwolle beziffert ſich annähernd folgendermaßen: England 70%, Frankreich 13, Oeſterreich 5, Zollverein 4.

vermöge. Ein guter Geschäftsgang, hervorgegangen aus lebhafter Nachfrage und reichlicherem Ernteausfall des Rohstoffes, bringt die Baumwoll-Fabrikanten dazu, ihre Etablissements zu vergrößern und ihre Erzeugung auszudehnen. Uebertreiben sie dies, so schmälert sich ihr Gewinn und ihre Concurrenz drückt die Preise herab, dadurch erweitert sich aber wieder der Markt, neue Käufer treten auf, die Lager werden geräumt und dieselbe Quantität, die augenblicklich als „Ueberproduction" erschien, wird zu einem feststehenden Theile der Jahresproduction und bereichert unser volkswirthschaftliches Leben.

Wie groß aber der Riß sein mußte, welcher durch den amerikanischen Krieg und die dadurch veranlaßte Sperrung der Baumwollzufuhr in die blühenden Zustände der englischen Baumwoll-Industrie gemacht wurde, das geht schon daraus hervor, daß vorher etwa vier Fünftel alles in England verarbeiteten Rohmaterials aus den Vereinigten Staaten bezogen wurde. Ueber dies Verhältniß geben folgende Zahlen genauere Auskunft. England empfing im Jahre 1860 Baumwolle

aus den	Vereinigten Staaten	engl.	Centner *)	. .	9,963,309
„	Brasilien	„	„	. .	154,347
„	Egypten	„	„	. .	392,447
„	Ostindien	„	„	. .	1,822,689
„	andern Ländern	„	„	. .	86,304
			Total	Centner	12,419,096

Die Quantität amerikanischer Baumwolle, die also im Jahre 1860 noch fast 10 Mill. Centner betrug, sank im Jahre 1861 auf 7,316,969 herab und wird im Jahre 1862 auf nur 120,000 Centner angegeben, wobei man noch bedenken muß, daß das amerikanische Product — nächst dem egyptischen — eine weit bessere Qualität hat als z. B. das ostindische und daß die Spinnereien ganz auf jenes eingerichtet waren.

Das Jahr 1862 zeigt folgendes Bild der Baumwollzufuhren auf den englischen Markt:

aus den	Vereinigten Staaten	engl.	Centner	. . .	120,752
„	Brasilien	„	„	. . .	208,384
„	Egypten	„	„	. . .	526,897
„	Ostindien	„	„	. . .	3,505,844
„	andern Ländern	„	„	. . .	316,456
			Total	Centner	4,678,333

*) Der Centner = 100 Pfd., 1 Ballen = 400 Pfd. englisch; doch enthält 1 Ballen nur etwa 365 englische Pfd. gereinigte, sofort zum Verspinnen geeignete Baumwolle. 1 engl. Ctr. = 80 Pfd. Wiener Gewicht.

Unter diesen Umständen ging natürlich der Preis der Baumwolle erschreckend in die Höhe. Das Pfund amerikanische (Upland Fair), das sonst im Durchschnitt 6—7 Pences (heute 30—35 kr. ö. W.) gegolten, erreichte am 5 September und 10 October 1862 den Preis von 31 P., und gute ostindische (Surate fair) stellte sich am 5 September desselben Jahres auf 18¼ P.! Jetzt (13 Februar 1863) ist der Preis für Upland fair 24 und Surate 17 Pence.

Eine solche Steigerung des Preises des Rohmaterials auf das vier- und fünffache mußte natürlich eine gewaltige Verminderung des Consums und demgemäß auch der Production zur Folge haben.

Der durchschnittliche Verbrauch an roher Baumwolle betrug in England per Woche

im Jahre 1860	50,590	Ballen
„ „ 1861	43,340	„
„ „ 1862	22,033	„

Die Ausfuhr aus England bezifferte sich in Millionen

	i. J. 1860	i. J. 1861	i. J. 1862
von unbedrucktem Calico Mill. Yards	1,790	1,720	1,030
„ bedruckten „ „ „	960	820	700
„ Garnen . . Mill. Pfund	197	178	97

In diesen Zahlen spiegelt sich die außerordentliche Abnahme der Baumwoll-Industrie. Was aber den großen Ausfall im Consum vorzugsweise verschuldet hat, das ist durchaus nicht bloß der Mangel der amerikanischen Zufuhr. Dieser hätte wohl eine Preissteigerung der Baumwollwaren und damit allerdings auch eine *mäßige* Abnahme des Verbrauchs hervorgerufen, allein um jene erschreckende Stockung, die Sprünge, kurz die eigentlich kritischen Erscheinungen im Baumwollgeschäft der verflossenen anderthalb Jahre zu veranlassen, dazu bedurfte es noch eines ganz eigenthümlichen Elementes. Das war nämlich die völlige *Ungewißheit darüber, ob die hohen Preise des Rohstoffes dauernd sein, oder ob sie etwa mit rascher Beendigung des Krieges eben so schnell wieder sinken würden, als sie vorher hinaufgegangen.* Dadurch wurde die Speculation ebenso wild wie gefahrvoll; darum hielt der Consum sich so spröde zurück; deshalb entstand jenes zuckende Mißverhältniß der Preise, so daß die Garne oft weit billiger verkauft werden mußten, als die Rohwolle ursprünglich gekostet hatte. So lange freilich ging alles gut, so lange die Fabrikanten billig gekaufte Wolle verarbeiteten und die fertige Waare zu hohen Preisen verkauften. Als aber die Conjunctur eine rückläufige ward, da trat jene Erstarrung in die Baumwoll-Industrie, woran wir heute kranken, und welche

wir leider noch lange nicht überwunden haben, da der Weg von 24 Pences (wie die Baumwolle jetzt steht) zu 8 oder 10 P. (dem muthmaßlichen Durchschnittspreis künftiger Jahre) immer noch weiter ist, als von 31 (dem höchsten Stand) zu 24 P.

Es ist bekannt, wie unheilvoll diese Verhältnisse auf die Lage der Arbeiter in den englischen Baumwolldistricten eingewirkt haben; es ist aber nicht minder zur allgemeinen Kunde gekommen, wie die an Selbstthätigkeit und Solidarität gewohnten und mit einem Wohlstand, den die Erde niemals gesehen, reich ausgestatteten Engländer eine Summe von 2 Mill. L. Sterl. aus Beiträgen der Großgrundbesitzer und Bürger zusammenschossen, um ihre brodlos gewordenen Arbeiter in der schlimmen Zeit der Krise zu unterstützen. Doch ein näheres Eingehen auf die Form dieser Hülfeleistung würde uns von unserem Gegenstande zu weit abführen. Es sei nur noch bemerkt, daß das Maß der Unterstützung per Kopf, Groß und Klein, auf etwa $3\frac{1}{2}$ Pences, d. i. ungefähr 17 Nkr. Silber täglich festgesetzt ward. Für den enormen Reichthum Großbritanniens zeugt es, daß die indirecten Abgaben (Zölle und Accise) in dem schlimmen Vierteljahr von October bis Ende December 1862 sogar eine Zunahme gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres aufweisen, nämlich L. Sterl. 10,320,000 gegen 10,043,000. —

Nach diesem raschen Blick auf die englischen Verhältnisse kommen wir nun zur Betrachtung einiger jener Momente, welche im Gefolge der Baumwollkrise in Oesterreich und speciell in Nordböhmen hervorgetreten sind.

Was nun zunächst die Baumwollspinnerei angeht, so befand sich diese vor der Krise in einem gedeihlichen Aufschwung. Die Etablissements standen vollkommen auf der Höhe ihrer Zeit, und die Spindelzahl war in steter Vermehrung begriffen. Dieselbe betrug im Reichenberger Handelskammerbezirk, einem Gebiet von 218 Quadratmeilen und 1,600,000 Seelen

im Jahre	1846	161,642	Spindeln
„	1852	182,622	„
„	1856	265,509	„
„	1860	333,026	„
und würde bis Ende	1863 sicher auf	380,000	„ gestiegen sein.

Eine Folge unserer Zollgesetzgebung ist es, daß diese Spinnereien fast nur gröbere Garnnummern erzeugen. Seit der Zollherabsetzung von 1853 wurden mehrere Feinspinnereien cassirt und auf gröbere Nummern eingerichtet — ein, wie wir später sehen werden, sehr nachtheiliger Umstand. Vorzugsweise wurde natürlich auch hier amerikanische Baumwolle verarbeitet, auch egyptische, jedoch nur in geringer Menge; ostindische wurde der amerikanischen als Mischung zugesetzt und zwar in immer größern Antheilen mit dem Seltenerwerden des amerikanischen Rohstoffes. Jetzt ist man sogar

dahin gelangt, — und man muß darin einen erfreulichen Fortschritt unserer Spinnerei begrüßen, — daß fast allein ostindische Baumwolle genügt. Nach vielen Versuchen hat man die früher für unmöglich gehaltene Kunst erlernt, aus reiner, gutstapeliger Surate Garne bis Nr. 50, und zwar in recht leidlichen Gespinnsten zu erzielen. In Fällen, wo solidere Qualität bei Garnen vorgeschrieben ist, wendet man nur bestimmte percentuelle Beimischung egyptischer Baumwolle an, und da im Bezirke die Production der gröberen Nummern durchaus überwiegt, so ist der Verbrauch amerikanischer Baumwolle bei uns augenblicklich auf ein geringstes zurückgeführt.

In welchem Maße der Consum und die Verarbeitung der Baumwolle in unserer Gegend abgenommen, ist nicht leicht anzugeben. Zur Orientirung, im allgemeinen dient folgende Uebersicht über den Verbrauch dieses Rohstoffes in ganz Europa in den Jahren 1861 und 1862:

	1861		1862	
	Total	wöchentlich	Total	wöchentlich
Großbritannien ..	2,391,000 Ball.	45,900 B.	1,190,000 B.	22,900 B.
Frankreich	578,000 „	11,000 „	271,000 „	5,200 „
Oesterreich, Zollverein, Schweiz und sonstiges Festland..	944,000 „	18,100 „	432,000 „	8,300 „

Darnach hat ungeachtet der verschiedenen Verhältnisse (leichterer oder schwererer Bezug des Rohstoffs, Feinheitsnummern, Zollsysteme u. s. w.), worunter die Baumwoll-Industrie arbeitet, eine bemerkenswerth *gleiche* Abnahme in den verschiedenen Ländern stattgefunden. *Im allgemeinen verarbeitete das Jahr 1862 nur etwa* $^{9}/_{20}$ *von dem Betrage von* 1861. Diesen Maßstab auch für unsere Gegend angenommen, würde sich, da im Jahre 1861 der Consum etwa 200,000 Ctr. betragen haben soll, für 1862 eine Quote von etwa 90,000 Ctr. herausstellen. In ganz Oesterreich ergiebt sich nach den amtlichen Ausweisen im Jahre 1862 eine Einfuhr roher Baumwolle von 386,361 Ctr.*) gegen 881,109 im Vorjahre. Von jenen wurden den böhmischen Zollämtern 210,759 Ctr. zugeführt.

Wenn also im Kammerbezirke im Jahre 1861 340,000 Spindeln vielleicht 200,000 Ctr. brauchten und die im Jahre 1862 vorhandenen 360,000 Spindeln nur 90—100,000 Ctr. zu verarbeiten hatten, so kann man auf das Maß der Arbeitsverkürzung und Stockung einen annähernden Schluß machen. Ganz stillgestellt sind augenblicklich nur wenige, meist kleinere Spinnereien; diese eingerechnet wird man sagen können, daß durchschnittlich noch 7 Stunden am Tag gearbeitet wird, wobei jene Etablissements,

*) Diese sämmtlichen Ziffern erscheinen alle etwas nieder.

welche nicht für ihre eigenen Webereien, ſondern zum Verkaufe ſpinnen, beſonders wenn ſie auf Bobinen-Garne eingerichtet ſind, ſich noch am erträglichſten befinden.

Als den Zeitpunct des Beginnes der eigentlichen Kriſe kann man den Mitſommer verfloſſenen Jahres bezeichnen, als in Folge des Ausbleibens der amerikaniſchen Zufuhr die Vorräthe in Liverpool ſich erſchreckend minderten und die Preiſe eine ſchwindelnde Höhe erklommen. Da die öſterreichiſchen Spinner wegen ihrer Entfernung von den Hauptmärkten für Baumwolle genöthigt ſind, ſich größere Vorräthe auf Lager zu halten, ſo konnten ſie allerdings noch einige Zeit mit einem zu mäßigen Preiſen angekauften Rohſtoff arbeiten. Dies hatte aber den Nachtheil, daß fertige Waare nicht entſprechend in die Höhe ging und die Spinner mit rechtzeitiger Ergänzung ihrer Vorräthe zögerten. Sie arbeiteten zunächſt ihre Lager auf. Als ſie ſpäter dennoch zugreifen mußten, und den Markt mit einer aus theuerm Rohſtoff gefertigten ausreichenden Waarenmenge verſorgten, fanden ſie, daß die Conſumtion, in der Hoffnung auf einen Rückſchlag, ihnen ſelbſt mäßige Forderungen für ihr Fabrikat nicht bewilligte. Inwiefern die Conſumenten ſich von der Erwartung auf eine Wendung im amerikaniſchen Bürgerkrieg beeinfluſſen ließen, und wie weit ſie deshalb hinter den Forderungen der Producenten zurückblieben, erhellt aus nachfolgender Zuſammenſtellung; es koſtete

1862	Surate, Mittelſorte pr. 100 Pfd. Wiener Gewicht	Amerik. Mittelſorte pr. 100 Pfd. Wiener Gewicht	Kette Nr. 20 pr. 1 Pfd. engl. Gewicht	Kette Nr. 36 pr. 1 Pfd. engl. Gewicht.
Januar	fl. 69	fl. 110	84 kr.	108 kr.
Februar	„ 68	„ 108	83 „	106 „
März	„ 66	„ 107	82 „	105 „
April	„ 67	„ 106	81 „	104 „
Mai	„ 66	„ 104	78 „	104 „
Juni	„ 78	„ 112	84 „	111 „
Juli	„ 97	„ 130	110 „	128 „
Auguſt	„ 108	„ 165	125 „	155 „
September	„ 118	„ 198	130 „	185 „
October	„ 112	„ 190	128 „	180 „
November	„ 107	„ 160	120 „	160 „
December	„ 110	„ 155	115 „	150 „
1863 Jan.	„ 114	„ 145	115 „	140 „

zur Vergleichung führen wir noch folgende Durchſchnittspreiſe an:

1857 Jan.	fl. 34	fl. 46	55 kr.	66 kr.
1858 „	„ 34	„ 49	53 „	65 „
1859 „	„ 38	„ 47	55 „	66 „
1860 „	„ 39	„ 50	62 „	71 „

Man ſieht hieraus auf den erſten Blick, daß der Rohſtoff im Vergleich zu den Jahren 1857—60 um das dreifache theurer geworden iſt, während die Garnpreiſe nicht ganz auf das doppelte geſtiegen ſind.

Es ergiebt ſich ferner aus obiger Tabelle, daß in Wirklichkeit der Rohſtoff zuweilen mehr koſtete, als die fertige Waare. Zu der Zeit, wo wir dies ſchreiben (Mitte Februar 1863) koſtet z. B. der Wiener Ctr. 114 fl. Bei Verſpinnung eines Wiener Centners ergeben ſich 80 Pfd. Garn und 20 Pfd. Abfälle. Aus 1 Wiener Ctr. Rohwolle gewinnt man demnach 1 engl. Ctr. Garn (= 80 Pfd. Wiener Gew.). Schlägt man nun hierzu die Koſten der Verſpinnung, die bei groben Nummern 8 bis 10 fl. per Ctr. betragen, ſo ſollte das fertige Garn 114 + 8 = 122 kr. per Pfund koſten. Der Marktpreis iſt aber nur 105 bis 110 kr. Geſetzt nun auch, daß dieſe Differenz durch die Verwerthung der Abfälle gemindert wird, ſo beweiſen doch dieſe Zahlen genügend, in welche Verlegenheiten ſich der nordböhmiſche Spinner jetzt zuweilen verſetzt ſieht.

Sowohl Rückſichten der Menſchlichkeit wie der Geſchäftsklugheit (Verzinſung des ſonſt todtliegenden fixen Capitals und Zuſammenhaltung des geübten Arbeiterſtocks) laſſen den Spinner nicht leicht ſeine Fabrik ſchließen. Aber aus obigen Ziffern wird es klar, daß eine Fortführung der Production entweder unmöglich war oder doch nur unter Opfern ſtattfinden konnte. Man muß es unſern Spinnern nachrühmen, daß ſie bis an die äußerſte Grenze gingen, und auch dann, als ſie bedeutende Kürzungen der Arbeit oder vollſtändige Schließung ihrer Etabliſſements eintreten laſſen mußten, ſorgten ſie doch nach Möglichkeit für ihre Arbeiter, indem ſie dieſelben irgend auf andere Weiſe verwendeten oder ihnen, auch wenn ſie gar keine Arbeitsleiſtungen in Anſpruch nahmen, einen Theil ihres früheren Lohnes auszahlten. Hier zeigten ſich alſo die guten Folgen des eigentlichen Fabrikſyſtems: das große Capital warf ſich der Kriſe entgegen und bewährte ſich als auffangendes und mäßigendes Schutzmittel gegen die ärgſten Calamitäten.

Dies günſtige Moment fehlt bei einem beträchtlichen Theile der Weberei. Während die Baumwollſpinnerei längſt den Maſchinen übertragen iſt und die Spinner eigentliche Fabrikarbeiter, gruppirt um einen capitalbeſitzenden Unternehmer, geworden ſind, hat ſich in der Weberei, neben der neuerdings kräftiger emporkommenden Maſchinenarbeit noch eine ſehr bedeutende Zahl von Handwebern erhalten, welche die ſcheinbare Selbſtändigkeit, die ſie beſitzen, in Zeiten der Kriſe ſchwer büßen müſſen. Ganze Ortſchaften ſind ausſchließlich mit Baumwollwebern gefüllt, und hier hat die Nothlage auch jetzt wieder gleichſam ihren Keſſel gefunden.

Ueber den Antheil, den die Maſchine und die Hand an der Baumwollweberei bisher genommen exiſtiren folgende Angaben. Im Reichenberger Bezirke befanden ſich

	Handwebſtühle	Regulatoren (dandy looms*)	Kraftſtühle
Ende 1851 ungefähr	60,000	100	150
„ 1856 „	56,874	1238	570
„ 1860 „	55,656	8400	4700.

Die Zahl der Handſtühle iſt übrigens eine ſchwankende, da ſie je nach der Jahreszeit und der relativen Lage der Weberei und der andern Induſtriezweige bald verlaſſen bald wieder vorgenommen werden. Aber auch hievon abgeſehen ſcheint uns dieſe Zahl eine unſichere, da zu Anfang des Jahres 1863 das Büreau der Reichenberger Handelskammer ermittelt hat, daß „von den 86,000 Baumwollwebſtühlen" des Bezirkes derzeit 36,000 feierten.

Ueber das Concurrenzverhältniß zwiſchen Maſchine und Hand ſei ein Beiſpiel anzuführen geſtattet. Ein Maſchinenweber leitet gleichzeitig zwei Kraftſtühle und liefert bei einer Arbeitszeit von 12 Stunden 25 — 30 Ellen glatter, ſchwerer Cottone ab. Ein beſonders fleißiger Handweber, der mit einem Regulatorſtuhl arbeitet, kann bei einer Arbeitszeit von 14 — 16 Stunden nur 18 — 22 Ellen anfertigen. Aber nicht nur die geringere Quantität der Leiſtung wirft den Handweber zurück, ſondern auch die ſchlechtere Qualität und die tief eingewurzelte Gewohnheit des „Metzens", d. i. der Entfremdung von Rohmaterial durch die Handweber.

Eine natürliche Folge hievon iſt, daß ſich dieſe Handweber ſelbſt in ſogenannten „guten" Zeiten nur ſehr theilweiſe in zufriedenſtellender Lage befinden. Obgleich in gewiſſen Gattungen der Weberei, z. B. in Rumburger Waaren (leichte Frauenkleider) ein geſchickter Handweber vor der Kriſe bis zu 8 fl. und mehr verdiente, ſo kann man doch im allgemeinen den Wochenlohn der Handweber nicht höher als 3 — 4 fl. anſchlagen. Unfähig, auf die Dauer mit der Maſchine zu concurriren, gleichen dieſe guten Leute ſchwimmenden Körpern, die faſt dieſelbe ſpecifiſche Schwere haben, wie das Waſſer und ſich darum nur mit größter Anſtrengung oben erhalten: ein leiſer Druck und ſie ſinken unter. Dieſer Druck erfolgte nun in vollem Maße durch die Baumwollkriſe. Wie die Spinner, nur vielleicht in noch höherem Grade, hatten die Weber mit Theuerung des Materials, Abnahme des Conſums und beſonders dem Mißverhältniß zwiſchen Garnen und der fertigen Webwaare zu kämpfen. Aus 1 Pfund Garn Nr. 10 kann man 5 Ellen fertige Waaren (5 Schneller per Elle; $^4/_4$ Wr. Elle = $^5/_4$ böhm. Elle Breite) an-

*) Eine verbeſſerte Art von Handſtühlen.

fertigen. Rechnet man auf die Elle an Rohstoff 18 kr. und an sonstigen Spesen 6 kr., so müßte darnach die Elle wenigstens mit 24 kr. verkauft werden. In der schlimmen Zeit zu Ende des Jahres 1862 waren dafür zuweilen nur 17 kr. erhältlich!

Wenn jetzt (Mitte Februar) ein Fabrikant, welcher noch Garne auf Lager hat, dieselben verkaufen würde, so erhielte er etwa 110 kr. pr. Pfund; wenn er sie aber verweben läßt, so bekommt er für diese Waare nur 90 kr. Er verliert also nicht nur den ganzen Weblohn, sondern er büßt noch thatsächlich an Rohstoff ein! In Reichenberg ereignete sich zu Anfang des Januars der bezeichnende Fall, daß einem geachteten Industriellen, der im vorhergehenden Jahre 500 Stück Hosenstoffe zu 32 kr. nach Italien verkauft hatte, 300 Stück davon zu 28 kr. zum Rückkauf angeboten wurden. Und vor einem Jahre hatte das Garn 76 kr. gekostet, während es jetzt billigstens zu 90 kr. zu haben ist! Solche Verhältnisse können nun freilich nicht von Dauer sein, aber man ersieht daraus, welche seltsamen Complicationen die Krise mit sich brachte.

Unsere besteingerichteten Webereien werden heute kaum billiger arbeiten können als wie hier verzeichnet:

10 Pfund Garn zu 140 kr.	fl. 14
10 „ „ „ 160 „	„ 16
Directe Auslagen	„ 2
Indirecte „	„ 1
Abschreibung, Zinsen u. s. w. . . .	„ 1
	fl. 34

Diese fl. 34 per 120 Ellen sind schwerste 68½ gängige sogenannte ⅞ Cottone wozu die Elle sich dem Weber auf 28⅓ kr. ohne jedweden Gewinn calculirt.

Folgende Aufstellung vergleichender Durchschnittspreise von Baumwolle, Garnen und Cottonen vom Jahre 1857 bis Ende 1862 scheint uns von großer Wichtigkeit zur Beurtheilung der gegenwärtigen Lage unserer Baumwoll-Industrie, wozu wir noch beifügen müssen, daß eine solche Zusammenstellung vom Monat Januar 1863 bis heute ein noch viel grelleres Bild liefern würde, weil darin die Durchschnittspreise der Baumwolle mit ungefähr fl. 110 für ostindische (Surate) und fl. 150 für amerikanische (Orleans) berechnet werden müßten. Es kostete:

Im Jahre	Rohe Baumwolle		Garne		fertiges Gewebe
	100 Pfd. W. G. Surate oder fair dhollera	100 Pfd. W. G. Middl. Orleans	1 Pfd. engl. Kettengarn Nr. 20	1 Pfd. engl. Kettengarn Nr. 36	1 Elle schwerstes 68½ gängiges sog. ¾-Cotton
	fl.	fl.	Neukr.	Neukr.	Neukr.
1857	34	46	55	66	16¼
1858	34	49	53	65	15¾
1859	38	47	52	66	16½
1860	39	50	62	71	16⅜
1861	50	70	72	86	18¼
1862	89	137	110	133	23¾

Wie man hieraus sieht, ist Rohwolle fast um das Dreifache theurer geworden, während Garne nur doppelt so viel und fertige Waare gar nur um ⅓ mehr kostete als früher! Je höher hinauf, um so gefährlicher wird das Geschäft. Die Druckereien sind vielleicht noch am allerschlimmsten daran.

Wie schon früher bemerkt, wurden die Handweber von dieser Calamität am härtesten betroffen, weil ihr Zusammenhang mit dem capitalbesitzenden Unternehmer örtlich wie geschäftlich ein ziemlich loser ist. Während die Besitzer einer mechanischen Weberei, wenn auch mit großen Anstrengungen, ihre Arbeiter ernährten und zusammenhielten, konnten die Factoren, welche Kette und Garn an die Handweber in das Haus geben und erst die fertige Waare wieder empfangen, eine solche Verantwortlichkeit nur in beschränktem Maße anerkennen *). Einige thaten es; Andern, die ihre Stühle über ganze Ortschaften, oft viele Stunden von ihrem Wohnsitze entfernt, ausgebreitet hatten, war es thatsächlich unmöglich. An solchen Orten nun mußte die Krise am schwersten werden, und so sind namentlich einerseits die Bezirke Schluckenau, Rumburg, Warnsdorf und andererseits Königinhof, Starkenbach und Umgegend in große, weitverbreitete Nothlage hineingerathen. Eine Menge Stühle sind hier stillgestellt, und man muß es den braven Leuten zur Ehre nachsagen, daß sie das ungewohnte Feiern, das Nichtarbeiten, fast ebenso schwer empfinden, als die Entbehrung des Verdienstes. Die zwei

*) Als ein nicht ungefährliches Element erwiesen sich namentlich im Riesengebirge solche „Industrielle," welche den Betrieb einer Baumwollweberei nicht als feste Lebensaufgabe, sondern vom Standpuncte börsenmäßiger Speculation anzusehen scheinen. Diese lockten in günstigen Zeiten durch hohe Löhne eine Menge Existenzen an, um sie beim ersten Heranziehen der Krise am frühesten hülflos fallen zu lassen.

Gulden, von welchen eine Weberfamilie zur Noth ihr kümmerliches Daſein friſtet, fehlen in gar vielen Fällen; hier mußte alſo die öffentliche Wohlthätigkeit eintreten.

Ein ungünſtiger Umſtand war es auch, daß unſere Gemeindezuſtände erſt im Uebergange begriffen ſind; es fehlt alſo jene ſchöne Armenpflege, jenes feſte Geflecht ſolidariſchen Gemeinſinnes, welches in England in Gemeinde, Kirchſpiel und Grafſchaft ſich helfend und erhaltend zwiſchen dem Bedürftigen und jedem Wohlhabenden, Fabrikanten wie Großgrundbeſitzer hinſpinnt. Viel geſchah hingegen bei uns durch den guten und edeln Willen Einzelner, und das Uebrige thaten bisher die Vielheit unſerer Erwerbsverhältniſſe, der gute Ausfall der letzten Ernte, der milde Winter und die bewundernswerthe Genügſamkeit unſerer braven Gebirgsbewohner. Alle Anerkennung verdient auch die Umſicht und Sorgfalt der Behörden. Kommt übrigens das Frühjahr heran, ſo wird gewiß *ſofort* zum Bau jener Stein- und Eiſenſtraßen geſchritten, welche nicht nur den Erwerbloſen Unterhalt bringen, ſondern auch eine Nothwendigkeit für Nordböhmen ſind, wobei wir namentlich auf die Bahnlinien von Schwadowitz nach Schleſien und von Tetſchen nach Zittau hinweiſen wollen.

Dieſe Eiſenbahnen, welche einerſeits die ſchleſiſche und andererſeits die Teplitzer Kohle den induſtriereichen Gegenden Nordböhmens zuführen ſollen, haben insbeſondere die große Bedeutung, daß dadurch der Uebergang der Handweberei zur Maſchinenarbeit erleichtert und beſchleunigt wird. In glatter Waare iſt der Wettſtreit der Hand- mit der Dampfkraft ein trauriger und auf die Dauer ein unhaltbarer; in gemuſterten und bunten Artikeln wird da gegen die Hand noch lange ihr Recht behaupten. Bei dem Uebergang zu letzterer könnten vielleicht einfache Muſterwerkſtätten und in abgelegenen Landſchaften auch Wanderlehrer viel Gutes ſtiften.

Im benachbarten Preußiſch-Schleſien, namentlich in den Kreiſen Reichenbach und Waldenburg, haben ſich viele Baumwollweber wieder der Leinenweberei zugewendet. Auch dieſſeits, in Rumburg nämlich, wurde damit ein Anfang gemacht, der noch vielverſprechender ſein würde, wenn nicht auch die Leinenweberei ſelbſt augenblicklich darniederläge. An dem Webſtuhle brauchen bekanntlich in dieſem Falle keine Aenderungen vorgenommen zu werden, und wenn der Handweber dabei geſchickt genug iſt, ſich auf Kunſtweberei zu werfen, ſo kann das allgemeinere Wiederaufleben eines Induſtriezweiges, welcher, auf heimiſchen Rohſtoff gewendet, einſt hauptſächlich den Wohlſtand des böhmiſchen Gebirges begründete, nur lebhaft begrüßt und unterſtützt werden, und zwar um ſo mehr, da ihm bereits eine kräftig aufblühende Maſchinenſpinnerei zur Seite ſteht. Nur wird die Bleicherei mit größter Sorgfalt und Vorſicht gepflegt werden müſſen.

Ein eigentliches Erſatzmittel für die Baumwolle hat ſich noch nicht finden laſſen. Die großen Erwartungen, die man in dieſer Beziehung auf Dſchute ſetzte, gingen nur ſehr theilweiſe in Erfüllung. Doch iſt auch im weſtlichen Böhmen, wie wir hörten, eine derartige Spinnerei eingerichtet worden. In England hat die Einfuhr von Dſchute in den erſten eilf Monaten 1862 nicht ſtark zugenommen, nämlich 859,044 Ctr. gegen 798,149 Ctr. in der gleichen Zeit des Vorjahrs 1861. Das ſpricht gerade nicht für eine bedeutende Zukunft dieſes Artikels.

Inwieferne jedoch Schafwolle und Leinen zu manchen Zwecken in Verwendung kommen wo bisher Baumwolle gebräuchlich war, das wird weſentlich von dem künftigen Preiſe der Baumwolle abhängen. Dieſer, ſowie Sitte, Mode, Erfahrung, werden das gegenſeitige Verhältniß dieſer Artikel erſt wieder neu feſtſtellen müſſen. Ein Vergleich der Preiſe von Baumwolle und der wichtigſten Wollſorten des Londoner Marktes zu Ende der letzten drei Jahre ergiebt pr. Pfd.

	Ende 1860		1861		1862	
Baumwolle, mittel Orleans	7⅜	Pence	12	P.	24	P.
Schafwolle, oſtind., gewöhnliche gelbe	7¾	„	8	„	10	„
„ Buenos Ayres	10½	„	8¾	„	9	„
„ vom Cap.....	18	„	16	„	17	„
„ engl. Fließ- und Kammw.	21	„	20	„	21½	„
„ auſtraliſche Fließe	24	„	22	„	23	„

Wir wiſſen wohl, wie viel an Baumwollſtoffen die Welt aufnehmen kann, wenn der Rohſtoff zu Liverpool 1 Sixpence und fertiges Gewebe 3 Pences per Yard koſtet, aber wie ſtark der Verbrauch ſein wird, wenn Baumwolle nur zu 18 Pences und Cottone zu einem entſprechenden Preiſe zu haben ſind, darüber kann man nur Vermuthungen hegen. So viel ſteht feſt, daß die engliſche Induſtrie mit jener Energie, welche nur einem ſo capitalgefüllten Lande möglich iſt, gleichſam ihre Operationsbaſis gewechſelt und ſich auf die Production anderer Bekleidungsſtoffe geworfen hat. Die Einfuhr von Flachs in Großbritannien ſtieg in den eilf Monaten Januar bis Ende November 1862 auf 1,629,706 Ctr. gegen 1,192,143 Ctr. im Vorjahr, Hanf ebenſo von 699,634 auf 825,183 Ctr., Wolle von 127,221, 363 Pfd auf 145,538,769 Pfd. und in entſprechender Weiſe nahm auch die Ausfuhr der Garne und fertigen Waaren zu. In Oeſterreich läßt ſich von einer ſolchen Wendung noch wenig ſpüren, woran theils die unendlich geringere Menge und Flüſſigkeit des Capitals, theils auch die bei uns allgemeine Handelskriſe die Schuld trägt. Zur Orientirung ſeien einige Verhältnißzahlen angeführt, die ſich auf die erſten eilf Monate der betreffenden Jahre beziehen.

England exportirte		i. J. 1861	i. J. 1862
Leinen-Garn	Pfd.	25,000,000	30,000,000
Leinen-Waare	Yards	108,000,000	139,000,000
Leinen-Zwirn	Pfd.	2,195,000	3,500,000
Woll-Waare	Stück	538,000	1,233,000
Flannell	Yards	4,076,000	6,120,000
Teppiche	„	3,646,000	4,998,000
Shawls und Wolldecken .	Stück	656,000	933,000

Oesterreich dagegen exportirte in den ersten eilf Monaten

		i. J. 1861	i. J. 1862
Leinen-Garn	Ctr.	29,297	49,159
Leinen-Waare	„	80,176	83,631
Woll-Waare	„	56,846	56,989

Es ist also nur bei der Leinenspinnerei, einem seit längerer Zeit in gedeihlichem Aufschwung begriffenen Industriezweig eine merkliche Vermehrung eingetreten, und wir fürchten, daß die nächst bevorstehenden Ausweise, besonders seit 1863 noch weit ungünstiger lauten werden.

Was den Artikel Baumwolle betrifft, so betrug die Einfuhr in

Oesterreich		i. J. 1861	i. J. 1862
Rohe Baumwolle	Ctr.	840,369	373,991
Baumwollgarn	„	184,772	115,852

Wenn diese Ziffern ganz verläßlich sind, so ergiebt sich daraus der ungünstige Umstand, daß die Einfuhr fremden Garnes lange nicht in demselben Maße abgenommen hat, als die Einfuhr der rohen Wolle, daß also der Ausfall am Garnverbrauch hauptsächlich auf die einheimischen Spinnereien fällt. Es scheint diese unerfreuliche Thatsache nicht nur mit den bekannten Vortheilen der englischen Industrie, sondern auch insoferne mit unserer Zollgesetzgebung zusammenzuhängen, als diese bekanntlich grobe und feine Garnnummern ganz gleich beschützt; deshalb verlegten sich die österreichischen Spinnereien vorzugsweise auf gröbere Nummern und diese mußten bei der jetzigen Krise, die eine Krise des Rohstoffes und nicht des Arbeitslohnes ist, natürlich am meisten leiden. Bei den feinen Nummern (z. B. Nr. 200) fällt $^1/_{10}$ des Werthes auf das Material, bei den groben aber $^2/_5$ und mehr. Daher kommt es, daß die englischen Spinnereien, insoferne sie verhältnißmäßig mehr Feinspindeln enthalten, besser fortarbeiten können als die unsrigen.

Keine günstigere Resultate ergeben sich bei den fertigen Geweben. Es betrug nämlich in eilf Monaten

	i. J. 1861	i. J. 1862
die Einfuhr von Baumwollwaaren	3895 Ctr.	4225 Ctr.
die Ausfuhr „	30,213 „	20,291 „

Auch dieſe Zahlen beweiſen deutlich, daß die einheimiſche Induſtrie mehr durch die Baumwollkriſe leidet, als die fremde.

Vielleicht iſt es nicht unſtatthaft, wenn wir nun noch über die nächſte Zukunft der Baumwollinduſtrie einige beſcheidene Vermuthungen hier ausſprechen. Wie ſchon früher bemerkt, liegt die eigentliche Schwierigkeit in der Unberechenbarkeit der amerikaniſchen Verhältniſſe. Jede Gewißheit, auch die ſchlimmſte, wäre der gegenwärtigen Unſicherheit vorzuziehen. Wenn heute die Vereinigten Staaten im Meer verſänken, oder wenn, was für unſeren Geſichtspunct faſt daſſelbe wäre, ein allgemeiner Sclavenaufſtand die Grundfeſten des Baumwollbaues erſchütterte, ſo wüßten wir doch, woran wir uns zu halten hätten, es würden die gegenwärtigen Hungerpreiſe der Baumwolle bleiben und ſelbſt vielleicht noch ſteigen, aber dieſe hohen Preiſe würden dem Baumwollbau in allen dazu geeigneten Orten der Erde einen gewaltigen und dauernden Sporn verleihen, das Capital würde ſich mit Beruhigung in dieſe Bahn werfen, und die Induſtrie würde binnen einiger Zeit ſo viel Baumwolle erhalten, als zur Herſtellung der vom Weltmarkt geforderten und zu verhältnißmäßig hohen Preiſen aufzunehmenden Baumwollfabricate erforderlich iſt. So einfach liegt aber die Sache nicht. Zwiſchen den Parteimeinungen der Republicaner und Demokraten, zwiſchen den Intereſſen der Neu-Englandſtaaten (New-York u. a.) und der ſogenannten Mittelſtaaten (Virginien, Kentucky, Teneſſee u. a.) hin- und hergetrieben, konnten ſich die Unioniſten bisher weder zu einer entſchiedenen Emancipationspolitik, noch zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Südens entſchließen. Daher der ſchleppende Charakter des Krieges, daher auch die Baumwollkriſe. Der Krieg kann noch Jahre lang dauern, aber es kann auch Friede werden, vielleicht in dieſem Sommer ſchon, und dieſe letzte Ausſicht genügt, um die Producenten der Baumwolle in allen andern Weltgegenden ſchüchtern zu machen und Conſumenten von Baumwollfabricaten zur größten Zurückhaltung zu beſtimmen.

Und wenn nun dieſe Ungewißheit fortdauert, vielleicht noch Jahre lang fortdauert, — was wird dann das Schickſal der Baumwoll-Induſtrie ſein? Was wird aus den Milliarden darin verwendeten Capitals und den Millionen dabei beſchäftigter Menſchen werden?

Dieſe Frage iſt allerdings eine furchtbar ernſte. Wenigſtens werden wir jedoch einige beruhigende Momente hervorheben, die jene Beſorgniſſe, wenn auch nicht beſeitigen, ſo doch mildern können.

Die heilende und ausgleichende Kraft der Zeit iſt es, der wir vertrauen. Nehmen wir ſelbſt den ſchlimmſten Fall an, daß nämlich der Krieg noch Jahre lang ohne Entſcheidung anhält, ſo werden ſich doch auch wieder einige günſtige, mildernde Momente geltend machen. Die Preiſe des Rohſtoffes und

des Fabricates müſſen nämlich mit der Zeit einen mehr proportionalen und ſtetigeren Charakter annehmen, weil die Gefahr eines plötzlichen Hereinbruches der amerikaniſchen Baumwollballen immer mehr ſchwindet.

Die in den Südſtaaten von früher her gleichſam aufgeſtaute Baumwollmenge ſchlägt man auf höchſtens 4 Mill. Ballen an. Die Ernte von 1863 fällt aus. Geſetzt, der Friede wird noch in dieſem Jahre geſchloſſen, ſo wird doch vor 1865 kaum neue amerikaniſche Baumwolle zu uns herüberkommen. Jene 4 Millionen, von denen ein beträchtlicher Theil gewiß von Amerika ſelbſt zum Verbrauch zurückbehalten wird, vertheilen ſich alſo auf Deckung des Bedarfes von mindeſtens zwei Jahren, und dadurch wird ihre gefährliche Stoßkraft gebrochen. Je länger der Krieg dauert, um ſo leichter wird dieſer Biſſen, wenn er endlich ankommt, von der ausgehungerten Baumwoll-Induſtrie Europa's, die an einen Jahresverbrauch von mehr als 4½ Millionen Ballen gewöhnt iſt, verdaut werden, und um ſo weniger iſt alſo ein ſo plötzlicher Rückgang der Preiſe des Rohſtoffes wie der fertigen Waare zu gewärtigen.

Steht dies einmal feſt, ſo wird ſich das europäiſche Capital mit weit größerer Beruhigung dem Anbau der Baumwolle in anderen Ländern, in Egypten, Algier, Braſilien, Auſtralien, China und Indien überlaſſen,*) und wir werden auf eine ſtetige, wenn auch natürlich eingeſchränkte Zufuhr von dem fraglichen Artikel rechnen dürfen.

Außerdem bedenke man doch, daß die amerikaniſche Production der Baumwolle am Ende des Krieges zwar nicht beſeitigt, aber jedenfalls ſchwer erſchüttert ſein wird. Die Cultur der Felder wird gemindert, Maſchinen werden zerſtört und Capitalien vernichtet, die Sclavenarbeit wird ſchwieriger, der leitende Unternehmergeiſt ſeltener geworden ſein. Die Production wird alſo mit einem Worte vertheuert ſein. Auch müßten wir die Amerikaner ſchlecht kennen, wenn ſie nicht — gleichviel, ob der Süden oder der Norden ſiegt — den Verſuch machen ſollten, einen nicht geringen Theil ihrer Kriegskoſten und Schulden dem europäiſchen Baumwollbedarf aufzuladen. Sie werden ohne Zweifel die Baumwolle ſo hoch beſteuern, wie es nur irgend möglich iſt. Und auch dies wird künftig einer großen Billigkeit des Artikels im Wege ſtehen.

Aus allem dem dürfte ſich ergeben, daß wir für eine Reihe von Jahren hinaus auf den Gedanken verzichten müſſen, die Baumwolle wieder bei einem

*) Welche Anſtrengungen jetzt ſchon die Engländer in Indien machen, geht daraus hervor, daß dort allein für Eiſenbahnbauten in kurzem 70 Mill. L. Sterl. britiſches Capital angelegt ſein werden. Die Frage, ob es für die Welt heilſam ſei, daß England dann das Monopol der Baumwolle beſitzen werde, iſt doch wohl noch verfrüht; mehr wie 1 Mill. Ballen hat Oſtindien noch nie ausgeführt, obſchon die Production des Landes auf mehrere Mill. Ballen angeſchlagen wird.

Preiſe von 7 Pences ankommen zu ſehen. Selbſt bei baldiger Beendigung des Krieges wird einem plötzlichen Fallen ein Steigen folgen. Wir müſſen uns dauernd auf einen Preis gefaßt machen, welcher zwiſchen dem früheren Normalpunct und der Siedhitze des letzten Jahres in der Mitte liegt, und es iſt vom höchſten Werthe für unſere Induſtrie, daß ſich die Ueberzeugung hievon in weiteren Kreiſen befeſtige. Je unwahrſcheinlicher es wird, daß in einer nahen Zukunft die Preiſe wieder auf das frühere niedere Niveau ſinken, um ſo mehr wird die krankhafte Spannung aus dem Geſchäfte weichen, und um ſo eher werden die Conſumenten geneigt ſein, ſich, wenn auch zu höhern Preiſen, wieder annähernd in früherem Maße mit Baumwollwaaren zu verſorgen. Der kaum erſt beendete Brünner Markt zeigt die erſten ſchüchternen Schritte auf dieſer Bahn. Man wird ſich, wie bei Brod und Fleiſch, auch bei Baumwolle an höhere Durchſchnittspreiſe gewöhnen müſſen. Eine lohnende Aufgabe der Publiciſtik wird es ſein, den Durchbruch dieſer Anſicht, von welchem eine geſündere Geſtaltung des ganzen Baumwollgeſchäftes abhängt, befördern zu helfen.

Eine andere Heilmethode wird nicht zu finden ſein. Für die Zwiſchenzeit müſſen Straßenbauten und directe Unterſtützungen aushelfen.

Dr. **Peez.**

Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der technischen Institute.

Von Dr. A. Winckler, Professor am st. st. Joanneum zu Gratz.

Die in der Organisation unserer technischen Institute liegenden Mängel sind in die Augen fallend, und es ist schon oft auf die Nothwendigkeit, denselben abzuhelfen, hingewiesen worden, — auf die Nothwendigkeit, eine Organisation einzuführen, wie sie die Bedürfnisse der Zeit und die rasch vorgeschrittenen technischen Wissenschaften, sowie die Interessen der studirenden Jugend fordern, und wie sie nicht nur in Frankreich seit mehr als einem halben Jahrhundert, in mehreren deutschen Staaten seit Decennien, sondern in Belgien, in der Schweiz, kurz, fast in allen Staaten des Continents in sehr nahe übereinstimmender Form eingeführt worden ist.

Um die Dringlichkeit der Reform näher darzuthun, genügt es, an folgende allbekannte Mißstände zu erinnern.

Obgleich der Unterricht in Folge der bestehenden Organisation größtentheils nur theoretisch und vorbereitend ist, so nimmt er doch Jahre für sich in Anspruch, überladet die Schüler in unzweckmäßigster Weise mit theoretischen Studien, ohne sie darum für den Gebrauch der Theorie tüchtig zu machen, weil die wichtigsten und schwierigsten Disciplinen, wie Mathematik, Mechanik u. s. w. mit gehäufter Stundenzahl auf je ein einziges Jahr concentrirt werden. Der schlimmste Tadel aber trifft nicht sowohl die Unvollkommenheit der theoretischen Bildung, als vielmehr die völlig unzureichende Ausbildung in den allerwichtigsten praktischen Fächern, wie Architektur, Wasser- und Straßenbau, Maschinenbau u. s. w. Jeder dieser Gegenstände wird nämlich in je einem Schuljahr absolvirt, die beiden ersteren sogar von einem einzigen Professor gelehrt, daher wie dies bei dem großen Umfange dieser praktisch so wichtigen Fächer nicht anders möglich ist, auf triviale

Elemente beſchränkt, und den Schülern häufig nur oberflächlich oder receptmäßig vorgetragen. Statt ſelbſtändige Entwürfe machen zu lernen, müſſen ſich die Schüler größtentheils mit Copiren von Vorlegeblättern beſchäftigen, was ſchon allein zu wiſſen genügt, um einzuſehen, daß auf ſolche geisttödtende Weiſe tüchtige Techniker nicht herangebildet werden können. Ja man hat es mit der praktiſchen Seite der techniſchen Studien ſo dilettirend und ſorglos genommen, daß man bis in die neueſte Zeit ſelbſt am Wiener polytechniſchen Inſtitute nicht einmal Vorträge über Maſchinenbau, geſchweige denn einen Unterricht im Maſchinenconſtruiren ertheilen ließ.

Noch greller als in Hinſicht auf die einzelnen Unterrichtsgegenſtände zeigen ſich die Mißſtände bezüglich des Studienplanes, nämlich der Gruppirung der Lehrgegenſtände, wie ſie zur Heranbildung von Ingenieuren, Architekten, Maſchiniſten, chemiſchen Technikern erforderlich ſind. Der gegenwärtig beſtehende, mehr als vierzig Jahr alte Studienplan der öſterreichiſchen Inſtitute weiß eigentlich nichts von jenen Fächern, denn für ihn iſt es ganz gleichgültig, ob ein Studirender Architekt, Ingenieur u. ſ. f. werden will. Hier wird alles planlos durch einander ſtudirt, als ob es gar nicht darauf ankäme, welches Fach der Studirende ſpäter ergreift. In der Regel muß nämlich jeder angehende Techniker alle theoretiſchen Gegenſtände durchlaufen und dann, wie oben ſchon bemerkt wurde, ein wenig von der Architektur, ein wenig vom Ingenieurfach und äußerſt wenig vom Maſchinenfach mitnehmen, um nach vierjährigem Studium mit einer techniſchen Bildung und einigen Zeugniſſen abzuſchließen, von welchen in voller Wahrheit der Spruch gilt: ex omnibus aliquid, in toto nihil! — Und dies ſind die Erfolge von Anſtalten, welche dem Staate ſo große Summen koſten (das Wiener Polytechnicum alljährlich nahezu 140,000 fl.).

Es wäre nicht zu verantworten, über dieſen Gegenſtand leicht hinwegzugehen. Aus allen techniſchen Büreaus, von allen Schulbänken der techniſchen Inſtitute und Akademien, von allen Sachverſtändigen, von allen techniſchen Lehrern ergeht der Ruf, endlich den großen Mängeln, wie ſie die Vergangenheit auf uns gebracht hat, durch gründliche Reform, den realen Bedürfniſſen der Gegenwart und dem Standpuncte der techniſchen Wiſſenſchaften entſprechend, abzuhelfen.

Wie aber nun die Inſtitute zu organiſiren ſeien, läßt ſich mit einem Rückblick auf die Einrichtungen des Auslandes, aus unſeren eigenen Erfahrungen, aus den durch die beſtehende Studienorganiſation erzielten Reſultaten und aus der gewöhnlichen Laufbahn der an unſeren Inſtituten gebildeten Techniker deutlich genug erkennen.

Indem die Schüler ohne Rückſicht auf ihren künftigen Beruf insgeſammt dieſelben Studien treiben müſſen und ſich dieſelbe univerſelle Bildung

erwerben, bleibt die auf die Ausbildung der Specialität gerichtete Tendenz der technischen Wissenschaften, das stets mehr zur Geltung kommende Princip der Theilung der Arbeit, überhaupt aber der eigentliche Zweck der technischen Lehranstalten unbeachtet, welcher diese mehr als alle andern auf den Standpunkt der praktischen Nützlichkeit, auf die genaue Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und der intensiven, umfangreichen Entwickelung der Industrie hinweist. Unsere Lehranstalten nehmen auf alle diese Verhältnisse kaum Rücksicht; sie geben eben bloß eine allgemeine Vorbildung und behandeln nur einige praktische Lehrgegenstände in beschränkter Ausdehnung, für jeden speciellen Beruf durchaus ungenügend.

Was man gegenwärtig unter technischem Wissen versteht, ist so vielumfassend, daß der Lernende höchstens einen Theil desselben in seiner ganzen Ausdehnung bewältigen kann. Darauf also muß sich das Studium concentriren; es muß gerade einen solchen speciellen Theil ganz gründlich und erschöpfend behandeln, wie es die ins einzelne gehenden Beschäftigungen im Beruf des Technikers verlangen.

Dadurch, daß an unsern Instituten all dies unberücksichtigt bleibt, ist es eine keineswegs überraschende Erscheinung, daß die bisher erreichte Ausbildung der Techniker in der Regel nur für untergeordnete Dienststellen genügend befunden wurde; daß, wo es sich um eine technische Specialität handelte, Fremde angestellt sind, welchen ihrer speciellen Durchbildung wegen der Vorzug vor dem im Inlande gebildeten Techniker eingeräumt wurde. Es ist eine Folge hiervon, daß so viele absolvirte Techniker brodlos sind und, was leider keine bloße Redensart ist, ein „technisches Proletariat" bilden, daß nicht selten Techniker, welche ihr Studium im Inlande beendet haben, erst noch ausländische Anstalten, wie Carlsruhe, Zürich ꝛc. besuchen, um ihre Ausbildung nach der speciellen Richtung zu vollenden, welche für den erwählten Beruf erforderlich ist, und für das weitere Fortkommen auch in Oesterreich verlangt wird.

Das planlose Studium an den österreichischen Lehranstalten zersplittert die Kräfte und entmuthigt den Studirenden, welcher sich niemals klar darüber wird, ob die ihm zugemutheten Anstrengungen in der That für seine künftige Stellung im Leben dienlich sein werden. Indem er keine Veranlassung hat, schon beim Beginn des Studiums über sein künftiges Berufsfach eine Wahl zu treffen und sein Studium danach einzurichten, wie dies bei den Universitätsstudirenden der Fall ist, so ist er auch nach vollendeter Studienzeit oft so wenig über seine praktische Verwendbarkeit im klaren, daß er, wahrlich nicht zur Ehre unserer Institute, sich um Anstellungen, z. B. bei der Tabakeinlösung, beim Zolldienst ꝛc. bewirbt, wozu weder das technische Studium,

weder höhere Mathematik, noch Mechanik, noch Feldmeßkunst, noch überhaupt eine höhere Bildung nöthig ist. Es ist darum gewiß, daß der Mangel einer, ihres Zieles sich bewußten Organisation auf den Fleiß und die Stimmung der Schüler, welche mit ihrer Zukunft so wenig im reinen sind, als der Studienplan mit seinen letzten Zwecken, nachtheilig zurückwirkt.

Die Ingenieure, Architekten und Maschinisten, welche an gut organisirten Anstalten anderer Länder gebildet worden sind, werden gesucht und überall auch in fremde Dienste gerne aufgenommen. Unsere „absolvirten Techniker" aber suchen oft Jahre lang vergebens selbst in den untergeordnetsten Posten eine Verwendung, während die obersten und besten Stellen nicht selten mit Ausländern besetzt sind.

Es genügt hier ein Beispiel für viele. Bei den Eisenbahngesellschaften, welche gegenwärtig einen der größten Industriezweige repräsentiren und Techniker von den verschiedensten Berufsarten, nämlich: Ingenieure, Architekten, Maschinisten, Montanistiker ꝛc. in Anspruch nehmen, suchen hunderte von Technikern Anstellungen und müssen es schon als glücklichen Fall betrachten, wenn ihre Namen nur vorgemerkt werden. Finden sie endlich eine Anstellung, so ist diese gar oft von der Art, daß die damit verbundene Beschäftigung eines Technikers wenig würdig ist: Telegraphiren, Aufschreiben und Abwägen der Colli und der Kohle, ja Billeteursdienste, wobei allmälich auch die letzte Spur von technischen Kenntnissen verschwindet. Dagegen sind gerade in dieser technischen Branche sehr viele höhere Stellen mit Ausländern besetzt, und darin liegt der traurige Beweis, daß jene Gesellschaften, welche doch hauptsächlich nur von ihren materiellen Interessen geleitet werden, dem in speciell praktischer Richtung besser vorgebildeten Fremden vor den Inländern den Vorzug geben zu müssen glauben.

Die studirende Jugend fühlt das Trostlose ihrer jetzigen und künftigen Lage und sucht in leicht erklärlicher Unzufriedenheit mit dem Bestehenden bald in dieser, bald in jener Aenderung desselben, bald in einem größeren Maße von Lehr- und Lernfreiheit, bald in der Gleichstellung mit den Universitäten u. s. w. Abhülfe. Sie betrachtet nur zu häufig einen großen Theil der an unsern Lehranstalten zugebrachten Zeit als verloren; vermeint oft, ihre Lehrer seien für die Mißerfolge verantwortlich zu machen, oder es sei die Handhabung der Disciplin abschreckend und wirke nachtheilig; sie läßt außer Acht, daß fast an allen ausländischen Instituten Unfleiß und Vergehen schärfer als bei uns bestraft werden, und daß nicht in allen diesen Umständen, sondern darin die Quelle der geschilderten Uebelstände zu suchen ist, daß der bestehende Organisationsplan unserer vaterländischen technischen Lehranstalten veraltet, daß er eigentlich eine Planlosigkeit ist, daß er die technischen

Berufsfächer nicht unterscheidet, und deshalb sich um die Studienzwecke der einzelnen Studirenden nicht kümmert, daß er aus einer Zeit herrührt, in welcher es noch keine Eisenbahnen, keine Maschinen- und chemischen Fabriken gab, und in welcher der Staat bloß für das nöthige Personal zur Besetzung der Stellen bei den Baudirectionen zu sorgen hatte, welche jetzt in der Aufhebung begriffen sind.

Kann man die großen Gebrechen der bestehenden Einrichtung unserer Institute nicht in Abrede stellen, so darf auch nicht länger damit gezögert werden, das fast auf dem ganzen Continent angenommene System der Special- oder Fachschulen einzuführen, ohne länger nach originellen Schulplänen zu trachten, oder danach zu fragen, ob jenes System eine alte oder neue, eine einheimische oder fremdländische Erfindung sei, oder ob man es, ohne auf die schwerwiegenden Erfahrungen anderer Länder Rücksicht zu nehmen, nicht etwa wieder auf ein Provisorium oder einen gewagten Versuch ankommen lassen sollte, was ohne Zweifel den gegenwärtigen Zustand der Institute noch tiefer zum Sinken brächte.

Ist es einmal unbestritten, daß in gegenwärtiger Zeit tüchtige Ingenieure, Architekten, Maschinisten und technische Chemiker nothwendig, ja unentbehrlich und vielfach gesucht sind, und daß sie in der Regel sehr gut honorirt werden, so sollte man sich endlich immerhin auch dazu entschließen, an den technischen Instituten specielle Abtheilungen, sogenannte Fachschulen zu instruiren, in denen junge Männer, welche sich eben für das Ingenieurfach, die Architektur, den Maschinenbau oder die chemische Technik bestimmen wollen, diese Fächer vollständig, in praktischer Beziehung so umfassend in das Specielle eingehend, als dies das specielle Fach erfordert und es an der Schule überhaupt möglich ist, erlernen können.

Von diesem Gesichtspuncte ging man, wie bereits bemerkt wurde, in Frankreich schon längst und später auch in Deutschland, Belgien und der Schweiz aus, und gründete auf das Princip der Special- oder Fachschulen die Organisation der jetzt bestehenden musterhaften polytechnischen Institute zu Paris, Lüttich, Carlsruhe, Zürich, Dresden ꝛc. und in allerneuester Zeit auch in Stuttgart.

So wie die Universitäten in ihrer uralten Einrichtung für die vier Hauptrichtungen der akademischen Studien: Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie in vier Facultäten eingetheilt sind, und sich eine Universität ohne die Einrichtung der Facultäten nicht denken läßt, so kann in gegenwärtiger Zeit auch eine technische Lehranstalt, an welcher am Ende doch immer die sowohl wissenschaftlich als im praktischen Leben sich mehr und mehr von einander sondernden Berufsfächer des Ingenieurs, Architekten,

Maſchiniſten und chemiſchen Technikers erlernt werden ſollen, ohne entſprechende Fachſchulen ihren Zweck nicht mehr erfüllen.

Außer dieſen vier Fachſchulen findet ſich an mehreren ausländiſchen Inſtituten noch eine fünfte für Forſt- und Landwirthſchaft, in ſo ferne hiefür nicht bereits andere Anſtalten vorhanden ſind.

Die Vermehrung der Unterrichtsgegenſtände und Lehrkräfte, welche die Errichtung dieſer Fachſchulen an unſern techniſchen Inſtituten, insbeſondere am Polytechnicum in Wien erfordern würde, betreffen hauptſächlich nur die oberſten Zweige der eigentlichen praktiſchen Fachgegenſtände.

Die Koſten für dieſe umfaſſen die Gehälter für einen weiteren Profeſſor der Architektur, zwei Profeſſoren für das Ingenieurfach und einen Profeſſor des Maſchinenbaues.

Da am Wiener Polytechnicum die Lehrkanzel für Maſchinenbau bereits ſyſtemiſirt iſt, ſo würde hiernach der Mehraufwand ſich bloß auf drei neu anzuſtellende Profeſſoren erſtrecken. Zugleich aber wäre es als unabweislich zu bezeichnen, daß ein Lehrer für allgemeine und öſterreichiſche Geſchichte, ein anderer für deutſche Sprache und Literatur, ein dritter für Figuren- und Landſchaftszeichnen, und ein vierter für Ornamentenzeichnen angeſtellt würde.

Das Modelliren in Holz, Gyps und Metall iſt anerkannt ein ſehr wichtiges Unterrichtsmittel, welches an unſeren techniſchen Lehranſtalten leider noch nicht Berückſichtigung gefunden hat.

Allerdings beſteht am Wiener Polytechnicum eine mechaniſche Werkſtätte, welche von dem berühmten Reichenbach gegründet, in der Verfertigung aſtronomiſcher und geodätiſcher Inſtrumente ſich einen weit verbreiteten, wohl verdienten Ruf erworben hat. Aber dieſe Werkſtätte hat bis jetzt, weil ſie ſich vermöge ihrer Organiſation auf die geſchäftsmäßige Production verlegen muß, für den Schulunterricht unmittelbar durchaus nichts geleiſtet; ſie hat ſich unabhängig vom polytechniſchen Inſtitute entwickelt und dadurch von der Anſtalt iſolirt, ſo daß es dieſer bezüglich ihrer eigenen und wahren Zwecke, welche den Unterricht betreffen, ziemlich gleichgültig ſein kann, ob jene Werkſtätte mit ihr äußerlich verbunden iſt oder nicht.

Nach dem Standpuncte, welchen dieſe Werkſtätte eingenommen hat, iſt es jetzt auch gar nicht mehr möglich, daß ſie als ein für den Unterricht beſtimmtes Glied des Schulorganismus eintrete, denn ſie würde ſo unfehlbar aufhören, das zu ſein, was ſie in künſtleriſcher Hinſicht gegenwärtig iſt. Für den Unterricht im Modelliren, welcher vorzüglich für die Maſchinenbau- und Ingenieurſchule nothwendig iſt, bedarf es außerdem einer ganz anderen Einrichtung, eines anderen Unterrichtsmaterials und ganz anderer Kräfte,

als ſolche gegenwärtig zur Verfertigung aſtronomiſcher, geodätiſcher u. dgl. Inſtrumente vorhanden ſind.

Zu all' dieſem aber kommt noch, daß die gedachte Werkſtätte, um allen an ſie gelangenden Beſtellungen zu genügen, einen viel zu geringen Betriebsfonds hat, und daß ſie als Anhängſel des polytechniſchen Inſtituts, welches ſich auf jenen Betrieb einzulaſſen nicht berufen iſt, und alſo auch den Betriebsfonds nicht wohl erhöhen kann, nicht nur keinen Gewinn abwirft, ſondern ein jährliches Deficit nachweiſt, und dadurch eine neue Beſtätigung der allgemeinen Erfahrung liefert, daß auf Koſten des Staats betriebene induſtrielle Unternehmungen gewöhnlich demſelben Einbußen verurſachen.

Der Schluß, welcher hieraus folgt, iſt nothwendig, daß dieſe Werkſtätte, welche den Zwecken des Polytechnicums ganz fremd, von demſelben zu trennen und, wie ſolches auch in anderen Staaten der Fall iſt, früher oder ſpäter dem Privatbetrieb zu überlaſſen ſei. An Stelle jener Werkſtätte wäre dann eine andere für das Modelliren in Metall, wie ſie zur Benutzung von Seite der Studirenden des Maſchinenbaues ꝛc. geeignet iſt, herzuſtellen.

Da jede unnöthige Ueberladung mit bloß theoretiſchen ſowie überhaupt mit Gegenſtänden, welche nicht in näherer Beziehung zum Berufsfache ſtehen, ausgeſchloſſen und die für den Techniker erforderliche oder wünſchenswerthe allgemeine Bildung entweder im Gymnaſium oder in der Realſchule erworben werden ſoll, ſo beträgt die Verlängerung der bisherigen Studienzeit, ſelbſt wenn die vier Hauptfächer in der dem Standpuncte der techniſchen Wiſſenſchaften und den Anforderungen der Praxis entſprechenden Vollſtändigkeit gelehrt werden, nur für das Ingenieur- und Baufach ein einziges Jahr, während für das Maſchinen- und chemiſche Fach die bisherige Studienzeit durchaus keiner Verlängerung bedarf.

Die allen Berufsfächern gemeinſamen Unterrichtsgegenſtände können nämlich den abſolvirten Schülern der Oberrealſchule und des Obergymnaſiums in einem einjährigen Curſus gelehrt werden, welchem ein anderer Curſus für nicht abſolvirte und alle ſolche Schüler vorangeht, welche die zum Eintritt erforderlichen Kenntniſſe noch nicht in hinreichendem Maße beſitzen. Dieſe beiden allgemeinen Curſe bilden zuſammen eine Abtheilung der Anſtalt, welche der école polytechnique in Paris analog iſt. Ihnen folgen die Ingenieurſchule und die Bauſchule mit je vier Jahrgängen, die Maſchinenbauſchule und die chemiſch-techniſche Schule mit je drei Jahrgängen.

Ferner läßt ſich ſehr leicht und den praktiſchen Bedürfniſſen vollkommen entſprechend an jene allgemeine Abtheilung ein einjähriger Curs für Geometer und Wieſenbaumeiſter ſowie für Bauunternehmer anſchließen.

Die vier Fachſchulen ſollen die betreffenden Fächer auf wiſſenſchaftlicher Grundlage nach allen Richtungen zur Darſtellung bringen und die für

den Uebertritt in das praktiſche Berufsleben nöthige Vorbereitung vollſtändig geben. Insbeſondere ſoll die Bauſchule die Schüler in ſpeciell-techniſcher Richtung ſo weit fördern, daß ſie nach Beendigung der vier Jahrgänge die Baupraxis antreten, oder aber, um ſich als Architekten vollſtändig auszubilden, entweder die Akademie der Künſte in Wien beſuchen oder mit Nutzen Reiſen unternehmen können.

Hat ein Schüler in ſeinem 18. oder 19. Lebensjahr, nachdem er die Oberrealſchule oder das Obergymnaſium und auch noch eine allgemeine Claſſe des polytechniſchen Inſtituts durchlaufen hat, eines der genannten Berufsfächer erwählt, und geht ihm die Anſtalt vermöge ihrer Organiſation nach Fachſchulen mit einem Studienplane an die Hand, nach welchem er das erwählte Fach mit dem geringſten Aufwand von Zeit und Geld und mit dem Bewußtſein des ſichern Erfolges ſich zu eigen machen kann, ſo läßt ſich dafür bürgen, daß er mit viel mehr Eifer und Vorliebe als bisher ſeinem Studium obliegen, gegen keinen, an irgend einer fremden Anſtalt gebildeten Techniker zurückſtehen, ſondern dieſem ebenbürtig und für alle techniſchen Poſten als genügend gebildet erachtet werden wird.

Weicht auch die innere Einrichtung der vorgeſchlagenen Organiſation von der beſtehenden ſehr bedeutend ab, ſo ſteht doch der durch ſie bedingte Mehraufwand, wie bereits angeführt wurde, zu den bisherigen Koſten nur in ſehr geringem Verhältniß.

Man hat eine bedeutende Reform im Univerſitätsweſen eintreten laſſen, und dabei einen ſehr beträchtlichen Mehraufwand nicht geſcheut; man hat die Gymnaſien faſt von Grund aus reformirt und große Summen dafür bewilligt; man hat daſſelbe bei den forſt- und landwirthſchaftlichen und Berg-Akademien gethan und ſchließlich Realſchulen in großer Zahl durchaus neu gegründet (wenn auch nicht auf zweckmäßige Art organiſirt); aber für die techniſchen Lehranſtalten hat man weder bezüglich ihrer inneren Organiſation, wodurch ſie den praktiſchen Bedürfniſſen entſprechen und auf den Standpunct der muſtergültigen Inſtitute des Auslandes erhoben würden, noch bezüglich ihrer äußeren Ausſtattung, der Beſoldung ihrer Lehrer u. dgl. irgend Nennenswerthes gethan.

Dies Alles wäre anders, wenn es das Schickſal nicht gewollt hätte, daß Doctoren aller Facultäten das leider ſehr häufig unberufene Wort in Sachen des techniſchen Unterrichts ausſchließlich zu führen hätten, und daß gebildete Techniker nicht den geringſten Einfluß auf die Einrichtung der techniſchen Inſtitute üben konnten. Wenn Geiſtliche, Mediciner, Juriſten, Hiſtoriker, techniſch-dilettirende Philoſophen oder bloß naturwiſſenſchaftlich Gebildete die Leitung der techniſchen Inſtitute in Händen haben, ſo iſt dies nicht

nur eine europäiſche Seltſamkeit, ſondern wahrlich um nichts beſſer, als wenn ein Ingenieur — Decan einer theologiſchen Facultät wäre, oder ein Architekt die Leitung einer Rechtsakademie in Händen hätte. —

Manche wichtige Puncte der Organiſation können hier nicht ausführlicher beſprochen werden und müſſen ſpeciellen Erörterungen überlaſſen bleiben. Doch ſcheint am Platze zu ſein, noch den folgenden tief eingreifenden Punct zu berühren.

An den Univerſitäten iſt man bei Berufungen fremder Profeſſoren ſowie bei Anſtellung mancher Inländer gewiß mit Recht davon abgegangen, daß jedem Profeſſor nur dasjenige Gehalt bewilligt werde, welches für die betreffende Kanzel ſyſtemiſirt war. Bei unſern techniſchen Lehranſtalten aber blieben alle Gehälter auf das normalmäßige Minimum reducirt, und man unterſchied weder die Perſönlichkeit des anzuſtellenden Profeſſors, noch ſeinen wiſſenſchaftlichen Werth, noch das Fach, welches er zu lehren hat. Man begegnet nun ſehr häufig der Anſicht, daß gerade in der gleichmäßigen Behandlung aller Lehrer einer und derſelben Anſtalt das Princip der Gerechtigkeit obwalte, daß dadurch dem Neide der Profeſſoren gegen einander ein Riegel vorgeſchoben ſei, und daß darin ein großer Vorzug unſerer techniſchen Inſtitute gegen die Univerſitäten und namentlich gegen die größern polytechniſchen Inſtitute des Auslandes liege, wo man ſich nicht ſcheut, einem tüchtigeren Lehrer ein das Normalmäßige überſchreitendes, viel größeres Gehalt anzubieten, als manchem minder tüchtigen und wiſſenſchaftlich unbedeutenderen Lehrer.

Hierin liegt aber eine grobe Täuſchung. Es iſt einmal Thatſache, daß man in allen cultivirten Ländern tüchtige Lehrer auch aus der Fremde gewinnt, und daß daraus eine Concurrenz entſteht, welche ſich ebenſo wenig verhindern läßt, als die Concurrenz in anderen Fällen, welche die materiellen Mittel viel tiefer angreifen, als die Beſoldung einiger öffentlicher Lehrer. Wer nun für die Gewinnung tüchtiger, wiſſenſchaftlich höher ſtehender Lehrer an ſeiner Anſtalt nichts thun will, wird gewiß in der Regel auch keine ſolchen erhalten. Aber abgeſehen hiervon, wirkt die normalmäßige Beſchränkung des Gehaltes der techniſchen Lehrer und die einzige Gewißheit, daß ſie es bei allem Fleiß und aller Anſtrengung nicht zur Verbeſſerung ihre Exiſtenz bringen können, auf ihre wiſſenſchaftliche Strebſamkeit und auf ihren Eifer im Unterrichte wahrlich niederdrückend.

Man muß auch hier der Tüchtigkeit einen Preis ausſetzen, man muß einen edleren Ehrgeiz der Ausſicht auf Befriedigung nicht berauben, überhaupt dem Lehrer an techniſchen Inſtituten dieſelben Ausſichten für die Zukunft offen laſſen, als jenen an Univerſitäten, den Juriſten, Medicinern u. ſ. f.

Man glaube nicht, daß in den Decennalzulagen, welche mit der Zeit von ſelbſt, ohne Zuthun der Lehrer, kommen, ein Anreiz zu beſondern Leiſtungen liege.

Der Flor unſerer techniſchen Inſtitute wird, wie dies überall der Fall iſt, davon abhängen, daß es nicht länger Profeſſoren gebe, deren Wiſſen ſich nur innerhalb der Grenzen eines Compendiums bewegt, ſondern welche, auf der Höhe ihrer Wiſſenſchaft ſtehend, als Lehrer ausgezeichnet, vor allem ihrem Berufe leben und denſelben nicht bloß als „nützliche Nebenbeſchäftigung“ betrachten.

Dr. **A. Winckler.**

Die Elbe und die Moldau als Schifffahrtsstraßen.

Vom Baurath Wawra in Wien.

Erfreut sich Oesterreich auch, im Vergleiche zu seiner territorialen Größe und mächtigen Productionskraft, nicht eines entsprechenden unmittelbaren Antheiles an den weltenverbindenden Meeren, so ist es doch nach allen vier Hauptrichtungen der Windrose mit diesem großen Verkehrsmedium, Dank seinen schiffbaren Flüssen, in naturgemäßem Contact. Von diesen Flüssen ist zwar nicht der mächtigste, vielleicht auch nicht in Bezug auf absolute Größe des Verkehres, wohl aber hinsichtlich dessen internationaler und überseeischer Bedeutung der wichtigste: die Elbe. Sie unterhält, durch Vermittelung materieller Interessen, eine innigere Verkettung zwischen Oesterreich und jenen Staaten, bei welchen im Hinblick auf die sonstigen gegenseitigen Beziehungen eine Unterstützung der spontanen Anneigung eben besonders wünschenswerth erscheint; sie bildet die von der Natur dargebotene, daher älteste Handelscommunication mit Hamburg, von wo ein großer Theil des Kaiserstaates bis zur neuesten Zeit die Colonialwaaren fast ausschließlich bezog.

Wird die Elbe, zumal der österreichische Antheil, zum Vorwurfe einer wenn auch flüchtigen Betrachtung genommen, so kann man sich nicht entschlagen, hierbei auch der Moldau zu gedenken, welche in demselben Mutterlande entspringend, zum Wasserreichthum der Elbe mindestens wie diese beiträgt, und wenn auch bei ihrer Verbindung bescheiden auf ihren Namen resignirend, wohl mehr Anspruch hätte, denselben weiter zu behaupten, als ihre begünstigte Zwillingsschwester. In der That ist oberhalb Melnik nicht nur der Lauf der Moldau länger als jener der Elbe, sondern während diese von dem gedachten Zusammenflußpuncte nach aufwärts alsbald jede Schiffbarkeit verliert, bleibt die Moldau noch in einer Ausdehnung von 42,4 Meilen mehr oder weniger lebhaft mit Schiffen und Flößen befahren.

Böhmen, das schöne Land, welches diese beiden Flüsse zunächst sein eigen nennen kann, ist auch in dem Falle, diese Geschenke der Natur mit Glück

und mit Verſtändniß vortheilhaft zu nützen. Reich an den verſchiedenſten Erzeugniſſen des Bodens, productiv in ſo vielen Zweigen der Induſtrie, hat der rührige und unternehmende Sinn der Bewohner keinen Vortheil außer Acht gelaſſen, welchen die ſchiffbaren Flüſſe der landwirthſchaftlichen Speculation, dem Betriebe gewerblicher Etabliſſements und dem Vertriebe ihrer Producte, überhaupt dem Verkehr im Großen und Kleinen gewähren können. Längs der Elbe in Böhmen gewahrt das Auge beiderſeits wohl beſtellte Fluren, üppig insbeſondere an edlem Obſte und mitunter auch an geſchätzten Weinſorten, ſodann mannichfaltige und ſehr bedeutende Handels- und Gewerbsanlagen, nämlich Speditionsmagazine und Stapelplätze der ſonſtigen Handelsartikel, als: Bauholz, Steinkohle, Graphit, Eiſen, Glas, Getreide, Hopfen u. ſ. w. und großartige Fabriken von Chemikalien, Zündwaaren, Surrogat-Caffe, Chocolade, Rübenzucker, Papiermaché, Terraglien, Webe- und Wirkwaaren, ferner Druckereien, Spinnereien, Dampfmühlen u. dgl. Während dieſe Natur- und Induſtrie-Artikel großentheils elbabwärts ins Ausland gehen, kommen dagegen von dort flußaufwärts dermal insbeſondere Salz, Schwefel, Flußſpath, Baumwolle, verſchiedene andere Rohproducte für die inländiſche Induſtrie und ſonſtige Waaren. Früher hatte die Elbeſchifffahrt viel mannichfaltigere Fracht, ſeit dem Beſtande der Eiſenbahnen haben aber dieſe die werthvolleren Gegenſtände größtentheils an ſich gezogen, nicht allein, weil die Schifffahrt es mit den Eiſenbahnen im allgemeinen nicht in der Pünktlichkeit und Schnelligkeit des Transportes aufnehmen kann, ſondern weil erſterer die Concurrenz noch durch beſondere, ſowohl natürliche als willkürliche Verhältniſſe erſchwert wird.

I.

Nachdem, wie ſchon geſagt, die Elbe vor ihrer Vereinigung mit der Moldau in keiner erwähnenswerthen Ausdehnung ſchiffbar iſt, ſomit als Verkehrsſtraße eigentlich nur die Fortſetzung der letzteren bildet, ſo wird eine den Stromlauf verfolgende Beſchreibung dieſer Flüſſe mit der Moldau beginnen müſſen.

Die Moldau, deren Quellen im Böhmerwalde 3622 W.-Fuß über der Meeresfläche entſpringen, wäre eigentlich ſchon eine Strecke oberhalb Hohenfurth ſchiffbar; doch könnte die Fahrt nicht weiter abwärts fortgeſetzt werden, weil gleich oberhalb Hohenfurth die ſogenannte Teufelsmauer, nämlich eine aus Felsblöcken beſtehende Barricade im Wege ſteht, welche in Folge eines Bergſturzes entſtanden, Thal und Flußbett ſo verlegt, daß das Waſſer in wilden Cataracten darüber abfällt, und nicht nur die Schifffahrt und Flößung, ſondern ſelbſt eine Triftung des Holzes unmöglich wird. Von Hohenfurth jedoch beginnt die ununterbrochene Floß- und Schifffahrt, ob-

gleich letztere bis Budweis noch wenig und nur mit kleinen Schiffen betrieben, weil die größeren Moldauschiffe erst in Budweis, — wo durch den Hinzutritt der Maltsch der Wassergehalt des Flusses zunimmt, — gebaut werden, welche Schiffe häufig nur eine Fahrt abwärts an die Elbe machen, und von da nicht wieder zurückgeführt, sondern sofort für die weitere Elbeschifffahrt eingerichtet und verwendet werden.

Die Senkung des Moldauthales oder das absolute Gefälle des Flusses in der 10 Meilen langen Strecke von Hohenfurth bis Budweis beträgt 560,6 Fuß in der weiteren 25,4 Meilen langen Strecke bis unterhalb der Prager Brücke 639,6 Fuß und von da bis zur Ausmündung in die Elbe bei Melnik auf 7 Meilen Länge 89,3 Fuß, also in der ganzen Ausdehnung von 42,4 Meilen zwischen Hohenfurth und Melnik 1289,5 W.-Fuß. Die verschiedenen und im allgemeinen stromabwärts sich vermindernden Gefälle der kleineren Flußabtheilungen sind aus nachstehender Tabelle ersichtlich, in deren vierter Columne das durchschnittliche oder relative Flußgefälle in Zollen auf je 100 Klafter Flußlänge, wie dies in Oesterreich üblich ist, dann in der fünften Columne in Decimaltheilen auf die Einheit der Flußlänge ausgedrückt wurde.

Uebersicht der absoluten und relativen Gefälle der Moldau.

Flußstellen.	Gegenseitige Entfernungen dies. Orte in Klaftern.	Absolutes Gefäll zwischen je zwei Puncten.	Relatives Gefäll auf 100 Klafter Flußlänge.	Relatives Gefäll in Decimalen der Flußlänge.
Hohenfurth				
	40.000	560,6 Fuß	16,82 Zoll	0,002334
Vereinigung der Moldau u. Maltsch in Budweis				
	20.200	109,9 „	6,52 „	0,00091
Ausmündung des Luschnitzflusses				
	17.300	128,3 „	8,90 „	0,00123
„ „ Wattawa „				
	23.500	150,0 „	7,66 „	0,00106
Kowarna				
	8.000	70,7 „	10,61 „	0,00147
Wobos				
	18.200	140,4 „	9,25 „	0,00128
Ausmündung des Sazawaflusses				
	6.800	19,6 „	3,45 „	0,00648
Königsaal				
	7.500	20,7 „	3,31 „	0,00046
Prag (unter dem Helmerwehre)				
	28.000	89,3 „	3,83 „	0,00053
Melnik				
Zusammen	169.500	1289,5 Fuß		

Nach dieſer Ueberſicht beſteht das größte relative Gefäll von 10,61 Zoll (auf 100 Klafter) in der Strecke zwiſchen Kowarna und Wobos und das geringſte Gefäll von 3,31 Zoll zwiſchen Königſaal und Prag.

Hierbei iſt jedoch zu bemerken, daß innerhalb dieſer Flußabtheilungen das relative Gefäll des Waſſerſpiegels noch erhebliche Verſchiedenheiten darbietet, und zwar nicht allein aus Urſache der natürlichen Beſchaffenheit des Flußbettes, welches häufig von Felſen durchzogen, oder durch ſonſtige örtliche Verhältniſſe veranlaßt, an mehreren Puncten Stromſchnellen, Triebe genannt, von 20—24 Zoll Gefäll auf 100 Klafter bildet, ſondern weil das natürliche Flußgefäll auch durch zahlreiche Wehren unterbrochen wird. Solcher Wehren zum Betriebe von Mühlwerken beſtehen an der Moldau im Ganzen 55, und zwar zwiſchen Hohenfurth und Budweis 19, von da bis Prag 26, in Prag ſelbſt 4 und unterhalb Prag 6. Alle dieſe Wehren ſind theils mit ſchließbaren, theils mit offenen Durchläſſen für die Schiff- und Floßfahrt verſehen, und wenn ſie auch immerhin für den Verkehr läſtig und zeitraubend bleiben, ſo können ſie doch nicht als abſolut nachtheilig, ſondern in jenen Flußſtrecken, wo das natürliche Gefäll ſo bedeutend iſt, für die Erzeugung der nöthigen Fahrwaſſertiefen bei kleinen Flußſtänden vielmehr nützlich, ja mitunter ſogar als unentbehrlich erklärt werden.

Das Moldauthal iſt oberhalb Budweis im allgemeinen enge, erweitert ſich aber in der Nähe dieſer Stadt und bildet eine ziemlich ausgedehnte Culturfläche. Doch kaum $1\frac{1}{2}$ Meilen weiter flußabwärts bei Frauenberg verengt ſich das Thal abermals und bleibt in einer Ausdehnung von $22\frac{1}{2}$ Meilen, nämlich bis Königſaal, ſo beſchränkt, daß an wenigen Stellen neben dem Fluſſe noch Raum für menſchliche Anſiedelungen übrig bleibt. Oft und in langen Strecken rücken die bewaldeten Berglehnen oder ſchroffe Felswände beiderſeits ganz nahe an einander, bloß dem Fluſſe eine ſchmale Zeile laſſend, und häufig ragen noch einzelne Felsriffe vom Ufer in den Fluß hinein oder erheben ſich inmitten deſſelben. In dieſen wildromantiſchen Gegenden beträgt die Breite des Fluſſes vielerorten nur 20 Klafter und ſelbſt weniger. Im übrigen ſtellt ſich die natürliche Flußbreite, einzelne örtliche Erweiterungen abgerechnet, oberhalb Budweis zu 20—30 Klafter, unterhalb Budweis bis Königſaal zu 30—50 Klafter heraus. Bei letzterem Städtchen, welches etwas mehr als eine Meile oberhalb Prag liegt, erweitert ſich das Moldauthal abermals und mit demſelben auch der Fluß bedeutend, ſo daß dieſer, ſich ſelbſt überlaſſen, eine Breite von durchſchnittlich mehr als 100 Klafter einnehmen würde. Von Prag abwärts bis Melnik iſt die Moldau 60—70 Klafter breit.

Oberhalb Budweis iſt die Moldau noch arm an Waſſer und geſtattet daher eine Befahrung mit Schiffen und Flößen nur zu günſtigen Zeiten des Jahres. Von Budweis ab, ſogleich verſtärkt durch die Maltſch und weiterhin

durch verſchiedene andere Zuflüſſe, insbeſondere durch die floßbare Luſchnitz und Wattawa, dann durch die Beraun, macht ſie nur ſelten eine Unterbrechung der Schiff- und Floßfahrt nothwendig.

Die Flußtiefe kann bei kleinſtem Waſſerſtande oberhalb Prag zu 18—22 Zoll, unterhalb Prag zu 24 Zoll angenommen werden; die Hochwäſſer erheben ſich über dieſen niedrigſten Stand in Budweis auf 6 Fuß, ſchwellen aber in den unteren Strecken, mit dem Hinzutritt der eben erwähnten Zuflüſſe und mit der Verminderung des Gefälles, natürlicherweiſe immer höher an, ſo daß ſie in Prag 18 Schuh und unterhalb dieſer Hauptſtadt auch 22 Schuh Höhe erreichen.

Die Elbe entſpringt in größerer Höhe als die Moldau, ihre Quellen liegen nämlich im Rieſengebirge 4330 Fuß hoch über der Meeresfläche, von wo ſelbe ſich zu Bächen vereinigend, gäh der Tiefe zueilen, und zwar der ſogenannte Elbfeifen unter Bildung eines 200 Fuß hohen Falles in den, wegen ſeiner romantiſchen Schönheit bekannten Elbgrund. Bei Königgrätz, wo ſie den Adlerfluß aufnimmt, wird ſie floßbar, und erſt bei Obriſtwy, etwa eine halbe Meile oberhalb Melnik, ſchiffbar. Obwohl die Elbe in der beiläufig 25 Meilen langen Strecke von Königgrätz bis Melnik ein viel geringeres, daher günſtigeres Gefäll als die Moldau von Budweis bis Prag hat, indem ſie im Ganzen 208 Fuß oder auf 100 Klafter durchſchnittlich 2½ Zoll fällt, und obwohl ſie in einem offenen Thale an vielen und größeren Wohnorten vorbeizieht, ſo bleibt ſie doch vor ihrer Vereinigung mit der Moldau als Waſſerſtraße bedeutungslos und nicht mit Unrecht die „kleine Elbe" geheißen. Von Melnik an, wo ihr nach dem Zuſammenfluſſe mit der Moldau der Name „große Elbe" beigelegt wird, bis zur ſächſiſchen Grenze am rechten Ufer bei Herrnskretſchen, beträgt die Flußlänge 14½ Meilen. Am linken Ufer liegt die ſächſiſche Grenze um 450 Klafter mehr ſtromaufwärts bei Niedergrund.

Die große Elbe hat in dieſer ganzen Ausdehnung ein abſolutes Gefäll von 121½ Fuß, welches ſich auf die einzelnen Strecken folgendermaßen vertheilt.

Ueberſicht der abſoluten und relativen Gefälle des Elbeſtromes.

Flußſtellen.	Gegenſeitige Entfernung dieſer Orte in Klaftern.	Abſolutes Gefäll zwiſchen je zwei Puncten.	Relatives Gefäll auf 100 Klafter Flußlänge.	Relatives Gefäll in Decimalen der Flußlänge.
Einmündung der Moldau				
	450	0,5 Fuß	1,33 Zoll	0,000185
Pegel-Standpunct bei Melnik				
	14.050	23,25 „	2,00 „	0,000276
dto. „ Raudnitz ...				
	9.200	16,25 „	2,12 „	0,000294
dto. „ Leitmeritz ...				
	14 300	32,5 „	2,73 „	0,000378
dto. „ Auſſig.....				
	13.000	35,0 „	3,23 „	0,000448
dto. „ Tetſchen				
	4.800	10,5 „	2,62 „	0,000364
dto. „ Niedergrund				
	2.200	3,5 „	1,91 „	0,000265
Sächſiſche Grenze bei Herrnskretſchen				
Zuſammen....	58.000	121,5 Fuß		

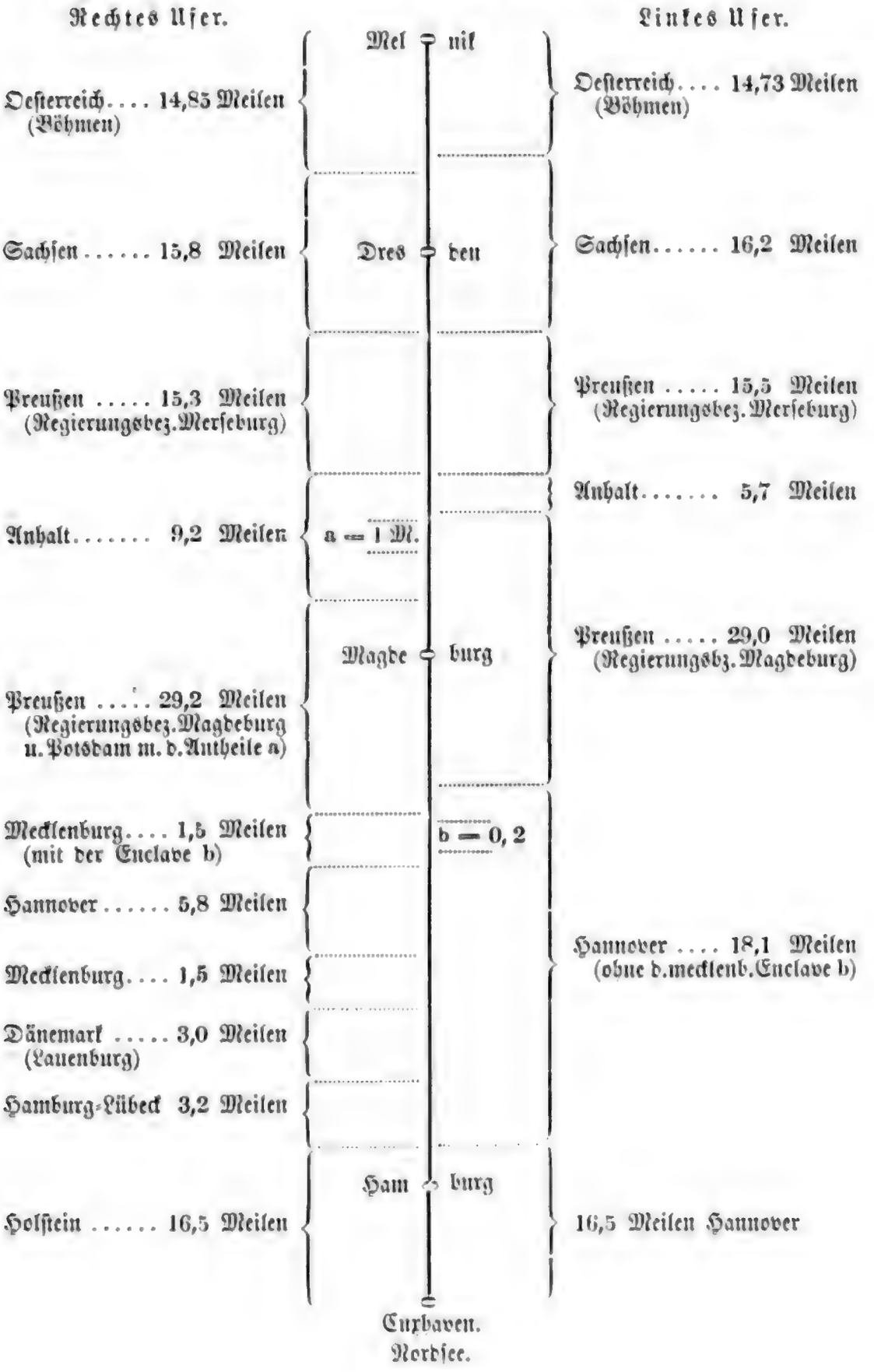
Das Stromgefäll iſt alſo hier im Durchſchnitt nicht geringer als an der kleinen Elbe, und es kommt ähnlich wie an der Moldau vor, daß an gewiſſen Puncten durch beſondere Umſtände, vornehmlich durch Felsbänke, welche das Flußbett durchziehen, oder große Geſchiebablagerungen, welche von den Nebenflüſſen herbeigeführt werden, örtliche Steigerungen des Gefälles entſtehen und Stromſchnellen erzeugt werden.

Das Elbethal iſt von Melnik bis an die ſächſiſche Grenze im allgemeinen geräumig, doch treten an manchen Stellen die Gebirgsäſte und Felspartien unmittelbar an den Fluß heran. Die Flußufer ſind meiſt hoch, und wenn ſie auch ſtellenweiſe von den Hochwäſſern überronnen werden, ſo können dieſe ſich doch nicht weit verbreiten. Der Strom wird ſonach in einigen Puncten auf eine unwandelbare Breite von 40 — 60 Klaftern beſchränkt, während ſeine natürliche Breite in der Regel 80 — 90 Klafter beträgt und an manchen Stellen ſich übermäßig zu verflachen ſucht.

An größeren Zuflüſſen erhält die Elbe zwiſchen Melnik und der ſächſiſchen Grenze: die Eger gegenüber von Leitmeritz und die Biela bei Auſſig. Die Stromtiefe beträgt in der untern Strecke auch bei kleinſtem Waſſerſtande nicht weniger als 3 Fuß. Die Hochwäſſer erheben ſich hierüber nach Maßgabe der örtlichen Stromverhältniſſe und Zuflüſſe auf 23 — 28 Schuh.

Die Verhältniſſe des weiteren Verlaufes der Elbe von der öſterreichiſch-ſächſiſchen Grenze bis zur Nordſee können hier nur ganz kurz angedeutet werden, und hierzu diene vor allem folgende

Ueberſicht der Antheile aller Elbeuferſtaaten an dem Strome.



Aus dieser Uebersicht geht zunächst hervor, wie die Ufer des im Ganzen von Melnik bis zur Nordsee bei 116 deutsche Meilen*) langen Stromes, in sehr verschiedenen Ausmaßen und wechselnder Aufeinanderfolge sich unter die Staaten vertheilen, und wie in manchen Strecken die beiden gegenüberliegenden Ufer zu verschiedenen Staaten gehören.

Der an den österreichischen sich anschließende sächsische Elbeantheil ist in der obersten Strecke von hohen Gebirgen (den Ausläufen des Erz- und des Riesengebirges) eng eingeschlossen, welche nach und nach einem freieren Thale und endlich einer förmlichen Ebene Raum geben. Bis etwas unterhalb Dresden ist die Elbe noch von Ufern begrenzt, welche theilweise die Hochwässer überragen, von da ab sind aber in langen Strecken entweder nur auf einem oder auch auf beiden Ufern Dämme nothwendig, um die Ländereien vor Ueberschwemmung zu schützen. Die Elbe fällt auf sächsischem Gebiete im Ganzen 101,7 Fuß, und zwar von der böhmischen Grenze bis Pirna 25,4 Fuß, von da bis Dresden 16,9 Fuß, von da bis Meißen 24,5 Fuß, und in der letzten Strecke bis zur preußischen Grenze 34,9 Fuß, und nachdem diese Zwischenstrecken beziehungsweise 4,45; 2,94; 3,52 und 5,21 Meilen lang sind, so beträgt das relative Gefäll des Stromes in den erwähnten Abtheilungen der Reihe nach 0,238; 0,239; 0,289 und 0,279 per Mille. Erhebliche Zuflüsse hat die Elbe in Sachsen nicht, ihre natürliche Flußbreite wird im offenen Thale mit circa 80 Klafter angenommen; die Durchflußweiten der Brücken zu Dresden und Meißen betragen 125 und 87 Klafter. Die Hochwässer, welche in der Gebirgsenge bis nahe 40 Fuß ansteigen, erreichen an den beiden genannten Brücken eine Höhe von 25 bis 27 Fuß.

Die sächsische Elbe ist in den allgemeinen Stromverhältnissen der anstoßenden Strecke in Böhmen sehr ähnlich. Das Gefäll ist erheblich, daher die Stromgeschwindigkeit lebhaft und das Geschiebe groß, in Böhmen noch mit vielen schweren Steinen untermengt, in Sachsen grober Schotter. Die Ufer sind in der Regel hoch. Da alle diese Eigenschaften des Stromes sich im weiteren Laufe desselben wesentlich ändern, so pflegt man den bisher beschriebenen Theil zur Unterscheidung die Ober-Elbe zu nennen.

Von der sächsisch-preußischen Grenze bis zur Einmündung des Ilmenaufluſſes oder bis zur Zollenspieker Fähre, circa 3 Meilen oberhalb Hamburg, bis wohin sich die gewöhnlichen Einwirkungen der Ebbe und Fluth erstrecken, wird die Mittel-Elbe gerechnet. Das relative Gefäll nimmt an

---

*) Diese und die in der Uebersicht angegebenen Meilen sind deutsche oder geographische, wovon 15 auf einen Grad gehen. Alle sonstigen Angaben, bei welchen nicht ausdrücklich etwas anderes bemerkt ist, sind in österreichischen Maßen zu verstehen.

derſelben ſucceſſive bis auf etwa 0,17 per Mille ab, die Strömung des Waſſers wird geringer und führt bloß Sand und ſchwebende Theile mit ſich, die Ufer ſind mit wenigen Ausnahmen niedriger als die Anſchwellungen des Fluſſes, welche 16 — 19 Fuß über die kleinſten Waſſerſtände anſteigen, weshalb faſt durchweg eine Einſchränkung der Hochwäſſer durch Dämme nothwendig iſt. An der Mittelelbe zeigt ſich eine Tendenz zu Verflachungen und Inſelbildungen, und in der That iſt ihr Flußbett an manchen Stellen übermäßig breit. Die Normalbreite wird anfänglich noch mit circa 80 Klaftern, ſpäterhin, nach Aufnahme der verſchiedenen Nebengewäſſer, mit 100 und 140 Klaftern, und im hannöverſchen Gebiete mit nahe 180 Klaftern angenommen. Zu den bedeutenderen Nebengewäſſern gehören, ſtromabwärts auf einander folgend, im preußiſchen Regierungsbezirke Merſeburg die ſchwarze Elſter oberhalb Wittenberg, in Anhalt-Deſſau die Mulde, im preußiſchen Regierungsbezirke Magdeburg die Saale oberhalb Barby, die Ohra bei Rogätz, und im Regierungsbezirke Potsdam die Havel bei Havelberg, in Mecklenburg die Sude oberhalb Boitzenburg und in Lauenburg die Stecknitz.

Die 18 Meilen lange Stromabtheilung von der obengedachten Zollenſpicker Fähre bis zur Nordſee heißt die Unter-Elbe. An derſelben wird das Gefäll des Fluſſes durch die Ebbe und Fluth von Seite des Meeres dominirt. In der oberen Strecke bis gegen Blankeneſe ſind die Tidenbewegungen durch den Waſſerſtand der Mittelelbe weſentlich bedingt, weiter abwärts hört aber nach und nach der Einfluß des von oben zuſtrömenden Waſſers auf die Differenzen zwiſchen Ebbe und Fluthhöhe gänzlich auf. Der Unterſchied zwiſchen ordinär Hochwaſſer und ordinär Niedrigwaſſer beträgt bei Hamburg 6,7 Schuh und bei Cuxhaven 9,7 Schuh; dagegen erreichte die höchſte bekannte Sturmfluth vom 3. auf den 4. Februar 1825 bei Hamburg 20,4 Fuß und bei Cuxhaven 22 Fuß über Null.

Die Unterelbe iſt mehrfach in Arme geſpalten, und die wichtigſte dieſer Spaltungen beſteht unmittelbar bei Hamburg, indem ſich circa 1 ½ Meilen oberhalb dieſer Stadt der Strom zuerſt in zwei Arme, die Norder-Elbe und die Süder-Elbe genannt, theilt, an welch' erſterem Hamburg und und an letzterem Harburg liegt, weshalb dieſe Theilung mit eiferſüchtigem Auge überwacht, aber jederſeits zu eigenem Vortheile zu verbeſſern geſucht wird. Von dieſen Armen verzweigt ſich insbeſondere die Süderelbe noch in mehrere kleinere, und der ganze Strom vereinigt ſich erſt wieder 1 ½ Meilen unterhalb Hamburg bei Blankeneſe. Zuflüſſe dieſer Stromſtrecke ſind die Eſte, Lühe, Schwinge (bei Stade), Oſte und Medem am linken Ufer, dann die Pinnau, Krügau und Stör (unterhalb Glückſtadt am rechten Ufer). Die Strombreite beträgt anfänglich 200 Klafter, weiter abwärts aber bei Frei-

burg 1360 Klafter und bei Brunsbüttel 1940 Klafter, alſo nahezu eine halbe Meile.

So impoſant ſich auch der Elbeſtrom unterhalb Hamburg dem Auge darſtellt, und ſo anſehnlich ſeine Tiefen großentheils ſind, ſo iſt doch ſein Fahrwaſſer nicht jederzeit und durchgehends für große Seeſchiffe genügend, welche daher nicht immer mit der Fluth bis Hamburg mit voller Ladung gelangen können, ſondern oft in einiger Entfernung ankern und ableichten müſſen.

II.

Der Schiffsverkehr in Hamburg erreicht im Durchſchnitt jährlich zu- und abgehend zuſammen über 8000 Schiffe mit 800,000 Laſten (zu 4000 hamb. Pfd.) befrachtet.

Nicht nur an der Unterelbe, ſondern auch an der ganzen Mittelelbe begünſtigt die Lage des Stromes die Anwendung von Segeln, welche an einem oder zwei Maſten von oft mehr als 100 Fuß Höhe angebracht werden, und nicht ſelten gewahrt man ganze Flotten mit geſchwellten Segeln ſich gar ſtattlich neben und hinter einander ſtromaufwärts bewegend. Die eingeſchloſſene Lage und ſtarke Strömung der Oberelbe läßt einen vortheilhaften Gebrauch der Segel weniger zu. Schleppdampfſchifffahrt wird beſonders lebhaft zwiſchen Hamburg und Magdeburg betrieben, und oberhalb dieſer Stadt verkehren zum Theil wieder eigene Dampfſchiffsunternehmungen, doch gehen öſterreichiſche Remorqueure auch direct bis Hamburg. Dampfſchiffscurſe für den Perſonenverkehr beſtehen nur an der Unterelbe, dann von Dresden abwärts bis Meiſſen und Torgau, und aufwärts bis Leitmeritz und Raudnitz.

Was nun den Waſſerverkehr ſpeciell in Böhmen betrifft, ſo werde vorerſt wieder jener an der Moldau beleuchtet. Seit Jahrhunderten iſt an dieſem Fluſſe von Budweis abwärts der Transport des über Linz dahin kommenden Salzes, ſo wie die Verſchiffung und Flößung des Holzes aus den verſchiedenen unerſchöpflichen Waldungen Böhmens im lebhaften Betriebe.

Nebſt dieſen Hauptartikeln umfaßt die Moldau-Schiff- und Floßfahrt noch manch' anderen in erheblichem Maße. Im Jahre 1859 waren bei dem Moldau-Zollamte „Töpferwache" in Prag 1048 Schiffe, welche zuſammen mit 518,800 Ctr. hauptſächlich Ziegel, Kalk, Töpferwaaren und Lebensmittel beladen, flußabwärts kamen und leer zurückgingen, zur Amtshandlung gelangt. Bei dem Moldau-Zoll- und Verzehrungsſteueramte „Wegton" in Prag paſſirten in demſelben Jahre 681 Schiffe mit 256,144 Ctr. Waaren, meiſt Salz, Getreide, Eiſen und Baumwollgarn, dann 1954 Schiffe mit

607,914 Ctr. Holz und 903 Flöße mit 1,721,142 Ctr. Holz abwärts, und 214 Schiffe mit 13,590 Ctr. Ladung aufwärts.

Der Verkehr an der Moldau bei Prag belief sich daher in jenem Jahre im Ganzen auf 3,117,600 Ctr. Unterhalb Prag kommt an der Moldau insbesondere noch die bedeutende und fortwährend zunehmende Verschiffung der von Kladno und Buschtiehrad mittelst der Eisenbahn nach Kralup beförderten Steinkohle hinzu.

An der Elbe gesellt sich zu dem Verkehr, welcher von der Moldau auf diesen Fluß übergeht, in Folge der oben erwähnten schwunghaften Handels- und Gewerbthätigkeit im Elbethale, noch die örtliche sehr bedeutende Güterbewegung, insbesondere an den Puncten Aussig, Bodenbach und Tetschen, und zwar an ersterem Orte insbesondere eine massenhafte Verfrachtung von Steinkohle, welche an der Teplitzer Bahn dahin gelangt. Laut zollamtlichen Ausweisen passirten auf der Elbe die österreichisch-sächsische Grenze

In den Jahren	Abwärts nach						Zusammen.
	Sachsen.	Preußen.	Anhalt.	Hannover.	Lauenburg.	Hamburg.	
	Zollcentner.						
1861	4,338,216	3,378,-11	150,670	3272	4285	63,306	7,938,560
1862	4,413,062	3,786,610	8760	303	4085	44,450	8,257,270
	aufwärts von						
1861	209,873	358,823	11	4896	—	37,419	611,022
1862	124,555	288,320	—	2041	—	68,095	483,011

Diese Ziffern bieten zunächst die Wahrnehmung, daß Oesterreich an der Elbe direct am meisten mit Sachsen und Preußen verkehrt, und zwar bildet Magdeburg eine Grenze, über welche die Thalfahrt aus verschiedenen Gründen seltener hinauskommt, und die Bergfahrt neuerdings beginnt. Der größte Theil der Ausfuhr bestand in Steinkohlen, Nutzhölzern und Getreide, ferner in Graphit, geschliffenem und ordinärem Glas, Obst, Zündhölzchen, Oelkuchen, Kleesaat und groben Eisenwaaren; die Einfuhr in Roh-, Bruch- und Stabeisen, Soda, Südsee-Salpeter, Salz, Schwefel, Farbhölzern, Cementen, Harzen, Reis und diversen Colonialwaaren.

Um einigermaßen anschaulich zu machen, wie der Verkehr an der Elbe in Oesterreich zu jenem in anderen Staaten sich verhält, und welchen Antheil an der Schifffahrt in letzteren die österreichische Flagge nimmt, mögen hier folgende Daten Platz finden.

An der sächsischen Elbe zu Riesa verkehrten im Jahre 1858 mit einer Gesammtbefrachtung von 3,985,522 Zollcentnern

Aus den Staaten	Zu Berg.		Zu Thal.		Zusammen.
	Dampfer und Schlepper.	Segel-Schiffe.	Dampfer und Schlepper.	Segel-Schiffe.	
Oesterreich	65	308	77	51	501
Sachsen	16	348	17	730	1111
Preußen	13	350	26	748	1137
Hannover	25	83	51	40	199
Mecklenburg	—	—	—	—	—
Lauenburg	—	—	—	—	—
Anhalt	—	92	—	116	208
Hamburg	—	2	—	1	3
Zusammen	119	1183	171	1686	3159

An der preußischen Elbe zu Wittenberge verkehrten im Jahre 1858 mit einer Gesammtbefrachtung von 11,266,415 Zollcentnern

Aus den Staaten	Zu Berg.	Zu Thal.	Zusammen.
	Anzahl der Schiffe.		
Oesterreich	103	68	171
Sachsen	96	85	181
Preußen	2,771	1,193	3,964
Anhalt	142	76	218
Hannover	358	129	487
Mecklenburg	511	78	589
Dänemark	255	75	330
Lübeck	9	—	9
Hamburg	77	17	94
Zusammen	4,322	1,721	6,043

III.

Haben auch in neuerer Zeit besondere Verhältnisse, wie die allgemeine Entfaltung der Industrie und des Handels, dann der kolossale Verbrauch von Steinkohle den Elbeverkehr quantitativ wesentlich gesteigert, so war derselbe doch von Alters her erheblich genug, daß ihn Regenten und Stände ihrer Aufmerksamkeit werth fanden. Vorweg äußerte sich dies wohl nur im Sinne von Schillers „Theilung der Erde," indem die vielen Städte, Stände

und Fürsten, welche längs der Elbe irgend welche Titel hatten, oder sich anmaßten, nicht nur Zölle und Abgaben aller Art forderten, sondern auch der von anderen Gebieten kommenden Schifffahrt die wunderlichsten Bedingungen auferlegten, während einheimische Handelscorporationen und Schiffer-Gilden sich zu ihrem alleinigen Vortheile verschiedene exclusive Privilegien erwirkten oder herausnahmen. Schon Carl dem Vierten rühmt man ein Einschreiten gegen diesen Unfug nach; gewiß ist aber, daß nach vorhergegangenen commissarischen Versammlungen zu Jüterbogk (1548), zu Frankfurt (1556) und zu Magdeburg (1571) insbesondere Rudolph II. sich in Folge der Bitten der böhmischen Stände der Sache alles Ernstes, und zwar nicht qua pars, sondern Authoritate Imperiali annahm, und eine nochmalige Verhandlung zu Magdeburg im Jahre 1590 anordnete, indem damals 53 verschiedene Zölle an 48 Zollstätten zwischen Prag und Hamburg eingehoben und überdies in mehreren Städten Stapel- u. dgl. Rechte ausgeübt wurden, deren Legalität erst nachzuweisen war. Durch den heftig entbrannten Türkenkrieg, sonstige Wirren und den bald darauf erfolgten Tod dieses Kaisers scheint ein günstiger Erfolg seiner Bestrebungen vereitelt worden zu sein. Zwei Jahrhunderte darnach waren die Verhältnisse der Elbeschifffahrt keineswegs, zumal für Oesterreich nicht, besser gestaltet, denn es wurde wiederholt Schiffen aus Böhmen die weitere Fahrt verweigert und deren aus Glaswaaren bestandene Ladung confiscirt, weshalb Maria Theresia die europäischen Mächte für die Befreiung der Elbeschifffahrt zu interessiren und solche in den Friedenstractaten zur Bedingung zu machen suchte, doch gleichfalls ohne Erfolg.

So wie die hierauf erfolgten völkerrechtlichen Erschütterungen und Veränderungen mit dem Wiener Congresse ihren Abschluß fanden, so war mit den §§. 108 — 116 der betreffenden Acte vom 9 Juni 1815 auch eine Grundlage für die Regelung der Schifffahrt und des Zollwesens auf den conventionellen Flüssen geschaffen worden. Zufolge dieser Paragraphe sollten (§. 108) sechs Monate nach Beendigung des Congresses Bevollmächtigte der Uferstaaten zusammentreten, um alles dasjenige festzustellen, was sich auf die Schifffahrt des betreffenden Stromes bezieht, und zwar in dem Sinne, daß (§. 109) die Schifffahrt unter der Beobachtung der Polizeivorschriften Jedermann freistehe; daß (§. 111) die Schifffahrtsabgaben auf eine von der verschiedenen Beschaffenheit der Waaren in so weit unabhängige Art festgesetzt werde, um eine ins Einzelne gehende Prüfung der Ladungen in der Regel zu vermeiden; daß bei Festsetzung des Tarifes von dem Gesichtspuncte ausgegangen werde, durch Erleichterung der Schifffahrt den Handel zu ermuntern, wobei der Rhein-Octroi zur ungefähren Richtschnur dienen könne; daß der angenommene Tarif späterhin nur durch gemeinsame

Uebereinkunft erhöht werden dürfe; daß (§. 113) jeder Uferstaat die Erhaltung der Leinpfade und die Arbeiten im Strombette zur Beseitigung der Schifffahrtshindernisse übernehme und daß (§. 116) nach erfolgter Vereinbarung des Schifffahrts-Reglements, dasselbe nur im Einverständnisse aller Uferstaaten abgeändert werden könne.

Zwar nicht schon sechs Monate nach Beendigung des Wiener Congresses, aber im Juni 1819 trat in Dresden eine Commission zur Organisirung der Elbeschifffahrt zusammen, deren Wirksamkeit zu der Elbeschifffahrts-Acte führte, welche am 23 Juni 1821 zu Dresden geschlossen und unterzeichnet wurde. Diese Acte enthält 33 Artikel, von welchen hier folgendes auszuheben und zu beleuchten sein dürfte:

Art. 1 und 4. „Die Schifffahrt auf dem Elbestrome soll von da an, wo er schiffbar wird, bis in die offene See, in Bezug auf den Handel völlig frei sein. Die Ausübung der Schifffahrt ist einem Jeden gestattet, welcher mit geeigneten Fahrzeugen versehen, von seiner Landesobrigkeit hiezu die Erlaubniß erhalten hat."

Art. 2 und 3. „Alle ausschließlichen Berechtigungen, Frachtfahrt auf der Elbe zu treiben", dann „alle bisher bestandenen Stapel- und Zwang-Umschlags-Rechte sind ohne Ausnahme für immer aufgehoben."

Art. 7 und 8. „Sämmtliche bisher auf der Elbe bestandenen Zollabgaben und Auflagen, womit die Schifffahrt belastet war, hören auf, und werden in eine allgemeine Schifffahrtsabgabe verwandelt, welche theils von der Ladung unter dem Namen Elbezoll, theils von den Fahrzeugen unter dem Namen Recognitionsgebühr erhoben und überall nach dem Gewichte berechnet wird."

Art. 9 und 10. „Von Melnik bis Hamburg soll überhaupt nicht mehr als 27 Groschen 6 Pfg. C. M. für den (Hamburger) Ctr. Bruttogewicht an Elbezoll erhoben werden."

Dieser Elbezollsatz, welcher nach einem bestimmten Tarife auf die verschiedenen Uferstaaten vertheilt wurde, näherte sich dem in der Wiener Congreßacte aufgestellten Muster nur wenig. Der Rhein-Octroi beträgt nämlich für die bei 100 Meilen lange Flußstrecke von Straßburg bis an die holländische Grenze in der Bergfahrt 2 Frcs. und in der Thalfahrt 1 Frc. 33 Centim., also im Mittel 1 Franc 66 Centim. oder 12 Groschen. Für gewisse speciell angeführte Artikel wurde aber eine Ermäßigung der vollen Tarif-Gebühren auf $^1/_4$, $^1/_5$, $^1/_{10}$, $^1/_{20}$, oder $^1/_{40}$ zugestanden.

Art 11. „Die Recognitionsgebühr wurde nach 4 Classen der Schiffe für die ganze Stromlänge auf 3 Thlr. 16 Gr. bis 14 Thlr. 16 Gr. festgesetzt."

Art. 15. „Unbeschadet der in der Congreßacte über die Ausdehnung der Flußschifffahrt enthaltenen allgemeinen Grundsätze, ist man wegen des Brunshauser Zolls übereingekommen, allen und jeden weiteren Erörterungen zu entsagen, gegen die von Hannover eingegangene Verpflichtung den Brunshauser Zolltarif der Commission zur Nachricht mitzutheilen."

Die Dissonanz dieses Artikels und des Art. 7 ist in die Augen fallend, und in der That sollte er nur eine Auskunft bilden zwischen den Bestimmungen der Wiener Congreßacte und der beharrlichen Weigerung Hannovers, den von ihm zu Brunshausen nächst Stade an der Unterelbe erhobenen Zoll unter die Elbe-Flußzölle einbeziehen zu lassen, weil derselbe nur von Seeschiffen und vom Seegute eingehoben wurde. Die verschiedenen Argumente, welche in den damaligen Commissions-Conferenzen und auch späterhin über diesen Gegenstand für und wider vorgebracht wurden, und die Kritik, welcher der Brunshauser oder Staderzoll fortan ausgesetzt war, kann man hier übergehen, indem dieser Zoll den österreichischen Schifffahrtsverkehr nie näher berührte.

Art. 16. „Die bisher bestandenen 35 Elbezoll-Erhebungsämter sind hiermit aufgehoben, und sollen auf der ganzen Elbe nur 14 Zollämter bestehen, nämlich in Aussig, Niedergrund, Schandau, Strehla, Mühlberg, Coswig, Roßlau, Dessau, Wittenberge, Schnackenburg, Dömitz, Bleckede, Boitzenburg und Lauenburg."

Art. 28. „Alle Staaten, welche eine Hoheit über das Strombett der Elbe ausüben, machen sich anheischig, eine besondere Sorgfalt darauf zu verwenden, daß auf ihrem Gebiete der Leinpfad überall in guten Stand gesetzt und erhalten werde. Sie verbinden sich ebenfalls, jeder in den Grenzen seines Gebietes, alle im Fahrwasser sich findenden Hindernisse der Schifffahrt, ohne allen Verzug, wegräumen zu lassen und keine die Sicherheit der Schifffahrt gefährdende Strom- oder Uferbauten zu gestatten."

Art. 30. „Nachdem gegenwärtige Convention in Wirksamkeit getreten sein wird, soll sich von Zeit zu Zeit eine Revisions-Commission vereinigen, zu welcher von jedem Uferstaate ein Bevollmächtigter delegirt wird, um sich von der vollständigen Beobachtung der Convention zu überzeugen, um Abstellung von Beschwerden zu veranlassen, auch Veranstaltungen und Maßregeln, welche nach neuerer Erfahrung Handel und Schifffahrt ferner erleichtern könnten, zu berathen."

Befriedigten die Bestimmungen dieser Schifffahrtsacte auch nicht alle Erwartungen, und sah auch die österreichische Regierung insbesondere hinsichtlich eines dem Rhein-Octroi sich mehr nähernden Zollsatzes ihre Be-

ſtrebungen, worin ſie von Seite Hamburgs wacker unterſtützt wurde, nicht genügend erreicht, ſo war doch die mittelalterliche Willkür gänzlich gebrochen, und dem Elbeverkehr nicht allein eine neue Aera eröffnet, ſondern auch, was noch wichtiger, die Möglichkeit und Hoffnung einer fortſchreitenden Verbeſſerung gegründet. Zwar kann nicht behauptet werden, daß die ſeitherige Steigerung des Elbeſchifffahrts-Verkehrs auf das Vierfache des früheren durch die Acte vom Jahre 1821 herbeigeführt worden ſei, aber ſo viel iſt erwieſen, daß ſie für einen ſolchen Aufſchwung die Möglichkeit bot.

Das noch weiter Erwünſchliche zu erzielen, war Oeſterreich gleich beim Zuſammentritt der erſten Reviſions-Commiſſion, welcher im Jahre 1824 zu Hamburg erfolgte, bemüht geweſen, indem es mit abermaligem Hinweiſe auf den Rhein-Octroi wenigſtens eine Herabſetzung des angenommenen Elbezollſatzes um ein Viertheil, nämlich die Feſtſtellung des Gebührenmaximums für den ganzen Lauf der Elbe auf 20 g. Groſchen in Antrag brachte.

Der öſterreichiſche Bevollmächtigte fand jedoch hiermit wenig geneigtes Gehör. Es wurden übrigens einige Erleichterungen, ſowohl in Bezug auf die Form der Zollerhebungen, als auch auf deren Maß dadurch für einzelne Gegenſtände erreicht, daß ſie von dem ganzen Zollſatze auf einen Bruchtheil, oder von einem ſchon zugeſtandenen Bruchtheile auf einen geringeren herabgeſetzt wurden.

Auch in der zweiten Elbeſchifffahrts-Reviſions-Commiſſion, welche in den Jahren 1842—1844 zu Dresden tagte, drang Oeſterreich auf principielle Ermäßigung des Elbezolles, aber wieder vergebens. Von dieſer Commiſſion wurde eine Umrechnung des Zolltarifes von dem früher zur Baſis angenommenen Hamburger Centner auf den Zollcentner und von dem Conventions-Münzfuße auf den 14 Thaler- oder 21 Gulden-Fuß vorgenommen, und die Recognitions-Gebühr als Zuſchlag zum Elbezoll eingerechnet, und es erfolgte hierauf am 13 April 1844 der Abſchluß einer „Additional-Acte", worin nebſt andern von der Zeit und Erfahrung an die Hand gegebenen Erläuterungen und Modificationen mancher Artikel der Elbeſchifffahrts-Acte, insbeſondere die Aufhebung der Recognitions-Gebühr, die Bemeſſung der vereinigten Zollgebühren mit 1 Thlr. 3 Sgr. 11 Pfg. (im 14 Thaler-Fuße), dann erweiterte ſpecielle Zollermäßigungen und Befreiungen, und die Regulirung des Brunshauſer (Stader) Zolles durch einen ſeparaten am gleichen Tage geſchloſſenen Vertrag, ausgeſprochen wurden.

Auf einige nähere Beſtimmungen dieſer Additional-Acte zu dem Artikel 28 der Elbeſchifffahrts-Acte, in Bezug auf die techniſche Verbeſſerung und Inſtandhaltung der Elbeſchiffbarkeit, werden wir im weitern Verfolg noch zurückkommen.

Der Umſchwung der Verhältniſſe, welcher in Oeſterreich mit dem Jahre 1848 eintrat, das gedeihliche Zuſammenwirken des neuen Staatsorganismus mit dem Aufſtreben des Handels und Verkehrs, welches ſich im Jahre 1850 zu äußern begann, wurde an der Elbe durch den Erlaß des Handelsminiſteriums vom 11 Mai 1850 inaugurirt, womit der Elbezoll auf öſterreichiſchem Gebiete im allgemeinen, und nur mit einigen wenigen Ausnahmen, gänzlich aufgehoben wurde. Mit erhöheter Berechtigung verlangte nun Oeſterreich auch nach einer allgemeinen und durchgreifenden Erleichterung des Elbeverkehres, und in der That ſtellte bei der in demſelben Jahre zu Magdeburg eröffneten dritten Reviſions-Commiſſion der öſterreichiſche Bevollmächtigte geradezu den Antrag, „daß der gegenwärtige Elbezoll gänzlich und zwar auf der Oberelbe und bis zur hannoverſchen Grenze ohne Aequivalent, auf der Elbeſtrecke von dieſer Grenze an bis Hamburg nöthigenfalls gegen theilweiſe Entſchädigung vertragsmäßig in Wegfall komme.“ Nicht nur dieſer, ſondern auch ein weiterer Antrag, welchen Oeſterreich vereint mit Sachſen und Hamburg dahin ſtellte, daß mindeſtens der ganze Elbzollſatz von 33 Sgr. 11 Pfg. auf 16 Sgr. 11½ Pfg. herabgeſetzt werde, ſtieß auf einen Widerſtand, welcher ſelbſt nach zweimaliger Erſtreckung der Verhandlungen nicht bezwungen werden konnte, ſo daß mit Schluß dieſer Reviſions-Commiſſion im Jahre 1854, abermals nur ſpecielle und nur zeitweilig gegen Widerruf zugeſtandene Gebührenermäßigungen gewonnen waren, wobei als ein neuer Bruchtheil des Zollſatzes auch die Hälfte der ganzen Gebühr in den Tarif aufgenommen wurde.

Oeſterreich hatte dagegen inzwiſchen mit dem Finanzminiſterialerlaſſe vom 13 Juli 1852 auf ſeinem Gebiete die wenigen früheren Beſchränkungen der Zollbefreiung aufgehoben, und ſomit die Elbeſchifffahrt für alle Gegenſtände und für die Schiffe aller Staaten ganz frei gegeben.

Der vierten Elbeſchifffahrts-Reviſions-Commiſſion, welche am 15 Juni 1858 zu Hamburg zu tagen begann, lagen zunächſt zwei Alternativ-Anträge von Seiten Hamburgs vor, dahin gehend, entweder die Elbezölle capitaliſirt gegenſeitig abzulöſen, oder die beſtehenden 7 Elbezollclaſſen, mit dem ganzen, ½, ¼, ⅕, 1/10, 1/20 und 1/40 Normalſatze, auf bloß drei, nämlich ¼, 1/10 und 1/40 ſo zu reduciren, daß die Gegenſtände, welche jetzt in die zwiſchenliegenden und nächſt höheren Claſſen fallen, auf jene drei herabgeſetzt würden. Der erſtere Antrag fand bei keinem der anderen Staaten Anklang, weil man dem Principe der Ablöſung eine Berechtigung nicht zuerkennen wollte, und der öſterreichiſche Bevollmächtigte unterließ nicht, zu bemerken, wie mit Rückſicht auf die großen Dimenſionen, welche das Verkehrsweſen in Folge des über Mitteleuropa ausgebreiteten Eiſenbahnnetzes angenommen hat, der Zeitpunct ſchon gekommen ſei, um mit dem Syſteme der lediglich

auf der Thatsache der Beschiffung eines Stromes fußenden Flußzölle gänzlich zu brechen. Dem zweiten Antrage traten Oesterreich, Preußen, Sachsen, Anhalt und Lübeck bei. Hannover und Mecklenburg lehnten dagegen diesen Antrag entschieden ab, und stellten gegen alle diesfälligen Motivirungen beharrlich in Abrede, einerseits daß die Nothwendigkeit einer solchen Zollermäßigung in Wirklichkeit bestehe, und anderseits, daß von ihnen eine Einbuße in dem bisherigen Zollertrage ohne volle Entschädigung auf Grund der Verträge erwartet werden dürfe. Da vorläufig keine Aussicht zu einer Verständigung vorhanden war, so wurde die Verhandlung abgebrochen und deren Wiederaufnahme zur geeigneten Zeit vorbehalten.

Konnte etwas das Bedauern über die momentane Nichterreichung irgend eines materiellen Erfolges mildern, so war es die Wahrnehmung, daß Oesterreich in seiner Verfolgung des von jeher im Auge behaltenen Zieles, nachdem es in jeder folgenden Revisions-Commission mehr Genossen gewann, sich in dieser letzten bereits in entschiedener Majorität befand.

Jetzt, nachdem die in gedachter Weise im Jahre 1858 zeitweilig vertagte vierte Elbeschifffahrts-Revisions-Commission neuerdings in Hamburg zusammengetreten ist, um ihre Verhandlungen weiter fortzusetzen, dürfte es von Interesse sein, das Verlangen nach einer entschiedenen Erleichterung des Elbeverkehrs mit einigen Worten zu erläutern.

Die Nothwendigkeit einer Zollreduction betreffend, ist es eine vielfach nachgewiesene Thatsache, daß besonders Handelsartikel, welche mit dem ganzen Elbezollsatz belastet sind, von der Unterelbe und Hamburg nach Puncten, welche unmittelbar an der Elbe liegen, mitunter absolut billiger mittelst der jetzt bestehenden Eisenbahnen befördert werden können, als zu Wasser. Wenn aber die Schifffahrt eine Concurrenz mit den beiderseits in gleicher Richtung mit der Elbe laufenden Bahnlinien bestehen soll, so muß sie im Stande sein, die Frachten effectiv, und zwar auch mit Einrechnung der dabei vorkommenden Nebenspesen für den Transport zu und von den Schiffen ꝛc., nicht bloß zu gleichen, sondern zu merklich geringeren Preisen zu befördern, weil bei gleichen Preisen für die meisten Artikel der Eisenbahntransport, wegen seiner größeren Schnelligkeit und von Verhältnissen der Jahreszeit und Witterung unabhängigen Verläßlichkeit, bei weitem vorgezogen wird. So zeigen die Ausweise des preußischen Hauptzollamtes zu Wittenberge, daß von verschiedenen Colonialwaaren, von welchen fortan der ganze Elbezollsatz zu entrichten ist, im Jahre 1846 auf der Elbe 1,306,265 Ctr. aufwärts befördert wurden, während im Jahre 1858 nur mehr 69,840 Ctr., also fast nur der zwanzigste Theil passirte. Der Verkehr, welcher früher auf der Elbe stattfand, und naturgemäß auch an dieselbe gewiesen wäre, ist daher bereits großentheils der Schifffahrt entzogen worden, und wird sich noch

mehr von derſelben abwenden, wenn letztere die Opfer und Anſtrengungen, welchen ſie ſich gegenwärtig zur Behauptung der Concurrenz unterzieht, nicht weiter fortzuſetzen vermag. Die ſo lange gepflegte Elbeſchifffahrt ſteht daher in Gefahr wieder zu verkümmern, was nicht allein der am Schifffahrtsbetriebe unmittelbar betheiligten Bevölkerung und namhaften Capitalien, ſondern auch den hiermit in Verbindung ſtehenden Handels- und Gewerbsanlagen zu empfindlichem Nachtheile gereichen würde. Wenn ſich einige Elbeuferſtaaten und namentlich Hannover und Mecklenburg durch eine Abnahme der Elbeſchifffahrt aus dem Grunde minder benachtheiligt erachten wollten, weil ſie, im Beſitze von Eiſenbahnen, welche mit der Elbe parallel laufen, durch einen Uebergang des Verkehrs von dieſer auf jene nichts einbüßen, ja vielmehr einerſeits durch die hohen Elbezölle und andererſeits durch Steigerung des Eiſenbahnbetriebes zu gewinnen glauben, ſo dürfte eine ſolche Auffaſſung, abgeſehen davon, daß ſie gegen den unzweifelhaft richtigen Grundſatz der modernen Nationalökonomie verſtößt, wonach für möglichſt viele und vortheilhafte Communicationen zu ſorgen iſt, einer ſpeciellen Täuſchung verfallen, indem ein Theil des Verkehrs, einmal von der Elbe verſcheucht, ganz andere Richtungen einſchlagen könnte, womit das Gebiet dieſer Staaten ganz umgangen würde. Dieſer Fall iſt keine bloße Suppoſition mehr, ſondern er kommt bereits thatſächlich vor, indem die Baumwolle nach Tetſchen an der Elbe in Böhmen, ihren Weg jetzt über Stettin nimmt!

Daß der gegenwärtige Elbeverkehr im Ganzen gegen die Vergangenheit noch erheblich erſcheint, beweiſt nicht deſſen wirkliche Proſperität, ſondern kommt hauptſächlich auf Rechnung des im allgemeinen erhöheten Productions- und Handelsbetriebes, ſowie der Anſtrengungen, welche die Schifffahrt dermal macht, um ſich noch aufrecht zu erhalten, endlich auch, — was beſonders hervorgehoben werden muß, — auf Rechnung des Umſtandes, daß nebſt Oeſterreich, auch Preußen, Sachſen und Anhalt die Elbezollgebühren häufig ganz oder theilweiſe erlaſſen oder erſetzen.

Um das abſolute und relative Maß der factiſchen Einhebung der Elbezölle von Seite der verſchiedenen Uferſtaaten anſchaulich zu machen, folgt hier die

Ueberſicht des ganzen Elbezoll-Erträgniſſes in den fünf Jahren 1853—1857.

Jahre.	Oeſterreich.	Preußen.	Sachſen.	Anhalt.	Hannover.	Mecklenburg.	Dänemark.	Zuſammen.
	Thaler.							
1853	—	53,841	14,525	20,000	158,480	111,637	52,306	410,789
1854	—	47,161	11,726	20,000	166,030	125,275	58,158	428,350
1855	—	49,022	12,683	23,416	166,584	127,917	61,432	441,054
1856	—	52,926	13,515	22,565	186,765	130,614	61,162	467,547
1857	—	44,404	13,407	22,100	188,673	119,077	56,832	444,493
Zuſammen	—	247,354	65,856	108,081	866,532	614,520	289,890	2,192,232
Durchſchnitt	—	49,471	13,171	21,616	173,306	122,904	57,978	438,446
Uferlängen	—	89 M.	32 M.	14,9 M.	23,9 M.	3 M.	3 M.	
Einnahme pr. M. der Ufer- (nicht Strom-) Längen	—	556 Th.	412 Th.	1,451 Th.	7,251 Th.	40,968 Th.	19,326 Th.	

Da die dermaligen Elbezollerhebungen pr. Meile in Hannover von 7251 Thlr., in Mecklenburg von 40,968 Thlr. und in Lauenburg von 19,326 Thlr. im Vergleiche zu den auf die Fahrbarerhaltung des Stromes zu verwendenden und insbeſondere zu den in Wirklichkeit verwendeten Koſten ſo bedeutend ſind, daß ſie einen weſentlich fiscaliſchen Charakter an ſich tragen, welcher den Paſſagezöllen eigentlich nicht zukommt; dagegen der größere Theil der Elbeuferſtaaten aus eigenem Antriebe auf die Elbezolleinkünfte entweder ganz oder zum Theil verzichtete, um die Elbeſchifffahrt aufrecht zu erhalten, und da zur Erreichung dieſes Zweckes ein Gleiches auch auf Seite der übrigen Uferſtaaten unerläßlich, ſo iſt die Erwartung in jedem Sinne berechtigt, daß dieſe Staaten, ſich dem vertragsmäßigen Standpunct des §. 111 der Wiener Congreßacte und Art. 30 der Elbeſchifffahrtsacte anſchließend, nicht weiter anſtehen werden, den „Maßregeln, welche nach neuerer Erfahrung Handel und Schifffahrt ferner erleichtern könnten", beizutreten, um ſo mehr, als die Verhältniſſe unſerer Zeit eigentlich auf eine Zollbefreiung der Flüſſe im allgemeinen Anſpruch machen, welchen Anſprüchen namentlich Oeſterreich ſeinerzeit am Po und an der Donau in vollem Maße gerecht geworden iſt.

IV.

Während einerſeits dahin getrachtet wird, durch Verminderung oder Aufhebung der Zölle den Schifffahrtsbetrieb in ſpeculativer Hinſicht nicht nur möglich zu machen und zu erhalten, ſondern auch thunlichſt zu begünſtigen, ſetzt dies wohl voraus, daß andererſeits nicht minder dafür geſorgt werde, durch *techniſche Behandlung der Flüſſe* die Ausübung der

Schifffahrt auch von allen physischen Schwierigkeiten und Unterbrechungen — mit Ausnahme solcher, welche die Extreme der Jahreszeiten und Witterungsverhältnisse (Frost, Hochwässer) unvermeidlich machen, — zu befreien und nach Möglichkeit zu erleichtern. Was diesfalls die Moldau betrifft, so läßt die vorangeschickte Beschreibung ihrer Niveau- und topischen Verhältnisse schon folgern, daß ihrer Befahrung von Natur aus viele Schwierigkeiten im Wege standen. In der That, ihre einen großen Theil des Jahres nur geringe Wasserhaltigkeit, ihr so bedeutendes Gefäll, die vielen gefährlichen Felsblöcke und Klippen, die Thalengen zwischen Felsen, wo nicht der mindeste natürliche Raum für einen Treppelweg oder Hufschlag zum Schiffszuge vorhanden war, machten eine vielseitige Nachhülfe der Kunst nothwendig. Dies geschah auch bereits vor Jahrhunderten, indem schon Ferdinand I. namhafte Summen dazu verwendete, um wenigstens für Flöße zum Zwecke des Salztransportes von Budweis nach Prag ein prakticables Fahrwasser zu erzielen, wozu viele Räumungen des Flusses vorgenommen werden mußten. Auch sein Enkel Rudolph II. war um die Aufrechterhaltung und Erleichterung dieser Floßfahrt sehr besorgt, und ordnete insbesondere im Jahre 1586 eine technische Commission an, welche sämmtliche Mühlwehren zwischen Budweis und Prag untersuchen mußte, weil viele derselben durch ihre Höhe der Salzflößerei hinderlich und gefährlich waren. Ferdinand III. ließ noch weitere Flußräumungen und insbesondere Aussprengungen der Klippen und Felsriffe in der gefährlichen Gegend oberhalb Stiechowitz, in den sogenannten Slaper Trieben vornehmen, um eine Befahrung der Moldau mit Schiffen zu ermöglichen, was zufolge einer Gedenksäule, welche am Anfange dieser immerhin noch wilden Flußstrecke steht, im Jahre 1643 erreicht wurde. Zu jener Zeit mußte wohl auch in jedem Mühlwehr ein Schiffsdurchlaß (von den dortigen Müllern lange Zeit němčina genannt) eingerichtet worden sein. Doch wurde die Schifffahrt nur mit kleinen Kähnen von 68 Schuh Länge und 9 Schuh Breite betrieben, welche höchstens 250 Ctr. Ladung nahmen, so daß im Jahre 1767 zur Verfrachtung von 149,355 Ctr. Salz 727 Schiffsladungen nothwendig waren.

In der von Felsen eingeschlossenen Flußstrecke gab es auch noch viele gefährliche Stellen, namentlich Djra, Perinki, Sabylej und Modri Slaupek, an welch' letzterem Puncte viele Menschen, Salzschiffe und Waaren zu Grunde gingen. Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, als diese Schifffahrtsverhältnisse nicht mehr zulässig und genügend erkannt wurden, sind zur Verbesserung des Fahrwassers, um mit Schiffen von 300—400 Ctr. Ladung bei 13—18 Zoll Tiefgang fahren zu können, Erweiterungen der Wehrdurchlässe und in der Strecke von Frauenberg abwärts insbesondere Wegräumungen einzelner gefährlicher Steine, Sprengungen von Felsriffen und

Herſtellungen von Hufſchlägen, welche ſtellenweiſe im Felsufer ausgeſprengt oder mittelſt Stützmauern in den Fluß hineingebaut werden mußten, in Ausführung gebracht worden. In der Strecke zwiſchen Kowarna und Wobos, wo im allgemeinen das größte Stromgefäll beſteht und örtlich äußerſt rapide Stromſchnellen vorkommen, glaubte man nur durch eine Schiffſchleuße Abhülfe ſchaffen zu können, und man ſieht bei Czupanowitz noch Reſte eines ſolchen Baues.

In unſerem Jahrhundert, in welchem durch die mächtigen Fortſchritte der gewerblichen Künſte und Wiſſenſchaften eine rieſige Production ſich entwickelte, und Handel und Verkehr, durch die gigantiſchen Dampfvehikel unterſtützt, ſich zu einer früher nicht geahnten Thätigkeit und Größe erhoben, mußte natürlich auch den Land- und Waſſerſtraßen eine größere Sorgfalt als je gewidmet werden. Die öſterreichiſche Regierung hat in dieſer Beziehung, zumal ſeit 1850, als erweiterte Ideen leitend wurden, ſehr viel gethan.

Wie oben erwähnt und nachgewieſen wurde, iſt an der Moldau die Flößung von Bau- und Brennholz ſehr bedeutend. Als nach dem Jahre 1848 die Privat-Privilegien, welche an einigen Nebenflüſſen der Moldau für den Flößereibetrieb beſtanden, mit den neueren Anſchauungen nicht weiter vereinbar erſchienen, wurden dieſelben von der Regierung mit einer beſtimmten Summe abgelöst, wofür die nothwendigen Bauten an jenen Flüſſen (Reſcharka, Luſchnitz, Flanitz und Wattawa) noch durch mehrere Jahre fortgeſetzt und in Stand gehalten, die Floßfahrt aber freigegeben werden mußte.

An der Moldau ſelbſt wurde in neueſter Zeit mehr in die dortigen Urwälder vorgedrungen, und um in der 9½ Meilen langen Strecke, von der Vereinigung der kalten und warmen Moldau bei Hummald abwärts eine Flößung betreiben zu können, wurde zu Spitzenberg ein Flößcanal hergeſtellt und an jedem der drei Mühlwehren in Spitzenberg, Oberplan und Friedberg ein Durchlaß angebracht. Da aber das Holz über die ſchon erwähnte Teufelsmauer oberhalb Hohenfurth zu Waſſer nicht transportirt werden kann, eine Regulirung des Fluſſes durch dieſe Cataracte aber einen enormen Koſtenaufwand erheiſchen würde, ſo wurde von der Ortſchaft Neuhäuſel an der Moldau oberhalb der Teufelsmauer bis unterhalb derſelben, nämlich bis Hohenfurth, auf Staatskoſten eine 4515 Klftr. lange Straße angelegt, auf welcher das Holz ſehr leicht, weil bergab, mit Wägen geführt und ſodann wieder an der Moldau mit Flößen weiter geſchafft werden kann. Wegen dieſer neu eingeführten Flößerei wurden auch die bei Krumau und Freiles beſtandenen Trifftrechen eingelöst und die nöthigen Bauten ausgeführt, damit die Floßfahrt gleichzeitig mit der Holztrifftung ſtattfinden könne.

In Budweis wurde die ſehr fehlerhafte Flußſtelle an der großen Brücke mit Abſperrung eines Nebenarmes regulirt; weiter abwärts bis Frauenberg

und in der zwischen Gebirgen eingeschlossenen Strecke bis Königsaal konnte die Thätigkeit auf die alljährlichen Räumungsarbeiten, auf die Instandhaltung und Reparatur der Bauten und Hufschläge, welche bei Eisgängen, besonders in den Engstellen, oft starke Beschädigungen erleiden, beschränkt werden. Dagegen erforderte die etwas über eine Meile lange Flußstrecke von Königsaal bis Prag eine gründliche Correction, indem sich daselbst der Fluß übermäßig ausbreitete und zersplitterte, so daß kein genügendes und kein sicheres Fahrwasser vorhanden war. Die nöthige Verbesserung wurde mittelst mehrerer Parallelbauten erreicht, welche den Fluß auf eine angemessene Breite einschränken und nach einer regelmäßigen Linie führen, zugleich aber auch als Treppelwege dienen.

Unterhalb Prag mußten einige Stellen der Moldau, welche sich entweder zu sehr verflachten oder sonst auf eine für die Schifffahrt nachtheilige Weise auszuarten drohten, geregelt und in angemessenen Richtungen und Breiten fixirt werden. Solche Regulirungen wurden bei Mirowitz, Wranian, Luschetz, Kozarowitz und Wrbno durchgehends mit Längenbauten aus Schotter mit Steinverkleidung vorgenommen. Außerdem wurde im Interesse der Schifffahrt das bei Mühlhausen bestandene Wehr eingelöst und abgetragen.

Die in den Jahren von 1850 bis incl. 1862 an der Moldau neu hergestellten Regulirungs- und Hufschlagsbauten summiren sich zu einer Länge von 23,806 Klaftern, und kosteten zusammen, mit Inbegriff dessen, was bisher auf den Straßenbau zwischen Hohenfurth und Neuhäusel ausgegeben wurde . . . . . 684,743 fl.
die currenten Auslagen für Flußräumungen, Instandhaltung der bestehenden Bauten und für Regie beliefen sich auf . 829,773 „
somit der ganze Aufwand des Staatsärares für Erhaltung und Verbesserung der Moldauschiffbarkeit in den dreizehn Jahren auf . . . . . 1,514,516 fl.
oder durchschnittlich in einem Jahre auf 116,500 fl.

Es bestehen nunmehr an der Moldau 126,355 Current-Klafter ältere und neuere Bauten, und zwar Uferdeckwerke, Längenbauten zur Beschränkung der Flußbreiten, Hufschlagsbauten und Leitwerke; überdies viele sogenannte Schwellreife, d. i. niedrige, von einer schmalen Steinschüttung gebildete Längenwerke, welche sich nicht über den kleinsten Wasserstand erheben, und dazu bestimmt sind, das wenige Wasser bei so niedrigen Ständen in einer geringeren Breite, als der sogenannten Normalbreite zu concentriren. Durch diese Bauten ist das Flußbett gegenwärtig so weit geregelt, daß weder die thalwärts noch die bergwärts gehende Schifffahrt im allgemeinen einem Anstande unterliegt und das Fahrwasser derart verbessert, daß die Schiffe bei gewöhnlichen Wasserständen 800—1000 Ctr. laden können.

Die Regulirungsbauten zwiſchen Hummwald und Hohenfurth und der erwähnte Straßenbau daſelbſt ſind noch zu beenden, während einige andere Regulirungsbauten projectirt ſind, welche zur weiteren Verbeſſerung der Schiffbarkeit und Vervollſtändigung der Flußcorrection nach und nach zur Ausführung kommen werden. Insbeſondere iſt die Moldauſtrecke, welche das Gebiet der Stadt Prag durchzieht, wegen ihres bedeutenden Gefälles, wegen der vier Mühlwehren und dazwiſchen ſich anſammelnden Schotterbänke, ſelbſt für Flöße, noch mehr aber für Schiffe ſchwierig zu paſſiren. Eine Abhülfe in dieſer Beziehung iſt ſchon oft in Erwägung genommen worden, und in letzterer Zeit beſchäftigte man ſich beſonders mit der Idee, dieſe Flußſtrecke, welche zudem eine große Serpentine um den Hradſchin (den bergigen Stadttheil Prags) herum bildet, mittelſt eines mit Kammerſchleuſen verſehenen Schifffahrtscanales zu umgehen, welcher Canal in Form eines Tunnels durch den Berg geführt würde.

Da an der Elbe von Melnik abwärts der Schifffahrt keine ſo großen natürlichen Hinderniſſe, wie an der Moldau im Wege ſtanden, ſo iſt in früherer Zeit auch nicht viel daſelbſt geſchehen. Die bezüglichen Notizen gedenken nur der Herſtellung von Durchläſſen in den Mühlwehren, welche zur Ermöglichung und Erleichterung der Schifffahrt von Zeit zu Zeit für nothwendig erkannt wurden. Mit Annäherung unſerer Tage ſchenkte man dem Zuſtande des Fluſſes und deſſen Verbeſſerung mehr Aufmerkſamkeit. Das Flußbett wurde ſtellenweiſe geräumt, und durch Bauten zu regeln oder gegen weitere Entartung zu bewahren geſucht, welche Bauten theilweiſe aus Buhnen oder Spornen beſtanden; doch ging man ſpäter von dieſer Bauart ab, und wendete bloß Längenbauten und zwar durchgehends von Schotter und Stein an, welche ſich durch die Erfahrung nicht allein dauerhaft, ſondern auch von gutem Erfolge erwieſen haben.

Nachdem in der Elbeſchifffahrts-Acte unter Art. 28 ausgeſprochen iſt, daß die Uferſtaaten eine beſondere Sorgfalt auf die gute Inſtandhaltung der Leinpfade zu verwenden haben, und daß dieſe Staaten ſich auch verpflichten, innerhalb ihres Gebietes alle im Fahrwaſſer ſich findenden Hinderniſſe der Schifffahrt zu beſeitigen, ſo hielt es die zweite Elbeſchifffahrts-Reviſions-Commiſſion für nothwendig, ſich in Bezug auf die Erfüllung dieſer Bedingungen Ueberzeugung zu verſchaffen, und es wurde ihr daher eine aus Hydrotechnikern der verſchiedenen Elbeuferſtaaten beſtehende Commiſſion beigegeben, welche über die Beſchaffenheit des Fahrwaſſers in den verſchiedenen Theilen der Elbe berichten und über die Mittel zur Behebung der vorhandenen Schwierigkeiten der Schifffahrt ihr Gutachten abgeben ſollte.

Dieſe techniſche Commiſſion bereiſte ſonach die ganze Elbe von Melnik bis in die Nordſee in der Zeit vom 6 September bis 10 November

1842 bei einem sehr kleinen Wasserstande. Jenes Jahr zeichnete sich überhaupt durch eine seltene Dürre aus, so zwar, daß kurz vor dieser Strombefahrung ein außerordentlich niedriger Wasserstand stattgefunden hatte, bei welchem verschiedene Merkzeichen sehr niedriger Wasserstände früherer Jahre (1719, 1766, 1782, 1790, 1835) bei Tetschen, Pirna, Strehla u. s. f. an der ganzen Ober- und Mittelelbe zum Vorschein kamen und mehrere Zolle über dem Wasser standen.

Zur Zeit der commissionellen Strombesichtigung war die Tiefe des Fahrwassers der Elbe in Böhmen mit 40—50 Zoll,*) aber mitunter bloß mit 24 Zoll, und an einer Stelle, nämlich bei Dobřin oberhalb Raudnitz nur 15 Zoll gefunden worden. Weiter abwärts waren die im Fahrwasser gepeilten geringsten Wassertiefen: in Sachsen 24 und 21 Zoll, im preußischen Regierungsbezirke Merseburg 23 und 19 Zoll, in Anhalt 24 Zoll, im preußischen Regierungsbezirke Magdeburg und Potsdam 24 Zoll, in Mecklenburg 36 und 30 Zoll, in Hannover 36 Zoll und im Gebiete von Hamburg und Lübeck 48 Zoll.

An dem österreichischen Stromantheile in Böhmen, welchen wir hier immer vorzugsweise im Auge haben, wurden von dieser technischen Commission (1842) zwar verschiedene neuere Bauwerke zur Verbesserung des Flußzustandes, namentlich eine Strom-Coupirung bei Pistian und größere Parallelwerke bei Schreckenstein und Tetschen, dann andere bei Koslowitz, Raudnitz, Sebusein und Welhota, ein Leitwerk am Hrobetzwerder, ein Einengungswerk bei Schön-Priesen und die Absperrung eines Stromarmes bei der Kartitzer Insel, sämmtlich von Steinmaterial ausgeführt, und die Hufschläge in geregeltem Zustande angelegt und erhalten befunden; doch fehlte es auch nicht an Gebrechen mancher Art, namentlich: Stromtheilungen durch Inseln und zu große Erweiterungen des Flußbettes, wie bei Ribař, Posadowitz, Unter-Berkowitz, Dobřin, Unter-Potschapel, Lobesitz, Schwaden u. s. w., und solche Stellen waren es eben, an welchen die geringsten Fahrwassertiefen vorkamen; ferner natürliche Stromschnellen bei Leitmeritz, Welhota, Pömerle, Kartitz und Koslowitz und die künstliche am Raudnitzer Wehre; einzelne hinderliche Steinblöcke, Mühlantriebe und Streichzäune, Uferabbrüche u. dgl. Auch fehlte es, zumal in der oberen Flußstrecke, an ordentlichen Pegeln und durchgehends an Winterhäfen zum Schutze der Schiffe gegen Eisgänge.

Die sächsische Elbe war in mancher Beziehung in besserem Zustande und mit verschiedenen Bauten versehen. In früherer Zeit wurden daselbst,

*) Eigentlich rheinländisches Maß, welches jedoch vom österreichischen so wenig verschieden (kleiner) ist, daß hier, wo die Natur des Gegenstandes eine mathematische Genauigkeit gar nicht erreichen läßt, ein Maß für das andere genommen werden kann.

neben Uferdeckwerken, aus geböschten Steinpflasterungen und Grundwurf bestehend, auch Buhnen zur Sicherung der Ufer und Einengung des Stromes angewendet, in neuerer Zeit sind dagegen zu letzterem Zwecke und zur Verbesserung des Fahrwassers vortretende Parallelwerke aus Stein zur Ausführung gekommen. Die Hufschläge waren gut in Stand gehalten. Uebrigens war auch in Sachsen die Elbe mit manchen Mängeln behaftet.

An der Mittelelbe ist die Behandlung des Stromes von jener in Sachsen und Böhmen wesentlich verschieden. Die Strombauten werden daselbst meistens aus Faschinenmaterial ausgeführt, und es wird daselbst sowohl die Regulirung der Stromlinien und die Einschränkung der zu großen Flußbreiten, als auch der Schutz der Ufer gegen Abbrüche größtentheils durch Buhnen zu erreichen gesucht.

Die technische Commission hatte (1842) an der Mittelelbe zwar Stromschnellen, gefährliche Felsbänke und Steinblöcke, sowie Mühlwehren, fast gar nicht, dagegen häufig genug die sonstigen allgemeinen Gebrechen, als: Uferabbrüche, Stromtheilungen durch Inseln, Verflachungen in übermäßigen Breiten, dann insbesondere auch hinderliche Schiffmühlen, Brücken u. dgl. gefunden. Geregelte Leinpfade kamen überall nicht vor.

Indem die technische Commission den im Jahre 1842 beobachteten niedrigsten Wasserstand der Elbe als einen ganz außerordentlichen ansah, welcher sich nur nach langen Zeiträumen wiederholt und circa 6 Zoll unter den gewöhnlichen kleinsten Wasserständen liegt, und nachdem sie ferner annahm, daß die auf der Elbe unterhalb Magdeburg in Gebrauch stehenden größeren Schiffe mit voller Ladung 45 Zoll und mit halber Ladung 32—36 Zoll tief tauchen, so erklärte die Commission in ihrem Gutachten für wünschenswerth und möglich, die Elbe in einen solchen Zustand zu versetzen, daß bei gewöhnlichem niedrigsten Wasserstande (welcher 6 Zoll höher als jener von 1842 ist) noch durchgehends ein sicheres Fahrwasser von 36 Zoll vorhanden wäre, wobei also mit halber Ladung ohne Anstand gefahren werden könnte. Als Mittel, um zu diesem Zwecke zu gelangen, empfahlen die Sachverständigen die Behebung der im Vorstehenden gedachten Mängel des Flusses im allgemeinen, und insbesondere der Uferbrüche, Stromtheilungen und Ueberbreiten. In Bezug auf die Leinpfade an der Mittelelbe erklärten die Hydrotechniker jener Staaten, daß solche dort ein minderes Bedürfniß seien, weil man sich mit Vortheil der Segel bei der Bergfahrt bedienen könne. Auch erklärten sie die Anlage von Leinpfaden an der Mittelelbe als schwer ausführbar, und daher eine Abänderung des Art. 28 der Elbeschifffahrts-Acte für nothwendig, indem man sich nur darauf beschränken müsse, einen 8 Fuß breiten Pfad für den Zug der Schiffe durch Menschen auf den Vorländern frei zu halten.

Letzteren Punct betreffend, können wir nicht umhin, hier die Bemerkung einzuschalten, daß die Anlage entsprechender Leinpfade oder Hufschläge an der Mittelelbe allerdings besondere Schwierigkeiten fände, aber nicht sowohl weil (wie damals angegeben wurde) die Vorländer von den Hochwässern überronnen und von Gräben durchschnitten werden, — denn solche Verhältnisse kommen auch an der Oberelbe und an anderen Flüssen vor, — sondern vielmehr, weil das Fahrwasser an der Mittelelbe oft weit von den Vorländern entfernt ist, indem lange Buhnen inzwischen liegen, welche an und für sich, und überdies noch durch das auf denselben emporwachsende Buschwerk den Schiffszug äußerst erschweren oder unmöglich machen würden.

Auf dieses technische Gutachten gestützt, wurde in der Additional-Acte vom Jahre 1844 der Art. 28 der Elbeschifffahrts-Acte in folgendem Sinne erläutert und beziehungsweise modificirt: „Sämmtliche Elbeuferstaaten werden auch künftig, jeder in den Grenzen seines Gebietes, alle im Fahrwasser sich findenden Hindernisse der Schifffahrt unverzüglich hinwegräumen und bis dies geschehen ist, mit Warnungszeichen versehen lassen.

Diese Staaten werden ferner, jeder für sein Gebiet, die geeigneten Maßregeln treffen, um dem Fahrwasser der Elbe zwischen Hamburg und Tetschen eine Tiefe von wenigstens drei Fuß rheinländisch bei einem Wasserstande, welcher um sechs Zoll höher ist, als der im Jahre 1842 beobachtete niedrigste, zu verschaffen und zu erhalten.

Von den zur Erreichung dieses Zweckes empfohlenen Mitteln, nämlich

1. Befestigung der in Abbruch befindlichen Ufer,
2. Einschränkung zu breiter Stromstrecken und nöthigenfalls Ausräumungen des Flußbettes,
3. Anschließung oder Wegschaffung der Inseln,
4. Anzucht und Erhaltung von Buschwerk auf Sandfeldern,

wird jeder Uferstaat diejenigen in Anwendung bringen, welche er den jedesmaligen örtlichen Verhältnissen entsprechend findet. Von dem Geschehenen wollen sich die Uferstaaten gegenseitig jedes Jahr Mittheilung machen. Es ist Sorge zu tragen, daß durch Mühlen, Wehren und sonstige Kunstanlagen, durch Hinabrollen von Blöcken und Abraum aus Steinbrüchen u. dgl. der Schifffahrt kein Erschwerniß verursacht werde. Der Leinpfad ist in Böhmen und Sachsen auch ferner in der bisherigen Art und Weise zu unterhalten. Auf der mittleren Stromstrecke, bis zum Anfange des Fluthgebietes genügt es, so weit thunlich, einen Weg von 8 Fuß Breite von solchen Gegenständen, welche den Schiffszug durch Menschen hindern, frei zu erhalten. Die Anlegung von Ladeplätzen und Winterhäfen soll nach Bedürfniß gefördert werden. Die Elbe soll von Zeit zu Zeit durch Sachverständige sämmtlicher Uferstaaten gemeinschaftlich befahren werden, um die Beschaffenheit des

Stromes, die Wirkung der zu deſſen Verbeſſerung getroffenen Maßregeln und die etwa eingetretenen neuen Hinderniſſe einer regelmäßigen Schifffahrt zu unterſuchen und feſtzuſtellen."

Mit Energie ging die öſterreichiſche Regierung daran, Alles was die Additional-Acte im allgemeinen vorzeichnete und was von der techniſchen Commiſſion im Jahre 1842 und der ſpäteren im Jahre 1850 (welche der dritten Elbeſchifffahrts-Reviſion beigegeben war) ſpeciell an der Elbe in Böhmen zur Verbeſſerung des Flußzuſtandes und der Schifffahrt als nothwendig und wünſchenswerth erklärt wurde, möglichſt bald und vollſtändig durchzuführen, und zwar ſowohl darum, weil ſie einerſeits die eingegangenen Vertragsverbindlichkeiten gewiſſenhaft erfüllen wollte, als auch weil ſie es andererſeits im Intereſſe des eigenen Landes erkannte, das einmal vorgeſteckte Ziel der Schifffahrtsverbeſſerung ohne Aufſchub und ohne Rückhalt eifrigſt zu verfolgen und in der kürzeſten Zeit zu erreichen. Und in der That konnte zu der Zeit als im Jahre 1858, vor dem Zuſammentritt der vierten Elbeſchifffahrts-Reviſions-Commiſſion, die Elbe abermals von Hydrotechnikern aller Uferſtaaten befahren wurde, auf der öſterreichiſchen Strecke die Aufgabe, bis auf einen geringen Reſt, der Hauptſache nach als gelöst betrachtet werden.

Es waren ſeit dem Jahre 1842 25,000 Currentklafter an neuen Uferdeck- und Leitwerken, dann Parallelbauten, welche meiſt auch als Hufſchläge dienen, hergeſtellt, und hiermit die früheren Stromtheilungen unterhalb Melnik bei der Sidonieninſel, bei Mlaſitz und Unterberkowitz, bei Prosmik, gegenüber der Inſel Gallaſch, bei Lobositz und Libochowan, unterhalb Jakuben und Groß-Prieſen und bei Roſawitz beſeitigt, die Stromſchnellen bei Schreckenſtein, dann zwiſchen Pömerle und Rongſtock ermäßigt, und die Unregelmäßigkeiten des Fluſſes bei Raudnitz und oberhalb Tetſchen behoben werden. Ferner waren die gefährlichen Steine oberhalb Sebuſein und bei Laube aus dem Fahrwaſſer entfernt, die Schiffmühlen numerirt und die Mühlantriebe für die Schifffahrt unſchädlich gemacht, an vielen Stromſtellen bedeutende Räumungen ausgeführt und zu ſolchem Zwecke zwei Dampf- und zwei Handbagger noch immer thätig, endlich zwei Winterhäfen bei Lobositz und Roſawitz mit einer Räumlichkeit für viele hundert Schiffe hergeſtellt.

Es wurden auch bei der commiſſionellen Strombefahrung zur Zeit eines Waſſerſtandes, welcher mit dem im Jahre 1842 als Norm angenommenen gewöhnlichen niedrigſten Stande nahezu übereinſtimmte, nicht nur von Tetſchen abwärts, wie die Additional-Acte beſtimmt, ſondern auch in der nächſten Strecke oberhalb bis gegen Auſſig, durchgehends eine Fahrwaſſertiefe von nicht weniger als 3 Fuß gefunden.

Von Aussig aufwärts gegen Melnik, wo die Wassermenge wegen Verminderung der Zuflüsse immer geringer wird, waren die geringsten Flußtiefen im Fahrwasser mit 2½ und 2¼ Fuß gefunden worden, und die Fahrt der Commission mittelst des Dampfschiffes Saxonia ging durchweg ohne den geringsten Anstand vor sich, und war nirgends ein Lootse nothwendig. In der Protocoll-Beilage dieser Commission ist bloß die, in der früher gefährlichen Stromschnelle zwischen den Felsen bei Schreckenstein künstlich ausgeräumte Fahrrinne als zu schmal bezeichnet worden, weil sie aber nach einer angemessenen und regelmäßigen Linie geführt ist, so konnte sie ohne Schwierigkeit passirt werden. Im weiteren Verfolge der Strombefahrung außerhalb Oesterreich fand dagegen die Commission Gelegenheit zu manch' anderen Anmerkungen, z. B. auf preußischem Gebiete bei Belgern und an anderen Orten sehr enges, gekrümmtes Fahrwasser, bei Döbeltitz enges Fahrwasser neben Schiffmühlen, bei Torgau und Rogätz durch Schiffmühlen beschränktes, enges und mehrfach gekrümmtes Fahrwasser; in der Elsinger Bucht laufen die Schiffe Gefahr auf die Buhnenköpfe getrieben zu werden; dann auf diesem und hannöverschem Gebiete Stromspaltungen, verwilderte Flußstrecken, u. s. w. u. s. w. In der That geschah es auch an der Mittelelbe, daß sowohl das Commissionsschiff auf manche Anstände stieß, als auch andere Schiffe in Noth gefunden wurden. So mußte oberhalb der Pretzscher Fähre, wo das Fahrwasser an einer Stelle nur 2½ Fuß tief war, das Commissionsschiff aus demselben ablenken, weil Schiffe auf dem Grunde fest saßen, welche nach Angabe der Schiffer 33 Zoll Tiefgang hatten. Oberhalb Hohendorf fuhr das Schiff der Commission, ungeachtet ein eigener Lootse (Häupter) für diese als schlecht bekannte Strecke an Bord genommen worden war, dennoch mit 29 Zoll Tauchung im Sande so fest auf, daß es nur mit Hülfe eines anderen Dampfschiffes flott gemacht werden konnte. Auch saßen daselbst zwei andere Schiffe fest. Ferner wurden viele Schiffe getroffen, welche zu Berg fahren wollten, aber auf günstigen Wind wartend vor Anker liegen mußten, oder welche von der Schiffsmannschaft von Bord aus mittelst Stangen, die gegen den Grund des Flusses gestemmt werden, auf eine mühselige Weise fortgeschoben wurden, weil kein Schiffszug vom Lande aus möglich war. Solche Wahrnehmungen lassen es sehr bedauern, daß die in der ursprünglichen Elbeschifffahrts-Acte allgemein bedungen gewesenen Treppelwege an der Mittelelbe dem Buhnenbausysteme geopfert wurden, anstatt dieses lieber zu Gunsten jener hätte weichen sollen, um so mehr, als es auch in vielen Fällen für die Schifffahrt schwierig und gefährlich ist, an den Buhnen glücklich vorbeizukommen. Wie begreiflich fand daher die Stromschau-Commission im Jahre 1858 außerhalb des österreichischen Gebietes noch sehr viele Correctionen an der Elbe für nothwendig und viele andere wünschenswerth. An der österreichischen

Elbe ward nur die Wegräumung der Trümmer eines Leitwerkes bei Koslowitz und die Erweiterung der erwähnten Fahrrinne am Schreckenstein für nothwendig erklärt, dann die Erzielung einer größeren Fahrtiefe unterhalb Tetschen von Laube bis zur Adalbertstatue und von Niedergrund bis an die sächsische Grenze als wünschenswerth bezeichnet.

Letzterer Wunsch läßt eine kleine technische Diversion nicht vermeiden. Die Additional-Acte vom Jahre 1844 verlangt eine Fahrwassertiefe von wenigstens 3 Fuß bei einem Wasserstande, welcher um 6 Zoll höher ist, als der niedrigste des Jahres 1842. Nun war aber zur Zeit der commissionellen Strombefahrung im Jahre 1858 bei Tetschen und Niedergrund ein Wasserstand beobachtet worden, welcher beziehungsweise nur $3\frac{1}{2}$ und 3 Zoll höher als jener niedrigste des Jahres 1842 war, und somit hätte im Sinne der Additional-Acte daselbst die Wassertiefe beziehungsweise um $2\frac{1}{2}$ und 3 Zoll weniger als 3 Fuß (also bloß 2′ $9\frac{1}{2}$″ und 2′ 9″) betragen dürfen. In Wirklichkeit war dagegen die geringste gefundene Tiefe des Fahrwassers in den obengedachten Stromstrecken zwischen Laube und der Adalbertstatue $3\frac{1}{4}$ Fuß und zwischen Niedergrund und der sächsischen Grenze $3\frac{3}{4}$ Fuß, wonach das Verlangen, wegen Vermehrung der dortigen Fahrtiefen conventionell nicht gerechtfertigt erscheint. Dasselbe entsprang vielmehr theils aus einer Abweichung von dem Buchstaben der vertragsmäßigen Bestimmung, wozu eine auffallende Wahrnehmung der letzten Stromschau-Commission den Anlaß bot, theils aber aus einer entweder bloß irrthümlichen, oder willkürlichen Anwendung derselben. Während nämlich in Böhmen und in Sachsen bis unterhalb Dresden ein Wasserstand beobachtet wurde, welcher unter dem in der Additional-Acte angenommenen Normal-Niveau lag, waren dagegen weiter stromabwärts die Pegelablesungen sämmtlich derart, daß der Wasserstand im Vergleiche zu dem niedrigsten von 1842, um beträchtlich mehr als 6 Zoll höher erschien. Eine ähnliche, aber noch grellere Erscheinung hatte sich im J. 1857 ergeben, welches Jahr sich durch eine außerordentliche Dürre in ganz Europa bemerklich machte. Aus diesen Beobachtungen ergiebt sich folgende

Vergleichende Ueberſicht der Elbewaſſerſtände in den Jahren 1842, 1857 und 1858.

Pegel-Stationen.	Niedrigſter Waſſerſtand zwiſchen 29. Auguſt und 9. September 1842.	Normal-Waſſerſpiegel um 6 Zoll höher als der niedrigſte von 1842.	Niedrigſter Waſſerſtand zwiſchen 4. und 17. Auguſt 1857.	Dieſer Waſſerſtand von 1857 war gegen jenen von 1842 um	Waſſerſtand zur Zeit der Stromſchau im Jahre 1858.	Dieſer Waſſerſtand von 1858 war gegen den Normalſpiegel um
	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Tetſchen	—0′6″ *)	0′0″	—0′9″	0′3″ niedrig.	—0′2½″	0′2½″ niedrig
Niedergrund	—0′6″	0′0″	—0′11″	0′5″ „	—0′3″	0′3″ „
Dresden	—4′5″	—3′11″	—5′2″	0′9″ „	—4′0″	0′1″ „
Meißen	—4′1″	—3′7″	—3′4″	0′9″ höher	—2′2″	1′5″ höher
Mühlberg	2′3″	2′9″	2′11″	0′8″ „	4′2″	1′5″ „
Torgau	2′10″	3′4″	3′3″	0′5″ „	4′2″	0′10″ „
Wittenberg	1′6″	2′0″	2′5″	0′11″ „	3′9″	1′9″ „
Roßlau	—1′0″	—0′6″	0′6″	1′6″ „	2′3″	2′9″ „
Magdeburg	1′6″	2′0″	3′2″	1′8″ „	4′4″	2′4″ „
Havelberg	0′4″	0′10″	2′3″	1′11″ „	4′5″	3′7″ „
Wittenberge	1′1″	1′7″	1′10″	0′9″ „	3′9″	2′2″ „
Schnackenburg	—2′11″	—2′5″	—2′3″	0′8″ „	0′2″	2′7″ „
Lenzen	0′6″	1′0″	1′11″	1′5″ „	3′11″	2′11″ „
Dannah	—3′2″	—2′8″	—1½″	2′1½″ „	1′1½″	3′9½″ „
Bauke	—2′8″	—2′2″	—0′11″	1′9″ „	1′0″	3′2″ „
Bleckede	—3′0″	—2′6″	—1′1½″	1′10½″ „	0′11″	3′5″ „
Honſtorf	—1′4″	—0′10″	—0′2″	1′2″ „	1′11″	2′9″ „
Artlenburg	—1′1″	—0′7″	—0′¼″	1′¾″ „	2′0″	2′7″ „

Aus der letzten Columne dieſer Ueberſicht ſind die Maße zu entnehmen, um wie viel der Waſſerſtand in den verſchiedenen Puncten der Elbe thalwärts von Meißen zur Zeit der commiſſionellen Strombefahrung über jenem Waſſerſpiegel ſtand, wie ihn die Additional-Acte zur Beſtimmung der Fahrtiefe als Norm annimmt, und wie viel daher von den gepeilten Waſſertiefen abgezogen werden müßte, wenn angegeben werden ſollte, wie groß die Tiefen unter jenem Normalniveau waren. Eine ſolche Reduction hätte aber an manchen Puncten der Mittelelbe nur Waſſertiefen von kaum 1 Fuß ergeben. Mit Rückſicht ſowohl auf den factiſchen Zuſtand des Stromes, als auch auf die nächſten Anforderungen der Schifffahrt konnte eine ſolche Reduction nicht paſſend erſcheinen. Der Zuſtand des Fluſſes hatte ſich nämlich ſeit 1842 offenbar geändert, dies ging am unverkennbarſten aus einer Vergleichung der

*) Die Zahlen mit vorgeſetzten Minuszeichen (—) bedeuten Waſſerſtände unter dem Nullpuncte des Pegels, die Zahlen ohne ſolches Zeichen, Waſſerſtände über Null.

außerordentlich niedrigen Wasserstände von 1857 und 1842 hervor, deren Differenzen in der vierten Ziffercolumne der vorstehenden Uebersicht ausgewiesen sind. Um das momentane Maß der factischen Stromtiefen unter dem zeitweilig niedrigsten Wasserstande anzugeben, auf welche Wassertiefen die Schifffahrt eben auch zunächst reflectirt, konnte im Jahre 1858 jener kurz vorher im Jahre 1857 beobachtete niedrigste Wasserstand, zwar weder conventionell noch technisch rationell, aber doch billig und praktischerweise anstatt des in der Additional-Acte zur Basis genommenen kleinsten Wasserstandes von 1842 substituirt werden. Obwohl nach solcher Substituirung bei der vorgenommenen Reduction, den an der Mittelelbe gepeilten Wassertiefen, jene in der vierten Ziffercolumne ausgewiesenen Differenzen der beiden Wasserstände zu gute kamen, so verblieb doch noch eine große Zahl von Flußstellen, wo sich die verlangte Fahrwassertiefe von 3 Fuß nicht nachweisen ließ, sondern hieran häufig noch ein Fuß und selbst mehr fehlte.

An der Oberelbe von Dresden aufwärts werden in Folge der gedachten Substituirung größere Wassertiefen als nach dem Wortlaute der Additional-Acte gefordert, und zwar in Böhmen bei Tetschen um 3 Zoll und bei Niedergrund um 5 Zoll mehr, weil daselbst der Wasserstand von 1857 (s. Columne 4) um so viel unter jenen von 1842 herabgesunken war.

Während schon oben nachgewiesen wurde, daß bei Tetschen und Niedergrund nach dem buchstäblichen Sinne der Additional-Acte eine Fahrwassertiefe von 2′ 9½″ und 2′ 9″ als genügend zu betrachten gewesen wäre, so sollten dagegen mit Berücksichtigung des 1857ger Wasserstandes die Tiefen daselbst 3′ ½″ und 3′ 2″ betragen.

Da aber die geringsten dortigen Fahrtiefen zwischen Laube und der Adalbertstatue, dann zwischen Niedergrund und der sächsischen Grenze mit 3′ 3″ und 3′ 9″ gepeilt worden sind, so sind diese Tiefen auch mit Rücksicht auf die eingetretene Stromveränderung mehr als vollkommen hinreichend. Wenn die Stromschau-Commission einen Mangel zu bemerken glaubte, so beruht dies darauf, daß sie 3 Fuß Wassertiefe unter jenem außerordentlichen niedrigsten Wasserstande voraussetzte, während die Additional-Acte eine solche Tiefe nur bei einem Wasserstande, „welcher um 6 Zoll höher ist," vorschreibt.

Zwar fehlen österreichischerseits nur an einer Stromstelle 3½ Zoll zur Erreichung auch eines solchen nach der Annahme der Stromschau-Commission weiter hinausgerückten Zieles, doch wäre eine desfallsige Verpflichtung nicht ohne weiteres zu übernehmen, und zwar um so weniger, als man an der Mittelelbe noch so entfernt von dem näher liegenden conventionellen Ziele ist.

Die Erſcheinung, daß der außerordentlich niedrige Waſſerſtand im Jahre 1857 an der Oberelbe bis Dresden ſich um 3 bis 9 Zoll tiefer ſtellte als jener im Jahre 1842, beweist, daß ſich daſelbſt das Flußbett inzwiſchen ausgetieft hat, und dies iſt das gültigſte Zeugniß dafür, daß man an der Oberelbe mit der Verbeſſerung des Flußzuſtandes thätig beſchäftigt war, und daß die Bemühungen in dieſer Richtung einen guten Erfolg hatten. Wenn dagegen an der Mittelelbe der durch eine außerordentliche Dürre herbeigeführte niedrigſte Waſſerſtand des Jahres 1857 an den verſchiedenen Puncten zwiſchen 9 Zoll bis 2 Fuß variirend, durchgehends höher erſchien, als jener des Jahres 1842 war, ſo erklärt ſich dieſe Erſcheinung damit, daß an den dortigen entweder übermäßig breiten oder ſonſt fehlerhaften Stromſtellen örtliche Verſandungen ſtattfanden, welche den Flußſpiegel um ſo viel höher ſchwellen und inzwiſchen zwar oft große Waſſertiefen vorkommen laſſen, an und für ſich aber die ärgſten Schifffahrtshinderniſſe bilden. Da ſehr gewünſcht werden muß und auch gehofft werden darf, daß die Beſeitigung dieſer Verſandungen bis zur nächſten Stromſchau gelinge, ſo fände dieſe den Stromſpiegel an der Mittelelbe wenigſtens wieder auf den Zuſtand von 1842 zurückgeführt und eine dem Wortlaute der Additional Acte mehr entſprechende Meſſung der Stromtiefen zuläſſig. Es wird aber immer rathſam bleiben, die commiſſionellen Strombefahrungen nur bei (gewöhnlichen) kleinſten Waſſerſtänden vorzunehmen, bei welchen nach dem Sinne der Additional-Acte 3 Fuß Fahrwaſſertiefe überall vorhanden ſein ſollen, um ohne beſondere theoretiſche Reductionen ſich von den allenfalls noch vorfindlichen Untiefen unmittelbare Ueberzeugung verſchaffen zu können, während die Concluſionen von den Flußtiefen bei einem höheren Waſſerſtande auf jene bei einem niedrigeren immer unzuverläſſig ſind, weil das Flußbett in den verſchiedenen Stadien der Waſſerſtände ſich abwechſelnd theilweiſe erhöht, theilweiſe wieder vertieft.

Können auch die auf die Stromcorrection verwendeten Koſten keinen Maßſtab für die wirkliche Verbeſſerung des Fluſſes geben, ſo erhellt doch die von den verſchiedenen Uferſtaaten auf dieſen Zweck gerichtete Sorge und Aufmerkſamkeit aus folgender

Uebersicht

der von den verschiedenen Elbe-Uferstaaten auf Strom-Correctionen in den Jahren 1850—1861 verwendeten Kosten.

Jahre.	Oesterreich.	Sachsen.	Preußen.	Anhalt.	Hannover.	Mecklenburg.	Dänemark.	Reichsstädtisch.	Hamburg.
	Thaler.								
1850	18,940	15,425	172,401	16,759	40,524	18,789	7,583	5,441	48,491
1851	35,218	6,340	109,791	10,586	29,161	5,238	6,708	1,638	79,674
1852	44,936	72,539	158,258	15,335	39,692	9,598	6,600	1,970	95,942
1853	38,567	25,228	103,975	25,203	37,670	9,319	9,203	16,327	88,287
1854	46,344	16,234	123,206	19,154	31,325	5,043	3,535	11,946	135,041
1855	41,746	36,748	96,270	16,433	28,051	5,126	2,859	2,908	120,191
1856	111,256	30,289	91,710	21,917	41,996	14,110	2,348	4,968	126,596
1857	87,535	31,399	86,425	25,361	36,106	11,638	2,355	8,192	131,081
1858	85,712	53,733	94,957	23,214	72,542	7,577	2,683	7,148	127,706
1859	65,717	35,007	86,519	26,624	72,981	6,276	5,404	7,210	143,375
1860	92,259	37,166	140,566	17,759	33,818	5,418	4,837	7,718	192,892
1861	46,670	55,630	204,422	11,178	63,762	9,749	4,438	16,310	192,222
Zusammen....	714,880	415,738	1,468,500	229,523	527,628	106,881	58,553	91,776	1,481,498
Durchschnittlich in 1 Jahr.....	59,573	34,645	122,375	19,127	43,969	8,907	4,879	7,648	123,458
Uferlängen	29,7 Meil.	32 Meil.	89 Meil.	14,9 Meil.	23,9 Meil.	3 Meil.	3 Meil.	3 Meil.	
Aufwand per Meile	2006 Thl.	1082 Thl.	1375 Thl.	1283 Thl.	1839 Thl.	2969 Thl.	1626 Thl.	2390 Thl.	

Wenn die bei einigen Staaten ausgewiesenen Ziffern an und für sich, oder doch im Hinblick auf die von denselben bisher bezogenen Zolleinnahmen wenig befriedigend für deren Theilnahme an der so dringenden Stromcorrection sprechen, so bleibt bezüglich anderer Staaten zunächst nur zu wünschen, daß sie zu dem wichtigen Zwecke fernerhin nicht allein hinreichende financielle, sondern auch entsprechende technische Mittel anwenden mögen, damit die Elbe vor der Hand wenigstens der vielen Gebrechen ledig werde, welche die letzte Stromschau-Commission vorfand und als einer Abhülfe besonders bedürftig erklärte.

Oesterreich säumte nicht, sogleich an die Beseitigung der zwei von dieser Commission bezeichneten Gebrechen an der Elbe in Böhmen bei Koslowitz und bei Schreckenstein zu schreiten, und zwar beschränkte man sich an letzterem Puncte nicht bloß darauf, die Fahrrinne zu erweitern, sondern es wurden daselbst zur weiteren Ermäßigung der Stromschnelle auch Leitwerke ausgeführt, zwischen welchen das Wasser concentrirt und dessen Gefäll ausgeglichen wird.

Ueberdies war man sowohl mit der Beendigung der begonnenen oder weiteren Ausdehnung schon bestandener Strombauten, als auch mit Ausführung neuer Hufschlags- und Landungsbauten sowie mit Regulirungswerken, insbesondere bei Leitmeritz und Tetschen, dann mit Baggerungsarbeiten vornehmlich am Aussiger Landungsplatze, vielseitig beschäftigt.

Noch ist der Uferabbrüche zu gedenken, auf welche die letzte Stromschau-Commission ein besonderes Augenmerk richtete. Dieselben wurden in den verschiedenen Elbeuferstaaten gefunden, wie folgt:

Uferstaaten.	Längenausdehnung der zu diesen Staaten gehörigen Elbeufer.	Gesammtlänge der in diesen Staaten gefundenen Uferbrüche.	Durchschnittliche Länge der Uferbrüche auf eine Meile Uferlänge.
	deutsche Meil.	rheinländische Ruthen.	
Oesterreich	29,7	1388	47
Sachsen	32,0	2300	72
Preußen	89,0	16645	187
Anhalt (Dessau, Bernburg und Cöthen)	14,9	1475	99
Hannover	23,9	5914	247
Mecklenburg	3,0	431	144
Dänemark (Lauenburg)	3,0	685	228
Beiderstädtisch (Hamburg und Lübeck)	3,2	487	152

Es fanden sich also in Oesterreich solche wunde Uferstrecken in der verhältnißmäßig geringsten Ausdehnung. Hierbei ist übrigens noch zu bemerken, daß die damals in Oesterreich getroffenen Bruchufer großentheils nicht als

eigentliche Gebrechen des Flusses in Folge mangelnder Aufsicht und Schutzbauten, sondern als vorübergehende Symptome der eben im Werke begriffen gewesenen Regulirung des Flusses mittelst Durchstiche oder anderer Correctionen der Stromrichtung zu betrachten waren. Solche Ufer wurden, sobald ihr Abbruch bis zur Regulirungslinie erfolgt war, entweder mit Deckwerken versichert oder vom Flusse selbst nicht weiter angegriffen. Ein beträchtlicher Theil des von diesen Ufern abgelösten Materials ist an anderen Regulirungsstellen, wo Einbuchtungen durch Längenwerke abgebaut worden waren, in den auf solche Weise vom eigentlichen Flußbette abgetrennten Räumen vom Flusse wieder deponirt worden, wodurch sich an vielen Orten bereits eine mehrere Fuß hohe Alluvion hinter den Längenbauten bildete, an deren Bepflanzung eben geschritten werden soll.

Die seit dem Jahre 1850 bis inclusive 1862 für Verbesserung der Elbe-Strom- und Schifffahrts-Verhältnisse von Seite Oesterreichs bestrittenen Kosten belaufen sich zusammen auf . . . . . 828,052 fl.
womit 20,788 Current-Klafter neue Bauten hergestellt worden sind.

Auf die Instandhaltung des Bestehenden, auf gewöhnliche Räumungsarbeiten und sonstige currente Erfordernisse und Regie wurden in derselben Zeit . . . . . 339,360 fl.

also im Ganzen . . . . . 1,167,412 fl.
verwendet.

Das Resultat aber der Sorgfalt, welche die österreichische Regierung bisher der Elbe in Böhmen zuwendete, tritt nicht sowohl durch die jetzt an diesem Flusse bestehenden vielen Strombauten, welche zusammen eine Längenausdehnung von 38,095 Klaftern oder 9½ Meilen einnehmen, zu Tage, sondern zeigt sich vorzüglich in der leichten und ungehinderten Regsamkeit des stets zunehmenden Schifffahrtsverkehrs, insbesondere auch mit Dampfschiffen, welche die Personenbeförderung von Dresden aufwärts nunmehr bis Raudnitz, den Gütertransport aber auf der ganzen Elbe bis in die Moldau vermitteln und an Tragfähigkeit, Dank auch der einheimischen Vervollkommnung des Schiffbaues, bereits bis zu 6000 Centner zugenommen haben, während früher die größten Elbeschiffe in Böhmen nicht mehr als 2000 Centner luden.

J. Wawra.

Das Racenmoment
in seinem Einfluß auf biotische Zustände.

Eine Studie aus dem bis zum Jahre 1860 bestandenen Pest-Pilischer Comitate von Dr. med. Glatter, Director des statistischen Büreau's der Stadt Wien.*)

Das Individuum verdankt seine körperlichen und psychischen Eigenschaften einer großen Reihe von Einflüssen, welche das Leben in seinen verschiedenen Aeußerungen bestimmen. Diese Verhältnisse sind theils ererbte, theils erworbene. Während letztere von Klima, Erziehung, Nahrung, Bekleidung, Beschäftigung und noch vielen anderen Coëfficienten abhängig und bereits mehr oder weniger erforscht sind, hat man bis jetzt den ererbten, den angeborenen Eigenschaften, namentlich in wie ferne dieselben das Ergebniß gewisser Volksthümlichkeiten sind, fast gar keine Beachtung zugewendet. Man hat bei Berücksichtigung der verschiedenen Nationalitäten stets mehr die geographischen, die religiösen oder politischen, als die eigentlichen physiologischen Beziehungen der Massen im Auge gehabt; man hat in dem äußerlichen Typus nur etwas Untergeordnetes erkannt, nicht aber den Ausdruck gewisser organischer Zustände gesucht; und doch bestimmen diese die Reaction des betreffenden Organismus gegen die äußern Einflüsse, und werden dadurch bis zu einem gewissen Puncte maßgebend für gar viele materielle, geistige und sittliche Beziehungen, die ihren letzten Ausdruck in nationalökonomischen, socialen und politischen Zuständen finden.

Ein Volksstamm, dem als biologische Eigenthümlichkeit eine längere Lebensdauer zukommt als einem andern unter denselben Verhältnissen lebenden, wird vor diesem eine Menge Vortheile voraushaben, welche je nach dem verschiedenen Standpuncte einer verschiedenen Verwerthung fähig sind.

---

*) Bis zum Schluß des Jahres 1860 k. k. Physicus des Pest-Pilischer Comitates.

Völker, die ſich kraft ihrer Organiſation leichter akklimatiſiren, wie Engländer, Juden, Portugieſen und Armenier, gewinnen durch dieſe Thatſache eine wichtige Bedeutung für den Handel und Verkehr, ſie werden zu Trägern gewiſſer Anſchauungen und Culturverhältniſſe, die ihnen in der Völkergeſchichte einen gewiſſen Platz anweiſen. Aber auch die Krankheit, als eine Modification des Lebens, muß nach Art, Verlauf und Dauer je nach dem verſchiedenen organiſchen Subſtrate verſchieden auftreten, und es wird ein Volksſtamm, der mit einem andern denſelben Boden bewohnt, dieſem gegenüber für gewiſſe Krankheiten eine höchſt verſchiedene Empfänglichkeit zeigen. In dieſem Umſtande liegt der Werth betreffender Studien für Coloniſirungsunternehmungen, die zumal für Ungarn eine hohe Bedeutung haben.

Bevor ich Beiſpiele für die verſchiedenen Dispoſitionen einzelner Volksſtämme beibringe, erachte ich es für nöthig, einige Worte über die Akklimatiſation zu ſagen, welche meiner Anſicht nach eine zweifache iſt, je nachdem ſie das Individuum oder den Stamm betrifft. Es giebt Gegenden mit einem höchſt verderblichen Klima, dem der Einwanderer auf die Dauer nicht widerſtehen kann; er ſtirbt, und ſein dort gebornes Kind akklimatiſirt ſich, oder ſiecht auch hin; oder aber die Einwanderer und allenfalls ihre Kinder bleiben am Leben, aber die weitern Nachkommen verlieren die Lebensfähigkeit in jenen Gegenden. Als Beiſpiel führe ich die Weſtküſte Afrika's an, wo keine europäiſche Familie in der zweiten Generation beſteht, während auf den Antillen nach Boudin nur ausnahmsweiſe dritte Generationen Eingewanderter angetroffen werden. Es kann ſich hinwiederum, wie dies Ramon de la Sagra bemerkt, die weiße Bevölkerung der Havanna nur durch fortwährende Kreuzungen mit den Einwanderern erhalten. In Algier hat der Franzoſe eine geringere Lebensberechtigung, als die andern dort lebenden europäiſchen Stämme; von 1000 Einwohnern jener Provinz ſtarben in den acht Jahren 1847 bis 1854 im Durchſchnitt 45,7 nichtfranzöſiſche Europäer, aber 60,8 Franzoſen. In Cayenne ſtirbt die Negerbevölkerung in einem ſtärkern Verhältniſſe als die europäiſche.

Das Verdienſt, hier die wichtigſten Daten geſammelt und zuſammengetragen zu haben, gebührt unſtreitig Boudin; dieſer behandelt aber nur außereuropäiſche Länder, während für unſern Welttheil bis jetzt meines Wiſſens keine derartigen Arbeiten vorhanden ſind. —

In Wien ſtarben im Verlaufe des Jahres 1862 274 Oberöſterreicher, 120 Steirer, 598 Ungarn, 78 Galizianer.

Es befanden ſich unter 100 jenen verſchiedenen Ländern Angehörigen: Schuſter, Schneider, Tiſchler, Weber und Handarbeiterinnen (als Beſchäftigungen, welche größere Contingente für die Tuberculoſe liefern) — von Oberöſterreichern 8, von Steiermärkern 9, von Ungarn 6, von Galizianern 7.

Es ergiebt ſich demnach hier folgende Reihenfolge hinſichtlich der kraft ihrer Beſchäftigung zu Tuberculoſen Disponirten: Steiermark, Oberöſterreich, Galizien, Ungarn.

Von 100 Verſtorbenen waren aber von Oberöſterreichern 29, von Steiermärkern 25, von Ungarn 26, von Galizianern 27 an Tuberculoſe verſtorben, wo ſich denn folgende Reihenfolge ergiebt: Oberöſterreich, Galizien, Ungarn, Steiermark. Da die übrigen Verhältniſſe einander ziemlich gleich ſind, kann, wenn dieſes Verhältniß ſich für eine längere Zeit wiederholt, der Schluß gezogen werden, daß von den angeführten vier Stämmen der Oberöſterreicher am meiſten, der Steiermärker am wenigſten durch die hier endemiſch herrſchende Tuberculoſe gefährdet wird; jedenfalls deutet aber ein Percentual-Unterſchied von vier, bei beiden einander in den Bodenverhältniſſen der Heimath ziemlich ähnlichen Nationen darauf hin, daß es nicht allein der Unterſchied zwiſchen freiem Gebirgsland und dumpfer Stadtluft iſt, welcher jene Differenzen veranlaßt. Während unter 100 verſtorbenen Oberöſterreichern und Ungarn je 3, unter eben ſo viel Steiermärkern kaum 2 organiſchen Herzleiden erlagen, ſtarben von 100 Galizianern über 10 in Folge jener Affection. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß die Ziffern, welche das Subſtrat dieſer Arbeit bilden, zu klein ſind, um daraus maßgebende Schlüſſe ableiten zu können; aber dieſe Ziffern ſind der Ausdruck von Thatſachen, welche zu weiteren Forſchungen anregen.

Meine an andern Orten veröffentlichten Erfahrungen haben mir die ſlaviſchen Stämme als vorherrſchend durch den Typhus gefährdet erſcheinen laſſen; während die Wunden von Italienern und Spaniern häufiger brandig werden ſollen, als die andern Nationalitäten Angehöriger, aber unter denſelben Verhältniſſen Verwundeter und Verpflegter.

Aehnliche Beobachtungen, im Vereine mit den bereits im Jahre 1853 von mir über die eigenthümlichen biologiſchen Verhältniſſe der Iſraeliten veröffentlichten, veranlaßten mich, meine Stellung als k. k. Phyſicus des vormaligen Peſt-Piliſcher Comitates zu bezüglichen Studien zu benutzen, und ich fand durch die Gnade des damaligen Gouverneurs, Sr. kaiſ. Hoheit des Herrn Erzherzogs Albrecht, die Mittel und durch die freundliche Unterſtützung meines verehrten Freundes Profeſſor Julius Kovács, ſowie mehrerer zu jener Zeit noch im Lande wirkenden Profeſſoren, von denen ich dankbar die Herren DD. Brühl, Peters und Kerner nenne, den Muth, eine umfaſſende Topographie meines Amtsbezirkes in Angriff zu nehmen, worin der Bevölkerung in ihrer verſchiedenen Gliederung eine eingehendere Unterſuchung gewidmet werden ſollte.

Das in Rede ſtehende Amtsgebiet, welches einen integrirenden Theil der heutigen Peſt-Piliſch und Solter Geſpanſchaft bildet, liegt an beiden Ufern

der Donau und nimmt ein Areal von 83,5 Quadratmeilen ein. Es wird von sechs verschiedenen Nationalitäten bewohnt, nämlich: Ungarn, Slovaken, Deutschen, Serben, Israeliten und Zigeunern. Von diesen bilden die erstgenannten drei Stämme meist größere Complexe, während die drei andern (mit Ausnahme der in Lore lebenden Serben, welche jene Ortschaft ausschließlich bewohnen) zwischen den andern Nationen mehr oder weniger zerstreut leben.

Die Vertheilung der erstgenannten Nationalitäten, wie solche im Jahre 1857 (wo die letzte Volkszählung statt hatte) bestand, dürfte aus Nachstehendem ersichtlich sein; wobei aber hervorgehoben werden muß, daß die vorliegende Arbeit eben nur auf die Ergebnisse jener letzten Zählung basirt ist, welche das nationale Moment, insoferne dasselbe nicht mit dem religiösen zusammenfiel, gar nicht berücksichtigte, und dem hier verfolgten Zwecke zumeist nur in so weit diente, als sie über die Ziffer der Gemeindebewohner Aufschluß gab. Es kann demnach, wo es sich um Ungarn, Deutsche, Slovaken und katholische Serben handelt, nur von der in den Gemeinden bestehenden bezüglichen Majorität die Rede sein.

Ueber die Ziffer der griechisch-nichtunirten Serben und der Israeliten geben jene Rubriken des Volkszählungsoperates Aufschluß, welche die confessionellen Verhältnisse nachzuweisen hatten; hinsichtlich der Zigeuner aber konnte ich keine auch nur annähernd richtigen Daten gewinnen.

Es kamen nun damals auf 1000 Bewohner des über 225,000 Seelen zählenden Comitates 532 Ungarn, 224 Deutsche, 182 Slovaken, 32 Israeliten und 28 (griechisch-nichtunirte und römisch-katholische) Serben.

Von den 145 Ortschaften, welche jenen Amtsbezirk bildeten, sind 63 Dörfer und die meisten Pußten von Ungarn bewohnt, welche dort wenig gemischt mit andern Stämmen — wenn wir die Israeliten ausnehmen — hausen. Es giebt verhältnißmäßig wenige Ortschaften, wo der Magyare mit dem Slovaken und Serben, und noch wenigere, wo er mit dem Deutschen lebt. Er vermischt sich leichter mit dem slovakischen als mit dem deutschen Stamme. Der Ungar bewohnt mit wenigen Ausnahmen das linke Donauufer, das alte Solum barbaricum der Römer, namentlich dessen reich mit Sümpfen durchzogene Ebenen und Niederungen.

Die finnischen Stämme, welche den Nordosten bewohnten, und zu denen die Hunnen, die unzweifelhaften Stammesältern der Magyaren gehörten, werden als Leute von gedrungener Gestalt mit dunklem Teint, außerordentlich großem Kopfe, mit platter Nase, vorspringenden Backenknochen und schiefen Augen geschildert. Dieses Bild paßt offenbar nicht auf den heutigen Ungar, welcher vielmehr das Product zahlreicher Mischungen scheint,

unter denen die mit türkiſchem Blute jedenfalls die bemerkenswertheſte iſt. Auch haben ſich nicht ſelten Slovaken magyariſirt.

Der Ungar iſt genügſam und darum im allgemeinen weniger induſtriös, als die anderen jene Gegend bewohnenden Völkerſtämme. Ackerbau und Viehzucht bilden ſeine Lieblingserwerbe. Stolz, aber gaſtfrei, mit Sinn für Geſelligkeit, iſt der ungariſche Bauer unſtreitig einer der intelligenteſten Europa's; aber ſeine mehr oder weniger fataliſtiſche Anſchauungsweiſe, ein Erbtheil aus der Türkenzeit, macht ihn in der Regel unzugänglich für guten Rath, wenn dieſer nicht ſeinen herkömmlichen Anſchauungen entſpricht. Dieſe Vorliebe für das Althergebrachte hält ihn auch lange ab, die Erfahrungen Anderer zu benützen, und nur, wenn er ſich wieder und wieder und fortgeſetzt von den Vortheilen einer Methode überzeugt, wird er geneigt, einen entſprechenden Verſuch zu wagen.

Mit dem feurigſten Temperamente unter den übrigen Söhnen deſſelben Vaterlandes begabt, ſpricht ſich dieſer Umſtand auch in der Art der von ihm begangenen Verbrechen aus. Dieſelben ſind nämlich zumeiſt ſolche gegen die Perſon. Die Protocolle des Waitzener Strafhauſes (Stand vom 25 Februar 1860) geben hiefür das Material. Wir theilen die Verbrechen in zwei große Kategorien, in ſolche gegen die Perſon, und in ſolche gegen das Eigenthum, und finden unter 1000 Inhaftirten 181 Deutſche, Slovaken, Serben und Juden, dagegen 254 Ungarn wegen fleiſchlicher Verbrechen, Mord, Todtſchlag, ſchwerer körperlichen Beſchädigung, Noth- und Unzucht eingekerkert. Es enden Zänkereien darum bei den Ungarn auch leicht blutig, und es giebt kaum ein Volk, das ſo viel und gotteslästerlich flucht, als der Magyare; dagegen vergißt der Ungar auch leicht Beleidigung und trägt nicht nach. Er ſtiehlt mit Vorliebe Vieh, liebt den Wein, der ihn aber ſchwermüthig macht; überhaupt lacht der Magyare ſelten, er lächelt entweder nur, oder er tollt jubelnd. Der junge Burſche iſt exceſſiv, in ſexuellen Beziehungen aber viel weniger ausſchweifend, als der Deutſche. Ein Sohn der Steppe, trägt ſeine urſprüngliche Muſik, das Lied, ganz den Charakter ſeiner Umgebung. Die Töne der Natur drücken ſeinen Melodien ihren elegiſchen Typus auf, und wie das Lied aller Völker, die im regen Verkehr mit der Natur leben, wie der Geſang des Romänen, des Ruſſen und des Südſlaven, tönt auch das des Magyaren in Molltönen.

Was das Körperliche anlangt, zählt Retzius den Ungarn zu den Brachycephalen. Meſſungen der Schädel von Avaren (welche bekanntlich den Hunnen anverwandt ſind) haben für dieſe eine auffallend niedrige Stirne erwieſen. Der Magyare iſt hier verhältnißmäßig kleiner als der andern Nationalitäten Angehörige. Die Aſſentirungsliſten von acht Jahren zeigen in den rein magyariſchen Ortſchaften 26,5 % der aus der erſten Claſſe Ver-

gestellten unter dem Maß, während das betreffende Comitatsmittel nur 23,3% beträgt. Die mittlere Körpergröße des zwanzigjährigen Ungarn berechnet sich mit 61,74 Zoll, und es ist in dieser Gegend nur der Serbe, welcher ein kleineres mittleres Maß zeigt. Dagegen ist die Musculatur der Magyaren fester; denn wegen Plattfuß, der wohl zumeist Ergebniß oder Begleiter einer Muskelerschlaffung ist, finden wir 3,7% der vorgestellten Ungarn untauglich, während das betreffende Comitatsmittel 4,0% beträgt; auch die Venosität scheint bei dem Magyaren hier weniger entwickelt, als bei den andern, dieses Amtsgebiet bewohnenden Nationalitäten, denn während im ganzen Comitate von 100 Vorgestellten 3,9% wegen Krampfadern und 3,0% wegen Krampfaderbrüchen untauglich erklärt wurden, berechnete sich dieses Verhältniß in ungarischen Orten mit 3,7 und 2,6%. Wegen Kropf und Bläh-hals wurden im ganzen Comitate 2,9% der Vorgestellten untauglich erklärt, während die magyarische Bevölkerung hier nur eine bezügliche Ziffer von 1,3% nachweist; wobei aber nicht übersehen werden darf, daß die ungarische Population, wie bereits bemerkt, zumeist das linke Donauufer bewohnt, wo die zuletzt angegebenen Gebrechen auch bei der übrigen Bevölkerung seltener sind.

Der Umstand, daß der Magyare seine Beinkleider um die Hüften mittelst eines Riemens viel fester geschnürt trägt, als der Deutsche und Slave, dürfte schuld sein, daß bei denselben trotz der festen Musculatur verhältnißmäßig mehr Leibschäden in den jüngeren Jahren beobachtet werden. Bei den vorgestellten Ungarn wurden 1,78%, bei den Vorgestellten der anderen Stämme 1,74% wegen Bruchschäden als untauglich zurückgewiesen.

Als eine weitere auffallende Einwirkung jenes festen Zusammenschnürens muß eine hochgradige Wölbung der Brust, namentlich in deren unteren Theilen bezeichnet werden, die dadurch entsteht, daß der in seinen oberen Theilen zusammengepreßte Unterleib einen Theil der Gebilde des letzteren gegen den Brustkorb drängt. Hier dürfte die Bemerkung am Platze sein, daß im allgemeinen der Magyare früher altert und, wie wir das bald sehen werden, in reiferen Jahren eine größere Menge von Gebrechen zeigt als der Deutsche, Slovake und Serbe, was aber wohl zum Theil auch auf Rechnung des Bodens, den dieser Stamm hier zumeist bewohnt, zu setzen ist.

Im allgemeinen aber ist der Magyare zum Kriegsdienste tüchtiger als andere Nationalitäten dieser Gegend, denn während im ganzen Pest-Pilischer Comitate von 100 Vorgestellten 25,8 tauglich befunden wurden, ergab sich für die rein magyarische Bevölkerung von neun in den verschiedenen Bezirken gelegenen Ortschaften eine Ziffer von 33,8%. Wie bereits bemerkt, zeigt der Ungar in seinem vorgeschrittenen Alter verhältnißmäßig häufigere Gebrechen als der Deutsche und Slave. Ich habe anläßlich der ärztlichen Untersuchun-

gen von Vätern Militärpflichtiger bei den betreffenden Reclamationen im Jahre 1860, 128 Fälle notirt, und finde dort unter 100 vorgestellten Ungarn 20,5% wegen frühzeitigen Alterns und charchektischen Aussehens berücksichtigt, während bei dem Deutschen und Slaven diese Ziffer nur 12, 5 beträgt.

Die ungarische Bevölkerung unterscheidet sich durch ihre biostatischen Verhältnisse wesentlich von den andern hier wohnenden Nationalitäten. Es liegen mir aus den Matrikeln des Curat-Clerus der verschiedenen christlichen Confessionen die bezüglichen Aufschreibungen für die dreißig Jahre 1826—1855, aus den Verzeichnungen aber der israelitischen Gemeinden die für die fünf Jahre 1851—1855 vor, und diesen Aufzeichnungen entnehme ich die nachstehenden Daten sowohl für die magyarische als für die übrigen Bevölkerungen. Auf 97 Ungarn kommt in der Regel eine Trauung; er heirathet von allen christlichen Stämmen am seltensten.

Einer ungarischen Ehe entsprießen, wenn man die Zahl der ehelichen Geburten durch die Ziffer der Trauungen dividirt, im Durchschnitt 4,39 Kinder, und es erscheint nur die serbische mit 4,32 und die slovakische mit 4,24 ärmer. Aus den von mir veranlaßten Aufzeichnungen, welche aber leider nur einige wenige hunderte der den verschiedenen Nationalitäten angehörigen verheiratheten Weiber begreifen, geht hervor, daß die Menstruation bei dem magyarischen Weibe im Durchschnitt mit dem 16,99. Jahr eintritt, und durch 29,86 Jahre währt; eine verheirathete fruchtbare Ungarin bringt im Durchschnitt 7,03 Kinder zur Welt, und es ist nur die Serbin und die Slovakin, welche ihr in letzterer Beziehung nachstehen. Im Durchschnitt gebärt die Ungarin alle 4,24 Jahre. Auf 54 ehelich Geborene kommt ein unehelich Geborenes und weisen diesfalls nur der Slovak und der Deutsche ungünstigere Verhältnisse. Was das Sexual-Verhältniß anlangt, so stellt sich dieses bei dem Ungarn wie 105,5 heraus, und ist darum günstiger als bei den Deutschen und Serben, ungünstiger als bei den Slovaken und Juden.

Auf 100 Geburten kommen 89,1 Todesfälle, was, abgesehen von den Israeliten, hier das günstigste Verhältniß ist.

Es hat sich während jener dreißigjährigen Periode bei der magyarischen Bevölkerung ein Ueberschuß von 16,331 Geburten über die Todesfälle ergeben, wobei aber die ungarische Population der Stadt Waitzen aus verschiedenen Gründen nicht mitgerechnet ist. Diese mitgezählt, ergiebt sich nur ein Mehr von 1080.

Die verschiedenen Percente der Sterblichkeit in den einzelnen Lebensaltern ergeben sich aus der angeschlossenen Tabelle, und aus dieser geht hervor, daß 520 von 1000 verstorbenen Ungarn nicht das Alter von 5 Jahren erlebt hatten; diese große Sterblichkeit erklärt sich leicht aus der weiter unten

zu erwähnenden Vernachläſſigung des zarten Kindesalters. Das Alter von 70 Jahren hatten aber von 1000 verſtorbenen Magyaren nur 1,6 überlebt.

Zur Zeit der Einwanderung der Magyaren bildeten Slaven die Hauptbevölkerung des am rechten Ufer der Donau liegenden Pannoniens, die theils aus den noch von der Avarenzeit datirenden Slovenen, theils aus Mährern beſtanden. Sie bauten den Boden und ſcheinen zu jener Zeit die Verfrachtung der Güter beſorgt zu haben. Viſegrád datirt wohl noch aus jener Zeit.

Am linken Donauufer aber wohnten außer dieſen ſlaviſchen Völkern auch Bulgaren. Zu jener Zeit kam den ackerbauenden Slaven jedenfalls eine höhere Bildung zu, als dem einwandernden Nomadenvolke der Magyaren, welche die erſteren theils unterjochten, theils verdrängten. Die noch heute beſtehenden ungariſchen Ausdrücke für die meiſten häuslichen Bequemlichkeiten, Kleidungsſtücke, für die in der Küche verwendeten Vegetailien, für die Zubereitung der Speiſen, für Ackergeräthe u. ſ. w. ſtammen offenbar aus dem Slaviſchen. Berückſichtigt man, daß den Magyaren das Chriſtenthum durch den ſlaviſchen Apoſtel Adalbert gebracht ward, ſo wird der Einfluß des ſlaviſchen Idioms zur Bezeichnung mancher kirchlichen Gegenſtände erklärt.

Daß endlich dieſes Volk bald nach Einwanderung der Magyaren noch Einfluß auf das öffentliche Leben übte, beweiſen mannichfache ſlaviſche Ausdrücke in den alten Geſetzbüchern. Da der Slave in der alten Zeit der Sclave der verſchiedenſten Völker war, fehlte ihm auch das nationale Selbſtgefühl, und es konnte dem kräftigen Stamme der einwandernden Magyaren nicht ſchwer werden, dieſe älteren Anſiedler in die unwirthlicheren Gegenden des Landes zu verdrängen. Dort wohnten ſie bis die Türken die reichen Ebenen verwüſteten und ihre Bewohner theils vernichteten, theils in die Sclaverei führten. Dann wurde, und zwar zumeiſt in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, das verödete Land zumal in der Umgegend von Peſt durch die Gutsbeſitzer jener Gegend mit Slovaken coloniſirt, die aus den oberen Gegenden einwandernd, theils neue Ortſchaften bildeten, theils aber verödete wieder bevölkerten. Dieſe Coloniſationen zeigten ſich im Grunde der den Slaven inwohnenden Fruchtbarkeit ſehr erſprießlich und ſchon Bél bemerkte im Jahre 1737, wie kaum 20—30 Jahre beſtehende Anſiedelungen ſchon derart angewachſen ſeien, daß ſie bereits Töchter-Colonien bilden mußten.

Dieſe Slaven kamen aus den verſchiedenſten Gegenden, und noch heute macht ſich dieſe Verſchiedenheit durch eigenthümliche Ausdrücke und Dialecte geltend. So haben z. B. die Einwohner von Alberti und Irſa gleichen Dialect und dieſelben Ausdrücke; 40 heißt bei ihnen: meru, während es bei den

Bewohnern von Ecser, Maglod, Sáp und Mende, welche einen eigenen dem böhmischen näher verwandten Dialect sprechen, stiricet ist. Einen ganz differenten Dialect sprechen aber die Bewohner von Péteri, denn sie sind für die Böhmen am schwersten zu verstehen. Im Pest-Pilischer Comitate bewohnt der Slovake am rechten Donauufer einige Gebirgsdörfer, während er am linken theils in Dörfern, theils in Marktflecken, dort häufig mit Ungarn vermischt, wohnt, wo es nicht selten zu ehelichen Verbindungen zwischen den Angehörigen jener beiden Stämme kommt; und da ihm das Nationalgefühl fehlt, magyarisirt er sich verhältnißmäßig leicht. Anderseits zwingt in gar vielen Fällen die dem Slovaken inwohnende Indolenz den unter ihnen lebenden Angehörigen anderer Stämme, sich ihre Sprache anzueignen, und auf diese Art ist im Comitate viel deutsches Element untergegangen. Dagegen tadelt Bél seiner Zeit an dem Slovaken die Leichtigkeit, mit der er den Wohnort wechselt. Fleißig, zumeist Ackerbau treibend, verhältnißmäßig seltener selbständig, meist im Taglohne arbeitend, gilt er als listig und verschlagen, hat jedenfalls viel kälteres Blut als der heißblütige Magyare, und während dieser Weintrinker ist, hält jener mit Vorliebe zum Branntwein, und dieser Thatsache dürfte es auch zuzuschreiben sein, daß von allen im erwähnten Amtsbezirke wohnenden Nationalitäten der Slovak das größte Contingent (17,3%) zu den wegen Todtschlag im Waitzener Strafhause Eingekerkerten stellt. Ueberhaupt figurirt dieser Stamm in den Listen der Waitzener Strafanstalt mit einer verhältnißmäßig größeren Ziffer von fleischlichen Verbrechen als der Ungar, nämlich 34,7%. In Ansehung der Organisation ist der Slovak Brachycephale, die mittlere Körpergröße des zwanzigjährigen Mannes beträgt 64,12 Zoll.

Anlangend die Tauglichkeit für den Kriegsdienst, so wurden unter 100 Slovaken aus den verschiedensten Gegenden des Comitates 28,2% tauglich befunden, dagegen 22% unter dem Maße, und 0,7 wegen Kropf und Blähhals, 3,3% wegen Plattfuß, 5,2% wegen Krampfadern und 2,2% wegen Krampfaderbrüchen zurückgestellt.

Was die Menstruations-Verhältnisse betrifft, so tritt die Reinigung bei der Slovakin im Durchschnitt im 16,97. Jahre ein und währt durch 28,36 Jahre; sie gebärt im Mittel in dieser Zeit 6,53 Kinder. Der Slovake ist am heirathslustigsten; auf 82 Individuen kommt jährlich eine Trauung.

Bei den Slovaken kommen im Durchschnitt auf eine Ehe 4,24 lebend Geborene; die slovakischen Ehen sind demnach hier die am wenigsten fruchtbaren, und ganz im Einklang mit dieser Erscheinung ergiebt sich auch die geringste Kinderzahl (6,53) auf eine verheirathete Slovakin; das größte Intervall (von 4,34 Jahren) liegt bei dieser zwischen zwei Geburten. Nach dreißigjährigen Aufzeichnungen kommt eine uneheliche Geburt schon auf

30 eheliche. Wir ſehen hier ein Sexual-Verhältniß von 106,5, welches nur von dem bei den Iſraeliten vorgefundenen übertroffen wird.

Im Durchſchnitt kommen auf 100 Geburten 91,2 Sterbefälle bei dieſem Volke; es ſteht diesfalls zwiſchen dem Ungarn und dem Deutſchen.

Die am Schluſſe beigegebene Ueberſicht lehrt, daß das ſlovakiſche Kind, welches unſtreitig von allen andern hier geborenen Kindern am übelſten gepflegt wird, in der Periode zwiſchen dem zweiten und zwölften Monate die günſtigſten Lebenschancen hat. Von 1000 verſtorbenen Slovaken waren nur 484 vor Erreichung des fünften Jahres mit Tod abgegangen. Dagegen beginnen mit dem fünfzigſten Jahre die ungünſtigeren Verhältniſſe für die Angehörigen dieſes Stammes, die bis gegen das achtzigſte Jahr währen. Das ſiebenzigſte Jahr überlebten noch 47 Slovaken; dieſe erreichen daher im Durchſchnitt ein höheres Alter, als die Ungarn und Deutſchen.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, wie die Lebensberechtigung der ſlaviſchen Völker in den verſchiedenen Ländern wechſelt.

Der Südſlave, welcher ſich von allen Stämmen des Kaiſerſtaates am ſtärkſten vermehrt, verliert die Fähigkeit, ſeine Exiſtenz in größeren Maſſen fortzuführen oberhalb Mohács, und ſtirbt aus, wie wir dies bei Beſprechung der Serben eingehender erörtern werden.

In den preußiſchen Ländern vermindert ſich der Slave augenfällig, und der das weſtliche Galizien bewohnende Mazure hat auch eine auffallend geringere Lebensberechtigung dort, als der Ruthene, welcher die öſtlichen Theile jener Provinz bewohnt.

Ich glaube, daß das vollkommene Ausſterben einer Menge von Völkern, die durch die große Völkerwanderung vertrieben, eine andere Heimath ſuchten, am eheſten durch eine ſolche geſchwundene Lebensberechtigung begriffen werden könne.

Schon zur Zeit Carls des Großen lebten in dieſen Gegenden Deutſche neben den Avaren; dieſelben waren durch ihre häufigeren Beziehungen mit Rom der Civiliſation näher gerückt; ſie übten namentlich in jener Zeit einen mächtig civiliſatoriſchen Einfluß auf die übrige Bevölkerung und durch ſie ward ſowohl die Bodencultur wie das Gewerbeweſen im Lande unleugbar weſentlich gehoben. Schon zur Zeit der Einwanderung der Magyaren waren Deutſche in Pannonien, als Bauern, Gewerbetreibende, Künſtler, Soldaten, Geiſtliche und Adelige angeſiedelt. In der Zeit des Arpaden-Stammes gehörten die deutſchen Einwanderer dem niederdeutſchen Stamme der Sachſen an, welche die Gewerbe, den Bergbau und Handel förderten. Sie bildeten das mächtigſte Element der Städte, und Roger erwähnt Peſt's zur Zeit der Tartaren-Einfälle als einer reichen deutſchen Stadt.

Nach der Vertreibung der Türken aus dem Lande wurden die früher von Magyaren bewohnten und darum noch heute ungarische Benennung tragenden Ortschaften durch Deutsche aus dem oberrheinischen und fränkischen Kreise colonisirt, wo es namentlich für die Umgebung von Ofen, welche besonders von den Türken gelitten hatte, der Herzog von Lothringen und der Prinz Eugen waren, welche mächtig hierauf einwirkten.

Diese Ansiedler, jedes politischen Mittelpunctes entbehrend, nahmen bald die Tracht und auch manche Gewohnheit der umgebenden Bevölkerung an. Dem gewerblichen und mercantilen Leben ferne bleibend, suchten sie im Betriebe des Acker- und namentlich des Weinbaues ihren Lebenserwerb. Solche Colonisationen gehen hier, wenngleich in geringerem Grade, noch heute vor sich, und so entstand das nächst Ofen gelegene Sachsenfeld im Laufe dieses Jahrhunderts.

Der Deutsche in dieser Gegend gilt mit Recht als fleißig und industriös, lernt leichter slavisch als ungarisch, und lebt auch in mehr Ortschaften mit und neben dem Slovaken als dem Magyaren; doch geben sie sich gerne als Ungarn, heirathen aber nur unter sich. Retzius bezeichnet die Deutschen als Dolichocephalen, demnach als Leute mit länglich ovalem Schädel; dem germanischen Stamme kommt unter allen Gliedern der europäischen Völkerfamilie das schwerste Gehirn zu. Was die übrige körperliche Beschaffenheit des Deutschen anlangt, der zumeist, wenn auch nicht ausschließlich das rechte Donauufer bewohnt, wo der Cretinismus und die ihm verwandten Zustände verhältnißmäßig häufig sind, so beträgt die mittlere Körpergröße des zwanzigjährigen Mannes 62,45 Zoll.

Eine gewisse Schlaffheit der Musculatur, neben vorherrschender Venosität, zeichnet diesen Stamm auch in jenen Gegenden des in Rede stehenden Amtsbezirkes aus, welcher nicht Cretinen-Gebiet ist. Leibschäden sind verhältnißmäßig häufig, Krampfadern und Krampfaderbrüche sowie der Plattfuß werden hier bei den Deutschen häufiger getroffen als bei den andern Nationalitäten, und zwar zeigen die Assentirungslisten von acht Jahren folgende Ziffer: in Ortschaften vier verschiedener Bezirke, die ausschließlich von Deutschen bewohnt werden, waren 17,7% der Vorgestellten unter dem Maß, 4,2% wegen Plattfuß, 1,2% wegen Kropf, 5,7% wegen Blähhals, 4,5 wegen Krampfadern, 4,7 wegen Krampfaderbrüchen untauglich und nur 26,8 tauglich befunden worden.

Betrachten wir die biostatischen Verhältnisse der Deutschen, so kommen im Durchnitt auf ein Ehebündniß 4,72 Geburten, auf 34 eheliche Geburten schon eine uneheliche. Das deutsche Weib ist auch nach dem israelitischen hier am fruchtbarsten, denn im Mittel zeigte sich die verheirathete fruchtbare Deutsche als Mutter von 8,30 Kindern, und selbe gebärt verhältnißmäßig am häufigsten, weil im Durchschnitt schon alle 3,48 Jahre eine Geburt erfolgt.

Das Sexual-Verhältniß beträgt 104, und ergiebt ſich nur noch bei dem Serben ein ungünſtigeres.

Auf 100 Geburten kommen im Durchſchnitt an 82 Todesfälle.

Aus der beigefügten Ueberſicht der Sterblichkeitsdifferenzen geht hervor, daß der Deutſche, welcher am geregeltſten unter allen chriſtlichen Stämmen hier lebt, deſſen Weib faſt ausnahmslos unter dem Beiſtand einer geprüften Hebamme entbunden wird, in der Periode von der Geburt bis zum ſechsten Monate die größten Verluſte erleidet. Das fünfte Jahr haben von 1000 verſtorbenen Deutſchen nur 422 überlebt, während ſich das Verhältniß der das ſiebenzigſte Jahr Ueberlebenden dem der Ungarn faſt gleich ſtellt. In Rückſicht auf die ausnehmend große Kinderſterblichkeit, die nur durch Racen-eigenthümlichkeit erklärt werden kann, zeigt der Deutſche die kürzeſte mittlere Lebensdauer; dagegen offenbart er für das Alter von 30—70 Jahren unter allen Stämmen die günſtigſten Lebenschancen.

Die Menſtruations-Verhältniſſe des deutſchen Weibes anlangend, tritt die Periode im gefundenen Mittel bei demſelben mit dem 16,89. Jahre ein und währt durch 28,92 Jahre, während welcher es 8,30 Kinder zur Welt bringt und ſich dadurch nächſt der Iſraelitin als das fruchtbarſte dieſer Gegend erweiſet.

Wenn wir den akatholiſchen Theil der ungariſchen Bevölkerung ausnehmen, welcher in der Regel eine gute Schulbildung genießt, ſo iſt es der Deutſche, welcher hier die meiſte Cultur zeigt; dieſe iſt aber leider nicht überall genügend, das Individuum vor ſittlichen Verirrungen zu ſchützen, und wenn wir von den Iſraeliten abſehen, von denen 96,8 % der im Waitzener Strafhauſe Befindlichen wegen Diebſtahl und Betrug inhaftirt ſind, ſo ſind es die Deutſchen, welche hier das größte Contingent von 76,3% liefern.

Conſtantinus Porphyrogenitus läßt die Serblier (Serben) ihren Namen daher erhalten, daß ſie den römiſchen Kaiſern dienſtbar waren. Sie ſollen von den ungetauften ſogenannten weißen Serbliern abſtammen, welche jenſeits der Türkei (in Ungarn) hauſten; übrigens läßt ſchon der ältere Plinius Serben am caſpiſchen Meere wohnen, und auch Ptolomäus erwähnt ſchon dieſes Volkes. Die erſten Serben, welche Anfangs des 15. Jahrhunderts nach Ungarn kamen, ſiedelten ſich in der Umgegend von Ofen und in Rácz-keve an.

Dies waren gewiſſermaßen nur die Vorläufer, denn im Jahre 1690 traten ſie maſſenhaft aus Serbien, Bulgarien und den angrenzenden Ländern in Ungarn ein, wo ſich ein Theil derſelben in und um Ofen ſeßhaft machte. Eine ihrer ſtärkſten Anſiedelungen war St. André, wo ſie ſieben

Kirchen bauten, deren Namen noch heute darauf hindeuten, daß ihre Erbauer verschiedenen Gliedern des großen südslavischen Stammes angehörten.

Ursprünglich der griechisch-nichtunirten Kirche angehörend, ging ein Theil der auf der Rácz-kever Insel lebenden Serben zum Katholicismus über. Solchen katholischen Serben begegnet man in Tököl, einem Dorfe auf der obengenannten Insel, dessen serbische Bewohner alle biostatischen Verhältnisse der Serben, jedoch ohne ihre Tugenden, aufzeigen; denn die von Bél belobte Schamhaftigkeit und Sittlichkeit der serbischen Mädchen findet sich noch heute bei jenem Volksstamme derart, daß uneheliche Kinder zu den größten Seltenheiten gehören.

Wie die Slovaken sind auch die Serben Brachycephalen.

Was die Körpergröße anlangt, so ergab sich das mittlere Maß der zwanzigjährigen Männer dieses Stammes mit nur 61,28 Zoll.

Von den in der Waitzener Strafanstalt befindlichen serbischen Sträflingen waren 26% wegen Mord, Todtschlag und schwerer körperlicher Verletzung inhaftirt.

Zumeist Weinbauende und Handeltreibende, hält dieses Volk strenge an den religiösen Vorschriften, was insoferne von Bedeutung ist, als sich dasselbe während der durch fast zwei Drittel des Jahres währenden Fastenzeit aller fleischlichen Nahrung enthält.

Die Assentirungslisten zeigen unter 100 vorgestellten Serben 33 Taugliche.

Das serbische Weib, welches in der Regel ohne Hülfe einer geprüften Hebamme gebärt und sich im Wochenbette nicht im mindesten schont, hat für den Säugling im ersten Lebensmonate die verhältnißmäßig besten Hoffnungen, und diese währen auch bis zum sechsten Lebensmonate fort. Für die Periode aber vom siebenten bis zum zwölften Monate sind die Chancen ausnehmend ungünstige und von 1000 verstorbenen Serben hatten 523 nicht das fünfte Jahr überlebt. Die Altersclassen von 30—50, welche den Jahren der besten Kraft entsprechen, sind für den Serben ausgesprochen gefährlich; es sind auch kaum 35 von 1000 Verstorbenen, die das siebenzigste Jahr überdauerten.

Was die Menstruations-Verhältnisse anlangt, ist es nur die Israelitin, die hier noch früher reift als die Serbin, die im Mittel schon mit dem 15,64. Jahre menstruirt; sie hat aber im Mittel nur durch 28 Jahre ihre Periode.

Ueberhaupt zeigen die Serben höchst merkwürdige biotische Zustände. Die serbische Ehe ist im Durchschnitt fruchtbarer als die slovakische; es kommen auf eine, im Mittel 4,33 Kinder, und auch das mit Kindern gesegnete serbische Weib ist etwas fruchtbarer als die ebenfalls gesegnete verheirathete Slovakin, indem sie im Durchschnitt 6,71 Kinder erzeugt. Sie

gebärt durchschnittlich alle 4,14 Jahre. Auf 190 eheliche Kinder kommt ein uneheliches. Das Sexual-Verhältniß bei diesem Stamme berechnet sich nur mit 101,5, und die ungünstigeren biotischen Verhältnisse sprechen sich auch in dem Umstande aus, daß auf 100 Geburten 110 Todesfälle kommen. Diese Abnahme findet sich aber nicht nur bei den griechisch-nichtunirten Serben, sondern auch bei den katholischen Serben, welche in Tököl und an anderen Orten zerstreut wohnen, und beruht darum offenbar auf Raceneigenthümlichkeit, wie sie sich auch aus den Sterblichkeitsverhältnissen der angeführten Uebersicht ergiebt.

Dieses höchst merkwürdige biotische Verhältniß ist, wie bemerkt, ein ziemlich verbreitetes, und ich habe diesen Gegenstand bereits im Jahre 1859 im 15. Band der Casper'schen Vierteljahrsschrift besprochen.

Die ausnahmsweise günstigen Verhältnisse, unter denen die Juden in Ungarn in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends nach Christi Geburt lebten, veranlaßten nicht nur christliche Frauen, die mit Israeliten lebten, deren Religion anzunehmen, sondern auch christliche Eltern fanden sich bewogen, ihre Kinder an Juden zu verkaufen; ja selbst Erwachsene ließen sich beschneiden, und binnen wenigen Jahren gingen nach Erzbischof Robert Tausende von Christen zum Judenthume über.

Im Beginn des letzten Viertels des 14. Jahrhunderts, also unter Ludwig dem Großen, wurden sie aber aus dem Lande geschafft, und verbreiteten sich in die Nachbarländer, von wo sie inzwischen zu Ende desselben Jahrhunderts mit Genehmigung König Sigmund's zurückkehrten, worauf ihnen bald ihre auch aus Frankreich vertriebenen Brüder folgten.

Nach dem Tode des Königs Corvinus begannen aber aufs neue Judenverfolgungen, und erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts gestalteten sich die Verhältnisse ihnen günstiger.

Retzius bezeichnet den Juden als Dolichocephalen; derselbe zeigt hier in seinem 20. Jahre bei einer höchst geringen Kriegsdiensttauglichkeit (unter 100 Vorgestellten waren nur 15 tauglich) doch ein mittleres Körpermaß von 62,45 Zoll. Fast ausschließlich handeltreibend, stellen die Israeliten das verhältnißmäßig größte Contingent für Diebstahl in die Strafanstalt; es waren nämlich wegen dieses Verbrechens von den inhaftirten Juden fast 91% eingekerkert.

Während nach meinen, verschiedene Gegenden Ungarns umfassenden Erhebungen die biotischen Verhältnisse der einzelnen Nationen wesentlich differiren, ist es der Jude, welcher überall annähernd gleiche biostatische Zustände zeigt. Und diese, von mir bereits in einer im Jahre 1856 veröffentlichten Arbeit hervorgehobene, auf Rechnung der Raceneigenthümlichkeit ge-

ſetzte Eigenſchaft geht weit über die Grenzen des Kaiſerſtaates; ſie reicht — in Zahlen erwieſen — hinüber nach Afrika in das ungeſunde Algerien, und mir iſt keine Gegend bekannt, an der jene beſonderen biotiſchen Verhältniſſe ihre Grenze fänden. Sie reſümiren ſich in folgendem:

Das Sexual-Verhältniß, welches ich nirgends in Ungarn, wo mir Gelegenheit ward, diesfällige Erhebungen anzuſtellen, unter 114 fand, zeigt hier die Ziffer von 109.

Dieſes günſtige Verhältniß kann zum Theil auch aus dem Umſtande abgeleitet werden, daß der Jude im allgemeinen ſpäter heirathet als der Chriſt, und daß die Altersdifferenz zwiſchen den Brautleuten eine größere iſt. Dieſes auf ſocialen Zuſtänden beruhende Verhältniß genügt aber nicht vollkommen, jene biotiſche Thatſache zu erklären; denn in größeren Städten, wo das ſociale Moment bei den verſchiedenen Confeſſionen nahezu das gleiche iſt, ſtellt ſich für die Iſraeliten auch ein günſtiges Sexual-Verhältniß heraus. Der Umſtand, daß die Ziffer der Unehelichen, ſowie der Todtgeborenen bei der iſraelitiſchen Bevölkerung eine kleinere iſt, als bei der chriſtlichen, findet ſeine Erklärung in ſittlichen und geſellſchaftlichen Beziehungen. Wenn wir auch der größeren Sorge, welche der, hauptſächlich auf die Familie angewieſene Iſraelite ſeinem Kinde ſchenkt, einen weſentlichen Einfluß auf die verhältnißmäßig geringe Kinderſterblichkeit zuerkennen müſſen, ſo genügt, wie wir dies hinſichtlich der Deutſchen hier ſahen, dieſe Pflege ebenſo wenig jenes günſtigere Verhältniß vollſtändig zu erklären, wie die größere Sorge um die Geſundheit, die längere Lebensdauer, deren ſich der Iſraelit im allgemeinen überall erfreut.

Wenn der Jude auf eine gewiſſe Bevölkerungsmenge ſehr oft auch eine geringere Geburtenzahl nachweist, als der Chriſt, ſo bedeutet dies doch nicht eine geringere Fruchtbarkeit des iſraelitiſchen Weibes. Nach den diesfälligen Erhebungen kommen nämlich auf eine verheirathete Gebärerin 5,96 Kinder, und im Durchſchnitt findet alle vierthalb Jahre eine Entbindung ſtatt. Die Periode ſtellt ſich bei der Iſraelitin am frühzeitigſten von allen hier wohnenden Nationalitäten ein, nämlich im Mittel ſchon mit 15,61 Jahren, und währt auch am längſten, nämlich bis zum 47,03. Jahre.

Bis zum Alter von fünf Jahren waren von 1000 Verſtorbenen hier nur 456 verſchieden, 60 aber überlebten das ſiebenzigſte Jahr, und erreichte der Jude auch das höchſte mittlere Alter von 23,2 Jahren.

Dieſe weſentlichen biotiſchen Verhältniſſe könnten leicht als das einfache Ergebniß gewiſſer, dem Stamme anhängender Sitten angeſehen werden, deren theilweiſen Antheil an jenen Erſcheinungen ich auch keineswegs in Abrede ſtellen will. Aber dieſer iſt ein verhältnißmäßig nur geringer, und die theilweiſe Verſchiedenheit in der Lebensweiſe der einzelnen unter dem-

ſelben Himmel wohnenden Volksſtämme genügt bei weitem nicht, um jene weſentlichen Differenzen erklären zu können.

Der Magyare und der Slave bewohnen zumeiſt die am linken Donauufer gelegenen, zum großen Theile aus Niederungen beſtehenden und darum theilweiſe ſumpfigen Gegenden. Daraus folgt, daß jene Stämme, abgeſehen von der verſchiedenen Organiſation, in der in Rede ſtehenden Gegend ſchon auf Grund jener telluriſchen Zuſtände für manche pathologiſchen Erſcheinungen eine verſchiedene Dispoſition zeigen können, namentlich für Unterleibsaffectionen und Tuberculoſen. Ich werde es demnach im Verfolge meiner Arbeiten für meine Aufgabe halten, dort, wo von den verſchiedenen Krankheiten der einzelnen Stämme die Rede iſt, nicht nur die — leicht zu irrthümlichen Anſchauungen Anlaß gebenden — Ziffern des geſammten Amtsgebietes, ſondern auch die des Ofener Bezirkes zu bringen, wo alle fünf in Rede ſtehenden Nationalitäten, inſofern ſie unter ärztliche Beobachtung fielen, ſo ziemlich unter denſelben Verhältniſſen (nicht aber auf Sumpfgebiet) leben; wobei ich noch zu bemerken habe, daß die Reihenfolge der einzelnen Stämme in Rückſicht darauf, wie deren Glieder ärztliche Hülfe beanſpruchen, folgende iſt: Iſraeliten, Deutſche, Ungarn, Serben und Slovaken.

Dr. **Ed. Glatter.**

Statiſtiſcher Ausweis über die in der Waitzener Strafanſtalt befindlichen Sträflinge nach dem Stande vom 25. Februar 1860.

Verbrechen.	Ungarn.	Deutſche.	Slovaken.	Serben.	Romänen.	Zigeuner.	Juden.	Zuſammen.
Mord	8	1	1	—	11	—	—	21
Todtſchlag	89	6	4	7	18	2	—	126
Schwere körperliche Verletzung	62	1	1	5	4	—	—	73
Betrug	12	6	—	1	1	—	2	22
Nothzucht	9	2	2	1	1	1	—	16
Diebſtahl	396	36	13	23	38	3	29	538
Raub	50	1	1	6	6	1	1	66
Veruntreuung	10	—	—	1	—	—	—	11
Oeffentliche Gewaltthätigkeit	11	—	—	1	1	—	—	13
Banknoten-Verfälſchung	3	1	—	—	—	—	—	4
Einbruch	3	—	—	—	—	—	—	3
Brandlegung	10	—	1	—	1	—	—	12
Unzucht wider die Natur	1	—	—	—	—	—	—	1
Majeſtäts-Beleidigung	1	—	—	—	—	—	—	1
Verleumdung	—	1	—	—	—	—	—	1
Summa	665	55	23	45	81	7	32	908

Ueberſicht

der bioſtatiſchen Unterſchiede der 5 das vormalige Peſt-Piliſcher Comitat bewohnenden Nationalitäten, berechnet auf Grund der Mortalitäts-Verhältniſſe während der 30 Jahre von 1826 bis 1855 für die Bekenner der chriſtlichen, und während der 5 Jahre 1851 bis 1855 für die der iſraelitiſchen Confeſſion.

pro mille

Geſtorben im Alter	Ungarn.	Deutſche.	Slaven.	Serben.	Alle verſtehenden chriſtlichen Confeſſionen.	Iſraeliten.
von Geburt bis 1 Monat	162	187	134	75	161	83
„ 2 bis 6 Monat	90	123	78	79	96	112
„ 7 „ 12 „	89	102	85	216	94	111
„ 2 „ 5 Jahre	179	166	187	153	177	150
„ 6 „ 10 „	60	51	61	52	58	64
„ 11 „ 20 „	52	46	55	34	51	58
„ 21 „ 30 „	56	50	58	39	54	67
„ 31 „ 40 „	60	54	64	106	61	85
„ 41 „ 50 „	63	54	72	76	63	67
„ 51 „ 60 „	71	59	82	69	70	64
„ 61 „ 70 „	65	54	70	57	63	67
„ 71 „ 80 „	35	34	36	28	35	37
„ 81 „ 90 „	9	10	9	6	9	25
„ 91 „ 100 „	1,4	1,3	1,6	0,6	1,4	5,5
über 100 Jahre alt	0,1	0,1	0,3	—	0,1	1,5
unbeſtimmtes Alter	1	1	2	2	1	—
mittleres Alter	20,2	17,5	21,8	20,1	19,9	23,2

Verbreitung der Gletscher in Oesterreich.

Von Professor F. Simony in Wien.

Unter allen Staaten Europa's steht Oesterreich in Hinsicht auf Mannichfaltigkeit der Terraingestaltung zweifellos oben an.

Welche bunten Gegensätze von Hoch und Niedrig, von trostloser Oede und üppiger Naturfülle, von ermüdender Monotonie und überraschendem Scenenreichthum bietet nicht jener Länderraum dar, in dessen eben so buntem Völkergemische sich die Mannichfaltigkeit des Bodens und der übrigen Naturverhältnisse gleichsam geistig verkörpert zu haben scheint! Dort im Osten die steppenartigen Flächen der pannonischen Niederung innerhalb des großen Karpathenbogens, dessen mitten aus Ebenen und mittelhohen Berglandschaften vereinsamt emporstarrende Hochgebirgsinsel der Tatra mit ihren nach außen abstufenden Bergumlagerungen auf der einen, und das mit seinen höchsten Gebirgen wallartig umgürtete Hochland Transilvaniens auf der andern Seite sich als orographische Contraste gegenüber stehen; im Süden die von einem fast unentwirrbaren Wassernetze überstrickte Tiefebene Lombardo-Venetiens neben dem dürren, durchhöhlten Kalktafellande des Karstgebietes; im Norden ein Tagereisen breiter von waldigen Höhen gekrönter, von zahllosen tiefen Schluchten zerschnittener Gneißgranitrücken; dann wieder ausgedehnte Terrassen, durch breite Thalgründe und Becken vielfach gegliedert; dahinter längs der Grenze des Reiches das massig emporsteigende Riesengebirge mit dem düsteren Gepräge nordischer Höhen; dann das dicht bevölkerte Erzgebirge, und schließlich der mit seinen unabsehbaren Forsten wie ein Ueberbleibsel urwüchsiger Vorzeit in die Gegenwart hereinragende Böhmerwald — dies sind Bodengestaltungen, wie sie sonst nur in ungleich weiter aus einander liegenden Gebieten der Erde wieder gefunden werden.

Und doch ist noch eines ansehnlichen Theiles der Monarchie nicht gedacht worden, welcher dieser Fülle landschaftlicher Abwechslung erst die Krone aufsetzt, jenes Antheils, welchen Oesterreich an dem höchst gegliederten, in seinem geologischen Aufbau an Mannichfaltigkeit unübertroffenen Gebirgssysteme Europa's — an den Alpen hat.

Fast die ganze östliche Hälfte*) der Alpen fällt auf österreichischen Boden, von dessen Gesammtareal (11,749 geogr. □M.) sie nahezu den vierten Theil bedecken.

*) Die vom Comersee über den Splügen zum Bodensee führenden Thalfurchen als Scheidungslinie der Alpen in eine westliche und eine etwas größere östliche Hälfte angenommen.

Vermögen die öſterreichiſchen Alpen ſich auch nicht mehr zu jener Höhe empor zu ſchwingen, welche die Rieſenmaſſen der Montblanc- und Monteroſagruppe erreichen, ja bleiben ihre höchſten Gipfel ſelbſt hinter den Culminationspuncten der cottiſchen, grajiſchen, Berner- und Bernina-Alpen noch um 500 — 1200 Fuß *) zurück, ſo haben ſie dennoch Elevationen aufzuweiſen, welche alle außeralpinen Gebirgsſyſteme unſeres Welttheiles weit hinter ſich laſſen. Abgeſehen von den weit über ein Halbhundert zählenden Gipfeln in den Ortler, Oetzthaler, Zillerthaler Alpen und Hochtauern, welche das Niveau von 11,000' — 12,356' **) erreichen, und der mindeſtens fünffachen Zahl von Spitzen, welche der Höhe zwiſchen 10,000 — 11,000' angehören, tauchen ganze Reihen von Bergen mit ihren Schultern und Kronen in die Schneeregion auf.

Wird die Höhe von 8000' als die untere Grenze der eigentlichen Hochalpenregion angenommen, als jene Grenze, an welcher der Kampf zwiſchen Sommer und Winter nur mehr für wenige Wochen dem erſteren einen problematiſchen Sieg zubringt, ſo entfällt ein Areal von beiläufig 50 □Meilen des öſterreichiſchen Gebietes auf dieſe Region. Davon ſind mindeſtens drei Fünftheile bleibend unter Schnee und Eis begraben.

So ſcharf auf den erſten Anblick jene Grenze auch gezogen zu ſein ſcheint, welche die Region des ſogenannten „ewigen" Schnees von den belebten Gebieten der Erde ſcheidet, ſo hat eine genauere Höhenbeſtimmung jener Grenze, und damit auch die Feſtſtellung aller räumlichen Verhältniſſe der Schneeregion wie in anderen Theilen der Erde, ſo auch in den Alpen ihre Schwierigkeit. Dies liegt zunächſt in den nach Ort und Zeit quantitativ ſehr verſchieden wirkſamen klimatiſchen Factoren, von welchen die Schneegrenze abhängig iſt, nämlich in den Temperatur- und Niederſchlagsverhältniſſen. Ebenſo wirken Oberflächengeſtaltung, Neigung, Richtung, Geſteinsbeſchaffenheit des Terrains und noch manche andere Momente mehr oder minder gewichtig auf die Höhe der Schneegrenze ein. Läßt ſich auch die Region des ewigen Schnees in der Theorie ganz präcis als jene Region definiren, in welcher die Wärmeſumme des ganzen Jahres nicht mehr genügt, um allen in dem gleichen Zeitraume gefallenen ſtarren atmoſphäriſchen Niederſchlag auf dem Wege des Schmelzens ſowohl, als des Verdampfens wieder vollſtändig zu beſeitigen, und wird folgerichtig als Schneegrenze jene Linie anerkannt, in welcher das angedeutete Verhältniß einzutreten beginnt, ſo iſt doch das jährliche Wärmequantum eben ſo gut, wie die jährliche Niederſchlagsmenge nicht nur an verſchiedenen Orten gleicher Höhe und Breite ein ſehr verſchiedenes, ſondern auch für einen und denſelben Punct von Jahr zu Jahr ein wechſelndes, nebenbei dieſer Wechſel bei verſchiedenen Orten in gleicher Zeitperiode auch oft ein entgegengeſetzter und damit ſchon nach einem jährlichen Verlaufe die Höhe der Schneegrenze eine ſehr ungleichmäßige. Da aber die angedeuteten klimatiſchen Variationen ſich nicht nur von Jahr zu Jahr, ſondern auch noch für zehn- und zwanzigjährige, ja ſogar für längere Zeitabſchnitte bemerkbar machen, ſo iſt ein Auf- und Abſteigen der Schneelinie um mehrere hundert Fuß für einen und denſelben Punct und

---

*) Alle vorkommenden Höhen ſind in Wiener Fuß und in Metern (1 Met. = 3,1634 W. F.), die Längen in demſelben Maße oder in geographiſchen Längenmeilen, die Flächen in geographiſchen □M. angegeben.

**) Drei Gipfel zählen die öſterreichiſchen Alpen, welche die Höhe von 12,000' überragen: Ortles 12,356' = 3906 Met., Zebru oder Königswand 12,180' = 3851 Met., Großglockner 12,008' = 3796 Met. Drei andere Gipfel kommen der Höhe von 12,000' nahe: Fender Wildſpitze 11,946' = 3776 Met., Weißkugel 11, 841' = 3743 Met. (beide in der Oetzthaler Gruppe), Zufallſpitz (Ortlergruppe) 11,906' = 3764 Met.

eine um tausend und mehr Fuß differente Höhenlage derselben auf ganz benachbarten Stellen eine ebenso natürliche, als die Feststellung einer mittleren Schneegrenze für größere Bezirke erschwerende Erscheinung.

Wenn die Verbreitung der ausdauernden Schneelager innerhalb der österreichischen Alpen zunächst ins Auge gefaßt, dabei aber von jenen kleineren Schneeanhäufungen abgesehen wird, welche vom Winde zusammengeweht und gegen die Sonne geschützt, in kesselartigen Vertiefungen, in steilen und engen Schluchten oder in stets beschatteten Winkeln am Fuße hoher Felswände häufig genug über der Höhe von 6500', ja im Kalkgebirge hie und da sogar schon bei 5500' und noch tiefer anzutreffen sind, so finden sich die ersten constanten Schneefelder von einiger Ausdehnung in der nördlichen Kalkzone zuerst in Höhen von 7000 bis 7500,*) in der mittleren und südlichen Zone dagegen kaum irgendwo unter 7800'. Doch ist dieses erste niedrige Vorkommen nur als ein sporadisches zu betrachten, die eigentliche Schneeregion reicht in dem Gebiete der österreichischen Alpen nirgends unter 8000' herab, zieht sich aber häufig genug, besonders in den massenhafteren Erhebungen des mittleren Urgebirggürtels bis zur Höhe von 9000', an den sonnseitigen Gehängen des letzteren sogar bis zu 9500' — 9700' zurück. Doch selbst diese Höhengrenze der Schneeregion erleidet noch vielfache Unterbrechungen durch locales steileres Aufsteigen der Gebirgshänge, wie es auch mitten in weiten Schneegefilden Felsmassen giebt, welche ganz oder doch theilweise unbedeckt ihren dunkeln Leib aus der schimmernden Winterdecke bis zu den höchsten Niveaus alpiner Erhebungen emporstrecken.

So ist denn in Wirklichkeit die Schneelinie ungleich größeren Schwankungen ausgesetzt als die verschiedenen, von gleichen Verhältnissen abhängigen Vegetationsgrenzen, z. B. die Baumgrenze, in welch letzterer nur die Hand des Menschen auffälligere Störungen und Unterbrechungen hervorruft.

In der Schneeregion liegen die Geburtsstätten der Gletscher. Dort, wo, wie schon gesagt, die Wärmesumme des ganzen Jahres nicht mehr ausreicht, den im gleichen Zeitabschnitt gefallenen Schnee wieder vollständig zu entfernen, wo also Jahr um Jahr eine neue Schichte von bald größerer, bald geringerer Mächtigkeit auf den schon früher vorhandenen Schneelagen zurückbleiben und damit ein fortgesetztes Aufhäufen derselben zur Folge haben muß, wird diesem Wachsen ins Unbestimmte durch eine in der scheinbar vollkommen starren Masse sich entwickelnde Bewegung eine Grenze gesetzt. Diese Bewegung läßt sich mit dem Abfließen eines Sees vergleichen, dessen Niveau durch regelmäßigen Ablauf auf einem stets gleich bleibenden Stand erhalten wird. Durch sie werden die in Folge von partiellem Schmelzen und Wiedergefrieren, so wie durch die Wirkung des verticalen und seitlichen Druckes allmälich in Firn und zuletzt in Eis verwandelten Schneeablagerungen des Hochgebirges in immer niedrigere Niveaus geführt, neuen Aufhäufungen Platz machend, bis endlich die hinabrückende Masse eine Region des Gebirges erreicht hat, wo die jährliche Wärmesumme schon groß genug ist, um dem weiteren Vorschreiten des Gletschers durch hinreichendes Abschmelzen ein Ziel zu setzen.

Wo ein Schneelager einmal mächtig genug geworden ist, um nicht nur dem Umbildungsprocesse in Firn und Eis Raum zu geben, sondern auch in jene Bewegung überzugehen, welche das weitere Zunehmen der verticalen Mächtigkeit durch ein

---

*) Ein derartiges Schneefeld von der angegebenen Höhe liegt in dem östlichen Gehänge des hohen Priel (Oberösterreich).

entsprechendes Ausbreiten nach der seitlichen Neigung wieder aufhebt, ist die ganze Ablagerung auch schon als ein Gletscher in weiterem Sinne zu betrachten.

Zwischen jenen oft winzig kleinen Hochfernern,*) welche von den höchsten Jochen oder einzelnen Felsenzinnen der Alpenkämme niederhängen, ohne mit ihren Enden weit unter die Schneelinie herabzugehen, und nur in einzelnen Schründen oder an ihren Abbrüchen die werdende Eisbildung, so wie nur aus dem sie umgebenden Schuttsaum eine Bewegung erkennen lassen; dann den secundären Gletschern, in welchen bereits Eis- und Firnfeld deutlich geschieden erscheinen, Klüfte und Moränen jeder Art vollkommen entwickelt sind, aber deren unteres Ende noch nicht die Sohle eines größeren Thalastes erreicht; und endlich den primären Gletschern, welche, aus weiten Firnmeeren sich entwickelnd, einen langgestreckten Eisstrom nicht nur bis zum verflachten Grunde eines Thales, sondern auf demselben noch eine Strecke, oft bis in die Wald-, ja sogar in die Culturregion vorschieben, sind eben so schwer bestimmte Unterscheidungen festzustellen, wie die Begriffe von Bach, Fluß und Strom sich einer überall maßgebenden Umgrenzung entziehen.

Es möge nun hier versucht werden, einen kurzen Ueberblick der Vertheilung, Zahl und Flächenausdehnung der Ferner innerhalb des Gebietes der österreichischen Alpen zu geben, wobei nur zu bemerken ist, daß bei der Zusammenstellung der numerischen Daten der Begriff von Gletscher in dem vorhin angedeuteten weiteren Sinne festgehalten wurde.

Faßt man die Alpen zunächst nach ihren Hauptgliedern, als mittlere, nördliche und südliche Zone ins Auge, eine Dreitheilung, welche in dem ganzen ostwärts vom Splügen gelegenen Theile unseres Hochgebirges nicht nur durch die Entwickelung der großen trennenden Längenthalfurchen, sondern auch durch die Verschiedenartigkeit der petrographischen Verhältnisse und der damit zusammenhängenden Verschiedenartigkeit der landschaftlichen Physiognomie bedingt erscheint, und verfolgt man in diesen drei Hauptzügen die über sie gebreiteten Schnee- und Eismassen, so zeigt sich, daß der bei weitem größte Theil der letzteren auf die mittlere Zone entfällt.

In dem centralen, fast durchgängig aus sogenannten Urgebirgsgesteinen bestehenden Zuge, dessen natürliche Abgrenzung im Norden durch das Ill-, Kloster- und Rosanathal, das mittlere Innthal, das Salzach-, Enns-, Palten-, Liesen- und untere Mürzthal, im Süden durch die Stilfserstraße, das Adda-, Münster-, Etsch-, Eisak-, Rienz- und Drauthal markirt ist, ragen die zahlreichsten und ausgedehntesten Bergbezirke in die Schneeregion auf. Die massenhafte Erhebung und geringe Durchbrochenheit der Haupt- wie der Nebenkämme, insbesondere die Bildung großer hochalpiner Mulden, weiter Circusthäler und Abplattungen im Gehänge begünstigen die Bildung von Gletschern in ungleich höherem Grade, als dies in der nördlichen und südlichen Kalkzone der Fall ist, wo außer der geringeren Elevation die tief eingreifende Zerstückelung in steilwandige Stöcke und hochzackige Gipfel nur selten ausgedehntere Schneeansammlungen gestatten.

Während in dem centralen Urgebirgszuge mit Einschluß der in den südlichen Gürtel hineinragenden Ortler-Adamellogruppe die Zahl der Gletscher gegen 830 beträgt und dieselben eine Fläche von beiläufig 28 □M. bedecken, hat die nördliche

*) Die in Tirol und Vorarlberg vorzugsweise gebrauchte Bezeichnung „Ferner" ist gleichbedeutend mit „Gletscher", wie auch das im Tauerngebiete übliche Wort „Kees" demselben Begriffe entspricht.

Kalkzone nur etwa 20 meist sehr kleine Ferner mit einer Gesammtausdehnung von 0,7 □M. aufzuweisen. Auch in den Kalk- und Dolomitalpen der südlichen Zone sind die vorhandenen Gletscher weder an Zahl noch an Größe jenen des nördlichen Kalkgürtels überlegen, obgleich in derselben nicht wenige Erhebungen vorkommen, welche die Culminationspuncte der Nordalpen um 500 — 1000 und mehr Fuß überragen.

Geben wir nun zur näheren Gletscherumschau auf die einzelnen Alpengruppen über und beginnen im Westen mit demjenigen Theile der centralen Zone, welcher von der Reichsgrenze, dann den über das Stilfserjoch, das Reschenscheideck und den Arlberg führenden Straßenlinien umschlossen wird, so sind es nur die in das südliche Vorarlberg und das anliegende Paznauner Gebiet hereinragenden Zweige der westlichen Engadiner Alpen, in welchen gegen 80 Ferner zum Theil in eine größere Gruppe vereinigt, der größten Zahl nach dagegen einzeln über die Höhen des Gebirges ausgesäet sind.

Die erwähnte größere Gruppe von Fernern liegt an der Stelle, wo die stark begletscherte Engadiner Kette sich in drei Aeste auflöst, von denen die zwei äußeren längs der Reichsgrenze nach Nordwest und Nordost ziehen, der mittlere gerade nordwärts gegen den Arlberg hinstreicht. Ungefähr 40 meist kleine Fernermassen reihen sich da in den zwei Grenzästen und deren nächsten Ausstrahlungen durch eine Strecke von 4 Meilen an einander. Nur dort, wo die Grenze ihre südlichste Ausbiegung hat und der Engadiner Hauptkamm die erwähnten Aeste entsendet, breiten sich zwei größere Schnee- und Eismassen aus, der am 10,523' = 3342 Met. hohen Albuinkopf beginnende Vermont- oder Illgletscher (0,25 □M.) und der anstoßende Jamthaler Ferner 0,10 □M.), welche beide eine Länge von etwa 12,000' erreichen, und deren ersterer bis zu 5882' herabgeht. Von den übrigen zerstreut umherliegenden Gletschern machen sich noch der Brandnerferner (0,10 □M.) und Fasulferner (0,10 □M.) durch einige Ausdehnung geltend.

Das gesammte Areal aller 80 hieher gezählten Gletschermassen beträgt nicht über 1,3 □M., woraus die Kleinheit der meisten derselben zu entnehmen ist.

Das ausgedehnteste Fernergebiet auf österreichischem Boden birgt jener vom Reschenscheideck (4750' = 1501 Met.) bis zum Brenner (4300' = 1359 Met.) reichende Theil der Urgebirgszone, welcher den Namen „Oetzthaler Alpen" führt.

Ein vielgliederiges Gerüste, nach seinem ganzen Aufbau lebhaft an die zwischen dem großen Bernhard und dem Simplon gelegene Monterosa-Gruppe erinnernd, strebt hier nicht nur mit dem stark nach Süden ausbiegenden Hauptkamme, sondern auch mit dessen Aesten, von denen die nordwärts gerichteten sich durch besonders große Längenerstreckung auszeichnen, hoch über die Schneelinie empor. Außer den zwei Culminationspuncten der Gruppe, der Vorderwildspitze (11,947' = 3776 Met.) und der Weißkugel (11,841' = 3743 M.) überragen noch beiläufig 15 Gipfel das Niveau von 11,000' und gegen 80 Spitzen fallen der Höhenzone von 10,000 — 11,000' zu. Nicht allein im Hauptstamme, sondern auch in einigen seiner Ausläufer kommen mehrere Meilen lange Strecken vor, wo kaum ein Gipfel unter 10,000' und nicht ein Kammeinschnitt unter die hier im Mittel 9000' hochgelegene Schneegrenze herabgeht.

Aber nicht allein dieses hohe Aufsteigen der Gipfel und Kämme, auch die bedeutende Massenentwickelung des Gebirges in seinen höheren und höchsten Stufen fördert hier in einem Maße, wie sonst nirgends in der östlichen Hälfte der Alpen die Bildung großartiger Ferner. Wenn von der niedrigeren und ganz gletscherlosen Sarnthaler Gruppe abgesehen wird, welche die südöstliche Vorlagerung der eigentlichen Oetzthaler Alpen bildet, so bleibt ein Gebirgsraum von 75 □M. übrig, von welchem

nach v. Sonklar*) nicht weniger als der siebente Theil (10,5 □M.) mit Schnee und Eis bedeckt ist.

Nahezu alle Ferner dieses Gebietes, deren Zahl nicht weniger als 399 beträgt (davon nach Sonklar 16 primäre und 293 secundäre Gletscher), gruppiren sich in zwei durch das Oetzthal und die tiefe Kammeinsenkung am Timbljoch (8000′ = 2529 M.) geschiedene Massen, von denen die südwestliche, größere (7,4 □M.) den Oetzthaler Alpen im engeren Sinne, die nordöstliche, kleinere (3,1 □M.) den sogenannten Stubaier Alpen zukommt. Das größere dieser zwei Gletschergebiete stellt sich als eine vielgliederige Schnee- und Eismasse dar, deren Hauptstamm zwischen die beiden Culminationspuncte des ganzen Oetzthaler Gebirges, die Weißkugel und die Fender Wildspitze fällt. Von da aus strecken sich die Glieder theils dem Hauptkamme, theils dessen Abzweigungen folgend, nach allen Richtungen aus, die verschiedenen Thäler gleich riesigen Kristalldiademen krönend und umspannend.

Die großartige Verbreitung der Gletscherbildungen tritt hier am deutlichsten bei der Betrachtnahme der Längenentwickelung der ganzen Fernergruppe hervor. Vom Timbljoch an zeigt der Hauptkamm in seinem westlichen Verlaufe bis zum gemeinsamen Knotenpuncte des Gepaatsch-, Vernagt-, Hintereis- und Langtauferer Ferners und von da der das Rofen-Fend-Oetzthal westlich begleitende Nebenkamm in einer Gesammtlänge von nahe 10 Meilen nicht eine Stelle, wo die zusammenhängende Schnee- und Eisdecke nach der Quere ganz unterbrochen würde.

Dieser große Gletscherbogen erreicht in seinem mittleren Drittel, welches eben den vorhin erwähnten Stamm der ganzen vielverzweigten Fernergruppe bildet, die Breite einer Meile und darüber. Hier finden sich auch die meisten primären Gletscher vereinigt, von denen nur die hervorragendsten kurz erwähnt werden mögen.

Obenan steht der nach Längenentwickelung erste, nach Flächenraum dritte Gletscher der Monarchie, der in das Kaunerthal niedersteigende Gepaatschferner. Seine stark gewundene Längenaxe wurde von Sonklar auf 35,700′, seine horizontale Ausbreitung auf 0,40 □M. bemessen. Ihm reiht sich der an der Weißkugel beginnende Hintereisferner mit einer Fläche von 0,348 □M. an, der nach einer Längenentwickelung von 29,000′ im Rofnerthale endet.

Im gleichen Thale und ganz in der Nähe des letztgenannten Gletschers liegen auch die Ausläufe des Hochjochferners (Fläche 0,20 □M., Länge 17,800′) und des durch seine großen Oscillationen und verheerenden Seeausbrüche**) berüchtigten Vernagtferners (Flächenraum 0,25—0,27 □M., Länge 19,000—24,000′). Gleich dem Hintereisferner hat auch der 0,18 □M. große und 21,000′ lange Langtauferer Ferner seinen Ursprung an der Weißkugel, seinen Verlauf aber in das Langtauferer Thal, wo er bei 6400′ endet.

---

*) Carl Sonklar, Edler von Innstädten. Die Oetzthaler Gebirgsgruppe mit besonderer Rücksicht auf Orographie und Gletscherkunde. Mit einem Atlas. Gotha. Justus Perthes 1861. Die in dieser trefflichen Monographie vorkommenden numerischen Daten über die räumlichen Verhältnisse der Oetzthaler Ferner wurden bei der hier gegebenen kurzen Uebersicht des genannten Gebietes zu Grunde gelegt.

**) Dieser Gletscher, in seinem normalen Zustande mehrere tausend Fuß von der Sohle des Rofnerthales entfernt, rückt zeitweilig in das letztere hinab, baut dort einen 300—500′ mächtigen und 2000—4000′ breiten Eisdamm auf, welcher den Abflußwässern der zwei großen hinterliegenden Ferner (Hochjoch- und Hintereisgletscher) den Weg versperrt und so die Bildung eines tiefen und ½—¾ Stunde langen Sees bewirkt. Die zeitweilig erfolgenden Ausbrüche desselben sind meist von großen Verheerungen des fünfzehn Stunden langen Oetzthales begleitet.

Noch ſind zwei demſelben Complexe zugehörige Gletſcher zu erwähnen, deren Anfänge an der Fender Wildſpitze ſich begegnen, und welche beide in dem Pitzthale als primäre Gletſcher ausmünden; es ſind der Mittelberg- und der Taſchachferner. Der Mittelbergferner, dem Flächenraume (0,35 □M.) nach der dritte, ſeiner Längenentwickelung (24,700') nach der fünfte im Range unter den Oetzthaler Gletſchern, iſt nebſt dem Gepaatſchferner noch der einzige Eisſtrom der ganzen Gruppe, welcher unter das Niveau von 6000' herabſteigt (ſein Abſchwung fußt nach v. Sonklar's Meſſung in einer Höhe von 5801', jener des Gepaatſchferners in 5983'), während alle anderen primären Gletſcher des beſchriebenen Gebietes wegen der hohen Lage der Thalſohlen ſchon bei 6400' — 7400' enden.

Aus dem ſüdöſtlichen Arme dieſer Gletſchergruppe verdient vor allen der im Gurglthale liegende Gurgler-Gletſcher (auch große Oetzthalerferner) angeführt zu werden. Derſelbe, an der Pfelderſer Wildſpitze (11,002' = 3478 Met.) beginnend, iſt ſeiner Längenerſtreckung (31,600') nach der zweite, dem Areale (0,34 □M.) nach der vierte Ferner der Oetzthalergruppe. Seine mächtige Eiszunge, welche ſich weit über den Grund des gleichnamigen Thales hinzieht, und ſich allen Beobachtungen zufolge in einem ſchon durch längere Zeit andauernden Vorrücken befindet (ſein Ende liegt jetzt in der Höhe von 6764'), veranlaßt, ähnlich dem Vernagtferner, eine Stauung der Abflußgewäſſer des benachbarten Langthaler Gletſchers zu einem See von wechſelnder Größe, welcher jedoch bei der gegenwärtigen großen Mächtigkeit des ihn abſchließenden Eisſtromes keinen Durchbruch beſorgen läßt.

Weſtlich vom Gurgler Ferner liegt der Murzollgletſcher, ein intereſſanter Zwillingsferner, deſſen zwei am Hauptkamme zwiſchen dem Carlesſpitz (10,855' = 3431 Met.) und dem Similaun (11,401' = 3604 Met.) beginnenden Hauptſtröme (Schalfferner und eigentlicher Murzollferner) in ihrem mittleren Verlaufe durch einen mächtig aufſteigenden Mittelrücken weit auseinander gedrängt, erſt in ihrem unteren Verlaufe auf der Sohle des Niederthales ſich wieder begegnen und vollſtändig zuſammenfließen. Das Areal dieſes Doppelgletſchers beträgt 0,29 □M. und ſeine größte Längenentwickelung nahezu 28,000'.

Als eine charakteriſtiſche Erſcheinung mag ſchließlich erwähnt werden, daß auf der ganzen ſüdwärts gekehrten Seite des Hauptkammes vom Timbljoch an bis zur Weißkugel ſich trotz der gewaltigen Erhebung deſſelben nicht Ein bedeutender Gletſcher vorfindet. Der von der Weißkugel in das oberſte Matſchthal herabſteigende Matſcher Ferner erreicht nur eine Länge von 10,000', der vom Similaun gekrönte Grafenferner gar nur 7000'. Die Urſache liegt in der allgemeinen großen Steilheit des Abfalles, welche jede größere Anſammlung von Firnmaſſen verhindert.

Das andere, oſtwärts vom Oetzthale gelegene Gletſchergebiet, den Stubaier Alpen angehörend, hat, obgleich eine Fläche von 3,1 □M. bedeckend und in compacte Maſſen zuſammengedrängt, durchaus keine ſo großartigen Verhältniſſe von Fernerbildung aufzuweiſen, wie die letztbetrachtete Schnee- und Eiswüſte. Von den 80 Fernern haben nur zwei Anſpruch auf den Rang primärer Gletſcher: der in einen Zweig des Stubaithales auslaufende Alpeiner- und der dem Ridnaunthale zugeſenkte Uebelethal-Ferner. Erſterer kann als ein unvollkommen entwickelter Zwillingsgletſcher betrachtet werden, deſſen zwei getrennte Hauptmaſſen, der eigentliche Alpeiner- und der Thalferner ſich erſt an ihrem Ende im Oberbergthale (Abzweigung des Stubaithales) begegnen. Ihr Geſammtareal iſt auf 0,34 □M. zu ſchätzen, während die Längenentwickelung des größeren Theiles, nämlich des vom 11,000' hohen Schrankogel beginnenden Thalferners, nur 18,000' beträgt. Bedeutend geringer an räumli-

cher Ausdehnung (0,21 □M.), aber um 1000′ länger als der vorgenannte Doppelgletscher ist der Uebleth al-Ferner. Er ist nicht nur der längste aller nach Süden abdachenden Gletscher im Stubaier Gebiete, sondern auch nach dem Vernagtferner die zweitlängste südwärts ziehende Eismasse im ganzen Bereiche der Oetzthaler Fernerwelt.

Ostwärts von der tief eingesenkten Brennerfurche erheben sich die Zillerthaler Alpen, welche gegen die nachfolgende Gruppe der Hochtauern durch das Kriml- und Abrentbal ihren natürlichsten Abschluß finden. In ihrem Hauptkamme, welcher vom Brenner (4300′ = 1359 Met.) bis zur Birnlucke (8696′ = 2749 Met.) am Krimler Tauern in ostnordöstlicher Richtung hinzieht, wie in den sich anreihenden Hochtauern macht sich dieselbe geringe Durchbrochenheit bemerkbar, welche schon die Oetzthaler Alpen auszeichnete. Innerhalb der acht Meilen langen Hauptaxe sinkt der Kamm nur einmal (im Pfitscher Joch) auf 7000′ (= 2213 Met.) herab, während die übrigen Einschnitte die hochalpine Region nicht mehr verlassen. Daneben ragen zahlreiche Gipfel weit über 10,000′, ja ein paar derselben, wie der Moselspitz und Thurnerkamp bis an 11,000′ auf. Aber auch die vom Hauptkamme nordwärts streichenden Aeste thürmen sich noch zu bedeutender Höhe empor; namentlich machen sich der an das Krimmlthal grenzende Zug des Reichenspitz (10,496′ = 3318 Met.) und die zwischen dem Schmirner- und Zamsertbal gelegene Gruppe des Duxer Ferners mit dem Fußstein (10,995′ = 3476 Met.) als dem Stamme ebenbürtige Zweige geltend.

Beiläufig hundert Ferner mit einem Gesammtareal von 3,8 □M. lagern auf den Höhen der Zillerthaler Alpen. Das größte ununterbrochene Gletscherrevier von 2,5 □M. Flächenraum gehört dem Hauptkamme an und dehnt sich zwischen dem Pfitscher Joch und dem Hörndl (8042′ = 2552 Met.) vier Meilen weit hin. Von den vielen Gletschern, welche hier sowohl süd- als nordwärts niedersteigen, ist jedoch keiner durch besondere Größenverhältnisse ausgezeichnet. Obenan steht jener Gletschercomplex, dessen gemeinsames Firnmeer in einem weiten Bogen das oberste Zemmthal umspannt und von vier der höchsten Gipfel der Hauptkette, dem hohen Moselspitz (11,016′ = 3482 Met.), dem Thurnerkamp (10,802′ = 3415 Met.), Hornspitz (10,418′ = 3293 Met.) und Schwarzenstein (10,654′ = 3368 Met.) beherrscht wird. Es ist das Waxegg-, Roßruck- und Schwarzensteinkees, deren nach unten convergirende Eiszungen nur durch schmale Bergrippen getrennt werden. Das Gesammtareal dieser Gletschertrias mißt 0,33 □M., während das längste der drei Kees nicht über 14,000′ erreicht. Zu ähnlicher Länge entwickelt sich auch der vom Schwarzenstein und Löffelspitz (10,662′ = 3370 Met.) in das Floitenthal niedersteigende Floitengletscher (0,14 □M.) und der gleichfalls nordwärts verlaufende Fürtschläglferner. Unter den südlich verlaufenden Gletschermassen ist der vom Moselspitz gekrönte Moselferner nach Flächenraum (0,17 □M.) und Länge (13,000′) der bedeutendste.

Zahlreiche Gletscher schaaren sich um den Reichenspitz, unter denen jedoch nur das Gerloskees eine Länge von 10,000′ gewinnt. Eine ansehnliche Fläche endlich bedeckt jener den Hintergrund des Duxerthales schließende Duxer Ferner, der wegen seiner nach oben ganz abgeflachten Gestalt den eigenthümlichen Namen „Federbett" erhalten hat.

In der 14 M. langen Kette der Hochtauern, als deren östliche Abgrenzung hier das Kleinarl-, Zedernhaus- und Liesertbal angenommen wird, hat die bebende Kraft, welcher die Alpen ihren Rang als höchstes Gebirge Europa's verdanken, zum letzten Male ihre volle Energie entfaltet. Während östlich von der Hauptmasse der Oetzthaler Alpen sich durch weite Strecken eine allgemeine Depression um einige

hundert bis tausend Fuß bemerkbar macht, steigen mit dem Beginne der Hochtauern alle Massen wieder zu verstärkter Höhe empor, und mehrere ihrer höchsten Gipfel treten den Culminationspuncten der Oetzthaler und Ortler Alpen würdig zur Seite. Gleich am Krimler Tauern erhebt sich in der Hauptkette der Dreiherrnspitz (11,075′ = 3501 Met.), ihm folgt der Großvenediger (11,622′ = 3674 Met.) und endlich der Großglockner mit 12,008′ (= 3796 Met.). Unmittelbar hinter dem letzteren sinkt der Hauptzug wohl in ein um 1500′ niedrigeres Niveau herab, doch bleibt derselbe noch weitere sieben Meilen wenigstens theilweise begletschert, bis er endlich jenseits des Hafnerspitz (9687′ = 3062 Met.) eine neue und zugleich so bedeutende Senkung erleidet, daß er im weiteren Verlaufe mit keiner größeren Fläche mehr in die Schneeregion einzutauchen vermag.

Aber auch in den verschiedenen Abzweigungen des Hauptstammes der Hochtauern finden sich mehrere mächtige Erhebungen vor; so beispielsweise der dem Dreiherrenspitz südlich vorgelagerte Rödtspitz (11,048′ = 3497 Met.), die zwischen dem Ahren- und Antholzerthale sich aufthürmende Masse des Hochgall (10,726′ = 3391 Met.), die vom Glockner südlich gelegene Gruppe des Schober (10,284 = 3251 Met.), dann der vom Glocknerstocke sich nordwärts ziehende Fuscherkamm mit dem Wiesbachhorn (11,318′ = 3578 Met.), endlich die im Hochalpenspitz (10,660′ = 3370 Met.) culminirende südwestliche Bergwand des Maltathales. Die Zahl der das Niveau von 10,000′ überragenden Gipfel im ganzen Hochtauerngebiete beträgt nach Sonklar*) 107, unter denen 14 Gipfel sich bis zur Höhe von 11,000′—12,000′ emporschwingen.

Bei einer so bedeutenden Höhen- und zugleich Massenentwickelung ist der Gletscherbildung ein weites Terrain geboten. Der Flächenraum aller Ferner dieses Gebietes ist auf 8,0—8,5 □M. anzuschlagen und deren Zahl auf etwa 270. Davon entfällt weitaus der größte Antheil auf die zwei höchst gehobenen Gruppen, auf jene des Venedigers mit dem Dreiherrn- und Rödtspitz, dann auf jene des Großglockners mit den das Kapruner- und Fuscherthal einschließenden Kämmen.

Ein gegen 4 M. langes und 2,7 □M. bedeckendes Schnee- und Eiszelt ist zwischen dem hohen Rödtspitz, dem Dreiherrnspitz, dem Schieferspitz (c. 10,400′ = 3287 Met.), dem Keeskogel (10,800′ = 3414 Met.), der Rothsäule (c. 10,000′ = 3161 Met.), dem großen Eichham (10,660′ = 3369 Met.) ausgespannt, als dessen Giebel die makellose Schneepyramide des Großvenedigers zur Höhe von 11,622′ = 3674 Met. emporragt. Unter den zehn primären und an ein Halbhundert secundären Gletschern, welche diesem zusammenhängenden Fernermeere angehören, sind die den Venediger umgebenden „Keese" die bedeutendsten. Besonders ist das nach oben mit dem Mulwitzkees vereinigte Dorfer- oder Isskees auf der Südseite des Hauptkammes von beträchtlicher Ausdehnung (0,37□M.). Ebenso geben das nach unten in eins zusammenfließende Döllach- und Maurerkees (0,30□M.) und das obere Sulzbacher Kees dem vorigen nur wenig an Flächenraum nach.

Die bedeutendste Längenentwickelung erreicht das am Venediger ostwärts niedersteigende Schlatenkees (c. 23,000′). Ihm reihen sich sein Zwillingsbruder, das Viltragenkees (18,000′), dann das Dorfer Kees (c. 18,000′), das Obersulzbachkees (17,500′), das Maurer Kees u. a. an.

---

*) Die Gebirgsgruppe der Hochtauern. Petermanns Mittheilungen 1862. IV.

Von den eben genannten ist das Schlatenkees nicht nur durch seine wilde Zerrissenheit, sondern auch durch das tiefe Herabgehen seiner Zungenspitze, welche das Niveau von 5350′ (= 1691 Met.) erreicht, ausgezeichnet. Nur wenige hundert Fuß höher liegen die Ausläufe des Habacher, des Untersulzbacher und des Obersulzbacher Keeses, während die südlichen primären Ferner: das Umbal-, Maurer- und Dorferkees nicht unter 6700—6900′ herabsteigen.

Die zweitgrößte Fernergruppe findet sich in jenem zwischen dem Velber-Tauern (7735′ = 2445 Met.) und Heiligenbluter Tauern (8162′ = 2580 Met.) liegenden Gebirgsreviere, als dessen Knotenpunct der Johannsberg (11,080′ = 3502 Met., und als dessen höchste Erhebung der schon außerhalb des Hauptkammes gelegene Großglockner (12,008′ = 3795 Met.) sich darstellt. An Flächenraum (2,25 □M.) dem großen Gletschercomplexe der Venedigergruppe nahe kommend, zeigt das Firn- und Eismeer der Glocknergruppe doch wesentlich andere Verhältnisse. Während rings um den Venediger mehrere Gletscher von nahezu gleicher räumlicher Ausdehnung um den Vorrang streiten und die vier bedeutendsten primären Ferner in der vierkantigen Pyramide des Hauptgipfels ihren Anfang finden, tritt dort nur eine Gletschermasse, die Pasterze, weit dominirend über alle anderen auf. Wie der Großglockner als Culminationspunct des ganzen diesseits der Etsch gelegenen Alpengebietes die Reihe der 11,000′ überragenden Gipfel großartig abschließt, so ist auch mit der Pasterze, dem ausgedehntesten Gletscher des letzteren, die Reihe mächtiger Fernerbildungen nach Osten hin mit einemmal und bleibend abgeschnitten. Bei einem Areal von 0,57 □M. und einer ¾ Meilen betragenden Breite des Firnmeeres mißt die Längenaxe des ganzen Pasterzengletschers 32,000′ und sein Zungenende reicht bis zu 6036′ (= 1906 Met.) herab.

Außer der Pasterze tragen nur noch das 15,000′ lange, von der hohen Riffl (10,500′ = 3319 Met.) in das Kapruner Thal bis zu 6319′ (= 1998 Met.) nordwärts niedersteigende Carlingerkees, dann das zwischen dem Johannsberg und dem Hochkasten (10,869 = 3436 Met.) entspringende, ebenfalls nordwärts in das oberste Stubachthal verlaufende Oedenwinkelkees (Länge 15,000′, Ende 7063′ = 2233 Met.) den Charakter primärer Gletscher an sich.

In der südwestlichen Abdachung des Glocknerkammes gelangen die Gletscher wegen des Mangels größerer Hochmulden und dem steileren Gefälle zu geringer Entwickelung. Die zwei bedeutendsten am Südwestfuße der Glocknerwand entspringenden Ferner, das Teischnitz- und Frusnitzkees, erreichen nur eine Länge von 10,000′ und finden schon in einer Höhe von 7000′ ihr Ende.

Der tiefstgehende Gletscher der Glocknergruppe ist das am Wiesbachhorn (11,318′ = 3578 Met.) ostwärts in das Fuschthal niedersteigende Pokeneikees, welches in einer Höhe von ungefähr 5600′ endet. Ein ähnliches Niveau erreichen auch die Ferner des Fuscher Eiskares.

Weitere sechs Meilen zieht der Hochtauernkamm ostwärts vom Heiligenbluter Tauern mit schneebedeckten Höhen fort, aber die sich hier noch entwickelnden Gletscher gewinnen keine bedeutende Ausdehnung mehr. Weder in der Gruppe des Hochnarr (10,309′ = 3259 Met.) und Schareck, noch in jener des Ankogel (10,292′ = 3253 Met.) und Hochalpenspitz (10,660′ = 3370 Met.) erreicht einer der hier über vierzig zählenden Ferner die Länge einer halben Meile. Nur das kleine Elendkees, vom Ankogel nordostwärts sich niedersenkend, kommt derselben nahe (11,000′).

Mit den wenigen noch unbedeutenderen Keesmassen, welche den, dem Ankogel gegenüberstehenden Hafnerspitz (9685′ = 3062 Met.) umlagern, hat das Gletschervorkommen in der Urgebirgszone nach Osten hin seinen vollen Abschluß gefunden.

Noch muß zweier ſelbſtändiger gletſcherbedeckter Gruppen des Hochtauerngebietes gedacht werden, die ſchon in einiger Entfernung vom Hauptkamm abliegend, um ſo mehr die bedeutende Erhebung ihrer Gipfel zur Geltung bringen.

Zunächſt iſt die ſüdöſtlich vom Dreiherrnſpitz ſich aufbauende Maſſe des Hochgall (10,726′ = 3391 Met.) zu nennen, auf welcher über 20 kleinere Ferner lagern, deren Geſammtareal jedoch nur 0,60 □M. umfaßt, da die Steilheit der Gehänge jeder größeren Anſammlung von Gletſchermaterial hinderlich iſt.

Aehnliche Verhältniſſe zeigt die vom Glocknerſtocke ſüdlich abgezweigte Gruppe des Schober (10,284′ = 3251 Met.) und Petzeck (10,377′ = 3280 Met.), die mehr als 30 Gletſcher trägt, welche zuſammen ebenfalls nicht mehr als 0,72 □M. Fläche bedecken.

Zum ſüdlichen Alpengürtel übergehend, tritt uns im Weſten, an der tiroliſch-lombardiſchen Grenze ſogleich ein merkwürdiger Gebirgszug entgegen; merkwürdig einmal, weil mitten im kriſtalliniſchen Schiefergebirge inſelartig eine koloſſale Kalkſteinmaſſe zur höchſten Erhebung der Monarchie ſich aufgipfelt, dann wieder, weil, ſich an ſie anreibend, das größte und höchſte Granitmaſſiv der öſterreichiſchen Alpen hart an der Grenze ſehr mächtiger Kalkgebirge hervorbricht. Dieſer Zug der Ortler-Adamelloalpen beginnt am Stilfſerjoch (8722′ = 2757 Met.) mit einem Schneerücken, welcher von da in mehrfachen ſtarken Krümmungen ſich zehn Meilen lang durchſchnittlich ſüdwärts zieht, dabei nur einmal, am Tonalpaß (6248′ = 1975 Met.), auf eine Strecke von zwei Meilen unter die Schneelinie herabſinkend. Eine Reihe der höchſten Gipfel, wie der Ortles (12,356′ = 3906 Met.), die Königswand (12,180′ = 3851 Met.), der Zufallſpitz (11,906′ = 3764 Met.), der Pizzo Bios (11,493′ = 3633), dann ſüdlich vom Tonal der Adamello (11,250′ = 3556 Met.), der Monte Caré (10,946′ = 3460 Met.) entſteigt dem Hauptkamme oder deſſen nächſter Umgebung, wie das letztere bei dem Ortles der Fall iſt.

Nicht minder ſind die ſeitlichen, theilweiſe weit hinaus geſtreckten Abzweigungen mit Spitzen von 10,000 – 10,700′ gekrönt, ja in der Adamellogruppe ſchwingt ſich die, das obere Val di Sole ſüdlich begleitende Maſſe der Preſanella ſogar bis zu 11,270′ (= 3563 Met.) empor.

Daß in einem Complexe ſo mächtiger Erhebungen Schnee und Eis eine weite Stätte finden, läßt ſich im vorhinein erwarten. In der That nehmen die Gletſcher der Ortler- und der Adamellogruppe auf tiroliſcher Seite allein einen Flächenraum von 3,8 □M. ein. Auf dem lombardiſchen Antheil dürfte die Ausbreitung der Ferner auch gegen 2 □M. betragen.

Die breite Senkung der Kammlinie am Tonal, welche die Adamellogruppe von den engeren Ortleralpen ſcheidet, trennt eben ſo auch das zugehörige Gletſchergebiet in zwei Reviere, von denen jedes einen, wenn auch gegliederten, ſo doch in ſeinen Theilen zuſammenhängenden Complex von Schnee- und Eisflächen bildet.

In der engeren Ortlergruppe, wo auf tiroliſcher Seite die Ferner ein Areal von nahe 2,5 □M. einnehmen, während ihre Zahl bei 60 beträgt, iſt trotz der gewaltigen Erhebungen der einzelnen Gebirgsmaſſen kein einziger Gletſcher durch eine beſondere Größe oder Längenentwickelung ausgezeichnet. Die nahezu gleichmäßige Vertheilung des oben angeführten Fernerareals auf eine Kammlänge von 12 Meilen, wovon 7 Meilen auf zwei das Martellthal begrenzende Nebenkämme entfallen, iſt der Bildung von Gletſchern erſten Ranges nicht günſtig. Wirklich finden ſich auch, wenn man nicht etwa die drei, ſteil in das Trafoithal niederſteigenden Ferner mitrechnen

will, nur drei ausgesprochene primäre Gletscher in diesem Gebiete vor, der Zufall-, Suldner, und Laaser-Ferner.

Der Zufall-Ferner (auch langer Ferner genannt), vom 11,906' hohen Zufallspitz dominirt, steht unter all' seinen nahen und fernen Genossen in der Gruppe, sowohl was Ausbreitung als auch Längenentwickelung betrifft, obenan. Dennoch vermag er sich in keiner der beiden Beziehungen mit den großen Oetzthaler Fernern zu messen. Sein Areal beträgt 2,9 □M., seine Länge nicht über 20,000'; sein Ende auf der obersten flachen Stufe des Martellthales liegt in der Höhe von 6900' (= 2181 Met.).

Der nordwestliche Nachbar desselben ist der vom Ortles und der Königswand beherrschte Suldner Ferner, zweifellos der merkwürdigste Gletscher dieses Abschnittes. Obgleich seine normale Gesammtoberfläche nur etwa 0,21 □M. einnimmt, so sind doch seine Oscillationen sehr bedeutend. Dieselben werden ermöglicht durch die von drei Seiten starke Neigung des sehr in die Breite (20,000') gezogenen Firnfeldes gegen den plötzlich stark verengten und steilen Thalweg des Gletschers. Bei einer solchen Oscillation in den Jahren 1815 — 1817 rückte derselbe aus der Höhe von 7300' eine halbe Stunde weit bis nahe an die hintersten Häuser des Dorfes St. Gertrud im Suldenthale, d. i. bis zu 6000' herab. Ein ungeheures Schuttfeld, hart an der üppigsten Wiese und die bis gegen 300' hoch aller Vegetation und Erdkrume beraubten Thalhänge zeigen noch heute die unverwischten Spuren seiner damaligen Ausbreitung und Mächtigkeit.

In gleich geringem, ja in noch viel geringerem Grade wie der Großglockner, erscheint der Ortler selbst als Träger namhafter Fernerbildung. Während der erstere der Pasterze wenigstens einen kleinen Firnzuschuß liefert, und drei, wenn auch kleine Ferner gegen Südost, Süd und Südwest von ihm ausgehen, bietet der letztere bei seinen ungeheuer steilen und hohen Abstürzen nach allen Seiten die mindest günstigen Bedingungen zur Gletscherbildung. Außer dem kleinen, gegen Nordwest abdachenden Hochferner, welchen der Ortler auf seinem breiten Rücken trägt, und der auch die höchste feine Ausspitzung desselben bildet, dann den fast ganz unter Schutt begrabenen Eisplatten, welche in den nordöstlichen Wänden des Berges hängen, endlich dem winzig kleinen Antheil von Gletschermaterial, welchen er dem Suldner Ferner darbringt, fällt nur mehr eine höchst unbedeutende Firnmasse auf den östlichen Trafoier Ferner herab. Dieser letztere ist weder durch Größe (0,08 □M.) noch Länge (bei 12,000'), sondern nur durch seine Steilheit, so wie dadurch ausgezeichnet, daß er nebst dem großen Adamello-Ferner der tiefst herabgehende Gletscher Oesterreichs ist. Seine furchtbar zerklüftete Eiszunge reicht bis zu 5230 (= 1653 Met.) herab. Nur wenig höher liegt das Ende des westlichen Trafoier Ferners, während dagegen der noch westlichere Madatsch-Ferner schon bei 6400' abbricht. An dem letzteren ist dem über das Stilfserjoch Reisenden die seltene Gelegenheit geboten, zu Wagen einer sehr schönen Gletschermasse auf Steinwurfsweite nahe zu kommen, nachdem er schon früher den großartigen Anblick auf die tief unter dem Niveau der Straße mündenden Trafoier-Ferner genossen hat.

Ungleich zusammengedrängter, als in dem eben betrachteten Gebiete, erscheinen die 1,32 □M. auf tirolischer und etwa 0,4 □M. auf lombardischer Seite bedeckenden Gletscher der Adamellogruppe. Alle 23 diesseits der Grenze gelegenen Ferner gruppiren sich in zwei Hauptmassen, die des Adamello und jene der Presanella.

Hier möge nur jenes kolossalen, in seinen Detailverhältnissen leider noch ganz unerforschten Gletschers gedacht werden, welcher aus dem im Adamello sich zuspitzenden

Gebirgswinkel in das oberſte Val di Genova unter mehrfachen Namen ((Vedretta di Bedole, Vedretta dal Mandria di Campo, Vedretta di Caresallo) bis tief unter die Waldgrenze (nach Dr. v. Ruthners freundlicher Mittheilung bis zu 5200 — 5300') herabſteigt. Er kann vielleicht als ein Zwillingsgletſcher aufgefaßt werden, deſſen zwei, durch einen Firn- und Felsrücken geſchiedene Hauptſtröme gegen einen und denſelben Thalgrund münden, wo ſie ſich nahe genug ſtehen, um bei einem ſelbſt ſchwachen Anwachſen und Vorrücken in ein einziges Eisfeld zuſammen zu fließen. Schon der zweifellos als ein Gletſcherindividuum ſich darſtellende Ferner, welcher von dem Adamellogipfel ausgehend nordoſtwärts in das Val di Genova zieht, reiht ſich ſowohl nach Flächenraum (0,55 □M.), als nach Längenentwickelung der Paſterze würdig an; in Verbindung mit ſeinem ſüdlich gelegenen Zwillingsbruder gedacht, würde er dem Areal nach (dann wenigſtens 0,66 □M.) unter allen Gletſchern Oeſterreichs den erſten Rang einnehmen.

Gegenüber den zum größeren Theil in einen einzigen rieſigen Gletſcher zuſammengedrängten Firn- und Eisgebilden des Adamelloſtockes erſcheint die Fernerhülle der Preſanella in eine Anzahl (8 — 9) geſonderter Gletſcherkörper aufgelöst, die ſteil und zerriſſen von dem mächtigen Kamme niederhängen, von welchen aber keiner durch Größe oder tieferes Herabgehen ausgezeichnet iſt.

Verlaſſen wir nun das Urgebirgsgebiet der öſterreichiſchen Alpen und überfliegen, von der letztbetrachteten Gruppe uns oſtwärts wendend, zunächſt die ſüdliche Kalkzone, ſo ſtarren uns wohl zahlreiche, über 9000' bis 11,000' hinanragende Gipfel entgegen; aber es ſind meiſt ſo ſtark zerklüftete, thurmartig aufgegipfelte Felsgeſtalten, daß das Auge nichts als entſetzlich wilde Bergruinen und Schuttwüſten erblickt, aus denen wohl hie und da ein kleines Schneefeld hervorblinkt, bei welchem es aber meiſt ſchwer zu entſcheiden bleibt, ob daſſelbe ſchon den Gletſcherbildungen zugezählt werden könne oder nicht.

Wie ſchon früher erwähnt, dürfte die Zahl dieſer meiſt zweifelhaften Ferner in der ſüdlichen Zone nicht über 20, und ihr Geſammtflächenraum höchſtens 0,6 □M. betragen. Nur an zwei Stellen finden ſich hier entſchiedene Gletſchergebilde von einiger Ausdehnung vor.

Drei Meilen öſtlich vom Adamello erhebt ſich die Maſſe der Bocca di Brenta zu 10,077' (= 3185 Met.) und die mit ihr zuſammenhängende Cima Toſa zu 9956' = 3147 Met.). Um die erſtere lagern fünf, an der letzteren zwei kleine Hochferner, deren Geſammtfläche auf beiläufig 0,12 □M. anzuſchlagen ſein dürfte.

Nach einer zehn Meilen breiten, vollkommen gletſcherloſen Lücke tritt plötzlich die zweite und zugleich größte Fernermaſſe der ganzen ſüdlichen Kalkzone auf, das eine Fläche von 0,11 □M. bedeckende Schnee- und Eisgebilde der Vedretta Marmolata, welches von dem höchſten Kamme dieſes, nach den neueſten Meſſungen ſich bis zu 11,000' erhebenden Bergrieſen ſteil nach Norden gegen das oberſte Faſſathal herabhängt, ohne jedoch das Niveau von 7000' zu überſchreiten.

Noch mögen die zwei kleinen Ferner des ſüdlich von der Marmolata gelegenen, hoch über 10,000' aufragenden Saſſo Bernale, ferner die nur wegen der großen Erhebung ihrer Träger berückſichtigungswerthen Gletſcherembryonen im Ampezzaner Gebiete Erwähnung finden, welche auf dem Monte Pelmo (10,007' = 3153 Met.), dem Monte Antelao (10,297' = 3255 Met.), der Croda Malcora (10,378' = 3281 Met.), am Spico di Criſtallo (10,264' = 3245 Met.), ferner auf den in das Sextenthal hineinragenden Creta d' Agnello (9972' = 3151 Met.), an den Schuſterſpitzen (9996' = 3160 Met.) u. a. m. liegen.

Mit dem allmälichen Sinken des südlichen Kalkgürtels gegen Osten schwinden endlich auch die letzten winzigen Gletscheransätze, und die etwa noch vorkommenden Schneeansammlungen ziehen sich in die versteckteſten Schluchten und tiefſten Felſenkeſſel zurück. Nur noch einmal, im oberen Iſonzogebiete, wo die Kalkalpen wieder mit zahlreichen Gipfeln über 8000′ emporſteigen, hat auf dem Rücken des Monte Canin (bei 8700′) ein Firnfeld, und am Gipfel der juliſchen Alpen, dem Terglou (9019′ = 2855 Met.), ein Miniaturgletſcher in einem beſchatteten Kare deſſelben Raum gefunden.

Werfen wir nun zum Schluſſe unſerer Umſchau noch einen Blick auf die nördliche Kalkzone, ſo begegnet uns im ganzen, wenn auch in minder ſchroffen Formen, derſelbe Typus, welcher im Süden der Gletſcherbildung ſo ſehr im Wege ſteht. Dennoch erſcheinen Ferneransätze, begünſtigt durch local auftretende breite Hochrücken und Abſtufungen über dem Niveau der Schneelinie, trotz der im allgemeinen bedeutend geringeren Erhebung (nur an drei Stellen überragen einzelne Gipfel die Höhe von 9000′) in nicht geringerer Zahl und Ausdehnung wie im Süden.

Wenn auch abgeſehen wird von den durchgängig kleinen Firnanſammlungen, die auf den Scheiteln mehrerer 8200′ — 8700′ hohen Berge des nördlichen Vorarlbergs und anſtoßenden Tirols lagern, und von denen wohl die Mehrzahl kaum Merkmale einer begonnenen Gletſcherbildung erkennen läßt, ſo iſt dagegen der 0,09 □M. große Plattach-Ferner nicht zu übergehen, welcher, auf dem über alle benachbarten Alpen hoch aufragenden Wettersteingebirge liegend, von der Zackenmauer der Zugſpitze (9336′ = 2951 Met.), des Wettersteins (9080′ = 2870 Met.), Wetterſchroffen (8546′ = 2701 Met.) u. a. halbkreisförmig umgürtet wird. *)

Außer dem Wettersteingebirge und dem ſchon ganz außer Oeſterreich gelegenen Watzmann (8676′ = 2741 Met.), wo in der ſogenannten Scharte ein kleines Kees eingelagert iſt, kommen in dem öſtlichen Verlaufe der Nordalpen nur noch zwei Hochgebirgsmaſſen vor, der ewige Schneeberg und das Dachſteingebirge, auf deren Rücken ſich Gletſcher, und zwar die anſehnlichſten, nicht nur der diesſeitigen Kalkzone, ſondern des ganzen Kalkalpengebietes der Monarchie vorfinden. Der ewige Schneeberg (9298′ = 2939 Met.), welcher in ſeiner Form eben ſo lebhaft an die Vedretta Marmolata, als in ſeinem der Volksſage entnommenen Namen „übergoſſene Alm“ an die Blümlisalp der Schweiz erinnert, erſcheint nach der vollen Ausdehnung ſeines Rückens mit einer 0,16 □M. großen Fernermaſſe bedeckt. Das ungetheilte, flache, nur mäßig gegen Norden abfallende Gletſcherfeld, von wenigen Felſenzinnen umrandet, verleiht dem über alle ſeine Nachbarn hoch emporragenden, allſeitig ſchroff abgebrochenen Berge ein höchſt impoſantes Anſehen.

Nach einer fünf Meilen breiten Senkung aller oſtwärts folgenden Höhen um 1500 — 2000′ erhebt ſich noch mächtiger und iſolirter als der Schneeberg das koloſſale Maſſiv des Dachſteingebirges. Die höchſten Stufen ſeines über 3 □M. ausgedehnten Plateaus tauchen in die Schneeregion ein. Drei größere und zwei kleinere Gletſcher — das Carlseisfeld, Schladminger Eisfeld (beide von einem gemeinſamen Firnfeld ausgehend), das Goſaueisfeld, dann der Thorſtein- und der Hoßwand-Ferner — zuſammen eine Fläche von 0,25 □M. bedeckend, ſind hier zwiſchen wildgeſtaltete Zinken und Wände gebettet, von denen vier das Niveau

*) Der Plattach-Ferner, ſchon auf bayeriſchem Boden liegend, ſtößt jedoch mit ſeinem ganzen Süd- und Weſtrande an die öſterreichiſche Grenze an, und ſeine Anführung erſcheint ſomit hier genügend gerechtfertigt.

von 9000' überragen (hoher Dachſtein 9493' = 3001 Met., niederer Dachſtein 9300' = 2940 Met., Thorſtein 9331' = 2950 Met., Mitterſpitz 9200' = 2908 Met.) und mehrere andere zwiſchen 9000 — 8600' ſtehen. (Hohe Koppenkarſtein, die Diend'ln, der hohe Gjaidſtein, das Hochkreuz, die Schneebergwand.)

Das Carlseisfeld, gleich dem Goſaugletſcher am Fuße des hohen Dachſteinhorns beginnend, erreicht eine Länge von 13,000' und iſt durch die Eigenthümlichkeit ausgezeichnet, daß ſein Ende (6115' = 1933 Met.) ganz von Felsrücken umwallt iſt. Alle Abflußwäſſer deſſelben nehmen einen unterirdiſchen Verlauf und treten erſt durch den 3000' tiefer gelegenen Waldbachurſprung im Nordgehänge des Gebirges — zur Hochſommerzeit als ein mächtiger Bach — zu Tage. Der Goſauer Gletſcher, dem vorigen an Länge nur wenig nachſtehend (11,500'), reicht gleichfalls bis zur Höhe von beiläufig 6150' herab.

Wie oſtwärts vom Dachſteingebirge, der höchſten Erhebung der ganzen nördlichen Kalkalpen diesſeits der Rheinfurche, kein Gipfel derſelben mehr über die Höhe von 8000' aufſteigt, ſo haben auch alle Gletſcherbildungen mit dieſem letzten mächtigen Auftreten ihren vollen Abſchluß gefunden.

Mag ſich uns nun nach beendigter Umſchau die Frage aufdrängen, welche Bedeutung dieſe ſtarren, kalten Schnee- und Eisgefilde im Haushalte der Natur haben, die mit ihrer wüſten Felsumgürtung gleich rieſigen Schollen eines zertrümmerten Polarlandes auf den grünenden Höhen der Alpen laſten, ſo geben die den Gletſchern entrauſchenden Bäche laute Antwort. In Zeiten, wo unter Sonnenbrand zahlloſe Quellen verſiegen, Bäche austrocknen und Flüſſe zu Bächen zuſammenſchrumpfen, ſenden Oeſterreichs Gletſcher täglich 400 — 600 Mill. Kubikfuß Waſſer den Alpenflüſſen zu, und faſt drei Viertheile kommen der Donau zu gute. Dort, wo vor dem Hauche des ewigen Winters alles organiſche Leben fliebt, oder nur in wenigen kümmerlichen Formen ſein Daſein friſtet, bilden die Gletſcher unerſchöpfliche Sammelſtätten eines Elementes, das auf jenen ſchaurigen Höhen im Schnee und Eiſe ſeinen allbefruchtenden Kreislauf ebenſo wenig abgeſchloſſen hat, wie in den tiefſten Tiefen des Oceans.

F. Simony.

Oesterreichs waldlose Gebiete.

Von Dr. A. Kerner, Professor an der Universität zu Innsbruck.

In den Kinderjahren unseres Culturlebens gilt es immer als eines der größten Verdienste, das Urwaldsleben bis in seinen tiefsten Grund zu zerstören und zu vernichten. Die Erfolge, welche man durch die Waldausrottungen in dieser Periode erzielt, sind so lohnend und erfreulich, daß man auch nichts besseres thun zu können glaubt, als in der einmal begonnenen einfachen Culturmethode fortzufahren. Man freut sich der erzielten höheren Sommertemperatur, in welcher die fruchtbeladenen Aehren der Cerealien besser und vollkommener zur Reife gelangen, man jubelt über den heiteren wolkenloseren Himmel, in dessen Sonne die Trauben saftigere und süßere Beeren zur Zeitigung bringen, und sucht fort und fort dem Acker-, Wein- und Weideland auf Kosten des Waldes eine immer größere Ausdehnung zu verschaffen. Alsbald taucht mit der Weiterentwickelung des Culturlebens auch dieser oder jener Industriezweig empor, und ohne Sorge um die Zukunft der Heimath, ohne Rücksicht auf das Heil und die Wohlfahrt der Enkel und Urenkel wird Wald um Wald vernichtet und Berg um Berg zur kahlen Oede umgestaltet. — Endlich ringt sich wohl hier und da eine vereinzelte Klage über Waldverwüstung, Holztheuerung und Holzmangel los; die Klagen häufen sich in rascher Folge, die ernsten Mahner, welche zuerst die traurigen unausbleiblichen Folgen der Entwaldung klug und einsichtsvoll vorhergesagt hatten, aber anfänglich als unliebsame Schwarzseher keinen Anklang fanden, werden jetzt gehört, und man lernt jetzt einsehen, daß es höchste Zeit ist, dem von Jahr zu Jahr dräuender und schrecklicher heraudrängenden Unheil mit allen Mitteln zu steuern. — Wehe den Ländern, aus welchen dann das „zu spät" herüberklingt, und wo die entwaldeten öden, der Bodenkrume beraubten Bergbalden oder die ihres Baumwuchses entblößten, wüsten heißen Sandflächen jeder Aufforstung Trotz bieten. Ihr Verfall ist durch keine menschliche Hülfe mehr hintanzuhalten. Alles Culturleben muß dort früher oder später dem Untergange zusteuern, und die Werke künstlerischen Schaffens, welche aus der Hand des Menschen hervorgegangen waren, werden dort gerade so zu Ruinen werden, wie die entwaldeten kahlen Berge, die als trostlose Naturruinen auf die verödeten Städte herabblicken und den Himmel um Rache für den menschlichen Unverstand aufzufordern scheinen.

Ein Blick auf die südlichen Länder unseres Erdtheiles beweist zur Genüge, wie der Verfall des Culturlebens mit dem Ersterben des Waldlebens überall in gleichem

Schritte verhängnißvoll vorwärts gedrungen iſt, wie mit dem Schwinden des „freien Waldes“ auch der Naturſinn ſich abſchwächte und ſeinen Einfluß auf die Ideenwelt der Menſchen nicht mehr geltend machen konnte, wie ſo allmälich die Geiſtesfriſche erlahmte und abhanden kam und ſchließlich an ihre Stelle eine geiſtige Verſumpfung und Lethargie trat, aus welcher ſich die Völker vergebens aufzuraffen ſuchen. — Das Culturleben iſt aus den entwaldeten und verödeten Stadt- und Bergruinen des Südens um ein gutes Stück nach Norden vorgeſchritten, und das mittlere Europa iſt in ſeinem Entwickelungsgange gerade jetzt in jenes Stadium getreten, in welchem hier und dort ein mahnender Aufſchrei ertönt, der gegen eine zu weit gehende Entwaldung Verwahrung einlegt. — Wohin wir unſern Blick wenden, überall hat der Waldbeſtand in rieſigen Dimenſionen abgenommen. Alles jüngere Schwemmland, das ſeines tiefgründigen, leicht zugänglichen fruchtbaren Bodens wegen in der Zeit unſerer Ahnen ganz vorzüglich die Anlage von Städten, Dörfern und Ackerland provocirte, iſt in Oeſterreich von den alluvialen und diluvialen Tiefländern her bis hinein zu den tertiären Terraſſen der oberſten Thalwinkel des Gebirges allerwärts ſeiner Wälder beraubt oder wenigſtens gewaltig gelichtet worden. Das Holz weiter hoher Bergflanken iſt in den Eſſen unſerer Hochöfen, Salzſudwerke und Fabriken in Rauch aufgegangen, ohne daß auf jungen Nachwuchs immer die nothwendige Rückſicht genommen worden wäre, und in den höheren Alpenwäldern hat der Eigennutz und Unverſtand der Bauern und Senner den Baumwuchs auf Koſten des Weidelandes in immer engere Grenzen zuſammengedrängt. — Wenn aber auch ärger gewirthſchaftet worden iſt, als gut und recht war, ſo dürfen wir doch im allgemeinen das „zu ſpät“ auf die Waldwirthſchaft Oeſterreichs noch nicht in Anwendung bringen. Mehrere Länder, wie namentlich Böhmen und Schleſien erfreuen ſich im großen Ganzen muſterhafter forſtlicher Zuſtände, und der Eifer, ſowie das Verſtändniß, mit welchem die Forſtfrage in einigen Landtagen jüngſt in Angriff genommen wurde, läßt uns mit Recht hoffen, daß auch in jenen Provinzen, in denen eine geregelte ordentliche Waldwirthſchaft bisher zu den frommen Wünſchen gehörte, der ſchützende Wald wieder auf geſunde Beine zu ſtehen kommen wird, und daß ſich allerwärts das normale Gleichgewicht zwiſchen Wald-, Weide- und Ackerland noch rechtzeitig wird wieder herſtellen laſſen.

In manchen Länderſtrichen dürfte freilich jeder Culturverſuch ſchon jetzt nur als verlorene Mühe gelten können. Die durch abgeſtorbene Bäume und abgehauene Strünke bezeichnete Zone, welche ſich über der jetzigen oberen Baumgrenze als ein dreihundert Fuß breiter Saum durch das ganze Gebiet des alpinen und karpathiſchen Gebirgslandes hinzieht und die zuſammengenommen einen Flächenraum von vielen Quadratmeilen ausmacht, iſt als ein der Forſtwirthſchaft entriſſenes Gelände anzuſehen, in welchem es der Menſch jetzt umſonſt verſuchen würde, einen Kampf mit dem Klima zu kämpfen. Noch vor ein paar Jahrhunderten hatte dort ein üppiges Waldleben ſeine urkräftigen Triebe entfaltet, jetzt aber würde dort die ſorgfältigſte Pflege keinen Hochwald mehr groß zu ziehen vermögen, da wir die Aenderung, welche das Klima des mittleren Europa's durch Bodenumgeſtaltungen, Entſumpfungen und Entwaldungen erfahren hat, nicht mehr rückgängig machen und die Vergrößerung der Temperaturextreme, welche das Zurückweichen der Baumgrenzen veranlaßte, nicht mehr eliminiren können. — Auch viele Kalkrücken des Karſtes, auf welchen einſt dunkle Buchenhaine den Boden beſchatteten und dichtbelaubte Wipfel breitäſtiger Eichen im Winde rauſchten, dürften jetzt jedem Aufforſtungsverſuche Hohn ſprechen und alle Mühen, auf der jetzt von der Sonne verſengten, von Stürmen verheerten und durch Regengüſſe der fruchtbaren Erd-

krume beraubten wüſten Höhen dort noch einen Waldbeſtand hervorzuzaubern, werden in vorhinein als erfolglos bezeichnet werden müſſen.

Derlei traurige Erbſchaften, wie ſie Oeſterreich in ſeinem entwaldeten Karſte und in manchen Hochgebirgsgegenden beſitzt, müſſen als ein fait accompli betrachtet werden, das nun einmal da iſt und ſich nicht mehr ändern läßt, und wenigſtens das Gute haben dürfte, daß es als abſchreckendes Beiſpiel für weitergehende Entwaldungsgelüſte aufgeſtellt werden kann.

Wir wollen uns übrigens nicht weiter mit der näheren Beſprechung und Erörterung der entwaldeten Gebiete aufhalten und vielmehr auf unſere eigentliche Aufgabe, nämlich eine Charakteriſtik und Parallele der waldloſen Gebiete Oeſterreichs, übergehen.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch nimmt man es mit der Unterſcheidung von „entwaldet“ und „waldlos“ gerade nicht ſehr genau, ebenſowenig als man etwa die Worte „todt“ und „leblos“ ſtrenge zu ſondern ſich bemüht. Vom wiſſenſchaftlichen Standpuncte müſſen wir aber jene beiden Ausdrücke ſtrenge auseinander halten, und verſtehen unter einem entwaldeten Gebiete jenes Gelände, welches wohl dem Waldwuchſe zuträglich wäre, deſſen Boden aber in hiſtoriſcher Zeit durch die Hand des Menſchen, durch großartige Windbrüche und Waldbrände, durch Erd- und Steinmuhren des Baumwuchſes beraubt worden iſt; während wir ein Terrain, in welchem aus klimatiſchen Urſachen kein hochſtämmiger Baumwuchs aufzukommen vermag, als waldlos bezeichnen. Als die wichtigſte klimatiſche Urſache, welche die Entwickelung hochſtämmiger Bäume behindert, iſt aber die Einſchränkung der jährlichen Vegetationszeit anzuſehen. Jeder hochſtämmige Baum bedarf nämlich wenigſtens drei volle Monate, um jene complicirten vegetativen Proceſſe abzuſchließen, deren Endreſultat die Bildung eines neuen Holzcylinders oder „Jahresringes“ iſt, und wo demnach das Klima noch vor dieſem Abſchluſſe eine Störung, eine Unterbrechung, einen Stillſtand in der Vegetationsthätigkeit bedingt, dort findet auch der Baumwuchs ſeine unüberſchreitbare Grenze. — Waldlos ſind daher alle Gegenden, deren Klima die Vegetation nöthigt, ihren jährlichen Lebenscyklus in weniger als drei Monaten abzuſchließen.

Nach Verſchiedenheit der Momente, welche eine derartige Einengung der Vegetationszeit veranlaſſen, unterſcheiden wir aber weiterhin die waldloſen Gebiete:

1. in Gelände, auf welchen durch neun Monate der Boden mit Schnee belaſtet und einer Erniedrigung der Temperatur unter den Eispunct ausgeſetzt bleibt, und wo daher das Ende der Vegetationszeit durch Froſt bezeichnet iſt;

2. in Landſchaften, in welchen ſchon drei Monate nach dem Erwachen des Pflanzenlebens die Sommerdürre und die Trockenheit der Atmoſphäre allen vegetativen Proceſſen ein Ende macht, und wo ſomit das Ende der Vegetationszeit durch Dürre bezeichnet wird.

Den erſteren Fall finden wir im arktiſchen Norden und weiter ſüdlich in den höheren Gebirgen, den letzteren in den continentalen Steppengebieten verwirklicht.

In beiden Fällen iſt der Uebergang des Waldlandes zu dem baumloſen Gebiete nur ein allmälicher und vermittelter. Hier wie dort ſchiebt ſich nämlich zwiſchen den hochſtämmigen Baumwuchs und das von allen, auch den niederen Holzpflanzen entblößte Gelände die Strauchwelt hinein und umſäumt mit einem bald breiteren bald ſchmäleren Gürtel die äußerſte Grenze des Waldgebietes.

Ueber dieſem Gürtel des niederen Strauchwerkes, welcher in den höheren Gebirgen mit dem Namen der alpinen oder Knieholz-Region, in den continentalen Steppen-

landſchaften mit dem Namen der Durinasregion*) belegt wurde, iſt jede holzbildende Pflanze verſchwunden. Nur Gräſer und Halbgräſer, krautige Gewächſe und Mooſe vermögen dort noch in der kurzen Spanne Zeit, welche zum Knoſpen, Blühen und Früchten gegönnt iſt, ihren jährlichen Vegetationscyklus abzuſchließen, und nur ſie bevölkern noch jene Theile der baumloſen Gebiete, welche man einerſeits als Hochalpenregion, andererſeits als Region der Gras- und Krautſteppen bezeichnet hat.

Aber auch dieſe Regionen der Halmgewächſe, Kräuter und Mooſe finden noch ihre oberen und äußeren Grenzen. Die Vegetationszeit wird gegen die Pole, die Gipfel unſerer Hochgebirge und die Mittelpuncte der continentalen Gebiete in immer engere und engere Kreiſe eingeengt und ſchließlich iſt alles pflanzliche Leben der Ungunſt des Klima's erlegen. Die begletſcherten und befirnten Felſenkämme des Hochgebirges auf der einen, und die dürren pflanzenleeren Flächen der Wüſte auf der andern Seite ſind die Grenzſäulen des Pflanzenlebens auf unſerer Erdveſte. Ueber ſie hinaus vermögen wohl noch vereinzelte, von den Luftſtrömen entführte Falter und Bienen, kühne mächtig beſchwingte Condore und Wüſtengeier, flüchtige leichtfüßige Gemſen und Gazellen und die alle Schrecken und Hinderniſſe der Wüſten- und Eiswelt überwindenden Menſchenſöhne auf kurze Zeit ihr Leben in die Schanze ſchlagen; die Pflanzenwelt aber hat hier eine Grenze gefunden, die ſie nie und nimmermehr zu überſchreiten vermag.

Wenn wir es verſuchen wollten, dieſen durch klimatiſche Verhältniſſe bedingten Wechſel und Uebergang der verſchiedenen Landſchaften längs einer idealen Linie zu verfolgen, welche die beeisten Zinnen des Hochgebirges mit den öden Flächen der Wüſten verbindet, ſo würde ſich folgendes überſichtliche Bild herausſtellen:

1. Pflanzenleere Eiswelt.	
2. Hochalpenregion, charakteriſirt durch den Mangel aller Holzpflanzen.	Waldloſes Alpengebiet.
3. Knieholzregion, charakteriſirt durch holzige Sträucher und den Mangel hochſtämmiger Bäume.	
4. Waldgebiet, charakteriſirt durch hochſtämmige Bäume.	
5. Durinasregion, charakteriſirt durch holzige Sträucher und den Mangel hochſtämmiger Bäume.	Waldloſes Steppengebiet.
6. Gras- und Krautſteppe, charakteriſirt durch den Mangel aller Holzpflanzen.	
7. Pflanzenleere Wüſte.	

Es ergiebt ſich aus dieſem Schema, daß die waldloſen Gebiete eine verhältnißmäßig noch ziemlich reiche Abſtufung zeigen, ſowie andererſeits aus demſelben die Analogien und Contraſte des waldloſen Alpen- und Steppengebietes unverkennbar in die Augen ſpringen und zu Parallelen zwiſchen beiden baumloſen Geländen herausfordern.

Unſer großes Oeſterreich bietet innerhalb ſeiner Grenzen ausgedehnte Striche von Alpen- und Steppenland dar. Oeſterreich iſt ja der Staat der Contraſte, das Land, das ſich von den Küſten der blauen Adria bis zu der waldreichen podoliſchen Hochebene, von den heißen Pußten an der unteren Donau bis zu den Firnmeeren der Centralalpen in klimatiſcher, naturhiſtoriſcher und ethnographiſcher Hinſicht abſtuft und gliedert, wie kein zweites des alten Europa's. In ihm treffen die Gegenſätze von

*) Analoge Formationen in Spanien und Algier wurden mit den Namen Tomillares und Maquis belegt.

Oſt und Weſt, von Nord und Süd hart einander, und der Wettkampf der contraſtirenden Elemente iſt darum auf Oeſterreichs Boden faſt unvermeidlich geworden. Wenn aber auch manchmal ein Funke aufſprüht, den die Reibung der Gegenſätze erzeugte, ſo iſt das nur ein wohlthätiges Feuer, welches unſere Nerven neu belebt und unſere Thatkraft friſch und lebendig erhält, das aber nimmermehr zur verzehrenden Flamme auflodern darf. Oeſterreich iſt eine naturhiſtoriſche Nothwendigkeit und gleichzeitig Bollwerk und vermittelndes Bindeglied zwiſchen den öſtlichen barbariſchen, einförmigen continentalen Steppenlandſchaften und den durch reiche Gliederung des Bodens zur glücklichen Entwickelung eines reichen Culturlebens gelangten weſtlichen Küſtenlandſchaften.

Oeſterreichs waldloſe Gebiete hatten bis in die jüngſte Zeit nur wenig Beachtung gefunden. Noch ſind nicht viele Decennien verfloſſen, ſeit die ſtarren eiſigen Reviere unſerer Hochgebirge als ein wichtiges Object der Naturforſchung zur Geltung kamen und mit ihren Reizen und Schauern der wißbegierigen Mitwelt aufgeſchloſſen wurden. Erſt in jüngſter Zeit haben uns Männer, wie Simony und v. Sonklar, die Oeſterreich beide mit Stolz zu den ſeinen zählt, jene unbekannten Eisgefilde mit wiſſenſchaftlicher Treue und Gründlichkeit näher kennen gelehrt. Aber trotz ihres unermüdlichen Eifers bleibt noch viel, unendlich viel zu thun übrig, und wir haben bis jetzt kaum den Saum jenes Schleiers gelüftet, der ſich als weißer Firnteppich über die wunderbaren Geheimniſſe und eiſigen Räthſel jener baumloſen Regionen ausbreitet.

Wenn auch dem Forſchungsgeiſte leichter zugänglich, aber nichtsdeſtoweniger faſt unbekannt ſtellen ſich den baumloſen Gebieten der Hochgebirge jene der Steppenländer gegenüber. Abgeſchieden von dem großen Verkehr, der die civiliſirte Welt des modernen Europa's in Bewegung ſetzt, bilden ſie noch heute eine Welt für ſich, eine Welt, in welche nur ſelten der Fuß eines Fremdlings mit Glück eingedrungen iſt. Die Söhne der Steppe haben nie das Bedürfniß gefühlt, ihre Heimath der Wißbegierde ihrer Zeitgenoſſen aufzuſchließen und hätten vielleicht hiezu auch nur ſelten die Fähigkeiten beſeſſen.

Waldloſe Gebiete werden zu allen Zeiten das Terrain von Hirtenvölkern bleiben, und die indigenen Bewohner der Steppe werden ſich niemals viel weiter als zum Nomadenleben aufzuſchwingen vermögen. Und wenn ſie es zu feſten Anſiedelungen bringen, wenn ſie endlich halb widerſtrebend zum Ackerbau gedrängt werden, ſo wird doch der aus dem Cultur- und Waldlande in ihre Mitte verpflanzte edle Sproß der Kunſt und Wiſſenſchaft niemals rechte Wurzel ſchlagen, und ebenſowenig zum Blühen und Fruchttragen kommen, wie die Fichten und Föhrenbäume, welche man dem Steppenboden gewaltſam aber vergeblich aufzuzwingen verſuchte.

Trotz des reichen, ja faſt unerſchöpflichen Bodens, ſuchen wir in dem baumloſen Gebiete, das ſich an der unteren Donau ausdehnt, vergebens eine Stadt, die in culturhiſtoriſcher Beziehung auch nur einigermaßen von Wichtigkeit wäre.

Alle bedeutungsvollen Städte des Ungarlandes, Peſt-Ofen, Stuhlweißenburg, Fünfkirchen, Großwardein, Debreczin, liegen noch im Bereiche des Waldgebietes.

Der Sänger des Alföld's Alexander Petöfi hat ſeine Lieder auf dem waldreichen Sandlande zwiſchen Theiß und Donau erklingen laſſen, und dort ſteht auch noch im Bereiche des Waldlandes die uralte romaniſche Kirche von Ocſa als letzte Grenzwacht ſchaffenden Kunſtſinnes. Das waldloſe Terrain liegt dagegen wie eine abgeſchloſſene Inſel fremd und unbekannt mitten in der Strömung eines friſch pulſirenden Culturlebens. Nirgends zeigt ſich dort ein Drang zu künſtleriſchem Schaffen, nirgends

ein Streben, die Wissenschaft zum Gemeingut zu machen, nirgends das Bedürfniß, das Leben durch edleren Genuß zu vergeistigen.

Kein Ornament schmückt die glatten Wände der Bauten, und kahl und nackt ragen die weißübertünchten Thürme über die schablonenmäßig gebauten stillosen Häuser empor.

Daß es nicht der Mangel an Baumaterial ist, welcher diese künstlerische Armuth veranlaßte, beweisen die aus Backsteinen gebauten wunderbaren Münster und anderen schmucken Bauwerke, welche uns andere im Westen liegende Städte: Landshut und Lübeck, die beide über einem dem ungarischen Steppenterrain geologisch ganz analogen flachen Diluvialboden sich entwickelt haben, aufweisen.

Mögen auch so manche andere Verhältnisse den Mangel an Kunstsinn und geistigem Leben bei den Steppenbewohnern mitbedingen helfen, die wichtigste Schuld an diesem Mangel trägt jedenfalls das Fehlen des hochstämmigen Waldes. Der Wald ist ja zu allen Zeiten und bei allen Völkern eines der wichtigsten Anregungsmittel des schaffenden Kunstsinnes gewesen, und je bunter und üppiger sich das Waldleben irgendwo entwickelt hatte, desto reicher und duftiger waren auch die Blüthen, welche aus der lebendig angeregten Phantasie des Waldländers hervorsproßten. Dort hingegen, wo dieses Anregungsmittel fehlte, in jenen einförmigen, waldlosen, die Phantasie erdrückenden Landschaften, die nur den endlosen Himmel und die endlose Steppe kennen, mußte sich auch eine Leere und eine Monotonie im Geist- und Gemüthsleben entwickeln, von deren Trostlosigkeit wir Waldländer uns nur schwer eine richtige Vorstellung machen können.

Wenn wir uns jetzt um die Grenze des österreichischen waldlosen Steppengebietes bekümmern, so ergiebt sich als solche eine ziemlich mannichfach ausgebuchtete Linie, welche sich um den Unterlauf des Theißflusses in weiten Curven herumschlingt. — Beginnen wir im südöstlichen Winkel des Tieflandes, und folgen wir dort der Grenze des hochstämmigen Waldwuchses an der östlichen Seite des ungarischen Beckens. Wir sehen da die Waldgrenze von den rebenumkränzten Hügeln bei Weißkirchen und Versec zunächst in nördlicher Richtung über Detta und Parac an die Ufer der Bega bei Temesvár hinaufziehen. Von hier an folgt sie dann so ziemlich der alten Römerschanze und verläuft über Bruckenau gegen Arad an die Ufer der Maros. Entlang diesen Flüssen zieht sich dann ein schmaler Streifen Waldland bis Klein-Zombor hinaus; aber nordwärts von diesem Waldstreifen tritt die Grenze wieder weit nach Osten zurück und folgt jetzt einer Linie, die von Arad knapp am Abhange der Höhen von Világos nach Norden hinaufstreicht und dann von Pankota angefangen über Kis Jenö und Gyuala wieder weit in das Steppengebiet bis Békes vorspringt. Von Békes zieht sie sich wieder in nordöstlicher Richtung nach Nagy Szalonta zurück und folgt von hier einer geraden nördlich verlaufenden Linie bis Mezö Keresztes. Immer noch die nördliche Richtung verfolgend, zieht dann von hier die Waldgrenze über Debreczin nach Nyiregyháza und beugt sich endlich hier westlich gegen die Ufer der Theiß zu, um bei Tisza Eszlar nahe bei Tokaj den nördlichsten Punct des waldlosen Steppenareals zu umranden. — Von Tokaj abwärts ist die Waldgrenze längs dem westlichen Rande des Tieflandes anfänglich weniger deutlich ausgesprochen.

Obwohl sie hier im allgemeinen den kleinen Wäldchen folgt, die längs der Theißlinie bis Szolnok hinab stellenweise auftauchen, so kommen doch auch noch westlich von der Theiß in der Umgebung von Poroszló und an der unteren Zagyva ausgedehnte baumlose Strecken vor. Erst in der Szolnoker Gegend tritt die Grenze

wieder ſchärfer markirt hervor. Sie zieht ſich hier von den Ufern der Theiß entſchieden zurück und läuft in ſüdlicher Richtung von Abony nach Felegyháza und weiterhin über Pußta Eſengele (öſtlich von Majſa) auf die ſandigen Hügel der Pußta Roszamayor in der Gegend des Palicser Sees zwiſchen Szegedin und Thereſiopel. Von dieſem Grenzpuncte fährt ſie plötzlich weit nach Weſten zurück und zieht in einem großen Bogen an die Ufer der Donau nach Baja hinab, indem ſie bei dieſem ihren bogenförmigen Verlaufe den ſüdlichen Rand der ausgedehnten Wälder ſchneidet, die ſich nördlich von Jankovac viele Stunden weit ausbreiten. Von Baja angefangen folgt die Grenze dann der Stromrichtung der Donau und zieht parallel mit dieſer über Zombor und Bač Ujfalu nach Neuſatz und Pančova, um endlich an jenem Puncte wieder anzulangen, von dem wir zuerſt ausgegangen waren.

Der Flächenraum, welchen das ſo umgrenzte, über drei Breitengrade (45—48°) ſich ausdehnende Areal einnimmt, umfaßt nicht weniger als 600 □M., und zeigt demnach beiläufig denſelben Umfang, welchen die beiden Königreiche Sachſen und Würtemberg zuſammengenommen beſitzen. Die größte Ausdehnung erreicht das waldloſe Areal in der Richtung von Nord nach Süd, entſprechend einer 40 M. langen Linie, deren Endpuncte Tokaj und Titel darſtellen. In der Richtung von Weſt nach Oſt ergiebt ſich die größte 20 M. lange Dimenſion der Steppe in dem ſüdlichen Theile zwiſchen dem 45. und 46. Breitengrade. Weiter nordwärts unter dem Horizonte von Szegedin engen die Waldſtreifen, welche ſich einerſeits von Arad bis Klein-Zombor, andererſeits von Halas her bis zur Pußta Roßamajor vordrängen, das waldloſe Areal bis zur geringen Breite von nur 5 M. ein; aber noch weiter nach Norden erweitert ſich das Steppenland wieder zu größerem Ausmaße, und beträgt zwiſchen dem 47. und 48. Breitegrad im Durchſchnitt 12 — 16 M., bis es endlich knapp vor Tokaj ſeinen nördlichen Scheitelpunct erreicht.

Wenn man das ſo umgrenzte Areal des Steppenlandes kartographiſch darſtellt, ſo ſpringt vor allem die Erſcheinung in die Augen, daß die Ausbuchtungen ſeines Randes mit der Plaſtik des Bodens und mit den Flußläufen im entſchiedenſten Zuſammenhange ſtehen. Jeder noch ſo geringe Schutz gegen die Trockenheit der Atmoſphäre im Sommer vermag Baumformen hervorzurufen. An der öſtlichen Seite des ungariſchen Tieflandes ſehen wir darum auch entlang den zahlreichen, dort die Ebene durchfurchenden Flüſſen Waldſtreifen ſich keilförmig in die baumloſe Steppe vorſchieben. Eine Kette von größeren und kleineren Wäldchen umſäumt die Stromlinie der Maros, von ihrem Austritt aus dem ſiebenbürgiſchen Berglande bei O' Paulis, über Arad, Pecska und Csanad bis herab nach Klein-Zombor, wo die letzten Erlenwäldchen bei Apatfalva und Makó als Grenzwächter des Waldlandes ihre Kronen erheben. Das waſſerreiche Dreieck der Körösflüſſe, deſſen Scheitel die Vereinigung der weißen und ſchwarzen Körös bei Békes und deſſen Baſis das tertiäre Vorland zwiſches Großwardein und Boros Jenö bildet, iſt mit den herrlichſten hochwüchſigen Eichenforſten bedeckt, und wenn man von der Kuppe des Pleſi, die ſich hier am öſtlichen Rande des Tieflandes mit ihren 3000′ Fuß hohen Porphyrgehängen faſt unvermittelt über die Niederung erhebt, in die weite Ebene hinabblickt, ſieht man ganz deutlich, wie ſich jenes Dreieck einem dunklen Keile gleich in das ſonnenverbrannte waldloſe Gebiet hineinſchiebt. — Faſt der ganze Flußlauf der Donau, das wellige Hügelland, in deſſen Mittelpunct Debreczin zu liegen kommt, ſowie endlich die ſandigen Höhen, welche das rechte Ufer der Theiß begleiten, ſind theilweiſe mit hochſtämmigen Bäumen beforſtet, und drängen die in ihrer feuchteren Atmoſphäre erzeugten Forſte zungenförmig in die Steppe hinein.

Wie eben angedeutet wurde, ſchwillt das Terrain der Steppe im Nordoſten, Südoſten und Weſten allmälich an, und bildet dort ſandige Landrücken, die ſich nicht ſelten zu 300 – 350′ Seehöhe erheben und deren höchſter Punct mit 480′ auf die dünenartigen Hügel zwiſchen Maria-Thereſiopel und Jankovac in das Gelände zwiſchen der Theiß und Donau zu liegen kommt.

Eine weit tiefere Lage zeigt das Gelände längs den Stromlinien des Theißfluſſes und der unteren Donau, und als tiefſter Punct des Steppengebietes kann dort die Höhe von Pancsova mit 189′ angenommen werden. Wenn demnach auch die Höhendifferenz im Steppenlande nahezu 250′ beträgt, ſo würde die Vorſtellung einer beſonders reichen orographiſchen Abſtufung dennoch ganz unrichtig ſein. Im Gegentheil verliert ſich dieſer Höhenunterſchied von 250′ vollſtändig im Vergleiche mit der ungeheuren horizontalen Ausdehnung von 600 □M. Es würde auch unrichtig ſein, die aus dem höchſten und niedrigſten Puncte gewonnene Mittelzahl als mittlere Höhe für die ganze Steppe gelten laſſen zu wollen, und es iſt wohl viel richtiger, wenn wir dieſe für den nördlichen Theil auf 280′ und für den ſüdlichen Theil auf 240′ über dem Meere feſtſtellen.

Die geognoſtiſchen Verhältniſſe des Steppengebietes ſind außerordentlich einfach. Der ganze Boden gehört dem jüngeren Schwemmlande an und gliedert ſich in Sand, Löß, Thon und humusreiche ſchwarze Erde. Die höheren Theile des waldloſen Gebietes werden faſt ausſchließlich aus dem diluvialen Sand und Löß zuſammengeſetzt. Der erſtere findet ſich, wie bereits mehrfach angedeutet wurde, in beſonders mächtiger Entwickelung einmal im Nordoſten der Steppe, wo es die Landhöhe der Ryir zuſammenſetzt, dann im Südoſten zwiſchen dem Alibunarer Moraſt und der Donau, und endlich in dem Gelände zwiſchen der Theiß und Donau in der Umgebung von Felegyháza und Jankovacl, der letztere, nämlich der Löß, in der Bacska nördlich vom Franzenscanale, auf dem Plateau von Titel und in der Umgebung von Szoboszlo.

Sand und Löß haben beide eine ſehr ausgeſprochene Phyſiognomie. Während der erſtere regelmäßig dünenartige oft kahle Hügelwellen darſtellt, erſcheint der letztere mit flacher, von Waſſerriſſen tief durchfurchter Oberfläche. Beide ſind andauernd befeuchtet, zur Sodaauswitterung geeignet und liefern auch an unzähligen Puncten dieſes Salz in größerer oder geringerer Menge. Der Sand liegt meiſtens über dem Löß, oft aber wechſellagern beide mit einander, und beide haben die diluvialen Säugethierreſte, Süßwaſſer- und Landſchnecken mit einander gemeinſam. An den tieferen Stellen der Steppe ſind ſie von alluvialen Producten bedeckt, die ſelber wieder bald lößartig bald ſandig erſcheinen und ſtellenweiſe eine Mächtigkeit von 60—90′ und darüber erreichen. Eine ſtrenge Abgrenzung des diluvialen und alluvialen Schwemmlandes iſt übrigens meiſt ſehr ſchwierig oder vielleicht richtiger geſagt — bei dem zweifelloſen Uebergange der Diluvialzeit in die Alluvialzeit — in der Regel gar nicht möglich. — Je nach der Gunſt der Verhältniſſe erſcheint als oberflächlichſte Schichte eine bald mehr bald weniger durch Humus gefärbte Erdkrume, die mäßig befeuchtet eine fabelhafte Productionsfähigkeit beſitzt.

Aber trotz dieſes überſchwenglich fruchtbaren Bodens, trotz der zahlreichen Heerden, welche durch den üppigen Graswuchs ernährt werden, trotz der Unmaſſe von Weizen und Mais, Tabak und Gemüſe, Kürbiſſen und Melonen, welche dieſes Gebiet als ein zweites Canaan in ſolcher Maſſe producirt, daß die Menge des Erzeugten den Selbſtbedarf der Bewohner weit überſteigt, iſt die Bevölkerung doch weit dünner als in den Flachländern der weſtlichen Waldbezirke, in welchen der Boden nicht einmal annähernd jenen Segen von Bodenfrüchten aufzuweiſen vermag.

Wenn wir im österreichischen Steppengebiete als runde Zahl 2500 Köpfe auf die Quadratmeile nehmen, so ist damit eher zu viel als zu wenig gezählt, und es läßt sich geradezu behaupten, daß die Hülle und Fülle der Bodenproducte dort nahezu die doppelte Menge von Menschenkindern zu ernähren vermöchte.

Die dünngesäete Bevölkerung gruppirt sich in wenige aber große Ortschaften, die durch ungeheure Strecken von Weide- und Ackerland von einander getrennt sind. Diese wenigen Flecken haben trotz ihrer dorfartigen Physiognomie nicht selten 10,000 bis 25,000 Einwohner. Es ist eben ein Charakter der Steppe, daß alles, was in ihr lebt und webt, immer in Massen erscheint. Die Thier- und Pflanzenwelt zeigt uns dort ganz dieselbe Erscheinung. Die Artenzahl der dortigen Fauna und Flora ist im Vergleiche mit angrenzenden Waldgebieten eine erstaunlich geringe. Die wenigen Arten aber, die wir dort überhaupt antreffen, leben immer gesellig und erscheinen regelmäßig in ungeheurer Anzahl. Schwärme von Staaren, welche aus Tausenden von Individuen bestehend, dunklen Wolken gleich durch die Luft wirbeln, Eintagsfliegen, welche die Ufer der Flüsse und Sümpfe millionenweise umflattern, Heerden von Trappen, welche im rasenden Laufe über die Fläche dahinjagen, Wanderheuschrecken und Rosendrosseln, welche sich meist in denselben Jahren in großen Zügen einfinden, endlich das Heer der für Steppenländer vor allem so charakteristischen Nagethiere, von denen das baumlose österreichische Steppengebiet einige Arten, wie namentlich die Blindmaus und Rohrmaus mit den Steppen am Don und an der Wolga gemein hat, sind dort die bezeichnenden Elemente des Thierlebens.

Die Zahl der Pflanzenarten, welche das waldlose Steppengebiet aufweist, beläuft sich, wenn es hoch kommt, auf 500. Viele Pflanzenfamilien, wie z. B. die Primeln und Farne, die Bärlappe und Ericineen, fehlen entweder gänzlich oder sind doch nur durch vereinzelte Arten spärlich vertreten. Der größte Percentantheil der Flora kommt jedenfalls den Gräsern und grasartigen Pflanzen zu.

Sie sind es auch, welche in physiognomischer Beziehung am meisten hervortreten und durch ihr massenhaftes geselliges Wachsthum gewissermaßen den Ton in der ganzen Vegetationsdecke angeben. Sie bilden das Grundgewebe des Pflanzenteppichs, das sich hier über die welligen Sandhügel, dort über den feuchten Lehmboden zieht, das hier gegen den Rand des dürren Flugsandes vordringt und dort die tiefen Moräste und Sümpfe erfüllt. Ja selbst dort, wo die Hand des Menschen das fruchtbare dunkle Erdreich aufgerissen und zu Ackerland umgestaltet hat, sind es wieder vorherrschend cultivirte Gräser, die sich mit kräftigem Wuchs emordrängen und ihre fruchtbeladenen vollwichtigen Aehren in der Steppensonne reifen. Das wichtigste der wildwachsenden Gräser ist jedenfalls das Schilfrohr. Unübersehbare Strecken, die von demselben in dichtem Schlusse bekleidet werden, liefern ihre schlanken Halme in den Haushalt des Steppenbewohners. Das Rohr ist vollständig das Surrogat des mangelnden Holzes, und der Rohrbestand muß im Leben der Steppen an der unteren Donau dieselbe Rolle spielen, welche im angrenzenden Waldlande dem Walde zukommt. Die fast ausschließlich aus Rohr und anderen grasartigen Gewächsen erzeugten torfigen Massen, welche sich im Steppengebiet vorfinden, haben sich bis jetzt noch nicht recht zum Ersatzmittel des Holzes aufschwingen können. Dieselben sind sehr reich an Aschenbestandtheilen und zur größeren Hälfte auch durch erdige Theile verunreinigt, und diesem Umstande mag es theilweise zuzuschreiben sein, daß sie bisher als Brennmaterial keinen rechten Anklang finden konnten.

Unter den verschiedenen Bodenarten, welche dem österreichischen Steppengebiete zukommen, weist unstreitig der Sand die formenreichste und eigenthümlichste Vege-

tationsdecke auf. Man kann annehmen, daß auf ihn zwei Drittheile sämmtlicher Arten der Flora fallen, während höchstens ein Drittheil auf das zähe thonige Erdreich kommt. Die Eingangs erwähnte niedere Gebüschformation der Durinas, welche den Uebergang der Steppe zum Waldlande vermittelt, ist auch fast ausschließlich auf das wellenförmige Sandterrain beschränkt. Die wenigen Plätze, an denen diese Formation im österreichischen Steppengebiete zur charakteristischen Entwickelung kam, liegen sämmtlich im Gebiete der sandigen Landrücken, die sich in der Nyir bei Debreczin, im Banate, zwischen der Temes und Donau und auf den sandigen Höhen an der rechten Seite der Theiß ausbreiten. Als die bezeichnendsten Gewächse dieses niederen Buschwerkes sind: Geißkleesträucher, Schlehdorn, Weißdorn, Zwergmandel, Zwergweichsel, Rosen, Sauerdorn, Wachholder und Perückenstrauch anzusehen. Außerdem untermischen sich diesen Gesträuchen zahlreiche hohe Staudengewächse mit sehr zierlichen, oft auch ziemlich lebhaft gefärbten Blüthen. Ueberhaupt sind diese Durinas durch einen großen Blumenreichthum ausgezeichnet und bieten darum zur Zeit ihrer vollen Blüthe einen ganz einzigen Anblick dar. Bei den eigenthümlichen klimatischen Verhältnissen der Steppe ist aber dieser Blüthenschmuck schnell vergänglich und macht nach kurzer Frist einer Armseligkeit an Blumenschmuck Platz, der in jedem Besucher das Gefühl des grellsten Contrastes lebhaft wachrufen muß.

Sehr bemerkenswerth ist, daß mit Ausnahme des Wachholders keine einzige wintergrüne Pflanze in der Vegetationsdecke der Steppe bemerkt wird. Gerade hierin liegt einer der interessantesten Gegensätze zwischen den sonst so analogen waldlosen Gebieten der Steppe und des Hochgebirges. Während hier in dem baumlosen Theile des Tieflandes sommergrüne Schmetterlingsblüthler, Rosen und Steinfruchtgewächse in der kurzen Zeit eines üppigen vegetativen Lebens sich nur vorübergehend mit frischem Grün bekleiden und dann einen langen blüthenlosen Sommer und Herbst über ungeschmückt, mit welkem Laube in der Steppensonne trauern, weist uns das Strauchwerk der baumlosen feuchten Alpenregion das ganze Jahr über die belebende freundliche grüne Farbe auf. Von den ersten Tagen des Lenzes bis in die sinkende Vegetationszeit und selbst noch unter dem ungeheuren Schneemantel, der sich durch neun bis zehn Monate über die Alpenregion ausbreitet, behalten die Sträucher des waldlosen Alpengebietes mit unverwüstlicher Consequenz ihr dunkelgrünes starres Blattwerk bei. Auch sind es nicht Schmetterlingsblüthler, Rosen und Steinfruchtgewächse, sondern vorherrschend Ericineen, Preißelbeeren und Nadelhölzer, welche hier die den Durinas analoge Knieholzvegetation der Alpenregion zusammensetzen.

So verschieden aber auch diese Verhältnisse sich gestalten mögen, die Rolle und Vertheilung der Sträucher ist in dem baumlosen Gebiete des Hochgebirges dieselbe, wie in dem waldlosen Gebiete der Steppe. Wie sich in der Steppe an allen jenen Puncten, wo die größere Massenerhebung des Bodens oder die Feuchtigkeit spendende Nähe eines Flusses günstigere klimatische Bedingungen hervorruft, Waldstreifen und niedere Strauchformationen entwickeln, die sich oft weit in das baumlose Gebiet vorschieben, ebenso sieht man auch im Hochgebirge durch analoge Ursachen analoge Wirkungen hervorgebracht. Längs dem Ufer der schäumenden Bäche zieht sich die Strauchwelt am weitesten gegen die Gipfel der Hochalpen empor. Wenn man ringsum an den einsamen Berggehängen keinen Baum mehr seinen Wipfel heben und kein Sträuchlein mehr an den hochgelegenen Halden und Kämmen seine Zweige empordrängen sieht, so kann man doch sicher sein, an den Ufern der Bäche und längs den Rinnsalen der Quellen noch niederes Gesträuch zu treffen, das hier im Schutze des gleichmäßig erwärmten, die Temperaturgegensätze nivellirenden Wassers der Ungunst des Klima's

zu trotzen vermag. Ebenso rückt die Strauch- und Baumwelt mit der Massenerhebung des ganzen Gebirges um ein gutes Stück in höhere Regionen empor. Freilich ist hier im Gebirge nicht wie in der Steppe die durch Erhöhung des Bodens bedingte Vermehrung der atmosphärischen Niederschläge, sondern die mit der Massenerhebung des Gebirges gleichen Schritt haltende Erhebung der Isothermenlinien das veranlassende Moment für die Einengung des waldlosen Gebietes, — die letzte Ursache ist aber doch im Gebirge, wie in der Steppe die verticale Massenzunahme des Bodens.

Die Grenzen der waldlosen Gebiete in den österreichischen Gebirgen würden nach dem jetzigen Standpuncte unserer Forschungen wohl nur sehr unvollkommen verzeichnet werden können, abgesehen davon, daß es den Raum dieser Zeilen weit überschreiten müßte, wenn wir alle die zahlreichen waldlosen Hochgebirgsinseln der Alpen, Karpathen und Sudeten der Reihe nach aufführen und umgrenzen wollten. Immerhin aber wird man sich ein annäherndes Bild entwerfen können, wenn wir im Nachfolgenden mit runden Zahlen — ohne Rücksicht auf locale Ausnahmen und mit Umgehung der Schwankungen nach Expositionen — die obere Baumgrenze in den verschiedenen Flanken der Gebirge feststellen:

Centralalpen, Ortlesgebiet	7300	W.-Fuß
„ „ Oetzthalergebiet	7000	„
„ „ Oestliches Tirol und Salzburg	6300	„
Nordtirolische Kalkalpen	5900	„
Südtirolische Alpen	6600	„
Nordöstliche Kalkalpen, Ober-Steiermark, Unter-Oesterreich	5300	„
Südöstliche Kalkalpen, Kärnthen	5800	„
Südliche siebenbürgische Karpathen	5800	„
Bihariagebirge an der ungarisch-siebenbürgischen Grenze	5500	„
Nördliche siebenbürgische Karpathen, Kuhhorn	5000	„
Nördliche ungarische Karpathen, Liptau	4800	„
„ „ „ Tatra	4500	„
Babia Gora	4300	„
Altwater	4100	„
Riesengebirge	3800	„
Böhmerwald	4500	„

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß die obere Baumgrenze in demselben Grade tiefer sinkt, als:

1. die Lage des Gebirges eine nördlichere wird,
2. die Massenerhebung des Bodens abnimmt.

Nördlichere Lage und geringere Massenerhebung sind demnach in unseren Gebirgen in letzter Linie die Ursachen der relativen Erweiterung des waldlosen Gebietes, und ihr Einfluß ist so mächtig, daß der verticale Unterschied in der Lage der Waldgrenze in Oesterreichs Provinzen volle 3500 W.-Fuß beträgt.

Das baumlose Gebiet unserer Gebirge hat vorzüglich die Bedeutung eines Weidelandes, und kommt in dieser Beziehung mit der baumlosen Steppe überein. Der Cerealienbau und die Anlage fester dauernd bewohnter Ortschaften ist aber dem Hochgebirge fremd. Kein Dorf überschreitet die obere Baumgrenze, und nur der kurze Sommer lockt die Bewohner des Thales mit ihren Heerden durch ein paar Monate in die einsamen waldlosen Reviere hinauf. Von einer eingebornen ständigen menschlichen Bevölkerung dieser Regien kann demnach wohl keine Rede sein. — Auch die

die Zahl der indigenen Thiere und Pflanzen iſt im Vergleiche zu dem tiefer liegenden Waldgebiete eine verhältnißmäßig ſehr geringe. Die wenigen Formen, die ſich dort das ganze Jahr über erhalten, leben in der Regel geſellig und erinnern lebhaft an analoge Formen der Steppe. Käfer, die colonienweiſe in Erdlöchern hauſen, Schneekrähen, die in großen Schaaren die ſteilen Schroffen umkreiſen, und vor allem wieder Nagethiere (Murmelthiere und Schneemäuſe), die den ſeltenen Geſchmack haben, hier oben unter tiefen Schneelaſten zehn Monate lang in unterirdiſchen Löchern zu ſchlafen, ſind die ſtändigen Bewohner der baumloſen Hochgebirgswelt.

Die Zahl der Pflanzenarten dürfte mit der Zahl der Pflanzen in der Steppe nahezu übereinſtimmen oder dieſe wenigſtens nicht bedeutend überſteigen. — So wie in der Steppe bilden auch auf den waldloſen Gebirgsrücken die Gräſer und grasartigen Gewächſe die durch Zahl und geſelliges Wachsthum wichtigſten Pflanzenfamilien. Die aus ihnen gebildete Grasnarbe iſt die Grundbedingung des höheren Thierlebens und vor allem die Baſis der ſommerlichen Alpenwirthſchaft. — So wie die Grasnarbe im Steppengebiete gegen den Rand des wüſten Flugſandes eine Grenze findet, ebenſo erſcheint ſie in den Hochgebirgen am Rande der Eiswelt plötzlich abgeſchnitten. Die Höhe von 6000 W.-Fuß mag für die nördlichen Kalkalpen, die Höhe von 9000 W.-Fuß für die Centralalpen als obere Grenze des zuſammenhängenden Graswuchſes gelten können. Ueber dieſer Höhe dehnen ſich dann pflanzenleere Steinwüſten und blendend weiße Firnteppiche in ihrer ſchrecklichen Großartigkeit aus. Der Senner hat dort oben nichts mehr zu gewinnen und nichts mehr zu ſuchen. Hie und da zieht vielleicht noch eine Karawane von Säumern durch die Stein- und Eiswüſte dahin, um über eines der Jöcher in ein benachbartes Thal zu gelangen; ein kühner Naturforſcher wagt ſich gelegentlich noch über die weiten Firnfelder zu den höchſten Spitzen des Berglandes empor; — die Spuren ihrer Tritte ſind aber in wenigen Wochen verweht und verſchwunden, und nur graue Nebelſtreifen wallen dann durch viele Monden um die ewig beeisten Zinnen unſerer Erdveſte.

Dr. **A. Kerner.**

Einſt und Jetzt der Vegetation Oeſterreichs.

Von Dr. S. Reiſſek in Wien.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Vegetationsdecke aller Länder der Erde, wo der Menſch über den Zuſtand des Jäger- und Nomadenlebens ſich erhob, dauernde Wohnſitze begründete und geordnete ſtaatliche Verbindungen ſchuf, ſich ſehr bedeutend verändert hat. Je reicher ſein Culturleben ſich entfaltete, je größere Dimenſionen es annahm, je länger es an einem Orte ſich erhielt und in gefeſtigtem Staatenverbande Jahrhunderte und Jahrtauſende überdauerte, deſto mehr wurden die natürlichen Hülfsquellen des Landes in Anſpruch genommen, deſto mehr veränderte ſich der Charakter deſſelben, deſto mehr insbeſondere jener der Vegetation, die, empfindlich und weich wie Wachs, am wenigſten geeignet iſt, ſich dem Menſchen gegenüber auf die Dauer zu behaupten und in ihrer Reinheit und Urſprünglichkeit zu erhalten. So ſehen wir denn, daß alte Culturländer, wie Griechenland, Egypten, Phönicien, Aſſyrien und Babylonien ihre Vegetationsdecke in einem Grade verändert haben, daß der gegenwärtige Zuſtand derſelben kaum mehr ein Schatten des urſprünglichen Verhältniſſes iſt, ja daß ſie auf weite Strecken, auf Hunderte von Meilen einen Vegetationscharakter angenommen haben, der dem urſprünglichen diametral entgegengeſetzt iſt, und durchaus der Fähigkeit ſich zurückzubilden und in ſeiner einſtigen Form zu regeneriren entbehrt.

Es knüpfen ſich für den gebildeten, mit weiterem Umblick die kosmiſchen Verhältniſſe im Auge haltenden Beobachter, es knüpfen ſich für den Nationalökonom und Staatsmann insbeſondere ernſte und bedeutungsvolle Betrachtungen an die Veränderungen, welche die Vegetation ganzer Länder erlitten hat und in ſteigender Progreſſion noch fortwährend erleidet. Hier liegen die Wurzeln des Nationalreichthums, welche der Menſch lockert und untergräbt, ſo daß ſein eigener Lebensbaum darunter ſiechen und allmälich vertrocknen muß, wenn er nicht bei Zeiten bedacht iſt, ihn wieder zu ſtärken und ſeine Kräfte zu ſchonen. Viele Länder ſind heutzutage durch Waldzerſtörung Ruinen geworden, die nimmer aus ihrem Schutt ſich erheben werden; denn der Wald iſt nicht allein eine Schöpfung für ſich, die innerhalb ihres eigenen Terrains abſchließt, der Wald iſt auch ein klimatiſcher Factor, und welch' tiefe Bedeutung hinter dem ſchlichten Worte Klima ſich birgt, iſt ſattſam bekannt. Unſer Europa iſt groß und mächtig, es hat reiche, in manchen Ländern unerſchöpfliche Hülfsquellen, aber verhehlen wir es uns nicht, es lebt heutzutage ſchon nicht geringen Theiles auf

Koſten anderer Erdtheile, und wenn einſt die Zeit herangerückt ſein wird, daß dieſe nichts mehr im Stande ſein werden abzugeben für die vielgearteten Bedürfniſſe unſeres Erdtheiles, dann werden Thatſachen, welche jetzt noch für die Meiſten verſchleiert ſind, in ihrer ganzen Nacktheit, aber auch mit einem Ernſte hervortreten, welcher zu gewaltig iſt, als daß der Menſchenfreund ohne Bangen daran zu denken vermöchte!

Es liegt in Allem, was wir über das Schwinden der urſprünglichen Vegetation unter der Hand des Menſchen und ihrer Verkümmerung zu einer vegetabiliſchen Schlackengeſtalt erfahren haben, eine ernſte Mahnung, die uns die Worte „Schonung" und „Erhaltung" unabläſſig zuruft. Wir in unſerem ſchönen Oeſterreich ſind nicht beſſer daran als die Leute anderwärts, aber wir ſind wenigſtens ſo glücklich, daß das Wort noch nicht als Verzweiflungsruf, ſondern als milde, wenngleich eindringliche Bitte an unſer Ohr ſchlägt. Noch können wir mit Befriedigung auf weite Gebiete in unſerem Vaterlande blicken, wo die Fülle der Vegetation eine nahezu urſprüngliche iſt, wo mit ihrer Schonung auch die Bodenkraft geſchont wurde, und uns noch reichen Segen für die Zukunft verſpricht. Wir ſind ferner ſo glücklich, weite Striche zu beſitzen, wo, wenngleich die urſprüngliche, Humus in großen Quantitäten erzeugende Vegetationsdecke verſchwunden iſt, doch die Arbeit, welche ſie hier Jahrtauſende lang vor ihrem Falle geleiſtet, dem Boden ſo reiche Stoffe zugeführt hat, daß er nahezu unerſchöpflich ſcheint.

Nicht alle Gegenden ſind aber in einer ſo glücklichen Lage, und hier iſt es, wo Schonung, wo weiſe Ueberwachung des Vorhandenen Noth thut, wenn der Bewohner hoffend und vertrauend in die Zukunft blicken und für Kinder und Kindeskinder der Lebensquellen ſicher ſein ſoll. Möge er nicht vergeblich dieſer Hoffnung ſich hingeben!

Die Veränderung der Vegetation unter der Hand des Menſchen, ihr Herabſinken und Verkümmern und der Entzug der Hülfsquellen, der ſolchergeſtalt eintritt, wären minder ernſt in ihren Ergebniſſen, minder hoffnungslos in ihren Folgen, wenn die Natur nicht eine *Geſetzmäßigkeit* in dieſelben hineingelegt, nicht eine ſo unerbittliche Strenge gegen den Menſchen hierin ausgeſprochen hätte. Dieſe Geſetzmäßigkeit iſt das wunderbar Große, aber freilich nur das materiell Hoffnungraubende, welches ſich in allen hier einſchlägigen Vorgängen ausſpricht. Der Wald wird wieder kommen, denkt der Menſch, wenn er ihn ausholzt im ſchroffen Gebirge, hier hat ja immer Wald geſtanden, der Boden taugt nur für Wald, und Keime ſind ja reichlich vorhanden, auch führt der Wind neue herbei, ſo daß ſich die urſprüngliche Holzung wieder einſtellen wird. Der Menſch harrt, der Wald kommt aber nicht; der Boden wird öd und zuſehends öder, die Züge des Gebirges verſteinern, es liegt als Leiche in dem blühenden Gau zu ſeinen Füßen. So hält es die Natur, ſie hat ihr Geſetz, lange bevor der Wald hier ſtand, eingegraben in den ewigen Fels, und der Wald hat nur ausgeführt, was er geſchrieben vorgefunden. Die Natur hat keine Freundſchaft für den Menſchen, der ſie nicht verſtehen will.

Wenden wir uns zu dem Ueberblick der Vegetation Oeſterreichs, wie ſie einſtmals war und jetzt iſt, einſtmals, als noch der Jäger allein die weiten Gaue durchſtreifte, und ſelbſt noch in der Erzzeit, wo der Menſch ſchon dauernde Wohnſitze begründet hatte und die erſten Ackerfurchen um ſeine Behauſung zog, ſo tritt uns ein Contraſt entgegen, den wir wohl mit einmal faſſen, aber doch nur allmälich in ſeinen weiter auseinandergehenden Zügen klar zu durchblicken und geordnet uns hinzuſtellen vermögen. Wir wollen zuvörderſt an jene primitive Zeit anknüpfen, und an den damaligen Verhältniſſen einen Anhalt gewinnen, an welchen ſich ſucceſſiv die weitere

Entwickelung anſchließen ſoll, und die Bilder ſich entrollen werden, wie ſie in ſtetem Wechſel bis in unſere Zeit reichen. Bei den uns zugemeſſenen engen Grenzen werden wir nur die allgemeinſten Züge berückſichtigen, und nur bei beſonders wichtigen und charakteriſtiſchen Detailzügen, ſowie bei jenen, die in der Entwickelung ſtehend, für die Zukunft eine weitergehende Bedeutung in Anſpruch nehmen, verweilen können.

Die Erde zeigt in ihrer vegetativen Gliederung drei Hauptformationen, Waldland, Flurland und das Vegetationsgebiet der Sümpfe und Gewäſſer. Oeſterreich iſt ſeinem Urcharakter nach ein großes Waldland. Der Wald war ſo herrſchend, daß er in zuſammenhängender Erſtreckung den größten Theil ſeiner Länder vollſtändig bedeckte, und nur dort zurücktrat und auf kleine Strecken einer baumloſen Fläche Platz übrig ließ, wo ſich ein Moor- oder Haidecharakter hervorbildete, und wo das Land zu höheren alpiniſchen Elevationen aufſteigend, den Wald hinter ſich ließ und zu Hochgebirgsmatten ſich entwickelte oder mit ewigem Eis und Schnee ſich bekleidete. Nur im ungariſchen Feſtlande, ſtreckenweiſe ſchon im Gelände des rechten Donauufers, dann aber insbeſondere zwiſchen der Donau und Theiß trat die Flur in weiterer Ausdehnung in ihrem, den Wald am meiſten zurückweiſenden Charakter als Steppe auf. Dieſes Steppengebiet, die ſogenannten Puſzten, ſind das einzige in größerer Ausdehnung urſprünglich herrſchende Flurland Oeſterreichs. Wenn wir auf einer Karte des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates von kleinerem Maßſtabe das urſprüngliche Wald- und Flurgebiet durch aufgetragene Farben markiren wollten, würden wir nur im ungariſchen Tieflande auf den angegebenen Strecken das Flurland entſchieden hervorheben dürfen, denn was ſich ſonſt in dem Waldgebiete ſelbſt als Flur ausſcheidet, iſt ſo gering, daß es der Waldmaſſe gegenüber faſt verſchwindet. Auch das Sumpf- und Waſſergebiet mit ſeiner charakteriſtiſchen Vegetation, die ſich von der Wald- und Flurvegetation beſtimmt ſcheidet, würde auf dieſer Karte nur in geringen Strecken und wieder nur im ungariſchen Tieflande zu verzeichnen ſein, indem an den übrigen Orten dieſe Bruchtheil der Vegetation unter der Ausdehnung des Waldes faſt verſchwindet.

In dieſen großen Waldmantel, der den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat bedeckte, gehüllt, lebte der Menſch, und gewiß ſehr lange Zeit, mit Ur und Wiſent, Schelch und Elenn zuſammen und mit verſchiedenem anderen Getier, es bekämpfend und großentheils aus ihm ſeine Nahrungsquelle ſchöpfend. Was von Wald unter ſeiner Hand fiel, ſei es als Material zur Feuerung oder zur Bebauſung, ſei es in ſpäterer Zeit, wo der Ackerbau die erſte Aufnahme fand, zur Klärung des Bodens, war ſo unbedeutend, ſo verſchwindend gering, daß es in Anbetracht des großen Gebietes, das der Wald ſein eigen nannte, nicht in Betracht kommen kann. Und der Wald, wie er kräftig iſt, wuchtig im Andrängen, und nicht leicht zurückzuweiſen, wo er im Urzuſtande ſich befindet, bemächtigte ſich ſchnell wieder der Stätten, wo er verdrängt worden war; das kleine Stück Roggen- oder Gerſtenfeld konnte nur mit Mühe vor ſeinen Angriffen geſchützt werden, die er, ſei es durch zurückgebliebene Wurzeln in dem Boden, ſei es durch Ausſtreuung von Keimen, womit die Getreideſaat überſchüttet wurde, unausgeſetzt gegen daſſelbe richtete. Von den Kämpfen, welche die Kinder der Ceres damals mit ihren rieſigen Verfolgern im Urforſte zu beſtehen hatten, kann man ſich heute, wo der Wald gezähmt, ein friedlicher Holzſpender geworden iſt, keine Vorſtellung machen.

Der Wald heiſcht, wo er groß und mächtig iſt und in ſeiner Vollkraft ſich befindet, ein reines unverfälſchtes Erzeugniß der Natur, das ihm entzogene Terrain gebieteriſch; der Menſch muß ihn fortwährend ernſtlich bekämpfen und auf ſeiner Huth ſein, um die ihm abgerungene Stätte zu ſichern. Iſt die Axt in ſeinen Beſtand eingedrungen und hat hier und da aufgeräumt, manche Holzart ſeltener gemacht oder ent-

fernt, ſo daß der urſprüngliche reine Naturcharakter in der Zuſammenſetzung verändert worden iſt, ſo verliert der Wald die wilde trotzige Kraft des Andrängens, er iſt viel weniger ungeſtüm in ſeinen Angriffen, auch wenn er wieder zu einer reichen und ſelbſt viel reichlicheren Entwickelung von Stämmen gekommen iſt, als er ſie urſprünglich hatte. Es gebrechen ihm dann einzelne Elemente, welche im Zuſammenwirken mit den übrigen ſeine Kraft geſtählt und ſie zu einer einheitlichen des Strebens und des Zieles ſicheren Wirkung emporgehoben hatten. Er richtet nun ſeine Angriffe auf das ihm abgerungene Land mit geringerer Energie, häufig nur verſtohlen, und läßt immer mehr nach in denſelben, je mehr nun die Cultur, des Sieges gewiſſer, gegen ihn ihre Pioniere ſchickt und weiter vorrückt. Verliert ſich ſeine urſprüngliche Zuſammenſetzung endlich noch mehr, geht er aus einem gemiſchten Beſtande in einen homogenen über, ſo iſt ſeine Kraft auch größtentheils gebrochen. Der homogen gewordene Wald iſt kein Widerſacher mehr, er hat mit ſich ſelbſt genug zu thun, um aufrecht zu bleiben, das Fruchtfeld oder die Wieſe neben ihm können ruhig ſein und ſich ungeſtört mit ihren Beſtänden entwickeln. Dieſes Verhältniß des Waldes, welches ein durchaus geſetzmäßiges iſt, darf nicht unberückſichtigt bleiben, wenn man die Entwickelung von Flurland aus dem Waldlande in ſeinen Zeitläuften und Phaſen richtig auffaſſen will, und es hat, wie überall, ſo auch bei uns in allen Abſtufungen ſich geltend gemacht und dem Lande ſeinen Stempel aufgedrückt.

Ueber die Orte, wo der Wald zuerſt auf größeren Erſtreckungen gefallen, das Land geklärt und dem Ackerbau zugeführt wurde, kann kein Zweifel obwalten. Wenn wir darüber auch nicht die Aufzeichnungen beſitzen würden, wie ſie uns in der That reichlich zu Gebote ſtehen, könnte uns ſchon der Zug der Anſiedler und die Vertheilung der Ortſchaften, die ſie begründeten, hierüber belehren. Die Strom- und Flußthäler waren es zuerſt, ſpäter die einſameren Thäler im Gebirge, noch ſpäter die höheren Theile der Berge, wo der Wald nach und nach entfernt und der Boden dem Getreide- und Wieſenbau überantwortet wurde. Der Name gar vieler Ortſchaften in Oeſterreich deutet heutzutage noch beſtimmt, nicht allein die Anſiedelung im Walde, der ringsum fiel und ſein Terrain dem Ackerbau überließ, an, ſondern wir finden in demſelben ſogar oft die Andeutung des Charakters der Holzung, ob ſie Nadelholzwald oder Laubwald war, und die ſpecielle Bezeichnung der Holzart, welche auf dem Platze wuchs, den der Menſch beſiedelte, und wo ſpäter ein Dorf oder eine Stadt ſich erhob. Anfangs waren die Anſiedelungen, die Rodungen, welche gemacht, und die Aecker, die darauf angelegt wurden, meiſt Oaſen im Walde, oft durch bedeutende Strecken deſſelben von einander getrennt; ſpäter vergrößerten ſie ſich, verfloſſen mit anderen zu einem weitläufigeren Ganzen; endlich vereinigten ſie ſich in ununterbrochenem Zuge zu einem Meilen und Tagereiſen weiten Flurdiſtricte. Was vom Walde etwa zurückblieb, waren kleine Streifen, oft nur Buſchwerk, einzelne Bäume oder Baumreihen an den Feldrainen, und einen ſolchen Charakter hat das Land heutzutage noch in vielen, ja den meiſten Strichen von Oeſterreich. Wir finden dabei durchgehends die Erſcheinung, daß die vorzugsweiſe geſchonten Bäume Fruchtbäume ſind, Apfel-, Birn- und Kirſchenbäume, Elsbeeren und Cornellen, und dieſe bilden jetzt die Baumvegetation zwiſchen den Aeckern und in den Umgebungen der Gehöfte. Der beſonders in Oberöſterreich ſo allgemeine Stand der Obſtbäume an den Rainen datirt ſeinen Urſprung von den aus dem urſprünglichen Waldbeſtande zurückgebliebenen Stämmen, und es läßt ſich von vielen alten Exemplaren derſelben nachweiſen, daß ſie Elemente des urſprünglichen Waldes ſind, wie ſich auch unter ihnen die krautige Flora des Waldes, in welchem ſie ſtanden, noch erhalten hat.

Der Menſch ging mit Auswahl vor in der Aufnahme der für den Ackerbau auserſehenen Stellen, und dieſe Auswahl erklärt uns eine Erſcheinung in dem gegenwärtigen Waldverhältniß unſerer Länder, die ohne Rückſicht darauf nicht vollſtändig zu erklären wäre, nämlich, daß der Nadelholzwald weit weniger angetaſtet wurde, um Boden für den Ackerbau zu gewinnen, als der Laubwald, und unter dem Laubwald vor allem der Eichenbeſtand es war, der am früheſten ausgerodet wurde. Es könnte ſcheinen, als ob der Eichenbeſtand, als der beſonders werthvolle, die Gewinnſucht in einem höheren Grade reizte; aber dieſe Rückſicht fällt hinweg in einer Zeit, wo die Holzverwerthung eine ſehr geringe war, nach außen faſt gar nicht ſtatthatte, und der Menſch ſeinen eigenen Bedarf größtentheils mit dem Nadelholz ebenſo gut und für die damaligen Bauzwecke vielfach noch beſſer zu decken im Stande war. Die Urſache, daß man es auf die Eichendiſtricte vorzugsweiſe abgeſehen hatte und beſonders auf den hohen, kräftig ſtämmigen Eichenwald, iſt, weil der Eichenboden in Europa der eigentliche Kornboden iſt. Jeder Erdſtrich hat in der Waldvegetation ſeine eigenen den beſten Cerealienboden bezeichnenden Bäume; bei uns iſt die Eiche dieſer Baum. Der Eichenwald iſt derjenige Wald, welcher den meiſten Humus aufſpeichert, denn er ſetzt mehrere Generationen von Bäumen anderer Art voraus, ehe er am Platze erſcheint, und dieſe haben unterdeſſen eine reichliche Quantität von Dammerde gebildet, welche er durch ſein eigenes Material noch verſtärkt. So ſank denn der Eichenwald zuerſt, er blieb nur länger erhalten auf ſumpfigem Boden und im ſteinigen Gebirge, und auch hier hat er ſich jetzt, ſeitdem man das werthvolle Holz maſſenhaft auszubeuten begann, an vielen Orten ganz verloren.

Eine ebenſo große, in vielen Gegenden und beſonders in den Hochgebirgen noch größere Abnahme als für das Herleiben des Bodens zum Ackerbau, erfuhr der Wald durch Ausholzung behufs der reinen Gewinnung ſeines Materials. Von daher datiren die eigentlichen Waldverwüſtungen, wie wir ſie beſonders in den felſigen Gebirgen antreffen, wie ſie uns weite Striche der Alpen und Karpathen, wie ſie uns der Karſt und die dalmatiniſchen Gebirge bieten. An anderen Orten iſt Wieſenland oder Getreideland an die Stelle des Waldes gerückt; hier ſind weite Strecken für den Acker- und Wieſenbau verloren, weil der nackte Fels ſich nicht beſamen kann und von Schutt überrieſelt wird, der die anſchießenden Pflänzchen hinwegnimmt, und haltlos wie er ſelbſt iſt, auch dem Pflanzenwuchſe keinen Halt gewährt.

An vielen Orten fiel der Wald nur allmälich, unter Lockererwerden ſeines Beſtandes und Vereinzelung der Bäume, unter allmälicher Zurückziehung ſeiner Grenzen Schritt für Schritt bis auf einen feſten Kern, wo ein ſolcher vorhanden war oder noch vorhanden iſt. Dieſe ſucceſſive Abnahme erklärt uns ein phyſiognomiſches Verhältniß der Waldung, welches jetzt noch ſehr häufig angetroffen wird, und dem Urzuſtande, außer auf moorigem oder haideartigem Boden, gegen welchen der Wald vorrückend ſich zerſtreut, fremd iſt, das Verhältniß der Vorpoſten- und Gruppenſtellung der Bäume, das Auftreten von Geſtrüpp mit einzelnen Bäumen oder von ganz zerſtreutem Strauchwerke, wie man es in vielen Strichen Oeſterreichs gegenwärtig in großer Ausdehnung findet. Es hat vorzugsweiſe der Weidegang der Thiere in den Wald zu dieſer Zerſplitterung des Baumwuchſes und zu dem Herabſinken des Gehölzes zu ſtrauchigen Formen mitgewirkt. Manche Holzpflanzen, die man in den Floren gemeiniglich als Sträucher verzeichnet findet, und die uns jetzt allgemein in ſtrauchartiger Form entgegentreten, wie Weißdorn, Schleben, Haſeln, Spindelbaum, Faulbaum, Schwarzcornellen, ſind im urſprünglichen Waldbeſtande Bäume, und ſtets Bäume geweſen, und ihre jetzige ſtrauchartige Geſtalt iſt nur eine Verkümmerungsform, welche durch Herausrückung aus dem Waldbeſtande ſich erzeugt hat. Wo die

genannten Pflanzen noch im geſchloſſenen urſprünglichen Walde ſtehen, kann man dies deutlich beobachten. Weißdorn und Schlehen bilden auf dieſe Art in manchen Strichen der Donauauen Stämme von mehr als Fußdicke, und erreichen die Höhe anſehnlicher Obſtbäume. Ueberhaupt iſt die Zahl der Pflanzen, welche ihrer Natur nach ſtrauchig ſind, bei uns viel geringer, als gemeiniglich angenommen wird, und wenn wir heutzutage den Wachholder als niedrigen, auf dem Boden kauernden Strauch meilenweite Berggehänge im zerſtreuten Stande bedecken ſehen, ſo erinnert ſich wohl Jedermann der anſehnlichen baumartigen Geſtalt deſſelben, mit ſchenkeldickem geſchafteten Stamme, welche die typiſche iſt, und auch hier den Vorgänger des Strauchwerkes gebildet hat.

Sehr mächtig eingewirkt hat auf die Zerſplitterung des Waldes, auf die Vereinzelung ſeiner Stämme und auf das Zurückdrängen der Waldesgrenzen, der Weidegang und die Sennwirthſchaft im Hochgebirge. Die obere Waldesgrenze iſt dadurch an vielen Orten herabgedrückt worden; ſie liegt heutzutage um ein beträchtliches tiefer als ehemals, und iſt noch fortwährend im Rückgange begriffen. In vielen Alpengegenden zeigen einzelne verdorrte ausgebleichte Arvenſtämme, die weit über den Grenzen der gegenwärtigen Waldung gegen die Höhen des Gebirges vorgeſchoben ſtehen, die Stellen an, bis zu welchen ehemals der Wald hinaufgereicht hat. Viele unſerer Gletſcher, die jetzt mit ihrem unteren Rande weit entfernt liegen von den Waldungen, waren ehemals von Arvenwäldern eingefaßt, und die Arve ſtieg viele hundert Fuß höher hinauf, als die unteren Theile des Gletſchers liegen. Das Verhältniß, wie wir es heutzutage an der Südſpitze Amerika's antreffen, nämlich, daß die Gletſcher tief in das Waldgebiet eindringen, war ein Normalverhältniß unſerer Alpen. Es haben in unſeren Hochgebirgen zur Herabrückung der oberen Waldesgrenzen, nächſt der directen Inanſpruchnahme der Holzungen für den Bedarf des Menſchen bei Betrieb der Sennwirthſchaft, der Weidegang in dieſen Regionen, welcher den neu aufkommenden Holzwuchs ſchädigt und vernichtet, und die Entfernung der neu aufſchießenden Stämmchen durch den Menſchen ſelbſt, um mehr Weide zu gewinnen, das Meiſte beigetragen.

Werfen wir nach dem Geſagten einen Blick auf das Verhältniß, wie ſich die Waldvertheilung und die Relation von Wald und Flur heute ſtellen, ſo finden wir in den meiſten Gegenden eine mehr oder minder große, in vielen eine totale Veränderung dieſes Verhältniſſes. In vielen Gegenden, wo früher durchaus Wald beſtand, herrſcht jetzt ein ununterbrochenes Flurgebiet, in anderen, wo der Wald herrſchend war, haben ſich Wald und Flur ungefähr ins Gleichgewicht geſetzt, in manchen endlich iſt die Flur noch wenig eingedrungen, und der Wald iſt herrſchend geblieben. Die fruchtbarſten Waldgebiete, die Bezirke des Eichenwaldes und ſeiner Verwandten, ſind auch die fruchtbarſten Flurgebiete geworden, und befinden ſich meiſtentheils auch am längſten in dieſem Zuſtande. Dieſes Verhältniß erleidet nur in den öſtlicheren Theilen der Monarchie eine Ausnahme, wo in Folge der geringeren Bevölkerungszahl der Eichenwald, wie der Wald überhaupt mehr geſchont wurde. Der ſlavoniſche Eichenwald iſt das größte erhaltene Eichengebiet Oeſterreichs. Den werthvollſten maſſigſten Waldbeſtand haben die Mittelgebirge vieler Provinzen noch ſich erhalten, beſonders Böhmen, Galizien und Ungarn. Hier findet ſich auch ſtrichweiſe noch eigentlicher Urwald vor. Die größten Urwaldgebiete Oeſterreichs liegen im Böhmerwalde und im Biharer Comitate Ungarns. Im letzteren nimmt zuſammenhängendes Urwaldgebiet einen Raum von 18 Geviertmeilen ein.

Da der Nadelholzwald in unſeren Ländern, mit Ausnahme der Weißföhre, welche die tieferen Gelände liebt, die herrſchende Waldform gebirgiger und hochgebirgiger Gegenden iſt, dieſe aber viel ſpäter erſt für die Zwecke des Menſchen in Anſpruch ge-

nommen worden ſind, ſo hat er ſich auch in relativ viel größerer Ausdehnung erhalten, als der Laubwald. In vielen Gegenden, wo früher das Hügelland und niedrigere Bergland Laubwälder bedeckten und erſt über dieſen der Nadelholzbeſtand ſeine Gürtel um die Berge ſpannte, iſt der letztere allein zurückgeblieben, und von Laubholz finden ſich nur einzelne Reſte, Gruppen oder Streifen vor. Das ganze vom Laubwalde innegehabte Terrain haben Fruchtfelder und künſtliche Wieſen eingenommen, und in vielen Strichen iſt heutzutage die Marke, welche dieſe mit dem Nadelholzwalde, der darüber an den Bergen ſich ausſpannt, bilden, auch die Grenze, bis zu welcher der urſprüngliche Laubholzbeſtand, entweder in reiner oder mit Nadelholz nur wenig vermiſchter Geſtalt ſich erſtreckte. Aller zurückgedrängter und auf einen kleineren Raum eingeſchränkter Wald markirt ſich übrigens phyſiognomiſch ſehr beſtimmt durch die ſcharfe Abſchneidung der Beſtände und beſonders den geradlinigen Verlauf ihrer Ränder. Im natürlichen Zuſtande kommt eine ſolche Begrenzung bei uns nicht vor, außer wo ſie durch Bodenverhältniſſe, durch widerſtrebenden Felſenboden, durch Waſſerläufe u. dgl. bedingt iſt. Vielmehr iſt der Verlauf der Waldränder in ungezwungenen gebuchteten Linien, mit Vorlagerung von zerſtreutem Strauchwerk und mit Herausſchiebung einzelner Bäume, die dann eine Art von Vorpoſtenſtellung bilden, ein typiſcher Zug in der Begrenzung aller urſprünglichen und in ihrer natürlichen Ausdehnung nicht geſtörten Waldbeſtände.

Es giebt bei uns nur eine Gehölzzone an den Bergen, von welcher man ſagen kann, daß ſie ſich in ihrer natürlichen Ausdehnung und Begrenzung ziemlich rein erhalten habe, die Zone der Legföhre oder des Knieholzes. Beſonders läßt ſich dies von den Kalkalpen, wo dieſe Zone am ausgebildetſten auftritt, ſagen. Es haben zwar auch in ſie Eingriffe ſtattgefunden, und das Alpenvieh hat ihren Beſtand an vielen Orten lockerer gemacht, im ganzen aber zieht ſie heute noch wie ehemals ihre bald unterbrochenen, bald, wo ſie der Felſengrund nicht in ganz geſchloſſenem Beſtand ſich entwickeln läßt, zerſtückten oder zerfranſten Bänder um die Hochgebirge. Das Krummholz iſt als Pionier des Waldes in ſeinem Vorrücken gegen die Scheitel der Hochgebirge von großer Bedeutung. In ſeinem Schutze kann mancher Baum, ſo Lärche oder Arve aufkeimen, und ſo dem hochſtämmigen Walde die Möglichkeit höher hinaufzurücken geboten werden, während ihm ſonſt auf nacktem ſchutzloſen Boden dieſe Möglichkeit abgeſchnitten iſt. Die ſo koſtbaren Arvenbeſtände, ehemals ein Stolz des Alpengebirges und der Karpathen, von denen ſie jetzt an vielen Orten ganz verſchwunden ſind, an anderen nur kümmerlich ſich erhalten haben, wären, wie es ſcheint, am beſten im Schutze der Krummholzbeſtände zu regeneriren, und der Aelpler könnte neben ſeiner übrigen Beſchäftigung Zeit genug gewinnen, um die Arvenſamen an geeigneten Stellen zu legen.

Der Wald jeglicher Art macht, wie ich ſchon angedeutet habe, bei ſeinem Uebergange aus dem reinen Naturzuſtande in einen Halbcultur- oder in einen vollkommenen Culturzuſtand eine Reihe von Phaſen durch, welche ſich phyſiognomiſch ſehr beſtimmt ausprägen, und wie ſie die ganze Anſicht deſſelben verändern, ſo auch in den Detailzügen und in der Zuſammenſetzung des Beſtandes bis zu dem niedrigen Gekräut herab, welches den Waldesboden deckt, ihre Wirkung offenbaren. Es iſt nicht allein an und für ſich von Intereſſe dieſen Phaſen und Veränderungen zu folgen; man erhält durch ſie auch den beſten Einblick in die Succeſſion der hiſtoriſchen Veränderungen, man erhält durch ſie den Maßſtab für die Beurtheilung ganzer Bezirke und weiter Striche des Waldlandes, und man iſt in vielen Fällen im Stande, aus

ihnen mit Sicherheit auf die Bodenkraft zu schließen, wie sie war, ist, und wie sie künftighin sich verhalten wird. Ein geübtes Auge vermag dem Walde hierin oft mehr abzulesen, als alle Urkunden, die über ihn etwa vorhanden sind, bieten, und es vermag dabei in die Zukunft zu sehen, während die Urkunde nur über das Vergangene Aufklärung giebt. Der Forscher auf diesem Gebiete ist ein Geschichtsforscher für das Heimathland in des Wortes bestem Sinne, und seine Studien nehmen eine Bedeutung in Anspruch, die in ihren Consequenzen recht eigentlich mit der Lebensbedeutung des Landes sich identificirt.

Das Streben des Waldes ist in allen Erdstrichen darauf gerichtet, sich als Mischbestand zu gestalten. Eine durchaus homogene Zusammensetzung widerstrebt dem Walde; sie kann periodisch vorhanden sein, sie ist dann aber ein Uebergangszustand. Beharren in diesem Zustande wäre der Tod des Waldes, er müßte zerfallen, weil kein Antagonismus zwischen seinen Elementen bestände, das Geheimniß der Lebenskräftigkeit und der Dauer. So sehen wir denn auch am Urwalde unserer Länder, der durch die Generationen und die Jahrtausende seiner Dauer zu einer bestimmten Gestalt sich hervorgebildet hat, überall dieses Mischverhältniß der Bäume, und wo es nicht eingetreten ist, wo streckenweise eine Baumart ausschließlich vorhanden ist, ist dieser Zustand ein vorübergehender; er schwindet bald wieder, um dem Mischverhältnisse Platz zu machen. Trotz dieses Mischverhältnisses bleibt aber eine Baumart meist die dominirende; der primitive Eichenwald hat die Eiche als herrschenden Baum und daneben als Contingent eine Anzahl von anderen Laubbäumen, und der primitive Tannenwald schließt die Tanne als dominirend ein und daneben andere Nadelbäume und eine Anzahl von Laubbäumen als accessorische Bestandtheile. Wo wir demnach eine Baumart auf weitere Erstreckungen ausschließlich Bestände bilden sehen, können wir mit Bestimmtheit darauf schließen, daß der Wald bereits durch die Hand des Menschen verändert worden ist.

Der hochstämmige Urwald, wo wir ihn in Oesterreich noch in reiner Gestalt antreffen, wie im Böhmerwalde und in verschiedenen Strichen der Karpathen, von Schlesiens Grenzen angefangen bis in die Bukowina und nach Siebenbürgen, viel weniger markirt in den Alpen, wo die Urwaldbezirke schon bedeutend gelitten haben, auch der Wald an und für sich schwächlicher ist, kündigt sich schon von ferne durch seine charakteristische Physiognomie an. Die Bäume schließen nicht zusammen mit fortlaufenden Gipfellinien, sie stellen ihre Kronen für sich auf, jede deutlich unterscheidbar, so daß der Wald ein ganz unregelmäßiges Profil annimmt. Dieses verstärkt sich noch durch die ungleiche Art der Bäume; hier erhebt ein Nadel-, dort ein Laubbaum seine Krone, einer ragt hoch auf, der andere steigt nur halb so hoch an. Mancher Baum, der im gezähmten Walde, wo man die Bäume nicht bis zur völligen Ausbildung kommen läßt, auch nicht seine vollkommene Gestalt erlangen kann, zeigt sich hier in seiner typischen Form; die Tanne bildet eine hohe runde Kuppel, sie hat den mehr pyramidenförmigen Wuchs, wie man ihn im beforsteten Walde findet, längst aufgegeben. Treten wir in das Innere eines solchen Waldes, so wird die Ansicht im Verhältniß zu jener des beforsteten Waldes noch fremdartiger. Ungeordnet und chaotisch breitet sich der ganze Unterbau der Waldung aus. Ueberall gestürzte modernde Stämme, Massen von Tanger und hochwüchsigem Gestäude, Gruppen verschiedenartigen Unterholzes, das hier in dem viel mehr lichten Walde seine eigentliche Heimath hat und eine Entwickelung findet, wie es sie im gezähmten Walde niemals erlangt. In der Vertheilung der Stämme fällt uns bald ein charakteristischer Zug auf, welcher zu den Wesenheiten der Urwaldung gehört, die Reihen- oder Zeilenform der Stämme einer-

ſeits, andererſeits eine oft klumpen- oder garbenweiſe Vereinigung derſelben. Die erſtere Stellung verdankt ihren Urſprung dem Aufkeimen neuer Stämme auf dem Rücken eines geſtürzten lang hingeſtreckten Stammes, durch deſſen modernden und zerfallenden Leib das Wurzelwerk hindurchſchlagend Halt im Boden gewinnt; die klumpenweiſe Stellung aber hat ihren Urſprung in dem Aufkeimen einer Anzahl von Stämmchen auf dem Stumpfe eines alten Baumes. Hieran ſchließt ſich als eine weitere Eigenthümlichkeit der für den Urwald ſo charakteriſtiſche Stelzenſtand der Bäume. Da die auf den geſtürzten Stämmen oder auf den Stümpfen keimenden Bäume nämlich ihre Wurzeln durch den Moder derſelben hindurchtreiben, ſo bleiben ſie, wenn dieſer zerfallen iſt und in Staub ſich aufgelöst hat, auf ihren frei gewordenen Wurzeln ſtehen, und formiren mit dieſen ſeltſame Gerüſte, auf welchen der Stamm oft einige Fuß hoch über den Boden erhoben iſt. Da er in dieſem Zuſtande weniger Halt beſitzt, ſo ſtürzen im Sturme nicht ſelten noch ganz lebenskräftige Bäume in ſich zuſammen.

Wird der Urwald einem forſtmäßigen Betrieb unterworfen, ſo verliert er ſogleich ſeinen Charakter; er wird dicht durch das gleichzeitige Aufſchießen neuer Bäume, die, von demſelben Alter, auch leichter zuſammenſchließen und einen ausgeglichenen Beſtand bilden. Dieſes Verhältniß bleibt ſich im Weſen gleich bei verſchiedenen Bewirthſchaftungsmethoden. Die Hintanhaltung des Ueberſtändigwerdens der Stämme, wodurch der Wald ſeinem Urcharakter wieder ſich nähern könnte, begünſtigt dieſes Verhältniß. Der Wald wird ſchon dadurch, auch wenn man es nicht auf die Entfernung gewiſſer Holzarten abgeſehen hätte, was indeß meiſt der Fall iſt, einförmiger, und manche Baumarten, die unter dieſen Umſtänden den übrigen nicht nachzukommen im Stande ſind, gehen ein. Sehr ſchnell entweicht das Unterholz, beſonders alle des Lichtes mehr bedürftigen Sträucher, und mit ihm verlieren ſich auch zahlreiche Kräuter. Werden wiederholte Abtriebe des Beſtandes vorgenommen, ſo ſteigert ſich noch die Wirkung. Bei Niederwaldbetrieb, und Erziehung von Stämmen aus den Stümpfen der vorhandenen alten, gehen die Bäume ein, welche keinen Stockausſchlag geben oder unter dieſen Umſtänden ſich nur kümmerlich durch Nachtrieb regeneriren. Selbſt wo Mittelwaldbetrieb erhalten wird, kommt der Wald nicht wieder zu dem Reichthum an Holzarten, den er urſprünglich hatte, außer auf felſigem Boden, wo ſein Zuſammenſchluß ſtellenweiſe unterbrochen iſt und an den weniger berührten oder unberührt bleibenden Stellen ſich die urſprüngliche Zuſammenſetzung der Beſtände erhalten kann. Wird der Boden endlich künſtlicher Beſamung unterworfen, ſo hört jede freie Regung des Baumwuchſes auf, beſonders wo ein ganz veränderter Holzcharakter hiermit zuſammentrifft, Nadelholz an die Stelle von Laubholz tritt, oder umgekehrt. Es unterliegt dann auch die Kräuterdecke der Waldung einer weitgehenden Veränderung.

Es giebt bei uns außer der zonenartigen Vertheilung der Waldung im Gebirge, mit ihren charakteriſtiſchen Baumrepräſentanten, auch im Flachlande eine ſolche Zonenſtellung der Beſtände, beſonders in den Auen der größeren Ströme. So ſind im größten Theile des Verlaufes der Donau, von der bayeriſchen Grenze bis nach Niederungarn, vier ſolche Zonen wahrzunehmen. Die erſte dem Strombette zunächſt liegende Zone, die zugleich auf das jüngſte Inſelland ſich erſtreckt, iſt die Zone der Buſchweiden, die zweite iſt die Zone der höheren Weiden und der Grauerlen und Schwarzpappeln, die dritte der Weißpappeln und Ulmen, die vierte der Eichen. Dieſe Zonen, welche in ihrer Succeſſion zugleich die Generationen des Waldes, wie er in natürlicher Entwickelung auf einander folgt, repräſentiren, vertheilen ſich in der Art, daß der Eichenwald die letzte, vom Strome entfernteſte und nur bei zufälligen Einriſſen in das unmittelbare Bereich des Waſſers einbezogene Zone darſtellt. Da nun

die Zonen in einem Nexus unter einander ſtehen, und jede aus der nächſtfolgenden die Keime für ihre Weiterbildung zieht, ſo hat das urſprüngliche Verhältniß eine bedeutende Störung erlitten und die Zonen unfortbildungsfähig gemacht, wo eine Zone auf größere Strecken entfernt wurde, wie es bei der Eichenzone der Fall iſt. Der Wald der Donauauen, welcher früher ſeinen Bedarf an Eichenſamen aus der Nähe beziehen konnte, kann ihn jetzt, da der Eichenwald auf Tagereiſen weite Strecken bis auf die letzten Spuren verſchwunden iſt, nicht mehr erhalten, und deshalb iſt auch ſeine natürliche Fortbildung abgeſchnitten, und das urſprüngliche Zonenverhältniß kann ſich hier nicht mehr entwickeln. Aehnliche Gleichgewichtsſtörungen ſind überall, wo eine dem urſprünglichen Waldbeſtande angehörige Holzart auf große Strecken verſchwunden iſt, wahrzunehmen. Am wenigſten fühlbar iſt der Mangel, wenn er eine nur ſporadiſch vorkommende Holzart betrifft. Aber dieſe iſt dann auch am meiſten in Gefahr ganz auszuſterben. Die Zeit iſt ſicherlich nicht ferne, wo die in Oeſterreich ehemals ſo verbreitete Eibe nur mehr in Gärten zu treffen ſein wird, und eine häufig vorkommende Pflanze, der Epheu, wird ebenfalls mit der Zeit ſtark abnehmen, da man gegenwärtig ſchon auf viele Meilen weit keinen Stamm, der zum Blühen und Fruchttragen kommt, antrifft, während der Epheu ehedem in unſeren Urwaldungen mächtige reichlich fruchttragende Stämme bildete.

Werfen wir einen Blick auf die Verhältniſſe, wie ſie das Flurgebiet bei uns heutzutage zeigt, ſo ſtellen ſie ſich, abgeſehen von der viel größeren räumlichen Ausdehnung, welche es gewonnen hat, in vielen Stücken weſentlich verſchieden dar von den primitiven Verhältniſſen. Der natürliche Charakter der primitiven Flur in Oeſterreich iſt, wenn man das Steppengebiet Ungarns und die Formation der Alpenmatten ausnimmt, ausſchließlich ein Haide- und Moorcharakter, und im Grunde iſt die ungariſche Steppe auch nur eine modificirte, klimatiſch nüancirte Haide, und die Alpenmatte iſt ebenfalls eine Haide, da, wie Kerner nachgewieſen hat, ihre Bildung in letzter Inſtanz die Formation einer ſtationären Ericaceendecke anſtrebt. Zwiſchen Moor und Haide giebt es im Weſen ebenfalls keinen Unterſchied; das Moor iſt eine naſſe Haide mit Torfbildung. Die beiden Arten von Mooren, das Hochmoor und Grünlandsmoor, unterſcheiden ſich vielfach mehr von einander als Haide und Moor. Echte Wieſen haben unſeren Ländern im Urzuſtande faſt gänzlich gefehlt, was man etwa ſo nennen könnte, waren Haiden ohne oder mit nur ſpärlichem Strauchwuchs. Die Wieſe in ihrer jetzigen Geſtalt iſt erſt durch den Menſchen entſtanden, indem die Grasflächen einer wiederholten und ſpäter regelmäßig vorgenommenen Schur unterworfen wurden, und durch den Weidegang der Thiere, deren Gebiß in roherer Form die Wirkung der Sichel und Senſe hervorbringt.

Die Wieſe und die wieſenartige Grasflur verdankt einer verſchiedenen Entſtehungsart ihr Daſein. Sie iſt aus Moor- und Haideland hervorgegangen, ſie hat ſich an der Stelle ausgeholzter Wälder durch Vergraſung des Bodens gebildet, ſie iſt aus aufgelaſſenen Ackerfeldern entſtanden, und ſie hat ſich auch an nackten pflanzenleeren Stellen, auf Geröll-, Sand- und Schuttflächen durch Vertriftung des Bodens hervorgebildet. Vielfach haben zwei Urſachen zuſammengewirkt und dem Wieſenboden Raum gewonnen, ſo im Moor die Entwäſſerung einerſeits und die Entfernung des Baum- und Strauchwuchſes, ſowie der gegen das Moor anrückenden und daſſelbe einfaſſenden Waldbeſtände andererſeits. Nach Verſchiedenheit der Entſtehungsart und des Standortes, aus welchem ſie hervorging, hegt die Wieſe verſchiedenartige Elemente. Sie hat eine reichere und ſeltenere Flora, wo ſie aus Haide und Moor entſtanden, als wo ſie aus Wald oder Ackerland hervorgegangen iſt. Die Flora nimmt jedoch

überall in eben dem Grade ab und wird einförmiger, je länger die Wiese der Schur unterliegt und diese öfter vorgenommen wird, je besser sie gepflegt, gedüngt und bewässert wird, und je mehr künstliche Besamungen und Auffrischungen der Vegetation vorgenommen worden. Die Vegetation zieht sich dann immer mehr auf den Kreis der eigentlichen Futterpflanzen, besonders der Gräser und hülsenfrüchtigen Kräuter zurück. Wir finden hier dieselbe Tendenz wie in dem gezähmten beforsteten Walde, nämlich die Vereinfachung der Vegetation.

Ein Vorarbeiter für die Wiesenbildung, dessen Rolle in gewisser Beziehung jener des Pfluges für das Ackerland zu vergleichen ist, war das Weidevieh, besonders das Rind. Es hält den Boden offen und sperrt ihn ab für den Wald; in dieser Beziehung wirkt es wie der Pflug, es wühlt ihn wohl auch auf wie das Borstenvieh, und tritt dann der Wirkung des Pfluges noch näher. Die Heerden haben langsam, aber stetig und im Laufe der Zeit in einem riesenhaften Maßstabe das Gebiet der Flur erweitert. Sie haben zuerst kleine Lücken am Saume der Waldung im Bestande derselben erzeugt, später haben sich die Lücken erweitert, es wurden größere Grasplätze daraus, endlich zusammenhängende weite Fluren. Das Abweiden unterstützt die Rasenbildung, daher die Vergrasung des Bodens und die Bildung einer geschlossenen Vegetationsdecke; der breite Doppelhuf des Rindes wirkt niederdrückend und befestigend auf den Rasen, wie eine Walze, und leistet daher der dichteren Vergrasung ebenfalls Vorschub. Die Grasflur ist während ihrer fortgesetzten Beweidung ärmlich, sie nimmt aber, wenn sie einer regelmäßigen Schur unterworfen und die Beweidung hintangehalten wird, bald eine größere Fülle an. Gegenwärtig wird bei uns mageres Weideland, besonders im Gebirge und in sandigen Ebenen vielfach wieder dem Walde zurückgegeben, dem es ursprünglich entstammt, und es ist dies auch das zweckmäßigste, was man thun kann, besonders seit man eine Anzahl von fremden Hölzern kennen gelernt hat, welche sich zur Aufforstung der magersten und ungünstigsten Böden besser eignen als unsere einheimischen Hölzer, oder welche bei gleicher Verwendbarkeit doch eine größere Ertragsfähigkeit versprechen.

Ein nicht geringer und besonders in gebirgigen Gegenden ein sehr beträchtlicher Theil der heutigen Wiesengründe stammt von Aeckern her, die ehemals an der Stelle ausgerodeter Wälder angelegt und später bei Erschöpfung des Bodens verlassen worden sind, und in Vergrasung übergingen. Oft läßt sich hier aus dem Charakter der Vegetation ein Schluß auf die Zeitdauer, in welcher der Ackerbetrieb stattgefunden hat, ziehen. Häufig war hier die Cerealiencultur nicht allein in Folge der größeren Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch des Schutzes der umgebenden Wälder möglich; nach dem Falle dieser mußte sie aber auf dem den Stürmen exponirten Boden aufgegeben werden.

Der Getreidebau und aller Ackerbau hatte im Anfange lange Zeit mit der einheimischen Vegetation zu kämpfen, und ficht diesen Kampf noch fortwährend aus in vielen Strichen. Wohl ist die mangelhafte Bearbeitung des Ackergrundes und die Benutzung unzweckmäßiger Ackerwerkzeuge theilweise auch schuld, daß sich die ursprünglichen Pflanzen des Bodens länger erhalten, schwerer weichen und ihr Terrain wieder zu gewinnen suchen; das Meiste trägt jedoch die größere Kraft der Vegetation hierzu bei, die sie auf einem Boden besitzt, der ihr eben erst abgerungen wird und den sie im weiten Umkreise noch beherrscht. Schriften aus den Zeiten des Mittelalters geben uns Kunde davon, welche Schwierigkeiten der Mensch zu bestehen hatte, als er die ersten Ackerfelder in den Waldgebieten anlegte. Der Boden, strotzend von Keimen, die darin der Entwickelung harrten, bekam mit einem Mal Luft für die Vegetation, und sie entlud sich mit einem Heer von Schossen in den offenen Raum. Gewisse Wald-

pflanzen, wie der Adlerfarn, gehören zu den größten Widersachern der Culturen, und ihre vollständige Verbannung erfordert lange Mühe und Zeit. Die Succession, in der die Waldpflanzen nach und nach bei Anlegung von Aeckern auf Waldboden sich zurückziehen, ist eine bestimmte und in ihrer Art ebenso gesetzmäßige, wie jene bei der Vergrasung eines aufgelassenen Ackers, der in Flurland übergeht.

In geringerem Grade zeigt sich der Antagonismus der am Platze vorhandenen Vegetation bei der Umwandlung von Wiesen und Weiden in Aecker. Hier schwindet die vorhandene Vegetation meist schnell. Nur auf feuchtem Boden erhalten sich manche Arten aus dem ursprünglichen Bestande lange Zeit und mitunter als hartnäckige Unkräuter. Dann trägt zu ihrer Entfernung, wie überhaupt zur Entfernung von perennirendem Unkraut, die Cultur von Hackfrüchten vieles bei.

Sehr schnell und spurlos verschwindet die ursprüngliche Vegetation auf entwässerten ausgebrannten Moorböden, welche dem Ackerbau zugeführt werden. Da deutet in späteren Zeiten auch nicht der geringste Rest der ursprünglichen charakteristischen Vegetation auf die frühere Beschaffenheit des Platzes hin. Die Vegetation verschwindet hier wie ein antediluvianisches Gebilde. In Waldgebieten, welche sich der Axt beugen, bleiben doch meist einzelne Stämme oder etwas Gesträuch zurück und geben eine Andeutung der früheren Beschaffenheit der Gegend; im Moor, wo mit der Veränderung des Bodens der Vegetation zugleich die Möglichkeit der Existenz entzogen wird, könnte selbst ein künstlicher Schutz die Pflanzen nicht vor dem Aussterben bewahren. Die Moorgegenden sind jene Gegenden des offenen Landes, wo gegenwärtig vieler Orten der primitive Pflanzencharakter vollständig sich verloren hat. In unseren Tagen wird gerade eines der größten Hochmoore der österreichischen Monarchie, das Laibacher Moor, der Cultur zugeführt, und das Laibacher Becken wird dadurch einen der charakteristischsten Züge seiner Physiognomie verlieren.

In ähnlicher Weise büßen alle Sumpfgebiete, wenn sie in trockenes Land übergeführt werden, ihre Vegetation schnell ein. Die Veränderungen, welche der Vegetationscharakter Oesterreichs in dieser Richtung erlitten hat, sind nirgends bedeutender, als im Tieflande Ungarns, besonders an der Theiß, wo durch die großartigen Regulirungsarbeiten im letzten Jahrzehnd eine so bedeutende Fläche Landes dem Wasser abgerungen wurde. Auch im westlichen Theile Ungarns haben die Entsumpfungen ansehnliche Striche Landes gewonnen. Eine weitergehende Beschränkung des Wasser- und Sumpfgebietes liegt jedoch, wie es scheint, nicht im klimatischen Interesse des Landes, so hoch auch der Werth des gewonnenen Bodens anzuschlagen wäre. Denn die Sümpfe und Seen sind in Ungarn in gewisser Beziehung ein Ersatz für den Wald, und durch ihre Wasserverdampfung in der Wirkung ihm gleich, so daß es keinem Zweifel unterliegen kann, daß das Klima bei zu weit gehender Beschränkung derselben sich trockener gestalten würde.

Einen namhaften Antheil nahm an der Veränderung des Vegetationscharakters in unseren Ländern die Invasion neuer, hier früher nicht gekannter Gewächse, die Wanderung der Pflanzen, die in immer größerem Maßstabe stattfindet. Ich übergehe die Culturpflanzen, die wohl das größte Contingent der fremden Vegetation bei uns bilden, die man aber, als vom Menschen eingeführt, den eingewanderten Pflanzen nicht beizählen kann. Wohl aber treffen wir auch aus der Reihe der Culturpflanzen einige, welchen die Einführung Anlaß gegeben hat, sich später bei uns als verwildernde und wild werdende Elemente dauernd festzusetzen und einzubürgern, so daß wir sie neben den Culturformen als Bestandtheile des Waldes oder der Flur antreffen, und hier ein analoges Verhältniß wie bei manchen ursprünglich einheimischen Cultur-

gewächsen, so den Obstbäumen, eintritt, welche ihre Urformen noch heutzutage im Walde, in den Culturen aber zahlreiche daraus hervorgegangene Spielarten uns bieten.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Pflanzen heften sich mit ihren Samen, die rauh, borstig, hakig oder stachelig sind, an allerhand Geräth, an Kleider, an die Pelze der Thiere u. dgl. und werden auf solche Art weiter getragen und verbreitet; sie werden hunderte und tausende von Meilen fortgetragen, keimen dann unter günstigen Verhältnissen an Stellen und erhalten sich darauf vorübergehend oder dauernd, wo sie im ursprünglichen Zustande der Vegetation durchaus fehlten. Die Züge der alten Völker in unsere Länder, später jene der Hunnen, Tartaren und Türken, haben zahlreiche Pflanzen nach Oesterreich gebracht, oder solche weiter verbreitet und allgemeiner gemacht, die früher nur ein beschränktes Vorkommen hatten. Auch in unserer Zeit spielen, neben den allgemeinen Mitteln des Verkehrs, namentlich Heereszüge eine wichtige Rolle in der Verbreitung der Pflanzen. Je mehr das Land offen wird und der Wald zurücktritt, deste leichter ist vielen eingewanderten Pflanzen die Einbürgerung ermöglicht. Bei uns giebt es jetzt eine eigene Massenform der Vegetation, jene der Schuttstellen und Straßen, welche größtentheils aus eingewanderten und dem ursprünglichen Vegetationsbestande fehlenden Gewächsen besteht.

Wir haben aus dem Osten weit mehr als aus dem Westen neue pflanzliche Ankömmlinge erhalten. Es stimmt diese Erscheinung mit dem Völkerzuge, der von Ost nach West erfolgt ist, überein. Erst in neuester Zeit werden die Einwanderer aus dem Westen zahlreicher, und wie sie in den westeuropäischen Hafenstädten und deren Umgebung sich reichlicher einfinden, so dürfen wir ihr Fortrücken in unsere Länder gewärtigen. In der That schieben sie ihre Vorposten bereits hier und da in unser Land vor.

Wenn wir auch im allgemeinen dem großen Vehikel des Verkehrs die Einschleppung der meisten fremden Pflanzen zu verdanken haben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß gewisse Völkerzüge bestimmte Pflanzen bei uns hinterließen, die jetzt wild oder verwildert in einer Gegend wachsen. So ist der Paliurus, das Peganum und die wilde Feige bei Ofen ein Ueberbleibsel aus der Türkenzeit, und die Einführung der morgenländischen Platane, die freilich bei uns noch nicht wild geworden, ist ebenfalls den Türken zuzuschreiben.

Die Zahl der Holzgewächse, die bei uns sich eingebürgert haben, ist im Verhältniß zu der Zahl der einheimischen Holzgewächse relativ viel geringer, als jene der Kräuter im Verhältniß zu der ursprünglichen Kräuterzahl. Die bemerkenswertheste Holzpflanze in dieser Beziehung ist die Rebe. Sie ist wild geworden und bildet einen wesentlichen Bestandtheil der Waldung im ganzen mittleren und unteren Gebiete der Donau. Es giebt ganze Waldpartien, die von ihr so überwuchert sind, daß der jüngere Baumwuchs darunter leidet und erstickt wird. Ein immer mehr sich einbürgernder hochstämmiger Baum ist der Wallnußbaum. Bei Bazias an der unteren Donau und in anderen Uferstrichen derselben bildet er gegenwärtig schon einen häufigen Bestandtheil der Waldung, und er ist selbst in den Donauauen bei Wien im dichten Mischbestande anderer Bäume zahlreich wild geworden, und erhebt sich hier mit doppelt so hohem Stamme, als man ihn bei den ansehnlichsten unserer cultivirten Wallnußbäume sieht. Die Robinie, der Ailantus, ja sogar die Roßkastanie fangen an bei uns sich einzubürgern; die letztere findet man bereits in höheren Bergwäldern fern von den Wohnungen. Von Gesträuch sind der Bocksdorn und manche Spiräen zu nennen, welche ebenfalls schon wild geworden sind, und die unserer Vegetation ursprünglich ganz fehlten.

Die Einwanderer aus der Classe der Kräuter sehen wir massenhaft unter den Unkräutern der Saatfelder. Von der Cyane, Rade und dem Klatschmohn herab bis zu den niedrigen Unkräutern ist hier das Meiste fremden Ursprunges und gehört der asiatischen Flora an. Die Feldunkräuter sind indeß größtentheils nicht als eingebürgerte Elemente der Vegetation zu betrachten, sie werden nur durch die Cultur fort-erhalten, und in ihrem Weiterbestande gesichert; bei Auflassen des Cerealienbaues würden die meisten derselben sich vollständig verlieren.

Ein namhaftes Contingent unter den eingewanderten oder in der Verbreitung aus den östlichen Theilen der Monarchie in die westlichen und nördlichen begünstigten Pflanzen liefern die Melden, Kreuzblütler und Syngenesisten. Als eine besonders bemerkenswerthe Pflanze aus der Reihe der letztgenannten ist die stachlichte Spitzklette anzuführen. Diese Pflanze, von welcher bereits eine eigene Geschichte ihrer Wanderzüge geschrieben worden ist, die sich über alle Erdtheile erstrecken, und in den zwei letzten Jahrzehnden fabelhaft schnell stattfanden, ist jetzt in den östlichen Theilen der Monarchie, besonders in Niederungarn, eine wahre Pest des Landes geworden, das sie nicht allein verunreinigt, sondern der Weide und Grasung auf hunderte von Jochen weiter Erstreckung gänzlich entzieht. Man hat sich bereits vor längerer Zeit bestimmt gefunden, Prämien auf ein leichtes und sicheres Mittel zur Vertilgung dieses, ursprünglich durch Handelswolle und durch Borstenvieh eingeschleppten Unkrautes auszusetzen.

Fassen wir schließlich noch einmal im Gesammtüberblick die Veränderungen der Vegetation in Oesterreich im Verhältniß zu ihrem primitiven Zustande zusammen, so finden wir, daß sie in drei Hauptrichtungen auseinander gehen. Die Vegetation hat sich erstens verändert, indem ihr Massenbestand eine weitgehende Alteration erlitten, der Wald zurückgedrängt, dagegen die Flur in ihrer Ausbreitung gefördert worden ist und jetzt einen großen und den größeren Theil des Landes einnimmt. Für's zweite trat eine weitgehende Veränderung ein, indem die Zusammensetzung der Massen einen anderen Charakter und eine andere Stellung der primitiven Elemente annahm. In dritter Reihe endlich hat die Einwanderung ursprünglich nicht vorhandener Pflanzen eine Veränderung der geselligen Verhältnisse der Vegetation hervorgerufen.

In allen drei Richtungen finden die Veränderungen noch fortwährend und in steigender Progression statt, und es läßt sich daraus ein Schluß auf die Gestaltung der künftigen Verhältnisse ziehen.

Dr. S. Reissek.

Die Museen für Kunstindustrie und der Anschauungsunterricht für Kunst.

Vom Professor R. v. Eitelberger in Wien.

In dem industriellen Leben der Völker nimmt die Kunstindustrie in unseren Tagen einen hervorragenden Platz ein. Die Ausdehnung des Weltverkehrs, die Leichtigkeit, Waaren in die entferntesten Länder zu schicken, die wachsende Wohlhabenheit und die Gleichförmigkeit des Geschmacks, des Luxus und der Bedürfnisse des Comforts — alle diese Umstände tragen dazu bei, die Bedeutung der Kunstindustrie für das Völkerleben zu erhöhen. Oesterreich hat auf der Londoner Weltausstellung großen Nutzen von dem Aufschwunge gezogen, welchen einige Zweige seiner Kunstindustrie während der letzten Jahrzehnde genommen haben.

Wenn man aber die Bedeutung der verschiedenartigen Zweige der Kunst und der Handwerke, von deren innigem Zusammenwirken die glücklichen Erfolge der Kunstindustrie eben abhängen, in ihrem ganzen Umfange erkennen will, so muß man erwägen, daß die hervorragende Stellung der Kunstindustrie nicht eine vereinzelte Erscheinung des heutigen Verkehrslebens ist, sondern durch die ganze Geschichte hindurch geht, und daß dieselbe im Grunde so alt ist, als die Geschichte des Handels, der Gewerbe und der Kunst überhaupt.

Der Erfolg einer Waare auf dem Weltmarkte hängt nicht bloß von der Solidität und Preiswürdigkeit derselben ab, sondern ebenso sehr von der Höhe des Geschmacks, welcher sich in den Kunstformen derselben zeigt. Dies gilt schon von jenen Gegenständen, welche den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens dienen, aber in noch höherem Grade von solchen, welche bestimmt sind, den Anforderungen eines verfeinerten Geschmacks zu entsprechen. Wie tief man in die Geschichte des Verkehrs zurückgreift, überall bewährt sich die Wahrheit dieses Satzes, bei den Egyptern und Phöniciern nicht minder als bei den Griechen und Römern, den Arabern und den Volksstämmen, welche im Mittelalter und der Renaissancezeit die Träger der Cultur gewesen sind.

Auf dem Gebiete der Kunstindustrie und Kunstgewerbe zeigt sich eben recht deutlich, daß die Kunst als solche nicht auf der Thätigkeit der Künstler allein beruht, sondern auf der gestaltenden und formgebenden Kraft der Völker selbst, und daß es daher nicht vorzugsweise die Künstler sind, welche bestimmend auf die Kunstindustrie einwirken, sondern jener große werkthätige Theil der Nationen, der die Erzeugnisse schafft,

welche auf Form und Farben beruhen, alſo auf jenen Elementen, auf denen die eigentliche Kunſt aufgebaut iſt. Da man alſo bei dieſer Frage die Bedürfniſſe der Maſſen im Auge behalten muß, und da ein Doppeltes erreicht werden ſoll, große und verſchiedenartige Kreiſe der Bevölkerung durch ihren Bedürfniſſen entſprechende Producte zu befriedigen und zugleich in den Kreiſen der Handwerker den Geſchmack im Großen zu erziehen und zu bilden, ſo müſſen eben Anſtalten gegründet werden, welche darauf berechnet ſind, dieſen Bedürfniſſen Genüge zu thun.

Man würde ſich einer Täuſchung hingeben, wenn man der Meinung wäre, mit Maßregeln und Inſtituten ausreichen zu können, welche entweder nur für die gebildeten oder für die excluſiv künſtleriſchen Kreiſe berechnet ſind.

In das Culturleben der Gegenwart tritt neben der Ariſtokratie der Geiſter, welche ihren Ausdruck in den ſogenannten gebildeten Kreiſen und in den rein künſtleriſchen finden, das arbeitende, werkthätige Volk mit ſeinen äſthetiſchen Anforderungen ein, und Probleme der Volks- und Geſchmacksbildung, welche in früheren Zeiten gänzlich unbeachtet geblieben ſind, verlangen in unſerer Zeit ihre Löſung.

In einem wohlgeordneten Staatsleben muß auf dieſe verſchiedenen Bedürfniſſe in umfaſſender Weiſe Rückſicht genommen werden, und es muß daher auch der Kunſtunterricht ſo eingerichtet ſein, daß er die Intereſſen der eigentlichen Künſtler, des gebildeten Publicums und der arbeitenden Maſſen befriedigt. Nur von einem gleichmäßigen Zuſammenwirken und einer verſtändig geleiteten Kunſtbildung dieſer drei Kreiſe läßt ſich etwas wahrhaft Gedeihliches für das geſammte Volksleben erwarten. Wenn hingegen die Bedürfniſſe des einen oder andern Kreiſes vernachläſſigt werden, ſo treten die Folgen davon ſehr bald hervor und machen ſich in der Gegenwart in um ſo höherem Grade bemerkbar, als die Bedeutung einer ſoliden Geſchmacksbildung für Handwerk-Induſtrie von Tag zu Tag ſtärker hervortritt. Wo Akademien allein mehr oder minder glücklich und erfolgreich innerhalb rein künſtleriſcher Kreiſe gewirkt haben, ohne daß zu gleicher Zeit das gebildete Publicum zur Kunſt herangezogen, die arbeitende Claſſe mit den Elementen der Kunſt vertraut gemacht worden iſt, dort gewahrt man, daß das arbeitende Publicum ſich in ſeinen Kreiſen der Kunſt entfremdet und die Künſtler in den Handwerken keine hinreichend gebildete und geſchulte Unterſtützung finden. Wo hingegen Kunſtanſtalten im höheren Sinne des Wortes fehlen und die Anſtalten für Kunſtbildung ausſchließlich auf die untergeordneten Kreiſe des gewöhnlichen werkthätigen Lebens gerichtet ſind, da fehlen dieſen letzteren ſelbſt die größeren Zielpuncte und ſie verfallen nach dieſer Richtung hin faſt ausnahmslos in Abhängigkeit von jenen Völkern, deren Kunſtinduſtrie eben in der glücklichen Lage iſt, durch die große Kunſt Richtung und Aufſchwung zu erhalten.

Die Lage Oeſterreichs entſpricht vollſtändig weder der einen noch der anderen Situation, wenn man auch nicht verkennen kann, daß faſt Alles, was bis jetzt für Kunſterziehung und Kunſtunterricht geſchehen iſt, ſich auf rein künſtleriſche Kreiſe beſchränkt hat. Sowohl die Akademien der bildenden Künſte in Wien und Venedig, als auch die Akademien von Prag, Krakau, Gratz, Verona und Vicenza u. ſ. f. haben hauptſächlich die große Kunſt im Auge. Was hingegen für Kunſtinduſtrie oder Kunſthandwerke geſchieht, iſt relativ ſo untergeordneter Art, daß die Wirkung davon nur ſehr vereinzelt hervortritt. Auch das, was Real- und Volksſchulen für den Kunſtunterricht thun, iſt noch ſo jung und theilweiſe ſo wenig organiſch an die Bedürfniſſe der arbeitenden Claſſe geknüpft, daß die Wirkungen dieſes Unterrichtes nur ſehr ſpärlich und unvollkommen ſich zeigen.

Unter ſolchen Umſtänden dürfte es an der Zeit ſein, einige Fragen zu erörtern, welche ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen, und mit deren Löſung, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in ganz Oeſterreich der Gewerbeſtand ſich beſchäftigt. In den Gewerbevereinen ſind Kunſtinduſtrie und Zeichnenunterricht eine ſtehende Frage geworden; der niederöſterreichiſche Gewerbeverein giebt ein Gewerbekunſtblatt heraus; der Prager Gewerbeverein unternimmt die Organiſirung eines Muſeums für Kunſtinduſtrie; die Handelskammer für Niederöſterreich hat bereits im J. 1860, indem ſie einen Bericht der Lyoner Handelskammer veröffentlicht, auf die Bedeutung des Zeichnenunterrichtes und der Einrichtung von Muſeen und Ausſtellungen für Kunſtinduſtrie in beredten Worten hingewieſen; der öſterreichiſche Kunſtverein hat mehr als einmal kleinere Ausſtellungen und Objecte der Kunſtinduſtrie veranlaßt. Die Fragen, die wir zu erörtern haben, finden daher einen vorbereiteten Boden. Und die wichtigſte von ihnen iſt gegenwärtig ohne Zweifel jene, welche ſich auf Anſtalten für Erziehung zur Kunſtinduſtrie bezieht.

I. Die Zielpuncte, auf deren Erreichung es bei Anſtalten für Erziehung zur Kunſtinduſtrie ankommt, ſind folgende:

1. Läuterung der Anſchauung und Bildung des Geſchmacks im allgemeinen. Dabei handelt es ſich darum, daß die Aufmerkſamkeit der Induſtriellen auf alle Kunſtrichtungen gerichtet, und daß die verſchiedenſten Zweige der Kunſtinduſtrie dem Beſchauer vorgeführt werden. Die Bedürfniſſe der heutigen Kunſtinduſtrie ſind der Art, daß man mit den beſten Werken aus einer einzigen Richtung nicht mehr ausreicht. Es giebt keinen Kunſtſtil, der einmal zur Herrſchaft gekommen, nicht direct oder indirect ſeinen Einfluß auf unſere Induſtrie ausüben wird; ſie ſpricht die Sprache aller Nationen und aller Jahrhunderte, und zwar um ſo beſſer und reiner, je gründlicher ſie in den Elementen dieſer Kunſtſprachen unterrichtet worden iſt. Wo ihr der Unterricht in dieſen Elementen fehlt, wie es theilweiſe in Oeſterreich der Fall iſt, drückt ſie ſich in ſtilloſen, theilweiſe unverſtändlichen Formen aus; wo ſie hingegen, wie in Frankreich, gründlich gebildet und geſchult ins Leben tritt, da ſtehen ihre Producte auf der Höhe der Geſchmacksrichtung unſerer Zeit und dominiren durch die Reinheit einer gebildeten Ausdrucksweiſe ihr Jahrhundert. Der äſthetiſche Polyglottismus, der Alp aller Kunſtphiloſophen und aller Kunſtſchulen iſt allerdings principiell zu verwerfen, aber er iſt eine Thatſache, deren Vorhandenſein man nicht ungeſtraft außer Acht laſſen darf. Möglich, daß ſich aus dieſer Vielſprachigkeit ein herrſchendes ſtiliſtiſches Glaubensbekenntniß entwickelt, aber wie die Dinge gegenwärtig ſtehen, iſt auch dies nur zu erreichen durch Einſichtnahme in die Stilprincipien aller Zeiten, aller Kunſtzweige und aller Kunſtgattungen. Darum muß der Standpunct, von dem man in dieſen Dingen ausgeht, ein univerſeller ſein.

2. In Inſtituten, welche ſich mit Erziehung zur Kunſtinduſtrie durch Anſchauung beſchäftigen, iſt nöthig, auf jene Induſtriezweige eine beſondere Rückſicht zu nehmen, welche ſich an beſtimmten Orten, ſei es in Folge einer beſonderen Befähigung der Volksſtämme, oder eines in reichem Maße ſich darbietenden Materials, von ſelbſt herausgebildet haben. Auf dieſen Punct iſt ein ganz beſonderes Gewicht zu legen; bei Inſtituten der Art handelt es ſich nicht darum, daß irgend einem abſtracten Princip Ausdruck gegeben werde, ſondern darum, daß beſtimmt begrenzte Bedürfniſſe ihre volle Befriedigung erhalten. Es wäre nichts verkehrter, als dieſe zu einem Gegenſtande ſecundärer Bedeutung herabdrücken zu wollen. In jenen Städten, welche ein Centrum von verſchiedenen Zweigen der Kunſtinduſtrie ſind, werden dergleichen Anſtalten von ſelbſt einen univerſellen Cha-

rakter annehmen; aber auch an diesen Plätzen wird ein feinfühlender Beobachter gewisse Zweige der Kunstindustrie herauszufinden verstehn, in deren Uebung die Bevölkerung ein besonderes Geschick zeigt.

In denjenigen Orten hingegen, die nicht Mittelpunct verschiedener Industriezweige sind, sondern welche mehr oder minder von bestimmten Zweigen beherrscht sind, muß diesen eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Wenn an solchen Orten Sammlungen angelegt werden sollen und durch Anschauung gewirkt werden soll, so muß begreiflicher Weise der Schwerpunct auf die bestimmten Industriezweige gelegt werden. Nur dann werden solche Anstalten sich nützlich erweisen.

3. Wie die Belebung vorhandener, so ist das Entstehen neuer Industriezweige ein Gegenstand der besonderen Fürsorge solcher Institute. Ihre Aufgabe muß es sein, neuen Ideen die Wege zu bereiten und die Kunsthandwerker so schnell als möglich von allem dem in Kenntniß zu setzen, was auf dem Gebiete der Kunstindustrie geschieht und was die Wissenschaft oder die Technik derselben Neues hinzubringt.

Die Einführung neuer Zweige der Kunstindustrie hat allerdings ihre bedenklichen Seiten, aber sie ist nichtsdestoweniger ein Gegenstand von eminenter Bedeutung. Bedenklich wird dieselbe nur dann, wenn die Einführung derselben nicht auf solider Basis geschieht und Folge einer überreizten, nicht einer geläuterten Geschäftsthätigkeit ist; in solchen Fällen verschwinden die Industriezweige ebenso schnell, als sie entstehen, und statt das Nationalvermögen zu erhöhen, vermehren sie bloß das gewerbliche Proletariat.

Die Gefahren, welche die Einführung neuer Industriezweige mit sich bringt, werden aber auch vielfach übertrieben.

Man vergißt die Thatsache gänzlich, daß die meisten Zweige der Kunstindustrie nicht an den Orten entstanden sind, an denen sie in früheren Zeiten oder heutigen Tages blühen. Die meisten Kunstindustriezweige sind aus dem Oriente zu uns gekommen. Die Emailkünstler, die einst in Köln und Limoges thätig waren, haben ihre Kunst von den Byzantinern gelernt; die venetianische Mosaik und das venetianische Glas ist nicht in den Lagunen heimisch; weder das Material noch die Menschen, welche es bewältigen, sind aus der Inselstadt hervorgegangen.

Die Franzosen haben den Kupferstich von den Flamändern gelernt und die Italiener den Holzschnitt von den Deutschen. Die Thonfabrication, welche heute in England blüht, ist, was ihre Geschmacksrichtung betrifft, Frucht der intelligenten Studien, die sie in aller Welt vorgenommen haben; und die französische Renaissance verdankt ihre erste Anregung jenen italienischen Künstlern, welche Franz I. auf französischen Boden verpflanzt hat.

Die Geschichte der österreichischen Kunstindustriezweige bietet hundert Belege für diese Behauptung und würde die Kunstindustrie in erster Linie von dem Material abhängig sein, welches an Ort und Stelle in reichem Maße vorhanden ist, so müßte in Wien das Centrum der deutschen Thonindustrie und des Steinmetzhandwerkes sein. Und gerade in Wien blühen jene Kunstzweige, welche ihren Rohstoff theilweise aus weiter Ferne beziehen.

4. Ein besonderes Gewicht ist auf jene Wissenschaften zu legen, welche sich auf alle Gebiete der Kunstindustrie beziehen; diese Wissenschaften müssen in großem Stile gefördert werden, wenn sie der Industrie nützen sollen. Man kann nicht genug vor Täuschungen warnen, denen man sich auf diesem Felde hingiebt. Frankreich, England und Preußen geben uns das Beispiel, daß nur die wirklichen

Meiſter der Wiſſenſchaft der Induſtrie einen Nutzen verleiben. Die Bedeutung der treibenden Ideen iſt bei uns zu allen Zeiten unterſchätzt worden, und die Zahl derer iſt gering, welche wiſſen, was ein forſchender Mathematiker, Phyſiker oder Chemiker der Geſellſchaft als ſolcher nützen. So förderlich das Wirken jener Schulmänner und Gelehrten iſt, die ſich mit Verbreitung der Wiſſenſchaften beſchäftigen, ſo muß doch der Preis jenen zuerkannt werden, welche die Erweiterung der Wiſſenſchaften als ſolcher zum Zielpuncte ihres Strebens machen. Die Kunſtinduſtrie und das Handwerk in Frankreich und England verdankt dieſen Geiſtern ihre ſchönſten Reſultate. Männer der Art wirken an Sternwarten, Univerſitäten, den großen phyſikaliſchen oder chemiſchen Inſtituten und ähnlichen Orten. Für Anſtalten, wie wir uns dieſelben denken, haben dieſe Männer ihre Bedeutung dadurch, daß ſie ratbend in dieſelben eingreifen, und den wiſſenſchaftlichen Theil derſelben den Einwirkungen untergeordneter Geiſter entziehen, die ſich gerade an ſolchen Anſtalten herandrängen. Auch dann, wenn es ſich darum handeln ſollte, daß in dieſen Anſtalten Voten abgegeben, Vorträge gehalten werden ſollen, ſind ſolche Männer maßgebend, und ſie allein. Mehr noch als die Franzoſen geben uns die Engländer Winke über die Art und Weiſe, wie man das geiſtige Capital der exacten Wiſſenſchaften für Induſtrie und Kunſt und für jene Anſtalten nutzbar machen ſoll, welche ſich mit denſelben im großen Stile beſchäftigen.

II. Die Mittel, durch welche die Zielpuncte erreicht werden können, auf die es bei Erziehung zur Kunſtinduſtrie ankommt, ſind folgende:

1. Förderung des Anſchauungsunterrichtes im Großen, und zwar auf dem Gebiete des ganzen Unterrichtes, der ſich mit ſogenannten Realien beſchäftigt.

2. Erweiterung des Zeichnenunterrichtes und des Unterrichtes im Modelliren. Es handelt ſich bei dieſem vorzugsweiſe darum, ihn nicht nur in den eigentlichen Zeichnenſchulen einzuführen, ſondern ihn zum wirklichen Gegenſtande des Volksunterrichtes zu erheben, und zwar beſonders in jenen Bezirken, in denen Induſtrie blüht.

Die Beſtrebungen, die Kunſtinduſtrie in Oeſterreich durch Verbeſſerung des Zeichnenunterrichtes zu heben, datiren nicht von heute. In der „Vorleſung bei einer feierlichen Preisvertheilung", die Sonnenfels im Jahre 1801 hielt, findet ſich folgende bezeichnende Stelle: „Den Erzeugniſſen des Kunſtfleißes einer Nation, ihren Manufacturen und Fabriken das Uebergewicht zu verſichern, daß ſie überall mit Vorliebe geſucht, auf allen Handelsplätzen vorgezogen werden, ſelbſt in den Handarbeitern der Gewerbe Mannichfaltigkeit, Genauigkeit, Vollendung, dieſe Eigenſchaften erſcheinen zu machen, die ein unbedeutendes Hausgeräthe in die angenehme Form einer Verzierung umſchaffen, dazu muß die Anleitung ſich in das Allgemeine erweitern; bis dahin muß der Einfluß der Zeichnung und des durch ſie geleiteten Geſchmacks, ich bin verſucht es zu ſagen, bis in dem unterſten Handgewerbe ſichtbar werden."

Ueber dieſen Punct iſt es überflüſſig geworden viel Worte zu verlieren. Man iſt in Oeſterreich darüber klar, und Handelskammern, Communen und der Staat haben in den letzten Jahren gerade für dieſes Gebiet ſehr viel gethan. Diejenigen, welche im verfloſſenen Jahre London beſucht haben, hatten Gelegenheit wahrzunehmen, welche Bedeutung man gegenwärtig auf den Zeichnenunterricht in Volksſchulen legt. Es fand damals unter dem Vorſitz des Lordmayor von London ein Meeting ſtatt, um die Frage des Zeichnenunterrichtes in den Mädchenſchulen zu erörtern und die Mittel in Erwägung zu ziehen, denſelben in entſprechender Weiſe zu fördern.

3. Unterſtützung aller jener Einrichtungen, durch welche Muſeen und Kunſtſammlungen leicht zugänglich gemacht und die darin aufgeſtellten Werke der Beſchauung zugeführt werden; endlich

4. Gründung von Museen, welche speciell der Kunstindustrie gewidmet, alle jene Gegenstände enthalten, welche geeignet sind, den Industriellen auf die Bedeutung der Kunst, auf die Verschiedenartigkeit der Technik, auf die Mannichfaltigkeit der Kunsteinrichtungen und Kunstgattungen und auf neue Erfindungen aufmerksam zu machen.

III. Der Anschauungsunterricht im österreichischen Kaiserstaate steht in den ersten Anfängen; erst gegenwärtig wird dafür gesorgt, in den sehr beengten Räumen der kaiserlichen Akademie der bildenden Künste ein größeres Museum von Gypsabgüssen anzulegen; keine einzige österreichische Universität hat ein Antiquarium, eine Kunstsammlung oder ein Museum von Gypsabgüssen; an der hiesigen Akademie fehlten die Florentiner Niobiden und die Münchener Aeginetten, die Werke des Michel Angelo fast gänzlich; architektonische Vorbilder sind mit Ausnahme einiger römischer und griechischer Capitäler fast gar nicht vorhanden.

Den Kunsthandwerkern ist die Kunst eine terra incognita; nur in wenigen größeren Ateliers hat sich das Bedürfniß geltend gemacht, die industriellen Erzeugnisse auf den Boden der Kunst zu stellen.

An Kunstwerken hat allerdings Oesterreich ebensowenig Mangel, als an Naturproducten; aber sie sind nur Wenigen bekannt. Der engere Kreis von Kunstgelehrten und Kunstfreunden im Auslande wie im Inlande weiß, welche Schätze wir beherbergen, und die Bewunderung derselben ist ebenso groß, als die Verwunderung, daß dieselben für die Zwecke der Kunst, der Wissenschaft und der Industrie im ganzen nur sehr wenig benutzt werden; für die meisten Industriellen sind die öffentlichen Sammlungen wie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; auf großen Umwegen erfahren sie den Inhalt derselben.

Vor allem ist das reiche Material zu erwähnen, das sich sowohl in öffentlichen, als in Privatsammlungen befindet. Vieles in denselben gehört der Kunst im engeren Sinne des Wortes an, aber gewiß eben so vieles dem, was man heutzutage der Kunstindustrie einreiht. Und gerade dieses wird als Gerümpel angesehen, das man höchstens seiner Rarität wegen respectirt, seines Alters wegen hinter Glas und Rahmen stellt. Die elfenbeinernen Kästchen und Vasen, die bemalten Trinkgläser unserer Vorfahren, ihre damascirten oder emaillirten Waffen und Geräthschaften, die Stoffe, mit denen sie sich bekleideten, die Teppiche, die sie in Kirchen und Prunkgemächern aufhingen, die Decken, welche sie über Tische und Betten legten, sind den Meisten bloß Gegenstände der Curiosität, an die sie kein höheres Interesse zu knüpfen verstehn. Und gerade diese Gegenstände gewinnen heutzutage ihren Werth. Nimmt man sie aus ihrer vereinsamten Stellung heraus, und reiht man sie nach bestimmten Gesichtspuncten, so gewinnen sie in Verbindung mit ähnlichen Objecten eine Bedeutung, die sie einzeln nicht haben. Stellt man den geschichtlichen Gesichtspunct in den Vordergrund, so sind sie es vor allem, die uns das Leben unserer Vorfahren in Haus und Schule, in Amt und Kirche lebendig machen. Geht man vom rein technischen Gesichtspuncte aus, so wird deutlicher, als dies auf anderen Wegen möglich ist, die Geschichte des Handwerkes in allen seinen Details ersichtlich. Geht man vom ästhetischen Standpuncte aus, so wird Form und Farbe, Ornament und Construction in ihrer Wechselwirkung klar; man sieht dann recht deutlich, wie wenig Zufall und wie viel Gesetz in diesen Dingen herrscht, und welchen Werth es für unsere Industrie hat, das Kunstgesetz in den Formen aller Jahrhunderte aufzufinden und festzustellen.

Solche Gegenstände besitzt Oesterreich in den großen öffentlichen Sammlungen und bei Privaten in nicht gewöhnlichem Maße. Im Antikencabinet, der Hofbibliothek,

den Sammlungen des unteren Belvedere, den k. Schlössern, im Arsenale vor der Belvederelinie, wie im städtischen Zeughause giebt es zahlreiche Gegenstände der Art die, in Verbindung mit ähnlichen Werken aus anderen Sammlungen, geeignet sind, die Anschauung zu fördern, die Industriellen über die Aufgabe ihrer Industriezweige zu orientiren und den Geschmack derselben zu bilden. In das Licht der Oeffentlichkeit hineingestellt, werden sie aufhören, Gegenstand einer müßigen Neugierde oder unpraktischen Gelehrsamkeit zu sein, und man wird die Sammlungen, welche sie enthalten, mit ganz anderen Augen ansehen, als es gegenwärtig der Fall ist. Ebenso ist die Zahl der Anstalten nicht gering, welche berufen wären, den Aufschwung der Kunst in den Gewerben zu fördern.

Aber auch auf das höhere politische und staatliche Gebiet würde eine Erhebung der Industrie auf den Boden der Kunst von den besten Erfolgen begleitet sein.

Im industriellen Leben Oesterreichs macht sich gegenwärtig das Bestreben nach Unabhängigkeit geltend; man kann auf diesen Umstand nicht genug Gewicht legen, man mag denselben vom staatlichen oder vom industriellen Gesichtspuncte aus betrachten. Vom staatlichen Gesichtspuncte aus ist derselbe von höchstem Belange; denn ein Großstaat existirt heutigen Tages nicht nur durch die Macht seiner materiellen, sondern ebenso sehr durch die Macht seiner geistigen Mittel. So lange er sich auf nichts stützen darf, als auf die physische Kraft seiner Völker, den Reichthum der Bodenproducte, die Pracht seiner Wälder, ist er ein Staat, mit dem man sich alliirt, wenn man materielle Kräfte braucht, sonst aber eine Beute des intelligenteren und gewandteren Auslandes. Darum haben zu allen Zeiten große Staatsmänner auf die Hebung der Industrie durch Kunst und Wissenschaft ein großes Gewicht gelegt, weil sie gewußt haben, daß sie auf diesem Wege vor allem die Unabhängigkeit und Größe des Vaterlandes sicherstellen. In der gegenwärtigen Zeit, wo das Probibitivsystem im Sinken begriffen ist und der Freiheit der Gewerbe und des Handels die Zukunft angehört, giebt es nur ein einziges sicheres Mittel, die Unabhängigkeit auf industriellem Boden zu erhalten, und dies besteht in der Stärkung der geistigen Elemente desselben. Die beste, schönste und preiswürdigste Waare ist nur die intelligenteste Bevölkerung herzustellen im Stande, und nur diese greift im Weltverkehr durch; es wäre Thorheit, in der gegenwärtigen Zeit im industriellen, wie auch im geistigen Leben durch etwas anderes einen Erfolg erringen zu wollen, als durch das Uebergewicht des inneren Werthes.

Die Industriellen fühlten dies wohl; alle, die sich nur etwas in der Welt umgesehen haben, Ehrgeiz und Intelligenz besitzen, sind rastlos thätig, die Concurrenz mit dem Auslande durch die Güte der Waare aushalten zu können; nur in sehr bescheidenem Maße rechnet man auf die Wirkung der Schutzzölle, und jeder ist mehr oder minder überzeugt, daß die Zukunft dem Freihandel gehöre. Wie die alten Spartaner sagten, daß tapfere Männer die besten Mauern sind, so können wir heutigen Tages sagen, daß Industrielle, welche auf der Höhe der Zeit stehen, die besten Schutzzölle, die einzige Wehr und Waffe gegen das Einbrechen und Ueberfluthen der fremden Waaren sind.

Am Continente giebt es nur einen einzigen Staat, der seit mehreren Jahrhunderten consequent alles gethan hat, um sich die Suprematie in Gewerbe und Kunst zu sichern; und das ist Frankreich. Wenn heutigen Tages die deutsche Industrie von der französischen überflügelt, in ihrer nationalen Selbständigkeit bedroht ist, so ist es einzig und allein der schwankenden und unsicheren Haltung derjenigen Männer zuzu-

ſchreiben, welche das deutſche Staatsweſen zu leiten hatten. Wenn die deutſche Induſtrie auf einigen Gebieten der franzöſiſchen das Gleichgewicht hält, auf wenigen ſie überflügelt, ſo iſt dies dem Umſtande zuzuſchreiben, daß eben dieſe Induſtriezweige ſich, ſei es durch die Intelligenz ihrer Träger, ſei es durch Förderung von Seite des Staates oder der Männer der Wiſſenſchaft und Kunſt, die Suprematie auf ihren Gebieten zu wahren verſtanden haben. In dem großen Wettkampfe um die Hegemonie auf induſtriellem wie auf geiſtigem Gebiete ſcheint Oeſterreich berufen, vor allen eine große Rolle zu ſpielen; es iſt der einzige Staat im Südoſten Europa's, der mächtig genug iſt, um einen Mittelpunct für die mannichfaltigſten Beſtrebungen auf dieſem Gebiete zu bilden.

IV. Eine hervorragende Stelle für die Auffaſſung des Verhältniſſes der Kunſt zur Induſtrie nehmen „die Statuten für die öſterreichiſch-kaiſerliche Akademie der bildenden Künſte in Wien" vom 4 Februar 1812 ein. Der Verfaſſer dieſer Statuten, v. Sonnenfels war von der Bedeutung der Kunſt, von ihrem großen Einfluſſe, wie auf den Ruhm ſo auf den Wohlſtand einer Nation überzeugt; die Geſichtspuncte, welche ihn leiteten, galten dem geſammten Staat und der Entwickelung eines Oeſterreich, welches großer centraler Inſtitute zur Förderung ſeiner ſtaatlichen und ſeiner Culturzwecke nicht entbehren konnte. Wenn die Statuten ihren Zweck nicht erfüllten, ſo lag der Fehler nicht in ihnen, ſondern in äußeren Umſtänden.

Akademien ſchafft man nicht allein mit Statuten, ſondern mit Männern, die es verſtehn, ſie zu beleben. Und dieſe Männer ſind wieder nicht im Stande, einer Akademie Leben einzuhauchen, wenn ſie nicht von einer Nation getragen, von einem Staate gefördert werden, welche das Verſtändniß dafür beſitzen; und wenn man ihr nicht Zeit gönnt, ſich zu entfalten.

Zehn Jahre, nachdem die Statuten gegeben wurden, befanden ſich in Oeſterreich faſt alle Gebiete des geiſtigen Lebens auf dem Rückzuge. Die Ideen der politiſchen Reaction, wie ſie auf dem Aachener Congreſſe im J. 1818 hervorgetreten ſind, hatten faſt jeden geiſtigen Aufſchwung gebrochen.

All' dasjenige, was ſowohl indirect als direct auf Hebung der Kunſtinduſtrie wirken ſollte, erlahmte entweder gänzlich, oder erzielte bloß halbe Erfolge. Würde es die Akademie verſtanden haben, der Nation große Impulſe zu geben, ſo würde die Kunſtinduſtrie von der großen Kunſt gehoben und getragen worden ſein.

Aber man bewegte ſich beſonders in den Jahrzehnden unmittelbar vor 1848 in den Traditionen einer überdies noch abgeſchwächten akademiſchen Kunſtauffaſſung, und nahm weder die Anſchauungen der franzöſiſchen, noch der Berliner oder Münchener Romantiker und Claſſiker mit Energie auf. Alles gefiel ſich in mittelmäßigen Anſchauungen, und die Mittelmäßigkeit iſt der Tod jedes Kunſtlebens.

Die Statuten vom Jahre 1812 enthalten aber auch Beſtimmungen, welche unmittelbar auf Hebung der Kunſtinduſtrie hinzielen.

Im §. XIX ſind die vier Hauptabtheilungen des akademiſchen Lehrkörpers verzeichnet, und in dieſen iſt die vierte gänzlich der „Schule der Anwendung der Kunſt auf Manufacturen" gewidmet.

Auch in den anderen drei Abtheilungen ſind Lehrobjecte verzeichnet, welche ſich direct oder indirect auf Kunſtinduſtrie beziehen; ſo die „Blumen- und Früchtenmalerei", die in Oeſterreich in Folge dieſer Schule einen Aufſchwung genommen und insbeſondere auf Porcellanmalerei einen reichhaltigen Einfluß ausgeübt hat; ſo „die Bildhauerei in Allem, was der Bildner als Stoff bearbeitet, in Stein, Metallen, Erde", die aber ebenſowenig als „die Moſaik" in die-

sem Umfange je an der Akademie betrieben wurde; so die „Kupferstecherei“, die jetzt gänzlich fallen gelassen wurde, allen Zweigen der Graveurindustrie nicht minder förderlich gewesen ist, als „die Graveurkunst“, in der in allen ihren Richtungen vertiefter und erhobener Arbeit in Stahl, Erz- und Edelsteinen zu schneiden, nebst der Behandlung der Metalle, um sie zu formen, mit Punzen zu treiben, Walzen und Stanzen zu schneiden“, u. s. w. hätte gelehrt werden sollen.

Der vierte Absatz des §. XX wendet sich ausschließlich der „Schule der Anwendung der Kunst auf Manufacturen“ zu. Er bezeichnet als Gegenstände des Unterrichtes „die Zeichnung und Malerei“, wie sie zunächst und unmittelbar für verschiedene Zweige des Kunstfleißes, hauptsächlich der Kunstfärberei und der feineren Kunstdruckerei geeignet sind.

Insofern endlich der eine oder andere Kunstzweig zur Verbesserung der Handgewerbe die Grundlage sein muß, ist die Anleitung zum Zeichnen, Bossiren u. s. w. für die Handgewerbe unter die Aufsicht der Akademie gestellt. Die Lehrlinge und Gesellen sind daher verbunden, die an Sonn- und Feiertagen eigens für sie gehaltenen Schulen zu besuchen, und diejenigen, welche um ein Meisterrecht ansuchen, nach Verschiedenheit des Gewerbes, ein Prüfungsstück daselbst zu verfertigen.

Der §. XLVII macht es den „Ehren- und Kunstmitgliedern der Akademie zur Pflicht, alle zu ihrer Kenntniß gelangten Beobachtungen über die Fortschritte der Kunst, neue Erfindungen“ u. s. f. anzuzeigen, und „überhaupt gemeinschaftlich zur Aufnahme der Akademie und zur Beförderung der Nationalindustrie zu wirken.“

Viele von diesen Bestimmungen sind gegenwärtig gänzlich veraltet. Niemand erwartet das Heil der Akademie von der Pflege vielerlei Kunstzweige und von der Verbindung der Lehren für Kunstindustrie und für Kunst. An jeden dieser Zweige menschlicher Thätigkeit werden gegenwärtig so viele Anforderungen gestellt, daß für jeden derselben besondere Schulen errichtet werden müssen. Die Abtheilung für Kunstindustrie verkümmerte; die Mittel, welche ihr zur Disposition waren, genügten so wenig, als die Lehrer, welche daselbst wirkten. Die Industriellen, durch das Prohibitivsystem in eine falsche Richtung gedrängt, durch den Mangel einer Gesetzgebung für geistiges Eigenthum mehr auf Benutzung fremder Kunstformen als auf Anwendung eigener hingewiesen, gewährten auch diesen geringen Anfängen einer selbständigen Entwickelung der Kunstindustrie nur eine geringe Unterstützung, und so verkümmerten durch äußere und innere Umstände die Lehrabtheilungen, welche im Jahre 1812 an der Akademie der bildenden Künste gegründet worden sind.

Die Akademie der bildenden Kunst in Venedig hat eine Abtheilung für Ornamentik, welche speciell dem Handwerkerstande geöffnet ist; der Zudrang zu dieser Schule ist ein außerordentlich großer, so ungenügend dieselbe ausgestattet ist. Wie der Italiener überhaupt, so besitzt der Venetianer ein nicht gewöhnliches Geschick für alle Arten von Kunstarbeiten, und es würde nicht unmöglich sein, durch eine geschickte Organisirung der Realschulen und auf der terra ferma durch Umgestaltung der gänzlich veralteten städtischen Akademien der Künste in Verona, Vicenza und Udine in Schulen für Kunsthandwerker der venetianischen Kunstindustrie neue Impulse zu geben. Es müßte dabei natürlich auf jene Industriezweige besondere Rücksicht genommen werden, welche entweder in früheren Zeiten geblüht haben, oder zu denen die Bevölkerung noch heutigen Tags Geschick zeigt. Alle größeren Städte in Lombardo-Venetien haben Ansätze zu Museen für Kunstindustrie; die öffentlichen Kunstsammlungen, insbesondere das Museo Correr in Venedig, das Museo patrio in Verona und Vicenza würden

Anhaltspuncte für ſolche Inſtitute geben. Eine im italieniſchen Charakter wurzelnde Eiferſucht und das herrſchende Mißtrauen der Arbeiter unter einander würde einer zweckmäßigen Benutzung ſolcher Anſtalten in der erſten Zeit wohl hindernd in den Weg treten; aber auf der anderen Seite würden ſie gerade dem Genius der Italiener ganz vorzugsweiſe zuſagen, wenn man dieſelben in entſprechender Weiſe mit den Municipal-Inſtitutionen in Verbindung brächte. Die Begeiſterung für Kunſt, die Liebe zum Vaterlande und eine nicht gewöhnliche Aufopferungsfähigkeit, welche den Italiener kennzeichnen, würden ſolchen Inſtitutionen zu ſtatten kommen; auch würden ſie vielleicht die Verſchleppung von Kunſtgegenſtänden aller Art in das Ausland verhindern. Gegenwärtig ſind die meiſten Anſtalten der Art ohne großen Nutzen; ſie werden von den Eingeborenen im ganzen wenig gewürdigt und ſind meiſt in den Händen von Antiquaren oder von Dilettanten: alle beſſeren Geiſter in Italien fühlen, daß dieſe Inſtitute auf eine neue Bahn hinüber gelenkt werden müſſen. Für Venedig ſpeciell hat Conte A. Sagredo in ſeinem Werke über den Fondaco dei Turchi dieſen Ideen einen entſprechenden Ausdruck gegeben und den Vorſchlag gemacht, dieſes Gebäude zu reſtauriren und mit dem anſtoßenden Museo Correr zu einem großen Museo patrio umzugeſtalten. Es wäre im hohen Grade wünſchenswerth, wenn dieſer Gedanke raſch aufgenommen und in einer Weiſe ins Leben geführt würde, wodurch die Ideen auf venetianiſchen Boden übertragen werden könnten, die in dem ſoeben gegründeten öſterreichiſchen Muſeum für Kunſt und Induſtrie zum Ausdruck gelangten.

In den übrigen Kronländern würden theilweiſe die Realſchulen, theilweiſe die ſogenannten Landesmuſeen, in Krakau und Gratz die Akademie der bildenden Künſte vorzugsweiſe Anhaltspuncte bieten, um ähnliche Inſtitutionen ins Leben zu rufen. Der Zeichnenunterricht in den Realſchulen wird ohnedies über kurz oder lang auf eine andere Baſis geſtellt werden müſſen, und die Landesmuſeen werden erſt dann wirklich nützlich ſein, wenn ſie mit den Bedürfniſſen der Induſtrie in eine zweckmäßige Verbindung gebracht werden.

Ein Inſtitut, welches der Induſtrie viel Nutzen hätte bringen können, iſt die k. k. Porcellan-Fabrik in Wien. Im Jahre 1718 nach dem Vorbilde fremder Fabriken gegründet, iſt nunmehr in der nächſten Zeit ihre Auflöſung zu gewärtigen. Sie iſt von den meiſten der größeren Staats-Porcellan-Fabriken zu Sèvres, Berlin, Meiſſen, Kopenhagen und Petersburg überholt worden. Würde ſie, ſtatt in Wien gegründet worden zu ſein, nach Deutſch-Böhmen, dem Centrum der öſterreichiſchen Porcellaninduſtrie verlegt worden ſein, ſo hätte ſie wohlfeiler arbeiten und in directer Weiſe nützen können; hätte man ſie als Muſteranſtalt betrachtet und nicht als Finanzquelle, würde ſie alſo nicht den Finanzhofſtellen, ſondern jenen Behörden unterſtellt worden ſein, welche heutigen Tages das Staatsminiſterium oder Handelsminiſterium bilden, ſo wäre ſie in der Lage geweſen, der ganzen Thoninduſtrie einen Aufſchwung zu geben; würde man ſich an die Grundſätze Kaiſer Joſeph's II. gehalten und dem Director der Anſtalt die nöthige Freiheit gewährt haben, ſo hätte man die Anſtalt von Anfang an von jenem Mißtrauen befreit, das wie ein Alp das ganze Inſtitut drückte. Die Auflöſung der Porcellan-Fabrik und die ſchon früher erfolgte Auflöſung der Aerarial-Teppich-Fabrik in Linz ſind ein laut redendes Zeugniß für den Grundſatz, daß der Staat kein guter Fabrikant iſt, und daß Staatsfabriken nicht vom financiellen Geſichtspuncte, ſondern nur von der Rückſicht aus geleitet werden können, aus ihnen Muſteranſtalten für die betreffenden Induſtriezweige zu ſchaffen. Kann oder will der Staat dies nicht thun, ſo thut er ſicher beſſer, ſolche Fabriken

gänzlich fallen zu laſſen. Allerdings erwächst dann für ihn die Pflicht, in zugleich ausgiebigerer und zweckmäßigerer Weiſe für die Erziehung der Bevölkerung zur Kunſtinduſtrie zu ſorgen.

Auch die k. k. Staatsdruckerei in Wien gehört in die Reihe dieſer Inſtitute; wenn dieſelbe in den letzten Jahrzehnden einen Aufſchwung genommen, neue Entdeckungen gefördert, einzelne Zweige der Kunſt und Induſtrie gehoben hat, ſo verdankt ſie das einer relativ freieren Bewegung, einer minder mißtrauiſchen Controle und einer ſelbſtändigeren und energiſcheren Leitung. Ohne dieſe Umſtände wäre ſie wahrſcheinlich derſelben Krankheit erlegen, durch die wir gegenwärtig die Porcellan-Fabrik untergehen ſehen.

Die kaiſerliche Graveur- und Modelleur-Schule an dem k. k. Haupt-Münzamte in Wien iſt ein anderes Inſtitut, welches berufen wäre, einen wichtigen Zweig der Kunſt und Kunſtinduſtrie geiſtig zu beleben. Sie hätte gegenwärtig jene Miſſion zu erfüllen, welche der Abtheilung für Graveur-Kunſt früher an der Akademie der bildenden Künſte angewieſen wurde. Auf die Emancipation auch dieſer Schule von financiellen Rückſichten muß in der Zukunft beſonderes Gewicht gelegt werden, ſoll dieſe Schule gedeihen und den Anforderungen entſprechen, welche man an dieſelbe richtet.

Eine nicht zu unterſchätzende Wichtigkeit hat das techniſche Cabinet an dem k. k. Polytechnicum in Wien. Da es mit jenem Inſtitute in Verbindung iſt, dem es in erſter Linie zukommt, jene Wiſſenſchaften zu lehren, welche auf Kunſtinduſtrie einen Einfluß haben, ſo würde das techniſche Cabinet jene Aufgabe zu erfüllen haben, welche die wiſſenſchaftliche Abtheilung des South-Kenſington-Muſeums erfüllt; und dieſer Aufgabe wäre es in weit höherem Grade gewachſen, als das genannte Inſtitut, deſſen ſchwächere Seite die wiſſenſchaftliche Section iſt.

Wenn irgend eine Anſtalt den Keim zu einer ſchönen Zukunft in ſich trägt, ſo iſt es das techniſche Cabinet.

Wir können bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken, die gerade in Oeſterreich von großer Bedeutung iſt. Es wird nämlich bei uns, ſowie überall, über das Kunſt-Proletariat geklagt und nach den Mitteln gefragt, wie man der Vermehrung deſſelben Einhalt thun könne. Wir glauben, eines der wirkſamſten Mittel iſt die Hinüberleitung eines gewiſſen Ueberfluſſes von Kunſtproduction auf das Gebiet der Induſtrie und die Verminderung der kleineren Akademien der bildenden Künſte. Wir halten eine große Akademie der bildenden Künſte, wenn ſie gut geleitet und hinlänglich dotirt iſt, für ein ſtaatliches und ein geſellſchaftliches Bedürfniß; hingegen kleine Akademien für eine Calamität, — dort nämlich, wo ſich ein reicheres Kunſtleben aus eigenen Mitteln nicht entfalten kann. Die kleinen Akademien in den italieniſchen Städten ſind ein warnendes Beiſpiel; ſie erzeugen nicht bloß unbrauchbare Glieder der Geſellſchaft, ſondern auch unzufriedene Menſchen. Allerdings entſpringt die Gründung ſolcher Akademien der bildenden Künſte, wie auch die der Wiſſenſchaften, in den wenigſten Fällen einem wirklichen Intereſſe für Kunſt oder für Wiſſenſchaft; meiſtentheils verdanken ſie ihre Entſtehung keinem tiefer liegenden ernſten Bedürfniſſe. Was wird da nicht alles für Kunſt und für Wiſſenſchaft ausgegeben, welcher klägliche Dilettantismus macht ſich da nicht geltend! die Selbſtüberhebung iſt in ſolchen Anſtalten zu Hauſe, ſie hält gleichen Schritt mit den geringen literariſchen oder artiſtiſchen Leiſtungen. Wie große Künſtler und große Gelehrte der Geſellſchaft wirklich nützen, ſo ſind mittelmäßige Künſtler eine wahre Landplage; ſie lernen ſich nicht beſcheiden und dem arbeitenden und werkthätigen Theile der Nation unterordnen

und anſchließen; der falſche Künſtlerſtolz, der in ihnen genährt wird, verhindert ſie, ſich induſtrieller Beſchäftigung hinzugeben, und im Grunde haben ſie auch viel zu wenig gelernt, um in derſelben wirklich nützen zu können.

Es iſt ein ſicheres Kennzeichen halb civiliſirter Zuſtände, wenn man in einem Lande Akademien der bildenden Künſte und der Wiſſenſchaften errichtet, wo der Volksunterricht brach liegt, in den Mittelſchulen ein ſchlechter und ungenügender Unterricht ertheilt wird, der Bürgerſtand ganz unbedeutend iſt und die Induſtrie ſich kaum über die erſten Anfänge hinaus erhoben hat; in ſolchen Ländern ſind die Akademien allerdings nichts weiter als Nahrſtoff für nationale Agitation und der Tummelplatz für halbgebildete Geiſter.

V. Die meiſten öffentlichen Muſeen ſind im verfloſſenen Jahrhundert entſtanden. Diejenigen, die in dieſem Jahrhundert gegründet wurden, verfolgen entweder rein wiſſenſchaftliche Zwecke oder künſtleriſche im höheren Sinne des Wortes; ſie ſind darauf berechnet, dem Gelehrten ein wohlgeordnetes Material für ſeine Forſchungen zu bieten, bedeutende Kunſtwerke vor Zerſtörung oder Verſchleppung zu ſichern und ſie der Betrachtung zugänglich zu machen. Die Bedeutung dieſer Zwecke, welche in ſolchen Anſtalten verfolgt werden, kann niemand verkennen; aber eben ſo wenig darf man ſich der Thatſache verſchließen, daß es neben dem gelehrten und dem ſogenannten gebildeten Publicum, welches ſich am Genuſſe der Kunſtwerke bildet, auch ein arbeitendes giebt, welches Kunſtwerken und Kunſtmuſeen gegenüber einen ganz anderen Standpunct einnimmt, als der Gelehrte, der gebildete Menſch und der Künſtler. Die Sorge für die Befriedigung der Bedürfniſſe dieſes Publicums bleibt großentheils der Zukunft vorbehalten.

Dazu kommt noch, daß die meiſten Anſtalten der Art Hof-Anſtalten ſind, und daß bei ihnen Rückſichten obwalten, welche der Benutzung der ausgeſtellten Werke für das arbeitende Publicum wenig förderlich ſind.

Relativ am meiſten iſt für dieſe Zwecke in Frankreich geſchehen; die meiſten Anſtalten, welche ſich mit Kunſt oder Induſtrie beſchäftigen, ſind, wie die großen Staatsfabriken, glänzend dotirt, die Zöglinge, welche in denſelben ſtudiren, haben ein reiches und wohlgeordnetes Material zu ihrer Verfügung; in den öffentlichen Muſeen iſt es ſeit jeher Uebung geweſen, diejenigen zuzulaſſen, welche in denſelben ſtudirend arbeiten wollen und die glänzenden Räumlichkeiten, welche beſonders in Paris die Muſeen enthalten, ſind geeignet, die Kunſtgegenſtände in entſprechender Weiſe aufzuſtellen; für Vermehrung der letzteren wird ununterbrochen geſorgt; die Summen, welche dafür zur Verfügung ſtehen, ſind nach deutſchen Begriffen außerordentlich. In neueren Zeiten ſind außerdem noch zwei neue große Muſeen gegründet worden, welche unter dem Namen Musée Cluny und Musée Napoleon III. bekannt ſind. Nichtsdeſtoweniger dringt man auch in Frankreich fortwährend auf Vermehrung ſolcher Anſtalten und Vermehrung des Zeichnenunterrichtes.

Unter den deutſchen Anſtalten hat das ſogenannte Neue Muſeum in Berlin am meiſten die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Es iſt eine Schöpfung des verſtorbenen Königs Friedrich Wilhelm IV., eine Frucht der hohen wiſſenſchaftlichen Bildung und der tiefen Einſicht in die Kunſtentwickelung aller Zeiten. Wer durch die Räume dieſes Muſeums geht, erhält ein lebendiges Bild von der Geſchichte der Kunſt, von Aegypten angefangen bis auf unſere Zeiten. Es iſt vorerſt für die Zwecke des gebildeten Publicums berechnet; dieſes empfängt aus demſelben reiche Eindrücke, ſein Geſchmack kann ſich bilden, ſein Geiſt ordnen; auf Kunſthandwerke wirkt es nur in zweiter Linie.

Für die Anſchauung im weiteſten Sinne des Wortes und in ganz modernem Geiſte ſorgt der Glaspalaſt zu Sydenham; er gehört zu den glänzendſten Unternehmungen, welche in neueſter Zeit in England auf dem Wege der Aſſociation ins Leben gerufen wurden; in den weiten Räumen deſſelben befindet ſich Alles, was zur Anſchauung gebracht werden kann, Kunſtwerke nicht minder, wie Werke der Induſtrie, Gegenſtände der Naturgeſchichte, der Länder- und Völkerkunde u. ſ. f. Während man an dem Berliner Muſeum den wiſſenſchaftlichen Geiſt bewundert, der ſich in der Auswahl, Aufſtellung und Anordnung der Gegenſtände kund giebt, iſt es im Glaspalaſte zu Sydenham vorzugsweiſe der praktiſche Geiſt, der auffällt. Die Sammlungen ſind ſo geordnet, daß ſie den Gebildeten wie den Ungebildeten intereſſiren. Zahlreiche illuſtrirte Kataloge, von den beſten Kräften ausgearbeitet, bilden die verläßlichen Führer; von Zeit zu Zeit werden auch populäre Vorleſungen für das gebildete Publicum in dieſen Räumen gehalten. Was man in dem Glaspalaſte von Sydenham erhalten kann, iſt Anregung, und nicht Belehrung; für jene iſt Alles geboten, zu dieſem fehlt es am Ernſte; man will ſich unterhalten und zugleich unterrichten; aber der praktiſche Engländer hat eingeſehen, daß der Unterricht, der in unterhaltender Weiſe ertheilt wird, ſich nur auf Anregung beſchränken kann. Wer glauben würde, daß ernſtere Zwecke dort verfolgt werden, der würde irren; für die wirklichen Zwecke des Kunſt- und Zeichnenunterrichtes mußte in anderer Weiſe geſorgt werden, und das iſt auch in den letzten zehn Jahren in England in wahrhaft glänzender Weiſe geſchehen.

In England iſt das Bedürfniß, für Erziehung zum Kunſtunterricht von Staatswegen zu ſorgen, erſt in den letzten Jahrzehnden hervorgetreten. Im Jahre 1838 hat die engliſche Regierung dieſen Gegenſtand zum erſten Male in Erwägung gezogen und eine Zeichnenſchule in Somerſethouſe errichtet, in der Zeit, als Mr. Paulet Thompſon Präſident of the Board of Trade war; ſie hatte zur Aufgabe, Zeichner heranzubilden, welche Muſter und Zeichnungen für Manufacturen entwerfen konnten. Trotz der Anſtrengungen, welche damals gemacht wurden, war der Fortſchritt der Schulen ein geringer, und es hatten ſich in den darauf folgenden zwölf Jahren nur zwölf Schulen nach dem Vorbilde des Etabliſſements in Somerſethouſe gebildet.

Die Weltausſtellung im Jahre 1851 gab der Sache eine unerwartete Wendung. Wie die Begründung der Weltausſtellungen eine tiefe Einſicht in die Bedürfniſſe der heutigen Civiliſation zeigt, ſo haben auf derſelben die Engländer von den Reſultaten derſelben inſoferne den größten Nutzen gezogen, als ſie bei der Unabhängigkeit ihrer Denkweiſe und dem klaren praktiſchen Blick ſogleich erkannt haben, auf welchen Gebieten ſie die Oberherrſchaft beſitzen, und auf welchen ſie von anderen Staaten überflügelt werden. Es waren dies jene Gebiete, welche von dem Einfluſſe der Kunſt und den Regeln des guten Geſchmacks beherrſcht werden. Es wurde die Erweiterung der Zeichnenſchulen beſchloſſen; aber man hat eingeſehen, daß es ganz unverſtändig iſt, Zeichnenſchulen zu errichten, und nicht zugleich Muſeen, worin Vorbilder für dieſelben aufgeſtellt ſind. Man ſchritt ſogleich zur Einrichtung eines kleinen Muſeums Marlborough-houſe und gründete kurz darauf das South-Kenſington-Muſeum, welches gegenwärtig einen europäiſchen Ruf genießt.

Bei der Gründung dieſes Muſeums hatte man ſowohl die Zweige der Wiſſenſchaft, welche auf Kunſtinduſtrie Einfluß nehmen, als die der Kunſt im Auge.

In Rückſicht auf die Wiſſenſchaft bezweckte man das Studium jener praktiſchen Disciplinen zu fördern, theils durch Ertheilung der ſogenannten Queen's-Preiſe für Erfolge auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft ſelbſt oder im Unterrichte derſelben, theils durch Unterſtützung der Beſoldungen der Lehrer.

In Rückſicht auf die Kunſt bezweckte man folgendes: 1. die Heranbildung von Lehrern und Lehrerinnen, ihnen Zeugniſſe zu geben und ſie bei fixen Anſtellungen zu unterſtützen;

2. Localcomités zu bilden und hervorzurufen, welche Kunſtſchulen (natürlich für Kunſtinduſtrie) errichten ſollten;

3. öffentliche Inſpectionen und Prüfungen zu halten, Medaillen und Preiſe an die hervorragendſten Schulen und Schüler auszutheilen;

4. Kunſtwerke aus allen Zweigen der Kunſt zu ſammeln und ſie in einem Central-Muſeum aufzuſtellen, desgleichen Bücher, Kupferſtiche und Radirungen zu ſammeln und eine Bibliothek zu gründen;

5. die in dem Muſeum aufgeſtellten Bücher und Kunſtwerke in jenen Schulen circuliren zu laſſen, die aus dem South-Kenſington-Muſeum hervorgegangen ſind.

Die neuen Gebäude des South-Kenſington-Muſeums enthalten: 1. die Räume für die Büreaus; 2. eine Art Lehrer-Bildungsanſtalt für Zeichnenlehrer beiderlei Geſchlechts. Der Unterricht umfaßt in dieſer Abtheilung außer den gewöhnlichen Grundlagen des Zeichnenunterrichtes, einen beſonderen über die Anwendung der Kunſt auf die Induſtrie. Es wird daſelbſt die freie Handzeichnung, das architektoniſche und Maſchinen-Zeichnen gelehrt, Elemente der praktiſchen Geometrie und Perſpective, die Technik in Oel-, Tempera- und Aquarellmalerei gelehrt, das Modelliren in Thon und das Formen in Gyps. Auf die Ornamentik wird ein beſonderes Gewicht gelegt. Um die Provinzialſchulen zur Theilnahme an dieſem Unterrichte aufzumuntern, werden jährlich zwei Freiplätze für Zöglinge derſelben offen gehalten. Die Schüler dieſer Abtheilung haben freien Zutritt zum Muſeum, zur Bibliothek und zu den öffentlichen Vorträgen, welche in dem Muſeum gehalten werden. Seitdem dieſe Lehrerbildungsanſtalt eröffnet wurde, iſt die Zahl der Zeichnenlehrer in bedeutendem Maße geſtiegen. Ebenſo auch die Zahl der Schüler, welche Zeichnenunterricht ſuchen. Es haben ſich 88 Zeichnenſchulen für Kunſtinduſtrie gebildet auf der Baſis der Selbſterhaltung, und während vor dem Jahre 1857 die Zahl der Schüler in dieſen Schulen 3246 war und durchſchnittlich jeder Schüler 3 Pfd. Sterl. 2 Shill. 4 D. entrichtete, war im verfloſſenen Jahre die Zahl der Schüler 89,481 und das durchſchnittliche Schulgeld für den Kopf 8 Shill. 5½ D.

3. Den größten Theil der Baulichkeiten nimmt das Muſeum ein. Nach der ganzen Richtung dieſes Inſtituts zerfällt daſſelbe in zwei Abtheilungen: für Kunſt und für Wiſſenſchaft.

Die Abtheilung für Kunſt umfaßt:

a) Die Kunſtbibliothek; ſie beſitzt gegenwärtig 7000 Bände und eine Sammlung von Kupferſtichen, Handzeichnungen, Photographien und Illuſtrationen aller Art. Sie iſt ausſchließlich der Kunſt gewidmet und enthält nur auf Kunſt bezügliche Werke. Dieſes Beſchränken der Bibliothek auf das beſtimmte Fach giebt ihr einen ganz ſpeciellen Werth und verhindert die Zerſplitterung der Geldkräfte, welche bei Fachbibliotheken, die nach anderen Geſichtspuncten geleitet werden, ganz unvermeidlich iſt.

b) Das Muſeum für ornamentale Kunſt; es enthält gegenwärtig 11,945 Originalwerke; der Katalog, den Herr Robinſon, der Cuſtos der Kunſtſammlungen, herausgegeben hat, umfaßt 178 doppelſpaltig gedruckte Octavſeiten; bei jedem Werke iſt der Preis angegeben, um den es erworben wurde. Dieſe Abtheilung umfaßt 18 Claſſen: aus der Aufführung dieſer 18 Claſſen ſelbſt wird erhellen, in welchem

Umfange dieſes Muſeum für Ornamentik eingerichtet iſt: Sculptur in Marmor, Alabaſter, Stein, Terracotta, Holz, in Elfenbein, Horn u. ſ. f.; Steinſchneide- und Graveurkunſt; — Moſaik in allen Materialien; — Malerei ornamentaler Art; — Lackwaaren; — Glasmalereien; — Emails; — Thonfabrication mit Inbegriff der Majolika, der orientaliſchen, altgriechiſchen und germaniſchen Thonfabrication, der Porcellanwaaren aller Schulen in allen Zeiten; — Glas, mit beſonderer Rückſicht des venetianiſchen, altdeutſchen und franzöſiſchen Glaſes; — Metallwaaren mit beſonderer Betonung der Bronze- und Goldſchmiedarbeiten; — Uhren und Glocken; — Juwelierarbeiten und Arbeiten in koſtbaren Materialien, ſowohl antike als mittelalterliche und moderne; — Waffen und Rüſtungen; — Tapezierarbeiten; — Lederarbeiten; — Korbwaaren; — textile Fabricate, Teppiche, Coſtüme, alte Stoffe; — Buchbinderarbeit mit Inbegriff der ganzen ornamentalen Illuſtration.

c) Abtheilung für britiſche Bildhauerei.

d) Eine andere für Architektur.

e) Der Gemäldegallerie für neuere britiſche Kunſt. Dieſe enthält gegenwärtig 234 Oelgemälde. Dieſe Abtheilungen des Muſeums ſind bei weitem die wichtigſten, vollſtändigſten und die am beſten organiſirten.

Die Abtheilung für Wiſſenſchaft umfaßt:

a) Sammlungen für Erziehung, worin ſich alles befindet, was direct oder indirect auf Erziehung Einfluß nimmt und der Anſchauung zugänglich iſt.

b) Eine Sammlung von Naturproducten und von Gegenſtänden der häuslichen und ſocialen Oekonomie.

c) Eine Sammlung von Proben der verſchiedenen Baumaterialien.

Die Sammlungen ſind dem freien Eintritt offen: Montag, Donnerstag und Freitag von 7 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends; an den andern Wochentagen gegen Eintritt von 6 D. von 10 Uhr Vormittags bis je nach der Jahreszeit 4, 5, 6 Uhr Nachmittags.

In den erſten neun Monaten des Jahres 1861 war die Zahl der Beſucher an den Tagen mit freiem Eintritt in den Morgenſtunden 235,200, in den Abendſtunden 163,355; an den andern Tagen in den Morgenſtunden 56,108, in den Abendſtunden 10,086; der Geſammtbeſuch war im Jahre 1858 456,288; im Jahre 1859 475,365; im Jahre 1860 610,696.

Die Unterrichtsſtunden in der Lehrerbildungsanſtalt finden von 10 — 3 und von 7 — 9 Uhr ſtatt. Das Honorar für diejenigen, die den ganzen Tag in der Anſtalt arbeiten, beträgt für die Saiſon 4 Pfd.

Es darf nicht überſehen werden, daß das South-Kenſington-Muſeum eine der wenigen Unterrichtsanſtalten in England iſt, welche in das Bereich der öffentlichen Erziehung fallen, und daſſelbe wird vom Parlamente mit bedeutenden Summen gefördert. Die „Eſtimates" für das Parlamentsjahr vom 31 März 1862 bis 31 März 1863 weiſen eine Subvention von 34,116 Pfd., und die für das vorhergehende Jahr eine Subvention von 33,155 Pfd. aus. Davon kommen im erſtgenannten Jahre 4016 Pfd. für das Perſonal, 300 Pfd. für Kataloge, 12,000 Pfd. für Bauten u. ſ. f.

Das Dubliner Museum of Irish Industry wird mit 5062 Pfd. 16 Sh., das ſchottiſche „Induſtrial-Muſeum" mit 2035 Pfd. 12 Sh. vom Parlamente unterſtützt.

Wer die Abneigung der Engländer kennt, in Schul- und Unterrichtsſachen die Unterſtützung des Parlaments in Anſpruch zu nehmen, der wird begreifen, daß es ſehr ernſte Gründe geweſen ſein müſſen, welche die Schöpfung des South Kenſington-Muſeums hervorgerufen haben.

Auf alle aus unſerer Mitte, welche im verfloſſenen Jahre in London geweſen ſind, hat das South-Kenſington-Muſeum einen großen Eindruck gemacht; in mancher Beziehung einen größeren als die Weltausſtellung, und alle haben die Ueberzeugung in ihre Heimath mitgebracht, daß in Oeſterreich etwas Verwandtes entſtehen müſſe. Aber wir bekennen, daß mit Errichtung eines ähnlichen Inſtitutes nur die halbe Arbeit gethan wäre, wenn nicht gleichzeitig die Reform der techniſchen Lehranſtalten ernſtlich in Erwägung gezogen, und die Freiheit der Lehre und des Unterrichtes ins Leben eingeführt würde. Ohne ſolche wären auch die Inſtitute Englands ohne Halt im Leben und ohne Zukunft.

VI. Diejenigen, welche die Intereſſen des Kunſtunterrichtes fördern wollen, können nicht genugſames Gewicht auf die möglichſte Freiheit des Unterrichtes legen. Nichts ſchadet den Erfolgen des Unterrichtes in dieſen Dingen mehr, als Zwang, insbeſondere Zwang in den Lehrmethoden. Die Methoden ſind noch nicht erfunden, welche für alle Schulen genügen und allen Anforderungen entſprechen, welche man an dieſelben ſtellen kann. Man laſſe vor allem die Communen, die Fabricanten, die Künſtler, welche auf eigene Hand Zeichnenſchulen gründen wollen, gewähren, und binde ſie nicht an Erfüllung kleinlicher Vorſchriften. Die Pflicht des Staates, für guten Zeichnen- und Anſchauungs-Unterricht zu ſorgen, kann ſich nur auf ſeine eigenen Schulen erſtrecken, oder auf Erfüllung von Bedürfniſſen der Nation, welche dieſe aus eigenen Mitteln zu erfüllen nicht im Stande iſt. Alle anderen Schulen können und ſollen ihm ganz gleichgültig ſein. Er kann allerdings indirect die Beſtrebungen der Communen und Privaten unterſtützen, wenn er

1. für ſeine Schulen gute Vorlagen ſchafft. In Oeſterreich exiſtiren ſolche nicht, und zwar vorzugsweiſe deswegen nicht, weil man die Mittel ſcheut, welche zur Herſtellung guter Vorlagen nöthig ſind und meiſt Künſtlern in die Hände gegeben werden, welche das Material geiſtig nicht beherrſchen, das zur Herſtellung von Vorlagen für Kunſtinduſtrie nöthig iſt.

2. Wenn er das Nachbilden von Kunſtwerken, ſei es auf plaſtiſchem oder photographiſchem Wege, ſo viel als möglich in ſeinen eigenen Sammlungen geſtattet, und dieſe Nachbildungen den Schulen, ſeien dieſe öffentliche oder private, in liberaler Weiſe zugänglich macht.

3. Wenn Anſtalten getroffen werden, daß Zeichnenlehrer für Realſchulen und für Kunſtinduſtrie gebildet werden. Das Lehrerſeminar des South-Kenſington-Muſeums von dem wir geſprochen haben, giebt beachtenswerthe Winke über dieſen Punct. Zeichnenlehrer für dieſe Zwecke müſſen, wenn ſie ihre Aufgabe erfüllen ſollen, einen gewiſſen Grad ſtrengwiſſenſchaftlicher Fachbildung — Geometrie, Perſpective, Farbenlehre — und zugleich eine Kenntniß der verſchiedenen techniſchen Verfahrungsweiſen und Stile haben, Dinge, die ſich zu eigen zu machen nicht leicht iſt. Nichts iſt verkehrter, als verkommene Hiſtorienmaler, Aquarellmaler oder in anderen Modekünſten geübte Maler als Lehrer in jene Schulen zu ſtellen, welche für Kunſthandwerke zu ſorgen haben.

Ebenſo wichtig iſt es, daß die Vorſteher von ſolchen Staatsſchulen Einſicht in die Bedürfniſſe jener Induſtriezweige haben, welche an den Orten, wo die Schulen ſich befinden, blühen, und daß ihnen in der Leitung der Schule eine gewiſſe angemeſſene Freiheit geſtattet werde, damit der Zeichnenunterricht in den Wiener Realſchulen der Vorſtädte Gumpendorf und Schottenfeld, in denen Band-, Shawl- und ähnliche Fabriken heimiſch ſind, nicht etwa nach denſelben Principien geleitet werde, als in jenen Städten, wo die Eiſen-, oder Porcellaninduſtrie blüht. Es iſt gar kein Grund

vorhanden, den Zeichnenunterricht in allen Staatsschulen nach derselben Methode und denselben Vorlagen zu leiten. Es giebt im Zeichnenunterricht allerdings bestimmte wissenschaftliche Grundlagen, welche in jeder Schule festzuhalten sind; aber darüber hinaus ist Freiheit der Lehre die Grundbedingung eines gedeihlichen Unterrichtes. Der Staat hat Mittel genug, um den schlechten Unterricht zu verhindern und Experimenten, welche auf Kosten der Schüler gemacht werden, Einhalt zu thun. Mit der angemessenen Freiheit der Lehre erweckt man einen Wetteifer zwischen Schulen und Lehrern, nährt die Lust zu neuen Versuchen und verhindert eine gewisse Trägheit des Denkens und der Erstarrung des Unterrichtes, welche die natürliche Folge einer mangelnden Freiheit, eines starren Lehrzwanges und uniformer Lehrmethoden sind. Gerade jener Unterricht, der sich auf Industrie und Kunst bezieht, kann nur unter Voraussetzung einer freien Bewegung gedeihen.

In wie weit die Lehrfreiheit auch auf die Schüler auszudehnen, ist eine Frage, auf die keine einfach bejahende Antwort gegeben werden kann. Denn in allen technischen und Fachschulen ist ein gewisser regelmäßiger Gang einzuhalten. Das Gedeihen solcher Schulen hängt großentheils von dem Festhalten desselben ab. Auch besitzen Schüler fast gar nicht jene Einsicht in die Sache, daß sie ohne Nachtheil für sich selbst, den Gang der Lehrgegenstände nach ihrem Gutdünken verändern könnten. Aber ganz anders stellt sich die Sache, wenn nicht von jener Unterweisung die Rede ist, welche an bestimmten Schulen den eigentlichen Schülern gegeben werden soll, sondern von derjenigen, welche außerhalb aller Schulen stehende Kunstjünger, Arbeiter oder Dilettanten suchen. Für diese muß gesorgt werden; und es ist hohe Zeit, daß man in Oesterreich auch für dieses Gebiet Sorge trage. In Wien hat sich ein System öffentlicher Vorträge ausgebildet, das sehr erfolgreich wirkt und eine Menge sehr nützlicher Kenntnisse in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft verbreitet. Auch die verschiedenen wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften pflegen eine Art öffentlicher Vorträge mit dem besten Erfolge. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn diese Bestrebungen auch auf das Gebiet der Kunst und Kunstindustrie ausgedehnt würden, und zwar sowohl für das gebildete Publicum als für die arbeitende Classe; für jenes, um dasselbe über Kunst und Kunstindustrie zu orientiren und dafür zu interessiren, für diese, um dieselben zu unterrichten. Mit Arbeit beschäftigt, hat die letztere keine Mittel in Händen, um sich zu helfen; aber sie hat ein dringendes Bedürfniß, sich fortzubilden; und dem muß man entgegenkommen.

Man hat zur Befriedigung drei Mittel:

1. Vorlesungen zu organisiren, in der Art, wie sie in London im South-Kensington-Museum und im Sydenham-Glaspalaste gehalten werden, und wie sie in Wien theilweise in den Versammlungsvorträgen über Naturwissenschaften in Uebung sind;

2. die Museen und Kunstsachen der arbeitenden Classe zu öffnen, sie denselben zugänglich zu machen, und endlich

3. eine populäre Literatur zu schaffen, welche sich dem Standpuncte und den Anschauungen der Arbeiter anschließt. Der mächtigste Impuls für diese Literatur würde dadurch gegeben werden, daß die öffentlichen Museen und Kunstanstalten passende illustrirte Führer für das Volk veröffentlichen und die Akademien oder gelehrten Gesellschaften populäre Schriften über jene Gegenstände, die den Arbeiter interessiren, durch solide Fachmänner — die Dilettantenliteratur ist für solche Zwecke gänzlich werthlos, wenn nicht geradezu verderblich — verfassen ließen.

Aber alle diese Dinge gedeihen nur dort, wo der Staat das Bevormundungssystem dem Unterrichte gegenüber aufgiebt und es dem Publicum, den Communen

und den Industriellen überläßt, für ihre Bedürfnisse in ihrer Art zu sorgen. Will er denselben direct unter die Arme greifen, so organisire er seine eigenen Schulen in einer Art, daß sie den höchsten Anforderungen der Zeit genügen, öffne seine Museen der arbeitenden Welt und zeige, daß er auf der Höhe der Zeit steht.

VII. Wenn man Fragen der Kunstindustrie in Oesterreich erörtert, so darf man nie versäumen, auf die Bedeutung der eigentlichen und großen Kunst für die Kunstindustrie hinzuweisen. Es giebt im geistigen Leben Oesterreichs eine Klippe, an der oft die besten Bestrebungen scheitern, und diese ist das Genügen mit einer gewissen Mittelmäßigkeit der Leistungen, das förmliche Bestreben, den großen Zielpuncten des geistigen Lebens in Wissenschaft und Kunst gewissermaßen absichtlich aus dem Wege zu gehen. Und so ist die Zahl derer in Oesterreich nicht gering, welche glauben, die Kunstindustrie beruhe vorzugsweise auf jenen Leistungen, die zwischen Kunst und Mode in der Mitte stehen und in den Schauläden der Hauptstraßen Wiens prangen. Der Aufschwung, den diese kleinere Luxusindustrie in Oesterreich nimmt, ist gewiß ein bezeichnendes Symptom, das Geschick, welches unsere Handwerker auf diesem Gebiete zeigen, ein Beweis der nicht gewöhnlichen Begabung derselben; aber die wirklichen Lebensquellen der Kunstindustrie liegen in der echten und großen Kunst. Wie die großen Ströme den Reichthum ihres Wassers den mächtigen Alpengebirgen verdanken, aus denen sie entspringen, so sind die eigentlichen Quellen der Kunstindustrie auf den höchsten Höhen der Kunst zu suchen; von ihnen empfangen sie ihre belebende Kraft, die Richtung und den Stil. In den ersten vier Jahrzehnden dieses Jahrhunderts hat die österreichische Kunstindustrie keinen rechten Aufschwung nehmen können, weil man das Heil alles geistigen Lebens in dem Herabdrücken auf ein Mittelmaß gesucht hat; erst in neueren Zeiten hat man sich an größere Aufgaben gewagt, und insbesondere haben die Arsenalbauten vor der Belvederelinie, die Alt-Lerchenfelder Pfarrkirche, das Bankgebäude im Innern der Stadt den Kunsthandwerkern zum ersten Male Gelegenheit gegeben, sich an Bauwerke im großen Stile anzuschließen und sich daran zu bilden. Und so erwarten wir auch in der Zukunft von den großen Bauten der Votivkirche und des Opernhauses, von einer zweckmäßigen Leitung der Restauration des Stephansdomes und Unternehmungen ähnlicher Art einen mächtigen Impuls für die Hebung des Geschmacks und der Industrie.

Jedes Blatt der Kunstgeschichte bestätigt die Richtigkeit dieser Ansicht; das alte Florenz und Venedig würden ebensowenig wie das heutige Paris eine so große Stelle in der Kunstindustrie eingenommen haben, wenn nicht die Bewegung der Kleinkünste durch die große Kunst getragen wäre und von dieser ihr Lebensgesetz empfangen hätte. Ohne Rückhalt auf große Kunstbestrebungen übt die Kunstindustrie, als Dienerin des Luxus, einen oft verderblichen und verweichlichenden Einfluß aus. Es fehlt ihr dann die ethische Basis, die höhere sittliche Berechtigung.

VIII. Aus dem Gesagten wird hervorgehen, daß unsere Wünsche auf Gründung eines Institutes gerichtet waren, welches geeignet ist, die Interessen der Wissenschaft und Kunst, wie jene der Industrie in umfassender Weise zu verbinden. Früher, als wir gedacht haben, ist ein solches Institut durch das kaiserliche Handschreiben vom 7 März l. J. in dem „Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie" ins Leben gerufen worden. Wir sind überzeugt, daß ein solches Institut den Interessen der arbeitenden Bevölkerung in hohem Grade entgegen kommt, aber ebenso überzeugt auch davon, daß die glückliche Durchführung eines solchen Werkes auf Voraussetzungen bestimmter Art beruht.

Vorerst muß dasselbe so organisirt sein, daß sich die ganze Gesellschaft dafür zu interessiren im Stande ist. Büreaukratische Engherzigkeit oder

ſchulmeiſterliche Pedanterie würden daſſelbe gleich von Anfang an ruiniren. Bei aller Feſtigkeit der Leitung, die allerdings wichtig iſt, müſſen vor allem die Statuten des Inſtitutes eine gewiſſe Dehnbarkeit haben, um ſich den verſchiedenen Bedürfniſſen der Zeit zu fügen und den mannichfaltigen Anforderungen der verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft zu genügen. Es würde ſeiner Natur nach zwiſchen einem polytechniſchen Inſtitute, einer Akademie der bildenden Künſte und einer Gemälde- oder Antikenſammlung in der Mitte ſtehen. Die beiden zuerſt genannten Anſtalten wären Schulen im eigentlichen Sinne des Wortes, berechnet für die jüngere Claſſe der Lernbegierigen und Lernbedürftigen. Die Inſtitute der letzteren Art würden ſich von ſelbſt ausſchließlich bloß Gelehrten, Künſtlern und dem gebildeten Publicum zuwenden. Eine Anſtalt, wie ſie eben geſchaffen wurde, hat die excluſiven Zwecke, welche Muſeen und Galerien verfolgen, nicht; ſie iſt für jene Altersclaſſen beſtimmt, welche über die Lehrjahre hinaus ſind.

Ein ſolches Inſtitut ſetzt eine *feſte* und *ſichere Leitung* voraus; dieſe muß in ſachkundigen Händen liegen, ſo wünſchenswerth und ſo nothwendig es auch iſt, daß ein weiter Kreis von Freunden der Kunſt und der Induſtrie in das Intereſſe einer ſolchen Anſtalt gezogen werde.

Wirkliche Reſultate laſſen ſich in kurzer Zeit freilich nicht erwarten. Man muß dies offen ausſprechen, weil gerade in dieſer Beziehung in Oeſterreich große Vorurtheile herrſchen. Wer durch Erziehung auf die Hebung des Volksgeiſtes wirken will, der geht allerdings, wenn er die rechten Mittel wählt, einen ſicheren Weg; aber er gelangt nur langſam an das Ziel. Wer da meint, heute ſäen und morgen ernten zu können, der geht fehl. Der wirkliche Forſchritt an Bildung und Sitte iſt überall ein langſamer geweſen, und er wird es auch auf *dieſem* Gebiete ſein. Diejenigen, welche mit Modewaaren ſpeculiren, wollen allerdings, ſo wie jene, welche aus pädagogiſchem Fonds politiſche Münze ſchlagen wollen, ſchnelle Reſultate gewinnen; aber kein ehrlicher Menſch wird einem Staatsmanne anrathen, ſolchen pädagogiſchen Tauſendkünſtlern Gehör zu ſchenken. Der Staat iſt keine Schöpfung von heute; aus dem hiſtoriſchen Leben einer Reihe von Generationen geſchaffen, muß er auch ſeine pädagogiſchen Grundſätze ſo einrichten, daß ſeine Schulen die Jugend einer geſicherten Zukunft entgegenführen. Jede Ueberreizung und jede Ueberſtürzung auf pädagogiſchem Felde rächt ſich, und ſo würde auch ein Inſtitut mehr ſchädlich als nützlich ſein, das beſtimmt wäre, nur momentan anzuregen und nicht lange Zeit hindurch regelmäßig Impulſe zu ertheilen. Es iſt zu wünſchen, daß ein ſolches Inſtitut populär werde; aber es iſt nicht zu wünſchen, daß es ſelbſt von der Mode beherrſcht werde.

Endlich glauben wir auch den Wunſch ausſprechen zu müſſen, daß daſſelbe, wenn auch theilweiſe nach engliſchem Vorbilde organiſirt, doch in erſter Linie und vorzugsweiſe öſterreichiſchen Bedürfniſſen Rechnung trage. Wo dieſe vom engliſchen Weſen abweichen, da haben wir keinen Grund, uns in eine engliſche Zwangsjacke einzuzwängen; ſollten franzöſiſche Vorbilder im Einzelnen zweckmäßiger ſein, ſo wird kein Vernünftiger rathen, dieſe von der Hand zu weiſen oder gering zu achten; aber vor allem handelt es ſich in einem Staate darum, den Maßſtab der Dinge in ſich ſelbſt zu ſuchen, und ein ſolches Inſtitut ſo werden und gedeihen zu laſſen, wie es ſeinen eigenen Bedürfniſſen am beſten entſpricht.

A. v. Eitelberger.

Prag und seine architektonischen Denkmale.

Vom Ober-Staatsanwalt-Stellvertreter Dr. Ambros in Prag.

Die Geschichte einer Stadt muß man nicht in ihren schriftlichen Annalen allein, man muß sie auch in ihren Bauwerken, in der Art und Weise ihrer Wohnhäuser, selbst in der Anlage ihrer Straßen suchen. Gleich den Aufzeichnungen des Chronisten reden diese steinernen stummen Zeugen von alter und neuer Zeit, von wechselnden Schicksalen, von Kriegsnoth und segensreichem Frieden; sie bilden zu den schriftlichen Aufzeichnungen des geschichtschreibenden Berichterstatters den trefflichsten Commentar. Eine je bedeutendere Existenz in Gegenwart oder in Vergangenheit sich durch dieses Medium erkennen läßt, desto erheblicher wird dasjenige, was man die Physiognomie einer Stadt zu nennen pflegt. Wer kein absoluter Bewunderer des Boulevardstiles mit seiner Hôtelpracht und den meilenlangen, schnurgeraden Straßen, der nicht in geschichtlicher Entwickelung gewordenen, sondern auf einen hohen Befehl nach vorgefaßtem Plane in Fächerform oder sonst angelegten Residenzen ist, der wird sich gewiß in dem Winkelwerk und Düster alter, historisch wichtiger Städte eigenthümlich und bedeutend angeregt finden. Die alten italienischen Städte, die deutschen Reichsstädte u. s. w. machen diese Wirkung durchaus: Padua, Verona, Pisa, Perugia, Nürnberg, Augsburg u. s. w. Wie leer und nüchtern bei aller Größe und Großartigkeit erscheint daneben New-York, Boston und was sonst des großen historischen Hintergrundes entbehrt, mögen es unsere Amerika-Enthusiasten (allerdings fangen sie an etwas seltener zu werden) immerhin bewundern, daß „der Hirsch, der gestern aus dem gewohnten Waldquell trank, ihn heut schon als Marktbrunnen einer neu angelegten, über Nacht entstandenen Stadt findet."

Unter den Städten aber, deren Eindruck auf den flüchtigen Touristen wie auf den gründlich forschenden Gelehrten ein höchst bedeutender zu sein pflegt, steht ohne Zweifel Prag mit in erster Reihe.

Julius Max Schottky hat sich die Mühe gegeben, in seinem Buche: „Prag wie es war und wie es ist" die günstigen, zum Theil ganz enthusiastisch lautenden Aussprüche aller möglichen Reisebeschreiber älterer und neuerer Zeit zu sammeln. Hat doch Julius Cäsar Scaliger sechs Verse zum Lobe Prags geschrieben, die kurz und gut anfangen: „omnia turrigerae concedunt oppida Pragae," welche in großen Buchstaben als Inschrift an der Frontseite des Altstädter Rathhauses angebracht wurden.*)

*) Bei der letzten Restaurirung ist diese Inschrift beseitigt worden.

Man kann ſich kaum des Gedankens erwehren, Scaliger habe etwa jenen reelleren Lohn gehofft, wie ihn Sannazar für ſeine ähnlich überſchwänglichen Verſe zum Lobe Venedigs erhielt. Jenen mächtigen Eindruck hervorzubringen, vereinigt ſich Prags, wie allbekannt, wunderbar maleriſche Lage mit dem Eigenthümlichen ſeiner Bauwerke, mit den zum Theile höchſt eigenthümlichen Anſichten ſeiner Plätze und Straßen. Während hier eine breite Straße rechs und links mit neuen Prachtgebäuden beſetzt, voll glänzender Schaufenſter mit Producten luxuriöſer Induſtrie den Charakter einer modernen Reſidenz trägt, bedarf es eines kurzen Weges, um in Stadttheile zu gelangen, wie ſie Göthe humoriſtiſch ſchildert:

Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus,
Krummenge Gaſſen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln."

Während andere alte Städte bei allen Abweichungen im einzelnen doch einen durchgehenden gleichartigen Charakter haben, z. B. Nürnberg eine weſentlich altdeutſch ausſehende Stadt heißen darf, ſcheinen ſich in Prag Deutſchland und Italien die Hand zu reichen. Während der Altſtädter große und kleine Ring (Marktplatz) mit dem gothiſchen Rathhauſe, der herüberblickenden zweigethürmten Teynkirche, mit ſeinen höchſt ſtattlichen, ſpitzgiebeligen, gothiſirenden, zum Theil auch in prunkhafteſtem Rococo prahleriſch daſtehenden, immer aber weſentlich den nordiſchen Charakter zeigenden Häuſern durchaus eine altdeutſche Stadt vorſtellt, verſetzt der Lorettoplatz auf dem Hradſin ganz und gar nach Italien — ein unregelmäßiger, unebener, nur zum Theil gepflaſterter Raum, niedere Häuſer mit ſogenannten „Lauben" (Portiken), die ohne weiteres in Padua oder Bologna ſtehen könnten, ohne dort als ein Fremdes aufzufallen; der rieſenhafte Czernin'ſche Palaſt im Stile der Scamozzi und Sammicheli, das ſtattliche, auch in echt italieniſchem Stile gebaute Kapuzinerkloſter, in deſſen Hofraume ſogar ein getreues Facſimile der Santa Casa von Loretto ſteht, ſeitwärts ein kleines ſchmuckloſes Kirchlein mit dem davor aufgeſtellten Holzkreuze: es fehlen nur noch einige Cypreſſen, um die Täuſchung vollkommen zu machen. Einen ähnlich italieniſchen Charakter zeigt der Platz zwiſchen der kaiſerlichen Burg und dem Palaſt des Großherzogs von Toscana (letzterer jetzt auch kaiſerliches Beſitzthum) mit dem an die alten Florentiner Palaſtburgen erinnernden Schwarzenberg'ſchen Majoratshauſe, dem Kloſter der Carmeliterinnen, ſogar mit der etwas uncultivirten Doppelallee in der Mitte. Ganz wunderbar rücken aber Deutſches und Italieniſches auf dem kleinen Altſtädter Brückenplatz, einem einzig maleriſchen Fleck, hart auf einander, der rieſenhafte gothiſche Thorthurm, die ſchwere Brücke, und daneben echt italieniſch ausſehende Renaiſſance-Kirchen, eine gegen die andere.

Den Reiſenden, die von Norden herkommen, tritt Prag wie ein erſter Gruß, wie eine erſte Andeutung des Landes entgegen, wohin den Deutſchen von jeher eine tiefe Sehnſucht gezogen hat. Das durch die vielen Kirchen, Klöſter, Heiligenſtatuen u. ſ. w. weſentlich katholiſch zu nennende Ausſehen der Stadt ſpricht den aus jenen rein proteſtantiſchen Ländern Kommenden eigenthümlich romantiſch an. Die norddeutſchen Touriſten waren es denn auch, welche von jeher an Prag das lebhafteſte Intereſſe genommen haben. Dazu kommt noch die ganze Gewalt großartiger hiſtoriſcher Erinnerungen. Prag iſt einer jener Knotenpuncte, wo ſich die Geſchicke der Welt mehr als einmal zu einem Gewebe verworren haben, welches durch die Schärfe des Schwertes gelöſt werden mußte. Es giebt auch vielleicht neben Rom keine zweite Stadt, an deren Entſtehung und erſte Zeiten ſich ſogleich eine ſolche Fülle wunderbar anziehender Sagen geknüpft hat. Mag der „Fabelhans" Hajek von Libočan ſo gut

ſeinen Gelaſius Dobner gefunden haben, wie Livius ſeinen Niebuhr, mag die hiſtoriſche Kritik mit Recht Einſpruch erheben, wir leſen mit ungeſchmälertem Antheil die Sagen von Romulus, Numa, den Brüdern Horatiern und Curiatiern, wie wir von Libuša und ihren Schweſtern hören, von Horimirs kühnem Sprung, von dem ſtarken Bivoi und von dem fabelhaften Mägdekrieg, der noch neuerlich dem Dichter Egon Ebert zu einem romantiſchen Epos Stoff gegeben.

Selbſt wo die beglaubigte Hiſtorie anfängt, ſpielt anfangs noch die Sage in wunderbaren Lichtern und Halbſchatten herüber. Mit dem Chriſtenthum treten ſogleich in mildem Lichte glänzende Geſtalten von Heiligen hervor: Ludmila, Wenzeslaw, Adalbert, Prokop; ihre Geſchichte klingt ſo legendenhaft und dabei ſo menſchlich begreiflich und anziehend.

Jetzt entwickelt das kleine, rings von Bergen umſchloſſene Land Böhmen mehr und mehr ein energiſches Leben. Von einem Stamme bewohnt, deſſen eiſenharte Tapferkeit ein Schrecken der Feinde war, der von Natur geiſtreich, bildungsfähig, dem Geſange und der Dichtung Freund, eine Menge bedeutender hiſtoriſcher Perſönlichkeiten aus ſeiner Mitte hervorgeben ließ, wurde Böhmen bald ein Land von Bedeutung. Wladislaw II. erkämpfte ſich vor Mailand mit dem Schwerte die Königskrone; unter Otakar II. fing Böhmen an, eine Großmacht zu werden und in die europäiſchen Angelegenheiten einzugreifen. Mit den Luxemburgern kam eine neue Zeit. Prag wurde der Sitz des deutſchen Kaiſers, die Stätte der erſten deutſchen Univerſität; franzöſiſche Bildung, wie ſie der in Paris erzogene Carl IV. kennen gelernt, wirkte herüber; Geſandtſchaften ſuchten den Monarchen in ſeiner Reſidenz auf; eine vielverheißende Malerſchule blühte empor; herrliche, reichgeſchmückte Gotteshäuſer erhoben ſich. Heiteres Leben waltete überall; man nannte Prag, wie Lupacius in der Lebensbeſchreibung Carl's IV. erzählt, „die fröhlichſte Stadt." Dabei herrſchte unter den Gebildeten der feinſte Ton; es iſt gewiß kein leeres Compliment, wenn Petrarca die Prälaten, die er am Hofe des Kaiſers kennen lernte, Männer nennt, „werth in Athen geboren zu ſein".*) Noch 1471 rühmte der päpſtliche Legat Rudolph, in ſeinem Ermahnungsſchreiben an die Prager Bürger, Prag als eine Stadt, die vielen vorangehe und in Deutſchland und Italien nur wenige ihres gleichen habe.

Dieſe reichen Saaten ſollten verwüſtet werden, ehe ſie volle Frucht bringen konnten. Die erſten Anzeichen jener großen religiöſen Bewegung, welche beſtimmt war, die Geſtalt der Welt zu verändern, kündigten ſich in Prag an. Bald entbrannte der verwüſtende Huſſitenkrieg (1419—1435) und ſetzte Papſt und Kaiſer und die halbe Welt in Athem. Als die wilde Eruption ausgetobt, blieb Böhmen und zunächſt Prag ein Heerd politiſcher und religiöſer Agitation, — aber auch regen geiſtigen Lebens. Zum zweiten Male wurde Prag Kaiſerſitz, zum zweiten Male blühte es empor. Rudolph II. häufte hier einen Schatz von Kunſtwerken, Büchern, Seltenheiten und Merkwürdigkeiten jeder Art auf; er umgab ſich mit Gelehrten und Künſtlern, leider auch mit Aſtrologen, Goldmachern und Adepten. Wenige Jahre nach ſeinem Tode (1618) wurde Prag der Ausgangspunct jenes verhängnißvollen Krieges, der 1648 zu Prag auch enden ſollte, nachdem er Europa mit Blutſtrömen überſchwemmt, ſeine politiſche Geſtalt und Einrichtung vollſtändig umgeſtaltet und der Neuzeit jene Richtung gegeben, welche noch heute nachwirkt.

An Kräften vollſtändig erſchöpft, aus tauſend Wunden blutend, ging Böhmen aus dieſer Epoche hervor. Jene oft wiederholten, faſt elegiſchen Worte, die Prag als

*) Ep. ad fam. lib. XII. ep. 21.

eine „gefallene Größe", eine „trauernde Königswittwe" bezeichnen, datiren von hier an. Aber Prag blieb doch noch der Sitz reicher Adelsgeschlechter, deren Prachtliebe grandiose Palastbauten, deren Frömmigkeit, die sich nach Besiegung und Verdrängung der hier so mächtig gewesenen antikirchlichen Richtung in speciell katholischen Demonstrationen gar nicht genug thun konnte, reichgeschmückte Kirchen emporsteigen hieß. Man kann behaupten, daß die Mehrzahl der großen Bauwerke, Denkmale, Statuen u. s. w., welche Prag seinen stattlichen Charakter verleihen (wenn auch strengere Kunstanforderungen sehr oft unbefriedigt bleiben), aus dieser Periode herrühren. Böhmen ist ein gesegnetes Land, an erfreulichen Gütern reich, und dieser Segen kam auch der Hauptstadt zu gute. Carl Adolph Nebel, dessen Buch „Das sehenswürdige Prag" gerade in der dumpfsten und beschränktesten Zeit — im Jahre 1710 — erschien, weiß von dem behaglichen Leben, wie es Adel und Bürgerschaft führten, nicht genug zu sagen, wie die „Grafen und Herren, so meistentheils auch vornehme hohe Ministeri" gemeiniglich mit sechs Pferden fahren und einen ganzen Aufzug in Bewegung setzen; „vor dem Wagen lauffen zwei Lauffer, zur Seiten zwei große Heyducken, jeder in ihrem gewöhnlichen Habit; forn auf dem Wagen und zu Seiten des Kutschers stehen zwei Pagen, und hinten vier biß sechs Laqueyen, welche theils hinter dem Wagen gehen u. s. w.;" selbst „geringere Herren und Ritter, auch vornehme bürgerlichen Standes fahren mit zwey Pferden und haben einen oder zwey Laqueyen hinter ihnen." Nebel erzählt, augenscheinlich nicht ohne warmen Antheil, „wie insonderheit die Grafen und Herren in Böhmen sehr delicate und gute Tafeln führen, sehr genereux sind, höfflich und gastfrey gegen die Frembden, indem es durchgehends gelehrte, gereißte und also curieuse Herren sind, welche gern mit Leuten von ihren Wissenschaften discuriren." Auch bei den Bürgern gehe es stattlich zu; was durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel begünstigt werde, „weil (schließt Nebel) nicht leicht an einem Orte in Teutschland wohlfeiler als in Prag zu leben ist." Auf Grundlage einer solchen Existenz geht eine Stadt wenigstens materiell nicht zu Grunde; sie kann im Gegentheil, ist anders dort noch eine edlere Anlage zu finden, ihre Kräfte für künftige, glücklichere Zeiten sammeln, wo sie ein höheres Leben zu entwickeln vermag, als den Prunk in der Carosse und bei Tafel. Die „sehr delicaten und guten Tafeln" haben es zum Glück nicht vermocht, den geistigen Funken zu ersticken, und eine große Anzahl wissenschaftlicher, gemeinnütziger und wohlthätiger Anstalten ist, seit Nebel jene Schilderungen lieferte, bis auf den heutigen Tag entstanden.

Durch die modernen Verkehrsmittel den großen Nachbarstädten gleichsam näher gerückt, hat sich Prag im Laufe der letzten fünfzig, man darf sogar sagen, der letzten dreißig Jahre mannichfach und in wirklich erstaunlicher Weise umgestaltet, und der modern großstädtische Charakter, der dem alterthümlich monumentalen freilich mannichfach Eintrag thut, ist seitdem weit entschiedener hervorgetreten. Das geistige Leben in Prag ist aufgeweckt und bewegt. Wissenschaft und Kunst finden ihre Vertreter; die moderne Industrie breitet sich in den Fabrikvorstädten Smichow und Carolinenthal aus; seltsamer als je stehen in Prag die Romantik alterthümlicher Erinnerungen und das Treiben moderner Existenz hart neben einander. Gerade an der Stätte, wohin z. B. den Ritter Horimir der Wundersprung seines Rosses Schemik vom Wyšehradfelsen herab und über die Flussesbreite getragen haben soll, brausen und pfeifen jetzt die Locomotiven der Westbahn.

Prag ist nichts weniger als eine Ruine, nichts weniger als ein Ort, der ohne Leben in der Gegenwart an seinen großen Erinnerungen zehren muß. Aber selbst jenes in flüchtigsten Umrissen entworfene Bild, das wir aufzurollen versucht haben,

wird genügen, es begreiflich zu machen, daß Prag an bedeutenden historischen Erinnerungen reicher ist, als so bald irgend eine andere Stadt; und wenn jüngst ein witziger Makamendichter äußerte: „werfe man in Prag jemandem ein Fenster ein, so fliege mit dem Stein ein Stück Weltgeschichte hinein", so hat der lustige Einfall wirklich einen gewissen Sinn. Anders als bei so vielen historisch denkwürdigen Stätten, bei denen die Phantasie des Beschauers das beste thun muß, treten uns in Prag die Ereignisse der alten Zeit lebendig entgegen. Das Auge mißt mit Schaudern die Höhe des berufenen Fenstersturzes von 1618, Wallensteins Palast und Garten commentirt uns, was es sagen will, wenn die Geschichtsbücher erzählen, der Friedländer habe sich in Prag auf königlichem Fuß eingerichtet, und der Brückenthurm der Altstadt trägt noch die Narben, welche ihm die schwedischen Kugeln schlugen, während Bürger und Studenten die bedrohte Stadt heldenmüthig vertheidigten. Jene verschiedenen Epochen wechselnder Geschicke der Stadt haben zum Theil wüst gewordene, zum großen Theil aber auch vollkommen erhaltene Bauwerke als Merkzeichen zurückgelassen, an denen man ihre Bedeutung messen kann. Und so kommt es, daß Prag fast alle Zeiten und Richtungen vertreten hat, den romanischen Bau (diesen allerdings am sparsamsten), die Gothik, die frühe Renaissance, die spätere Renaissance, das Rococo vom verhältnißmäßig einfachen, edlen Bauwerke bis zur extravagantesten Ausgeburt, die akademisirende Classicität und den modernen Allerweltsstil. Nur von jenem Prunkstil ist Prag glücklicherweise verschont geblieben, der bei neuen Synagogen, Kaufhallen u. s. w. angewandt zu werden pflegt, der etwas maurisch, etwas persisch, etwas byzantisch, etwas romanisch und im Grunde doch gar nichts ist, reich an Gold, bunten Steinen u. s. w., ganz ein Seitenstück dessen, was für die Musik die Meyerbeer'sche Oper ist.

Wie rasch sich Prag im Laufe der Zeiten von jeher veränderte, zeigen zwei ältere merkwürdige Ansichten in sehr interessanter Weise. Egidius Sadeler, der berühmte Kupferstecher, gab 1606 eine in Kupfer, auf einer Reihe an einander zu fügender Blätter gestochene Ansicht von Prag heraus, deren zierliche Ausführung und detaillirende Darstellung (der Blick ist etwas in der Vogelperspective genommen) nichts zu wünschen übrig läßt, und von der man behaupten kann, der Künstler habe sich die Mühe gegeben, jedes einzelne Haus gleichsam zu porträtiren, wobei das Ornament u. s. w. fast mikroskopisch fein ausgeführt ist. Prag macht hier den Eindruck einer alten deutschen Reichsstadt; ein für jene Zeit charakteristischer Giebel (der deutsche Spitzgiebel im Sinne der Renaissance umgeformt) herrscht ganz außerordentlich vor, sämmtliche Kirchen ohne Ausnahme sind gothisch, an vielen Privatbäusern zeigt sich ein thurmartiger Oberbau, öfter noch an den Hausecken thurmartige, runde oder polygone Erker. Die Befestigung der Stadt bilden crenelirte Mauern im Sinne alter Vertheidigungskunst mit stark überragenden, von Satteldächern gekrönten Thürmen von Strecke zu Strecke. Der vielthürmige Hradšin sieht weit interessanter aus, als jetzt, so prächtig auch die Paläste auf seiner Höhe thronen; für den alterthümlichen Burgbau und die seitdem rasirten Thürme sind sie, wenigstens dem malerischen Auge, kein genügender Ersatz. Eine zweite, ebenfalls sehr großräumige und noch mehr in der Vogelperspective gezeichnete Ansicht gab 1685 Folpertus von Allen heraus. An Schönheit des Stiches und Sorgfalt der Durchführung der Arbeit Sadelers nicht entfernt gleichzustellen (wo geringere Häuser darzustellen sind, hat Folpertus nach einem allgemeinen Schema gearbeitet), sind doch die Hauptgebäude kenntlich und mit ziemlicher Treue dargestellt. Die Vergleichung beider Ansichten zeigt, welche wirklich erstaunlichen Veränderungen die zwischen der Aufnahme beider verflossenen 79 Jahre

hervorgebracht. Im Jahre 1825—1829 verfertigte ein ſtiller anſpruchsloſer Mann, ein untergeordneter Beamter der Univerſitätsbibliothek, Namens Anton Langweil, ein in ſeiner Art bewundernswerthes Werk, eine plaſtiſche Darſtellung von Prag, die mit faſt pedantiſch-ängſtlicher Treue jedes ſelbſt unbedeutende Detail, als Hausnummern, Straßenlaternen, Vordächer u. ſ. w. auf das genaueſte wiedergiebt. Als dieſes (leider nicht ganz vollendete) Werk, welches jetzt ein Eigenthum des Nationalmuſeums iſt, im Jahre 1829 öffentlich ausgeſtellt wurde, meinte der verdienſt- und geiſtvolle Profeſſor der Aeſthetik Anton Müller, dem oblag, jede öffentliche Exhibition von der Shakespeare'ſchen Tragödie und Beethoven'ſchen Symphonie bis herab auf die Kunſtſtücke von Escamoteurs und Productionen tanzender Affen in den Prager Unterhaltungsblättern zu beſprechen, „wenn auch das gegenwärtige Prag in den folgenden Jahrhunderten ſeine Geſtalt nicht ſo oft und ſo weſentlich ändern wird, als es in der Vorzeit der Fall war, ſo wird doch Herrn Langweil's plaſtiſche Darſtellung dennoch ein ſchätzbares Denkmal ſein u. ſ. w." Aber die nächſte Zeit ſchon machte den Aeſthetiker zum falſchen Propheten. Die Anlage des Moldauquais und der neuen Kettenbrücke (eröffnet 1842), die Reihe palaſtartiger Gebäude, welche hier eines um das andere ſich erhoben, die Anlage des koloſſalen Bahnhofes in einem verrufen geweſenen, jetzt reich und glänzend gewordenen Stadttheile, die Baſtei-Promenade (ein Seitenſtück der Brühl'ſchen Terraſſe in Dresden) mit den prachtvollen Neubauten großartiger Privathäuſer in ihrer Nähe, die neue Straße durch die Bruska mit dem Volksgarten, die Anlage um das Carlsmonument nächſt der Brücke, zahlloſe kleinere Aenderungen in allen Straßen, das alles hat des wackern Langweil fleißige Arbeit ſchon jetzt zu einer hiſtoriſch denkwürdigen und belehrenden gemacht. Wer mag ſagen, wie die Stadt in fünfzig Jahren ausſehen wird?

Prag ſelbſt hat, als Stadtbau und für ſich genommen, ſeine eigene, reiche, intereſſante Geſchichte. Seine Entſtehung, bekanntlich ſchon von Cosmas der in den Sagen als ſchön, geiſtvoll und tiefen Wiſſens kundig geſchilderten Libuša als Gründerin zugeſchrieben, knüpft ſich an den Bau einer Burg, welche Libuša im Urwalde (**in antiquam Silvam aedificant Pragam**, ſagt Cosmas) dort anlegte, wo jetzt die Paläſte des Hradšin prangen. Nach altſlaviſcher Art der Burganlagen war der Ort gewählt, am anderen Moldauufer ſchräg über lag die ältere Fürſtenburg des Wyšehrad; eine dritte dem Wyšehrad gerade gegenüber ſich erhebende Burg – Děwin — die Mägdeburg, wohl ein mit dem Götterdienſte zuſammenhängender Name, der dann die Sagen vom Mägdekrieg erſt veranlaßt hat — ſcheint um der neuangelegten Burg willen verlaſſen worden und in Verfall gerathen zu ſein. Tomek (Geſchichte der Stadt Prag 1. Bd. S. 4) meint, der Name **Prah** oder **Prag** ſtamme nicht nach der alten Sage von der Schwelle „práh", welche ein Arbeiter im Walde zimmerte, und von der Libuša den Namen für ihre neue Stadt entlehnte; auch nicht, wie Pelzel meint, von dem altſlaviſchen **prag** oder **porog**, Waſſerfall (es müßte erſt einer da ſein — Pelzel verſetzt ihn in den Bruskabach, was, mit allem Reſpect für den verdienſtvollen Mann ſei es geſagt, unhaltbar erſcheint), ſondern von pražiti, brennen, durch Brand ausroden, inſofern man in ſolcher Art dem Urwalde den nöthigen Raum für die neue Burg abgewann. Unterhalb der Burg entſtand der Burgflecken, das **oppidum pragense**, links und rechts am Moldauufer der erſte Anſatz zur heutigen Kleinſeite und Altſtadt. Die Kleinſeite oder „wenige Stadt", wie man ſie nannte, war noch langehin klein und unbedeutend genug. Noch Rebel gedenkt des ehemaligen Thores in der Badgaſſe, ſo daß die jetzige Maltheſerkirche ſchon vor der Stadt lag. Wo jetzt mitten in der Kleinſeite der Johannisberg liegt, war ein Dorf Obora; der Anjezd war ebenfalls ein Dorf

außerhalb der Stadt. Selbſt nachdem er der Stadt einverleibt worden, erinnerte ein auf Sadeler's Anſicht noch dargeſtelltes Thor zu Ende der ſogenannten kleinen Carmelitergaſſe an die ältere Stadtgrenze.

Wie nun endlich der Hradšin (die Akropolis) als Burg, die Kleinſeite und die Altſtadt als ummauerte Städte daſtanden, wahrten ſie gegen einander ihre Selbſtändigkeit, und als Carl IV. 1348 ſüdwärts der Altſtadt eine neue Stadt gründete, welche den Poříč (den „vicus Teutonicorum"), das Dorf Rybnik an der Stelle der jetzigen Stephanskirche und Stephansgaſſe, in ihren Umkreis aufnahm, kam zu den zwei Städten eine dritte. Jede hatte ihr Rathhaus, ihr Wappen, ihr beſonderes Vermögen, ihre verwaltenden Beamten u. ſ. w.; ja eine ſah wohl mit ſcheelen Augen auf die andere. Prag wurde nicht als Stadt, ſondern als Complex von drei ſelbſtändigen Städten angeſehen — eine Tripolis, wie es deren in der alten Welt gegeben; daher meint Matthias Quade in ſeinem 1600 zu Cöln erſchienenen geographiſchen Handbuche: „Praga iſt vielen Städten weit überlegen, da ſie allein drei großer Städt begreift, nämlich die alte, neue und kleine, daneben liegen zwei Schlöſſer darinnen." Sadeler's Anſicht zeigt noch den von kleinen Brückchen unterbrochenen Graben, der ſich in der jetzigen „neuen Allee" zwiſchen Alt- und Neuſtadt hinzog; in der Kolowratſtraße war der alte Stadtgraben ſogar noch 1810 erhalten, von krüppeligen Roßkaſtanien flankirt. Jetzt iſt es eine Prachtſtraße erſten Ranges! So bemerkt denn auch Sebaſtian Münſter in ſeiner Kosmographia (Baſel 1550): die neue Stadt ſei „von der alten mit einem tiefen Graben abgeſündert und gerings umb mit Mauern bewahret." Wie lange und wie engherzig man dieſe Abſonderung feſthielt, zeigt ein grelles Beiſpiel aus der Schreckenszeit der preußiſchen Invaſion 1744. Als am 15 September jenes Jahres die preußiſchen Geſchütze die Neuſtadt in Brand geſteckt hatten, fand der Stadthauptmann nöthig, in die Altſtadt zu reiten und zu ermahnen: „meine Herren, wollen wir denn die Neuſtadt ganz und gar ohne Hülfe laſſen? Wiſſen Sie nicht, daß man von einer Stadt der andern beiſtehen ſoll?" So berichtet auch Hajek zum Jahre 1434, wie die Neuſtädter vom Kirchhofe **Stae. Mariae ad nives** aus die Altſtadt mit grobem Geſchütz heftig beſchoſſen. „Die Altſtädter konnten ſolches in die Länge nicht dulden, nahmen ein groß Stück Geſchützes und vertrieben die Neuſtädter u. ſ. w." Zum Jahre 1535 redet Hajek von der „alten Feindſchaft", welche zwiſchen dem Magiſtrat der Altſtadt und dem der Neuſtadt beſtand. Die wohlmögenden Herren der Altſtadt warfen damals einen Baccalaureus Modry, alſo einen Angehörigen der in der Altſtalt gelegenen Univerſität, in den Kerker, weil er ſich unterſtanden, im Neuſtädter Rathhauſe den **Miles gloriosus** des Plautus zu agiren!

Noch bis zum Jahre 1848 gehörte der Wyšehrad nicht zu Prag, ob er gleich innerhalb der Mauern ſteht, ſondern was jenſeits des Botizbaches lag, war die k. k. Bergſtadt Wyšehrad im Kouřimer Kreiſe. — Jetzt ſind freilich die Gräben ausgefüllt, die trennenden Mauern niedergeriſſen, und nur die gebräuchliche Benennung des erſten, zweiten, dritten, vierten und — fünften Stadtviertels, d. i. der Altſtadt, Neuſtadt, Kleinſeite, des Hradšin und der Judenſtadt (welche letztere ſeitdem den Namen Joſephſtadt angenommen) erinnert an jenen alten Stand der Dinge, der Carl IV. wohl zu der frommen Betrachtung hätte Anlaß geben können, womit er die goldene Bulle einleitet: „**omne regnum in se divisum desolabitur.**" So glichen die „Städte", aus denen die Stadt Prag beſtand, getrennten Waſſertropfen, die ſo lange anſchwellen, bis ſie in einen großen Waſſertropfen zuſammenfließen.

Es würde über die uns hier geſtellte Aufgabe hinausgehen, wollten wir all die Veränderungen im einzelnen aufführen, welche Prag im Laufe der Jahrhunderte

erfahren. Es wird genügen zu bemerken, daß diese Veränderungen nicht immer friedlich vermittelt wurden, daß vielmehr einige Katastrophen eintraten. Eine der furchtbarsten war der Brand, der am 2 Juni 1541 im Hause eines Herrn Ludwig v. Guttenstein zwischen der neunzehnten und zwanzigsten Stunde, d. i. zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags ausbrach und in Zeit von nicht völlig 24 Stunden fast die ganze Kleinseite und den Hradsin einäscherte. Die schwedischen Kugeln 1648, die preußischen Bomben 1757 räumten eben auch unter dem Alten gewaltig auf. Liest man die Geschichte jener schrecklichen Verwüstungen, so wundert man sich, daß von den Denkmalen alter Zeiten doch noch so viele erhalten blieben.

Merkwürdig aber ist es, daß die Geschichte der Baudenkmale Prags mit der Geschichte seiner Dynastien beinahe parallel läuft. Während die Přemysliden in Böhmen geboten, herrschte in der Baukunst der romanische Stil (Kirche St. Georg ꝛc.). Die Gothik hielt ihren Einzug in Böhmen ziemlich gleichzeitig mit den Luxemburgern (der Prager Dom, der Brückenthurm der Altstadt, der Carlshof ꝛc.). Während der unruhigen Uebergangszeiten Georgs von Podiebrad, Königs Wladislaw u. s. w. gerieth auch die Gothik in Unruhe und die Uebergangsformen ihrer Spätzeit (der sogenannte Pulverthurm, die Details an der Südfronte des Altstädter Rathhauses). Die Krone Böhmens ging auf das Haus Habsburg, Ferdinand I. über, und noch unter ihm sah Prag ein Juwel der edelsten Früh-Renaissance, das Lusthaus im kaiserlichen Burggarten, sich erheben. Trotz aller Opposition der Utraquisten und der protestantischen Partei behauptete sich das neue Herrscherhaus siegreich, und so behauptete sich auch fortan die Renaissance, welche die alte Gothik verdrängte. Ferdinand II. beseitigte mit seiner „vernewerten Landesordnung" officiell die alten Landesstatute, und beinahe ebenso officiell schafften ein halbes Säculum später die Dinzenhofers (die sogenannten „böhmischen Palladios") alle Reminiscenzen der älteren Bauweise ab und führten den „italienischen Stil", wie man es nannte, eigentlich aber den prunkhaften Rococostil ein. Nicht leicht wird es irgend anderwärts der localen Kunstgeschichte so leicht gemacht, sich an die politische Landesgeschichte anzulehnen.

I. Die Bauwerke der romanischen Kunstepoche.

Die verheerenden Stürme, welche das alte Prag heimgesucht haben, wie die friedlichen Veränderungen im Laufe der Zeiten haben dafür gesorgt, daß von den Bauwerken der älteren vor-carolinischen Epoche im ganzen nur spärliche Ueberbleibsel nachweisbar sind. Ungeachtet Prag an Stein und Kalk über ein ganz ausgezeichnetes, aus nächster Nähe herbeizuschaffendes Baumaterial verfügen kann, so mögen doch in den ältesten Zeiten der Stadt bei dem damaligen Holzreichthume der Umgegend *)

*) Noch 1004, dem Jahre, wo Udalrich die Polen aus Prag vertrieb, deckte den Laurenziusberg, wie das betreffende Gedicht der Königinhofer Handschrift sagt, „schwarzer Wald." Pulkawa (S. 31) schildert das Scharkathal dicht bewaldet (w jednom welikém lesu). Herzog Boriwoj wurde am Eingange dieses Thales, eine kleine halbe Stunde von den Thoren Prags, von einem ungeheuren Bären angefallen, an der Stelle, wo das Kirchlein St. Matthias zum Andenken seiner Rettung steht. Einer der gelehrten Dichter aus den Zeiten Rudolph's II., Petrus Capella, dessen Ausspruch freilich für kein historisches Zeugniß gelten kann, singt:

Lignea prima fuit, posuit cum limina Pragae
Jam tum surgenti prima Libussa suae.
Marmorea inde stetit etc.

Holzbauten vorgeherrſcht haben. Selbſt Sadelers Anſicht zeigt, daß die Anwendung des ſogenannten Fachwerkes, — Contignationen mit Ziegeln ausgefüllt, — eine Bauweiſe, von der heutzutage in Prag kaum noch ein Beiſpiel nachweisbar iſt, noch 1606 ziemlich häufig war; ſogar die Obergeſchoſſe einzelner Thürme und Thore (des Aujezder Thores), ſowie mehrere Gebäude des jetzt palaſtartig die Stadt beherrſchenden Kloſters Strahov waren damals in dieſer leichten Conſtruction hergeſtellt. Die allerälteſten Bauten aber mögen ganz und gar nach Art der Blockhäuſer aus geſchichteten kaum geglätteten Balken beſtanden haben, wie man es an den ärmlichen Bauernhäuſern böhmiſcher Walddörfer noch heute ſieht. So mögen ſogar auch die fürſtlichen Burgen und Höfe, der „heilige“ Wyšehrad (wie er in dem uralten Gedichte vom Gericht Libušas genannt wird) die Mägdeburg Dewin und das Schloß, an deſſen Stelle jetzt die kaiſerliche Burg ſteht, reine Holzbauten geweſen ſein. Dalemil, der Reimchroniſt, ſchildert den alten Wyšehrad aus hölzernen Gebäuden beſtehend. Der Fortſetzer der Chronik des Cosmas meldet zum Jahre 1135, daß man unter Sobieſlav I. anfing Prag nach der Weiſe der lateiniſchen d. i. italieniſchen Städte (more latinarum civitatum) umzugeſtalten, wobei wohl auch an ſolidere Steinbauten zu denken ſein dürfte.

Die älteſten Kirchen waren höchſt beſcheidene Bauwerke von kreisrunder Geſtalt. Wenigſtens erfahren wir von dem ehrwürdigen Chroniſten Cosmas (Prager Dechant, geſt. 1125, achtzig Jahre alt), daß die in der Burg zu Ehren des h. Veit 930 vom Herzog Wenzeſlav gegründete Kirche ein Rundbau war, wobei Cosmas bemerkt, ſolches ſei nach dem Vorbilde der römiſchen Kirche geſchehen (ad similitudinem Ecclesiae Romanae), wofür aber in Rom nur die ziemlich untergeordneten Kirchen St. Coſtanza der Porta Pia, St. Stephano auf dem Cölius oder der zur St. Maria del Sole umgeſtaltete ſogenannte Veſtatempel hätten eine Art Vorbild abgeben können. Eher könnte man vielleicht an byzantiniſchen durch die Slavenapoſtel Cyrill und Methud vermittelten Einfluß denken. Als Spytihněv II. im Jahre 1060 den Entſchluß faßte, die Veitskirche mit der daneben befindlichen Adalbertuskirche („ecclesiola“ nennt ſie Cosmas) in einem umfangreicheren Neubau zu vereinigen, wurde die kreisrunde Geſtalt (per longum gyrum) beibehalten. Ob die auch in der Prager Burg befindliche noch ältere Marienkirche und die auch ſchon im J. 912 vom Herzog Wratislav I. geſtiftete, angeblich von einem Baumeiſter Miroboj erbaute Georgskirche ähnlich angelegt waren, ob die älteſten Kirchen des „Suburbium Pragense“ auch Rundbauten geweſen ſind, iſt nicht erwieſen, aber aus manchen Gründen nicht unwahrſcheinlich*). Immerhin iſt es bemerkenswerth, daß ſich in Prag noch drei kleine Kirchen oder vielmehr Capellen romaniſchen Stiles erhalten haben, die kreisrund gebaut, als eine Specialität gelten können, da im Abendlande (wenn man von einzelnen byzantiniſch angelegten Kirchen, wie S. Vitale in Ravenna u. a. m. abſieht) der Rundbau den Taufkirchen und allenfalls den ſogenannten Carnern (Carnaria) vorbehalten blieb.

Als die Georgskirche im J. 1142 während der Belagerung der Prager Burg durch den Fürſten Conrad von Znaim mittelſt geſchleuderter Feuerpfeile in Brand geſteckt und völlig eingeäſchert worden war, wählte man für den Neubau die Geſtalt einer Pfeilerbaſilika und gab ihm eine großräumige Ausdehnung. Die Georgskirche auf dem Hradšin, jene drei Rundkirchlein — St. Martin auf dem Wyšehrad, die Kreuzkirche in der Altſtädter Poſtgaſſe an der Ecke der Convictgaſſe und das Kirchlein neben der Neuſtädter St. Stephanskirche — ſind nebſt einer halbrunden,

*) Tomek (Geſchichte der Stadt Prag 1. Bd. S. 22) glaubt die Frage bejahen zu ſollen.

an dem Hauſe Nr. 210 der Altſtädter Brückenmühlgaſſe erhaltenen, urſprünglich der Kirche St. Johannes an der Furth (St. Joannes in Vado) angehörigen Apſis, Alles was man an Baudenkmalen romaniſchen Stiles in Prag noch findet. Daß dieſer altehrwürdige Bauſtil während der Epoche vom 11.—13. Jahrhundert in Böhmen allgemein verbreitet war, lehrt eine Anzahl erhaltener Kirchen, die zum größten Theile ſogar bloße Dorfkirchen ſind, wie die Kirchen zu Tismic, Proſik, die Kirche auf dem Berge Rip bei Raudnitz u. a. m. Meiſt zeigen dieſe Kirchen eine ſchlichte, derbe, ſelbſt rohe Auffaſſung des Bauſtiles, eine ans ärmliche grenzende Einfachheit und Verſchmähung aller Ornamentik, in welcher der romaniſche Stil anderwärts doch einen ſo hohen Formen- und Schönheitsſinn zu entwickeln wußte; wie denn auch jene oft abenteuerlichen zu myſtiſchen Ausdeutungen anregenden figürlichen Darſtellungen wenigſtens den Prager Bauten ganz und gar fehlen, welche in dieſer Hinſicht ſogar von einzelnen Dorfkirchen übertroffen werden.

Was an der Georgskirche vom älteren Bau, d. h. muthmaßlich von dem Neubau des Jahres 1142 erhalten iſt, zeigt erdrückend ſchwere Formen und fable Einfachheit, ſo daß das Ganze den Eindruck des roh-alterthümlichen, ſogar des Barbariſchen macht, und was den Innenbau betrifft, in mancher Hinſicht an St. Ambrogio in Mailand und St. Michael in Pavia erinnern könnte. Das Schiff ruht auf koloſſalen Rundpfeilern mit plumpen Würfelcapitälen und Baſen, an denen unförmlich knollige Anſätze gleichſam einen verunglückten Verſuch machen, ſich zu Eckblättern zu geſtalten. Die ſchweren Obermauern ſind an der linken Seite durch ein Triforium der derben Formen oder vielmehr durch eine Art nach der Weiſe eines Triforiums angelegter Loggie unterbrochen, aber nicht erleichtert. Die Decke war urſprünglich wohl flach und von Holz, das jetzige wuchtige Kreuzgewölbe rührt muthmaßlich von der Herſtellung her, welche nach dem großem Brande von 1541 die Aebtiſſin Ludmila von Blyſowa im J. 1553 vornehmen ließ. Da die Kirche zu dem 971 von Milada, Tochter Boleslav des Grauſamen, Nichte des h. Wenzel und erſten Aebteſſin von St. Georg geſtifteten Nonnenkloſter gehörte, ſo hat ſie einen eigenen Nonnenchor, eine ſehr großräumige Empore an der Weſtſeite, unter welcher man vom Haupteingange der Fronte wie durch einen ziemlich niederen Gang in das Schiff der Kirche gelangt. Die Oſtſeite ſchließt mit einer halbrunden romaniſchen Apſis, und da hier eine nur wenig unter der Sohle der Kirche liegende Krypta angebracht iſt, ſo iſt der Chor ſehr bedeutend erhöht, eine Doppeltreppe führt rechts und links neben dem Eingange der Krypta hinauf. Die gewölbte Krypta ſelbſt ruht auf zwei Reihen magerer Säulen mit trocken gebildeten Würfelcapitälen.

Die Kirche hat allerlei Veränderungen und Zubaue erfahren, die ſich zum Theil freilich ausnehmen, als habe man einem ſchwergeharniſchten Ritter eine Beutelperücke aufgeſetzt. Ein alter Zubau, der aber augenſcheinlich nicht im urſprünglichen Bauplane der Kirche lag, iſt die Ludmilacapelle rechts neben dem öſtlichen Chor und mit ihm in gleicher Höhe. Sie enthält das Grabmal der h. Ludmila, ein ſchönes Sculpturwerk aus dem 14. Jahrhundert — auf dem viereckigen, mit rein gothiſchem Ornament und kleinen, etwas ſchweren Relieffiguren von Heiligen gezierten Unterſatze ruht die lebensgroße Geſtalt der Entſchlafenen von ungemein mildem und ſchönem Ausdruck. Leider hat eine ungeſchickte Reſtaurirung durch Anſatz einer wahren Geiernaſe das alte Kunſtgebilde geradezu verdorben. Da die Prager Zeichnenakademie einen dem noch unverſtümmelten Original entnommenen Gipsabguß beſitzt, ſo wäre dringend zu wünſchen, daß danach die Wiederherſtellung im urſprünglichen Sinne geſchehe.

Zwiſchen den Gewölberippen befinden ſich ſehr intereſſante Malereien, Figuren von Heiligen auf blauem Grund mit Spruchbändern; ſie zeigen eine eigenthümliche Miſchung des Stiles der altböhmiſchen Malerſchule und germaniſcher (gothiſcher) Kunſtweiſe. Man hat ſie erſt vor wenig Jahren von der deckenden Tünche befreit; — wie denn überhaupt die ehrwürdigen Aebtiſſinnen eine wahre Leidenſchaft gehabt zu haben ſcheinen, das Innere der Kirche wiederholt mit blendend weißem, todtkaltem Kalkanſtrich abtünchen zu laſſen; — es klingt ganz ominös, daß eine derſelben Albina (von Helfenburg), eine andere gar Schönweiß hieß.

Neben dem rechten Seitenſchiff öffnet ſich der Eingang in eine kleine, ſpäter zur Sacriſtei benutzte Nebencapelle; in ihrer, in der Mauerdicke angebrachten Altarniſche entdeckte der der Welt und Wiſſenſchaft zu früh entriſſene F. B. Mikowec eine hoch intereſſante, uralte Malerei unter durch wiederholtes Tünchen und Verputzen mehr als zolldick gewordener Kruſte. Es zeigten ſich nämlich an verſchiedenen Stellen vertiefte Schüſſelchen — oben in der Niſchenrundung ein größeres, daneben kleinere in regelmäßiger Anordnung. Sehr richtig ſchloß Mikowec, es ſeien Spuren eingepreßter, vergoldet geweſener Heiligenſcheine; ja ſelbſt der Gegenſtand ließ ſich errathen: ein thronender Chriſtus mit Heiligen zur Seite, und darunter eine zweite Reihe Heiliger. Der Entdecker begann die Tünche vorſichtig zu entfernen, und ſiehe da, ein Heiliger, eine langgeſtreckte Geſtalt, kam zum Vorſchein — kurz, ſo weit die Malerei bisher bloßgelegt iſt, hat ſie die anfängliche Vermuthung vollkommen beſtätigt. Ihre Entſtehung reicht ins dreizehnte, wenn nicht in das zwölfte Jahrhundert zurück.

Unter der Fürſtin-Aebtiſſin Franziska Pieroni von Galliano wurde auf Koſten des Erzdiakon und Prälaten der Prager Domkirche Johann Steyer zu Anfang des vorigen Säculums an die rechte Frontſeite der Kirche eine andere Capelle zu Ehren des heil. Johann von Nepomuk angebaut — wüſter, und dabei nüchtern proſaiſcher Zopf, deſſen gewundene Säulen, Verkröpfungen u. ſ. w. ſich neben dem Mammuthſtil des alten Baues ſehr wunderlich ausnehmen.*) Um den Eingang der Krypta hat ſich gleichfalls das Schnörkelweſen jener Zeiten herumgelegt, während die äußere Fronte im ſiebenzehnten Jahrhundert nach claſſiſch-römiſchen Principien mit einer ziemlich leeren, daher zum Glück wenigſtens nicht extravaganten Decorirung verkleidet wurde.

Das Beſterhaltene des Außenbaues ſind die zwei Thürme an der Oſtſeite; — bis zur Spitze von Stein aufgeführt, hielten ſie den Rieſenbrand vom Jahre 1541 aus, ohne weſentlich beſchädigt zu werden. Sonſt macht die Kirche, mit Ausnahme der Fronte von allen Seiten von Gebäuden gedrängt und eingefaßt, von Außen gar keine Figur.

Als im Jahre 1784 das uralte Nonnenkloſter, deſſen fürſtliche Aebtiſſinnen das Recht hatten, die Königin von Böhmen zu krönen, zur Artilleriecaſerne und theilweiſe zum geiſtlichen Correctionshauſe umgeſtaltet wurde, rettete die Rückſichtnahme auf die „älteſte Kirche in Prag“, dieſe vor dem Looſe, „auf Abbruch an die Meiſtbietenden“ verkauft oder zu einem Depot entweiht zu werden.

Zweimal im Jahre, an den Gedächtnißtagen des Kirchenpatrons St. Georg und der dort begrabenen heil. Ludmila (24 April und 16 September) öffnen ſich die Pforten des ſonſt ſtets verſchloſſen gehaltenen Gotteshauſes dem Publicum. Der Blick durch die geöffneten Thüren in das, gegen den äußeren Stadtplatz etwas vertiefte

*) Schottky (Prag, 2 Bd. S. 231) nennt als Jahr dieſes Baues 1717. Aber die Canoniſirung des Landespatrons erfolgte erſt 1729? —

Innere, durch jenen Durchgang unter dem Nonnenchor in den helldunklen Raum des Kirchenſchiffes hinein, wo ein mitten aufgeſtelltes großes Crucifix in eigenthümlicher Beleuchtung wunderſam hervortritt, hat etwas ganz eigen romantiſches. Die mannichfachen Nebenräume, beſonders die Krypta, die einzige in Prag, verſchiedene ſeltſame Bildwerke, und der eigenthümlich unheimliche Eindruck des Ganzen üben eine große Anziehungskraft auf die an jenen zwei Tagen zahlreich herbeiſtrömende Menge, die ſich nicht ohne Grauen um ein Steinbild drängt, das einen halbverweſ'ten Leichnam in natürlicher Größe mit abſcheulicher Treue darſtellt — ein draſtiſches Memento mori, wie es im ſechszehnten Jahrhundert zuweilen beliebt war — *), oder um ein unheimlich ausſehendes Crucifix von Holzſchnitzerei, an das ſich die grauenvolle Sage knüpft, es habe, während Agnes, die Tochter Otakar's II. davor betete, in demſelben Augenblicke, wo Otakar auf dem Marchfelde fiel, plötzlich zu bluten angefangen. Intereſſanter iſt ein Relief aus dem dreizehnten Jahrhundert über der Thüre des Capitelſaales, eine Madonna in Trono, und ein anderes, außen über dem Eingange in das rechte Seitenſchiff angebrachtes, St. Georg der Drachentödter mit der befreiten Königsjungfrau, in weiter Landſchaft, in der Ferne eine Burg mit den zuſehenden königlichen Eltern der Geretteten u. ſ. w. — alles in naiv lebendiger Darſtellung, der Kunſtweiſe nach etwa dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angehörend. Die Einrahmung bildet der dem ſiebenzehnten Jahrhundert angehörige, aber merkwürdigerweiſe zum Theil nach romaniſchen Vorbildern gearbeitete Thürpfeſten. (Es findet ſich ein zweiter ähnlicher aus derſelben Zeit im Neuſtädter Rathhauſe).

Architektoniſch unbedeutender als die Georgskirche, ſind die vorerwähnten drei kleinen Rundkirchen. Es ſind ſchmuckloſe Rundbaue, an welche ſich eine kleine Apſis ziemlich unorganiſch anſchließt. Das gleichfalls ganz einfach aufſteigende Dach iſt von einem kleinen, laternenartigen Thürmchen gekrönt, welches bei der Kreuzcapelle rund gebildete, romaniſch geformte Fenſter, jedes mit einer Mittelſäule mit energiſch, aber roh gebildetem Würfelcapitäl, zeigt; bei der Rundkirche neben St. Stephan aus dem Achteck conſtruirt iſt, mit acht rundbogig gebildeten Fenſtern. Neben dem Martinskirchlein hatte der Wyšehrad, ehe er der Verwüſtung am 3 November 1420 anheim fiel, noch ein anderes Rundkirchlein, wenigſtens heißt es in einer Urkunde des Wyšehrader Domcapitels vom Jahre 1258 „ad capellam rotundam in Wissegrad in curia regis sitam, quae quondam intitulata fuit sancto Johanni evangelistae.“ Die kleine Kirche neben St. Stephan, ein ſehr ſolider Quaderbau, dabei weit leichter und ſchlanker als die Kreuzkirche, wäre vor einigen Jahrzehnden um ein Haar der „Regulirung“ der neuen Stephansgaſſe zum Opfer gefallen, und die Kreuzkirche iſt erſt neueſtens durch die Munificenz der Prager Stadtgemeinde vor dem Abbruche gerettet worden. Nachdem das entweihete Kirchlein Jahre lang als Steinkohlenmagazin gedient, wollte der Beſitzer, als er ſein daneben liegendes altes Haus zu einem projectirten, ſeitdem ſehr ſtattlich ausgeführten Neubau einreißen ließ, auch die alte Capelle beſeitigen, und den Raum, den ſie einnimmt, zum Bauplatze ſchlagen. Vor hundert, ſelbſt noch vor fünfzig Jahren, hätte keine Macht der Welt das „alte, häßliche“ Gebäude gerettet; jetzt aber zeigte ſich der Segen der neuerlich zur Erhaltung alter Baudenkmale getroffenen Einrichtungen. Genug, das eben als architektoniſche Specialität merk-

*) Ein ähnliches, doch minder gräuliches Memento mori wird den Beſuchern der Nürnberger Sebalduskirche in Erinnerung ſein. An das von St. Georg hat das Volk eine Sage geknüpft von einem Bildhauer, der ſeine Geliebte ermordete, verſcharrte, und zur Buße nach Jahr und Tag, ſo wie er ſie wieder fand, in Stein nachbildete.

würdige Kirchlein bleibt an ſeiner Stelle, und ſeine würdige Wiederherſtellung iſt ein Lieblingsgedanke der Prager Künſtler, wozu wohl auch Rath werden wird.

Es mag bei dieſer Gelegenheit bemerkt werden, daß die alte St. Wenzelskirche auf dem Kleinſeitener Ringe, deren Stelle jetzt das (ehemalige) Jeſuitencollegium einnimmt, nach Sadelers Anſicht auch ein kleiner Rundbau war, aber mit daran gerücktem ſtattlichen Campanil, was ein wunderlich genug anzuſehendes Ganzes machte. Auf einer alten Abbildung des Wyšehrad bei Jar. Schaller iſt die St. Peter- und Paulkirche kreisrund dargeſtellt.

Dieſe eigenthümlich böhmiſch-romaniſche Bauweiſe wirkte ſogar noch bis ins ſiebenzehnte Jahrhundert nach.

Die Jeſuiten bauten am Fuße des Belvedereberges bei Prag eine Capelle in unverkennbarer Nachahmung jener Rundkirchen; aber alle Details und Ornamente in den Zopfſtil überſetzt. In ſeiner Art iſt es eine Merkwürdigkeit. Die Apſis jener Kirche von St. Johann an der Furth zeigt ein ſehr rohes Bogenfries und (vermauerte) romaniſche, in die Mauerdicke ſtark verengte Rundbogenfenſter. Ein noch derberes Rundbogenfries mit eben ſo derben Liſenen bildet den einfachen Schmuck der Apſis der Kreuzkirche, dazu ſpitzbogige Fenſter, welche in der Rundwand gothiſche Formen haben, und hier ohne Zweifel einer ſpäteren Reſtauration angehören.

Von Baureſten der Premyſlidenzeit wird insgemein auch ein Brückenbogen namhaft gemacht, auf dem jetzt theilweiſe das Kreuzherrenkloſter ſteht und der neuerlich bei Anlage des Platzes für das Denkmal Carl's IV. dem Blicke wenigſtens von der Seite der Carlsbrücke her entzogen worden iſt. Dieſer Bogen gilt für einen Reſt jener älteren Moldaubrücke, welche die Königin Judith, Gemahlin Wladislaw's II., im zwölften Jahrhundert erbauen ließ. Der Chroniſt Vincentius von Prag redet in der Einleitung ſeines Werkes die Königin an: „was kein Fürſt, kein Herzog, kein König bis auf Euere Zeit zu beginnen und zu erdenken vermochte, das iſt durch Euch, unſere glorreiche Herrſcherin in Zeit dreier Jahre vollendet worden.“ Er nennt die Brücke ein kaiſerliches Werk (Pragensis pontis opus imperiale). Die Vermuthung, daß der Bogen unter dem Kreuzherrenſtifte ein Ueberbleibſel jenes alten Bauwerkes ſei, wird durch den von Jaroslaw Schaller in ſeiner „Beſchreibung der k. Haupt- und Reſidenzſtadt Prag“ (1794, 2. Band, S. 339) erwähnten Umſtand unterſtützt, daß man im Jahre 1784, wo die Extreme eines furchtbaren Hochwaſſers und eines unerhört ſeichten Waſſerſtandes einander folgten, während des letzteren die Fundamente der Brücke der Königin Judith deutlich wahrnehmen konnte. Nach dem Vorhandenen zu ſchließen, war es ein tüchtiger Quaderbau mit ziemlich flach geſpannten Bogen, dabei aber ſo wenig über den, ſelbſt auch nur normalen Waſſerſtand erhöht, daß der Bau dem Andrange des Eisſtoßes und der Fluthen, wie ſie bei raſch eintretendem Schmelzen des Schnees in den Gebirgen des Böhmerwaldes öfter eine bedeutende Höhe erreichen,*) zu widerſtehen nicht ſehr lange im Stande war, obſchon zur Vornahme nöthiger Herſtellungen ein namhafter Fond beſtimmt, nämlich das Einkommen von acht Dörfern gewidmet, eine Steuer auf den Wein gelegt, und noch übrigens ein Brückenzoll erhoben wurde. Trotzdem ſah ſich ſchon Carl IV. genöthigt, eine neue Brücke, etwas oberhalb der alten anzulegen, da jene ältere durch den Eisſtoß im Jahre 1272 ſo arg beſchädigt worden, daß die erwähnten Hülfsmittel zur Wiederherſtellung

*) Der alte Cosmas erlebte 1118 eine Ueberſchwemmung, von der er meint, ſeit der Sündfluth habe es keine ähnliche gegeben. Das Waſſer ſtieg 10 Ellen über die damalige hölzerne Brücke. Große Hochwaſſer in neuerer Zeit traten 1784, 1824, 1835 und 1862 ein.

nicht ausreichten, und man es vorzog, die Trümmer am 1 Februar 1342 vollständig abzubrechen, wonach der Verkehr zwischen Altstadt und Kleinseite unbequem genug nur durch Ueberfuhrschiffe bewerkstelligt wurde. Ein Wahrzeichen der alten Brücke war der sogenannte „Bärtige“ (Barbatus, Bradáč), ein steinerner Reliefkopf mit hoher Stirne und spitzem Bart, der fast an die landläufigen Bildnisse Shakespeares erinnert; so viel man aber in einiger Entfernung über die Arbeit urtheilen kann (eine nähere Besichtigung wäre nur von einem Schiffe aus möglich), einer jener ziemlich roh gemeißelten Ornamentköpfe ist, wie der romanische Kunststil dergleichen liebte. Er war sonst neben dem Bogen unter dem Kreuzherrenstift eingemauert; bei Ueberdeckung des Raumes ist er neuerlich an der Quaderterrasse gegen den Fluß hin angebracht worden. Er dient seit alter Zeit als Flußmesser. Reicht ihm das Wasser bis an den Bart, so ist es schon ein die niedrig gelegenen Stadttheile überfluthendes Hochwasser; ist er bedeckt, so ist eine große Ueberschwemmung eingetreten. So bemerkt Lupacius zum 23 Mai 1537: „Insolita Wltawae ad Pragam exundatio tanta altitudine ut caesariem Barbati attigerit“, und Rebel (Sehenswürdiges Prag S. 538) erzählt: „Anno 1481 im Frühling ist ein trefflich-naß Wetter eingefallen, daß man auch auf denen Straßen nicht fortkommen können, und um Pfingsten hat sich das Wasser zu Prag dermassen ergossen, daß es auch den Bradatsch unter der Prager Brücken am Spital ganz bedeckt.“

Von den dürftigen Mauerresten des Wyšehrad dürfte kaum etwas über das vierzehnte Jahrhundert hinaus datiren, obschon sich das Volk nicht nehmen läßt, diese Trümmer mit dem Namen Libuša's in Verbindung zu setzen. Sadlers Prospect von Prag und eine von demselben Künstler gestochene besondere Ansicht der Ruinen des Wyšehrad läßt erkennen, daß zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts noch ziemlich ansehnliche Ueberreste von Thürmen, Bogenhallen u. s. w. die Höhen des gegen die Moldau steil abfallenden Felsens bedeckten. Wie ansehnlich der Wyšehrad mit seiner Königsburg, dem Thurm Neklanka, den dreizehn Kirchen prangte, zeigt die von Schaller mitgetheilte Copie einer alten, wie es scheint, im Ganzen treuen Ansicht. Die Zerstörung dieses mächtigen Schlosses war das Werk fast eines einzigen Tages. Nach der hart vor den Thoren des Wyšehrad geschlagenen, für König Sigismund unglücklichen Schlacht bei St. Pancraz wendete sich die Wuth der Hussiten gegen den, Sigismund treu gebliebenen Wyšehrad. Am 3 November 1420 versammelten sich die Hussiten auf dem Schlachtfelde, wo hunderte von Todten, darunter viele Edle, den Boden deckten; — hier sangen sie nach ihrer Weise einen Choral als Dank für den erfochtenen Sieg, dann begann die Plünderung und Verwüstung, an der sich sogar viele Weiber betheiligten.

Als der Wyšehrad zu militärischen Zwecken zu einer Citadelle umgestaltet wurde, mußten die Ruinen, wo sie den neuen Anlagen im Wege waren, den Fortificationen weichen. Düster grau ragt der Wyšehradfels aus den Fluthen der Moldau, die seinen Fuß umrauschen; aber von seiner Höhe schauen Dächer militärischer Gebäude, blinken die Spitzen der Gewitterableiter; die zopfige Fronte der Collegialkirche von St. Peter und Paul verbessert den Anblick nicht, und ein kleiner Rest des alten Burgbaues auf einer tieferen Felsenstufe (die alte Ansicht zeigt, daß ein bedeckter Gang von der Hauptmasse der Burggebäude herabführte — das Volk tauft das Gemäuer: „das Bad Libuša's“) ist ohne Bedeutung. Die Archäologie hat hier nichts zu suchen, und die Romantik findet höchstens eine Stätte sentimentaler Erinnerung.

Dr. **A. W. Ambros.**

Vom Quarneriſchen Gebiete.

Nach Skizzen aus einem Tagebuche, von Dr. J. R. Lorenz in Wien.

I.

Wenngleich die Politik der excluſiven Nationalitäten und jene der natürlichen Grenzen vielfach angreifbar und nicht conſequent durchzuführen iſt, wird man doch nicht daſſelbe von der weit umſichtigeren Politik der natürlichen Intereſſen ſagen können, in welcher die erſtgenannten eben nur als zu berückſichtigende Factoren erſcheinen. Wenn wir alſo hier zur Betrachtung eines Gebietes einladen, welches zwar von Einem Scepter regiert, aber aus vier verſchiedenen Verwaltungs-Mittelpuncten adminiſtrirt wird, deſſen Theile jedoch in allen weſentlichen Stücken identiſche Beziehungen und Exiſtenzbedingungen haben, und überdies mit einander einen der vergeſſenſten Winkel der Monarchie bilden, ſo wollen wir im vorhinein conſtatiren, daß wir es nur mit den gemeinſchaftlichen Intereſſen dieſes Gebietes, nicht mit Nationalitätsbeſtrebungen und natürlichen Grenzen zu thun haben wollen.

Das Object, das wir meinen, iſt der Quarnero. — Ein tief eingeſchnittener Golf mit einer etwa dreißig geographiſche Meilen langen Küſtenlinie, mit ganz übereinſtimmender Küſtenbildung, mit Anwohnern von einer gänzlich amalgamirten, wenngleich urſprünglich mehrfach nüancirten Nationalität, denen der gleiche Wind Gutes oder Schlimmes zuweht, — mit gleicher Productenarmuth, gleichen Bezugs- und Abſatzquellen, mit gemeinſam nach dem Scheitelpuncte des Golfes zu der dort belegenen einzigen größeren Stadt convergirenden Verkehrswegen und Verbindungen — das iſt gewiß ein Gebiet, welches vom Standpuncte einer geſunden Intereſſen-Politik als ein zuſammengehöriges Ganzes aufgefaßt und beſprochen werden kann.

Betrachten wir, ehe die Details ins Auge gefaßt werden, vorerſt die allgemeinen Umriſſe des Terrains und ſeiner Bewohner.

Die gegen acht Meilen lange Oſtküſte Iſtriens, vom Bergzuge Monte-Maggiore eingefaßt, geht bei der Ecke von Priluka in den etwa zehn Meilen langen ſüdlichen Saum des liburniſchen (croatiſchen) Karſtgebirges, und dieſer unweit Zeng in den meerbenetzten weſtlichen Fuß des mächtigen Vellebit-Zuges über, der bis tief nach Dalmatien hinunter ſich erſtreckt. Dieſe drei Gebirge ſind weiter landeinwärts orographiſch wohl von einander geſchieden, — die beiden erſten durch das Geſenke von

Caſtua, die beiden letzten durch Paß und Thal des Bratnik, — aber ihr Uferſaum iſt ein ununterbrochen gleichmäßig fortlaufender.

An der iſtrianiſchen Seite läßt ſich als natürlicher Grenzpfahl dieſer rauhen Steilküſte die Punta nera betrachten, ein ſchroff am Meere emporragender Felsberg, mit welchem an die Stelle des ſüdiſtrianiſchen Flachbodens der Bergtypus tritt; an der entgegengeſetzten dalmatiniſchen Seite jedoch giebt es keine natürliche Grenze, indem der gleiche Küſtencharakter ſich durch ganz Dalmatien und nach Albanien fortſetzt. Hier muß man alſo von unſerem Standpuncte aus die Grenze des Quarnero dort annehmen, wo die Intereſſen der Anwohner und ihre Verkehrseinrichtungen ſich ändern; das iſt alſo ſüdlich von Zeng etwa in der Gegend von Lukovo.

Der ganze weite Bogen, deſſen Dimenſionen wir nun ſkizzirt haben, trägt außer dem gemeinſchaftlichen Gepräge eines amphitheatraliſch gebildeten Steilgehänges, das von den Gipfelhöhen von 4000 — 4500' und den Paßhöhen von beiläufig 2600' in raſchen Abſätzen zum Golfe herabſteigt, auch noch durchgehends den entſchiedenſten Karſt-Typus. Nicht nur die rings geſchloſſenen Mulden- und Trichterformen, welche überall an die Stelle der Thäler treten und nur ſelten durch ſchroffe Spalten abgelöst werden, ſondern auch die Kahlheit des längſt entwaldeten, überall grauen Kalkgeſteines machen dieſen Typus aus; und gegen den Trieſtiner Karſt finden wir hauptſächlich nur den Unterſchied, daß die quarneriſchen Küſtenberge wenigſtens an ihren Gipfeln noch bewaldet ſind, während die oberhalb Trieſt gelegenen Karſthöhen mit einem mehr ebenen kahlen Plateau beginnen. Der Anſtieg iſt überall ſo ſteil, daß der obere ca. 4000' hohe Kamm nirgends mehr als 1¼ M., ſtellenweiſe aber nur ½ M. in der Luftlinie vom Meeresufer abſteht.

Aus dem Golfe, den dieſer ſteinigte Bogen umſchließt, tauchen große und kleine Inſeln auf, alle mit demſelben ſchroffen Ufergepräge, wenngleich in weit kleineren Dimenſionen, die nach Süden gegen das offene Meer hinaus ſtetig abnehmen. Die zwei Inſeln erſten Ranges ſind: Cherſo (6 □M., 7000 Einwohner), parallel mit Iſtrien und von dieſem durch den Canale di Farafina getrennt; das breite Veglia (7,7 □M., 15,000 Einwohner) öſtlich von Cherſo und ſüdlich vom croatiſchen Geſtade, vom erſteren durch den Quarnerolo, vom letzteren durch den Canale di Maltempo geſondert.

Von zweitem Range iſt Arbe (ca. 4 □M.) öſtlich von Cherſo und gegenüber der dalmatiniſchen Küſte, mit dem Canale di Morlacca.

Am ſüdweſtlichen Ende von Cherſo legt ſich die Inſel Luſſin (3,24 □M.) an, in ſo naher Berührung, daß an einer Stelle nur ein wenige Klafter breiter, künſtlich erweiterter Canal (Cavanella d' Osero) dazwiſchen bleibt, über den eine Brücke geſpannt iſt. Luſſin iſt die zweite Inſel zweiten Ranges im Quarnero.

Zwiſchen dieſen größeren liegen dann zunächſt mehrere Inſeln dritten Ranges (Scogli, Klippen genannt), mit je ¼ bis gegen ¾ □M., gleichſam als Vorlagen der benachbarten mächtigeren Inſelkörper; es ſind folgende: Plavnik und Levrera (neben Cherſo); Pervichio, S. Gregorio, Golo (zwiſchen Arbe und Veglia); Aſinelli, Unie, Canidole und Sanſego (außerhalb Luſſin). Noch gegen zwanzig kleinere Scogli begleiten die vorgenannten.

Land und Meer dieſes ganzen Gebietes und die Anwohner deſſelben beſitzen folgende übereinſtimmende Charaktere.

Die Karſtformation iſt auch auf den Inſeln, ſo wie am Feſtlande die allein herrſchende; das Geſtein gehört hier wie dort faſt überall dem Kreidekalke an, der an den meiſten Stellen kahl und ohne Erddecke liegt. Nur in Steinſpalten und auf ſanfteren

Stufenausbreitungen vor steileren Höhen hat sich die rothe ockerige Thonerde erhalten, die ursprünglich einen reichlichen Uebergemengtheil des Gesteines ausmachte, aber nach der Entblößung des Bodens rasch vom Wasser und Winde bis ins Meer fortgetragen wurde; und an den wenigen Stellen, wo anstatt des Kalkes der thonige Nummuliten-Sandstein (Tassello) auftritt, bildet sich aus dessen stetig fortschreitender Verwitterung ein tiefgründiger lockerer Lehmboden.

Ueberall bringt ferner der Karst-Typus mit seinen isolirten Mulden ohne aushaltende Längsthäler, mit seinem an Spalten und Höhlen reichen Gesteine, einen großen Mangel an oberirdischen Wasserläufen mit sich, so daß im ganzen Gebiete nur ein einziger nennenswerther Fluß (die Fiumara bei Fiume) und kaum fünf perennirende Bächlein vorkommen, und Wasserquellen nur auf wenige Stellen beschränkt sind.

Zu dem Mangel an Erde und Wasser gesellt sich als drittes gemeinsames Uebel die Bora, dieses überwältigende Sturmgebläse, welches allen adriatischen Steilküsten im Norden und Osten gemeinsam ist, im Quarnero aber seine allergrößte Gewalt entwickelt.

Die Rolle der Bora, der Schifffahrt gegenüber, ist eine zweifache: als großes Hinderniß und dann als Gefahr für dieselbe.

Hinderniß wird sie durch die große Gewalt, mit der sie vom Lande gegen die Eingänge zum inneren Quarnero (die erstgenannten drei Canäle von Farasina, Quarnerolo und Maltempo) weht, und wodurch sie oft mehrere Tage lang das Einlaufen in diesen letzteren unmöglich macht. Ist sie bereits im Gange, wenn das Fahrzeug heransegelt, oder wird sie nur einige Zeit vorausgesehen, so ist sie nicht eigentlich gefährlich; denn überall giebt es Häfen und Ankerplätze in Menge, um den Verlauf dieser Stürme in Sicherheit abzuwarten.

Gefährlich aber wird sie, wenn sie Schiffe unter Segel unvorbereitet überfällt; und das kann eben leicht geschehen, da sie oft urplötzlich losbricht und in kurzer Zeit zur vollen Höhe anschwillt.

In dieser Beziehung dürfte es nicht unwichtig sein, zu bemerken, daß die neuesten combinirten Beobachtungen darauf geführt haben, dreierlei Arten von Bora zu unterscheiden, von denen nur eine zu wirklich gefährlicher Gewalt erwächst; und daß gerade diese Bora durch Achtsamkeit auf die meteorischen Vorgänge eine hinlänglich lange Zeit vorausgesehen werden kann, um nicht unvorbereitet von ihr überfallen zu werden.

In die Details dieser meteorologischen Betrachtungen einzugehen, erlaubt die Anlage dieser Darstellung nicht; aber das Factum anzudeuten, mag nicht ohne allgemeines Interesse sein, wenn es sich um die Verminderung der sehr verbreiteten Furcht vor dem Quarnero handelt.

Unter der Gewalt der Bora leidet auch das Land, über das sie hinstürzt, wo sie oft massenhaft die ohnedies spärliche Erde wegführt, an den Puncten ihres ärgsten Anpralles das Aufkommen einer Vegetationsdecke geradezu unmöglich macht, und oft auf weite Strecken den hoffnungsreichen Blüthenschmuck oder die schon reifen Früchte von Bäumen und Weinstöcken raubt.

Hauptsächlich um die Erde gegen die Bora zu sichern, hat man seit unvordenklichen Zeiten die eigenthümliche Terrassirung des Bodens eingeführt, in solcher Art, daß die bebauten Abhänge von ostwestlich verlaufenden, nur etwa zwei Fuß hohen Steinmäuerchen in schmalen Zwischenräumen durchzogen sind, zwischen denen die Erde ziemlich sicher liegt.

Die Bora theilt übrigens ihre Herrschaft über unser Meeresgebiet mit dem Sirocco, der als ein mit Feuchtigkeit beladener lauer Wind, in der Regel von dickem

ſchweren Gewölke und Regenniederſchlägen begleitet, von erſchlaffender Wirkung auf den Menſchen, jedoch bei weitem nicht mehr ſo drückend wie an den Südküſten des Mittelmeeres, oft wochenlang, und nie weniger als zwei bis drei Tage weht. Bora und Sirocco zuſammen nehmen ſicherlich in verſchiedenen Variationen zwei Drittheile des Jahres ein, und das letzte Drittheil fällt der Herrſchaft der wechſelnden mehr localen Winde anheim.

Die Temperaturverhältniſſe ſind an und für ſich der Vegetation günſtig, und werden nur in den kahlen Niederungen durch das Hinzukommen der allzu trockenen Landwinde im Sommer nachtheilig. Während die Plateau-Region mit ihren Tannen- und Buchenwäldern, mit ſechs- bis ſiebenmonatlicher Schneedecke und einer mittleren Jahrestemperatur von ca. 6,5° R., außer Maſtenholz an Bodenproducten faſt nur einmähdiges Heu, Kartoffeln und Kraut liefert, gehört das Gebänge zwiſchen 2000′ und 800′ abſoluter Höhe bei einer Mitteltemperatur von beiläufig 8 — 9° R. vorwiegend dem Typus der Steinwüſten an, abwechſelnd mit ſpärlichem Geſtrüppe und einzelnen lichten Gehölzen von Eichen und Eſchen (Quercus pubescens, Fraxinus ornus), ohne nennenswerthe Culturen, für die Erde und Waſſer mangelt.

Unter 800 Fuß beginnen vereinzelte Weingärten, zuerſt mit niedrigem Zuge, weiter nach abwärts immer mehr in den hohen Kammerzug mit Laubengängen übergehend, zwiſchen die kahlen, mit mageren Sträuchlein von Juniperus oxycedrus, Paliurus aculeatus, Crataegus monogyna, Prunus spinosa, Salvia officinalis nur ſpärlich bewachſenen Gebänge ſich einzuſchieben, und von 400 Fuß über dem Meere angefangen bis ans Geſtade dominirt unter den Culturen der Weinbau entſchieden; nebenbei wird Mais und Moorhirſe häufigſt angebaut, Feigenbäume gedeihen ſchon ſehr gut, Oelbäume tragen am Feſtlande noch wenig Frucht, obgleich in dieſer Region die Mitteltemperatur ſchon zwiſchen 11 und 12° R. iſt. Erſt auf den Inſeln beginnen auch die immergrünen Hölzer zu proſperiren, Phyllirea media, Quercus coccifera u. ſ. w., der Oelbaum liefert dort ſchon ein gutes Product, und auf der ſüdlichen Inſel Luſſin iſt bereits die mediterrane Küſtenflora mit vorherrſchender Erica arborea, Myrtus communis, Arbutus unedo, Cistus creticus, salvifolius u. ſ. w. vollſtändig entwickelt, obwohl einzelne Glieder derſelben hie und da an beſonders günſtigen Orten auch weiter nördlich und ſelbſt am Feſtlande vorkommen.

Das Thierreich bietet außer Mauleſeln und abgehärteten, des Kletterns auf hartem Steinboden gewohnten Pferden, keine hervorragenden Zuchten.

Zwiſchen den ſo charakteriſirten Landſtrichen und Inſeln breiten ſich die Fluthen des Quarnero aus. Die Eigenthümlichkeiten dieſes Golfes beſtehen darin, daß ſein Boden, im Gegenſatz zu dem zerriſſenen ſteinigten Terrain des daraus auftauchenden Landes, ganz eben, überall ſchon in kleiner Diſtance vom Lande 20 — 40 Faden tief und mit mächtigem bläulichgrauen Letten bedeckt, völlig frei von Klippen und Untiefen, und daher ſo günſtig als möglich für die Schifffahrt iſt. Mehrere große geſchützte Buchten (Buccari, Vos, Peschiera, Besca Nuova, Veglia, Luſſin Piccolo Campora u. ſ. w.) und zahlreiche Rheden und Häfen für kleinere Fahrzeuge begünſtigen den Seefahrer, der freilich hier oft auf's Zufluchtnehmen angewieſen iſt. Nur ganz wenige Buchten ſind ſo flach, daß ſie Lagunen- oder Salinenverhältniſſe darbieten (Dobrigno und Nogbera auf Veglia). So wird durch die Gunſt der *untermeeriſchen* Geſtaltung der Nachtheil der *oben* drohenden Sturmgewalten vermindert.

Die Leute nun, denen das ſo beſchaffene Gebiet als Heimath zu eigen iſt, wollen wir auch vorerſt nur im Ganzen und Großen überſchauen, ehe wir die Bewohner einzelner beſtimmter Oertlichkeiten mit ihren Sonderintereſſen betrachten.

Es wird gewöhnlich angeführt, daß die illyrische Bevölkerung ein Gemisch von Südslaven und Italienern, und daß auch ihre Sprache aus den Idiomen jener beiden Nationen zusammengefügt sei.

Diese vage Annahme zeigt nicht die geringste Einsicht in den wahren Sachverhalt. Von einer Mischung der Nationalität und Sprache kann dort die Rede sein, wo zwei Nationen an einander grenzen, in buntem Gemenge die Ortschaften und Häuser, ja selbst die einzelnen Quartiere bewohnen, regelmäßig Ehebündnisse unter einander eingehen, beide Sprachen sprechen oder auch beide gleichmäßig unter einander mengen. Von allem dem ist aber hier keine Rede. Die Bevölkerung des ganzen Gebietes ist eine geschlossene, und zwar vom croatischen Stamme (erst tiefer in Istrien und im nördlichen Binnenlande beginnen die verwandten Slovenen); nur drei bis vier Reste ehemaliger venetianischer Colonien in einigen Inselorten, gegenwärtig von fast verschwindender Kleinheit, und eine kleine walachische Colonie um den Cepich See in Istrien, sind eingeschaltet. Der physische und geistige Volkscharakter ist ganz entschieden der südslavische, speciell der croatische.

Der Schnitt des Gesichtes, der robuste Knochenbau, die große Abhärtung und physische Ausdauer bei der Arbeit, die hervorragende Genußfähigkeit in Wein und Liebe, die größere Fruchtbarkeit der Weiber unterscheidet sogleich unsere Croaten von den Italienern, so wie die Sitte im Volke, daß das Weib vorwiegend die anstrengenden Arbeiten des Tragens von allen möglichen Lasten und oft auch der Bodencultur übernehmen muß. Die zahlreichen Anklänge patriarchalischen Wesens in der Familie, das große Ansehen des Familienhauptes, die tiefe Liebe der Kinder zur Mutter, die hundertfachen Volksgebräuche von der Geburt bis zur Leichenklage beim öffentlichen Begräbnisse, und tausenderlei charakteristischer Aberglaube vervollständigen die Identität dieser Küstenbewohner mit der croatischen Nation.

Croatisch ist die Sprache, in der die Leute denken, beten und fluchen, in der sie ihre unzähligen kurzen Volkslieder singen, croatisch auch jede Melodie derselben; croatisch wird in der Kirche dem Volke gepredigt, und in einem großen Theile des Gebietes (so weit er zur Diöcese von Zeng gehört) wird sogar die Messe croatisch gelesen.

Die Rolle, welche das Italienische spielt, ist einfach nur folgende. Der Seeverkehr im Mittelmeere verlangt von den dabei Betheiligten die Kenntniß des Italienischen; die Türken, die Griechen, die Südrussen, ja selbst die Franzosen der mediterranen Küsten mußten sich bequemen, die Sprache der einstigen Seekönigin Venezia im Seewesen anzunehmen, und bis heute ist sie die Seemannssprache fast am ganzen Mittelmeer, jedenfalls aber in der Adria.

Es versteht sich also wohl, daß auch die Küstencroaten hiervon keine Ausnahme machen konnten, wenn sie nicht sich selbst vom Seeverkehre ausschließen wollten; sie mußten neben ihrer Muttersprache auch das Italienische sich aneignen. In den wenigen Städten des Gebietes kam noch ein anderes Moment hinzu. Es ist bekannt, daß im Mittelalter besonders Oberitalien ein vorzüglich ausgebildetes Municipalwesen hatte, so daß man zur theilweisen Verpflanzung dieser ihrer Einrichtungen selbst nach Deutschland Italiener berief. Um so natürlicher war es, daß man in den aufblühenden Städtchen des istro-croatischen Küstengebietes das Municipalwesen nach italienischem Muster einrichtete und Italienern manche wichtige Stelle dabei anvertraute, selbst dort, wo keine eigentlichen venetianischen Colonien waren, wie z. B. in Fiume. Unter den gebildeteren und den nach Bildung strebenden Bewohnern mußte bei diesen Umständen die italienische Sprache, mittels deren allein man sowohl im Seewesen als in den Künsten, Wissenschaften und in der städtischen Verwaltung Ehre

und Vortheil erlangen konnte, immer mehr Geltung gewinnen, und gewann dieſelbe auch in ſteigendem Maße bis zum Jahre 1848, ja in manchen croatiſchen Familien noch bis heute, indem ſelbſt ſolche Eltern, die nur gebrochen in dieſer Sprache ſich ausdrücken, ihre Kinder ſo frühzeitig und ſo gut als möglich darin unterrichten laſſen und dieſelbe zur Sprache des Hauſes machen, ſo daß die jüngere Generation auch in den croatiſchen Städten theilweiſe nur italieniſch zu ſprechen pflegt. Ja es giebt Vorkämpfer des Südſlaventhums, welche ihre Streitſchriften gegen Germaniſirung oder Italianiſirung ſelbſt nur in italieniſcher Sprache zu verfaſſen im Stande ſind, weil ſie das Idiom ihrer Nation nicht grammatikaliſch zu ſchreiben gelernt haben. Dadurch ändert ſich aber nicht die Nationalität, nicht Anlage und Sitte, ſondern nur das Verkehrsmittel und die Möglichkeit der Ausbildung; und es kann da keine Rede ſein von einem Miſchvolke aus Slaven und Italienern, wo doch kein italieniſches Blut zur Miſchung da iſt.

Höchſt lehrreich iſt in dieſer Beziehung die genauere Achtſamkeit auf die Sprechweiſe des Volkes, wo es, wie in den unmittelbaren Küſtenorten und Hafenplätzen, in beiden Sprachen ſich ausdrückt. Spricht Einer croatiſch, ſo ſind alle ſeine Conſtructionen, alles was zur Syntax, ja zum eigentlichen Geiſte der Sprache gehört, entſchieden ſüdſlaviſcher Natur, und vom Italieniſchen miſcht er ſtets nur einzelne ſchon dazu prädeſtinirte Worte und wenige erlernte Sprichwörter ein. Bedient er ſich aber in der Rede des Italieniſchen, ſo erkennt man ſchon beim dritten Satze die entſchiedenſten ſlaviſchen Conſtructionen, wie ſie keiner romaniſchen und keiner germaniſchen Sprache eigen ſind, und man kann nicht darüber im Zweifel bleiben, daß der Menſch croatiſch denkt und nur wörtlich in's Italieniſche überſetzt, das er noch überdies in ſingender ſüdſlaviſcher Weiſe ausſpricht. (Z. B. „mi si dorme", offenbar nach dem croatiſchen „mi se spi".*)

Wenn ein Geſpräch längere Zeit fortdauert, pflegt es häufig von einer Sprache in die andere umzuſchlagen; dann bildet den Wendepunct immer ein Sprichwort oder irgend eine eigenthümliche unüberſetzbare Redensart, die man z. B. im Laufe der italieniſchen Rede aus dem Croatiſchen nimmt, und woran dann das weitere in dieſer letzteren Sprache ſich anſchließt, oder umgekehrt.

Spricht unſer „Primorac" (Küſtenländler) auch noch ſo viel italieniſch, ſo kann man doch ſicher ſein, daß er in jedem Affect und um ſo mehr in der Leidenſchaft croatiſch herausplatzen wird. Auch kommt ſich keiner hinlänglich gemüthlich vor, wenn er ſich bloß italieniſch ausdrückt. Ich habe einen alten, treuen Hausdiener gekannt, der jedesmal am Abend ſich ſo beurlaubte: Addio, felice notte — — — (dann erſt mit herzlichem Ausdruck:) „bog s njimi" (Gott ſei mit Euch!). Selbſt dieſer wenig intenſive und extenſive Einfluß der italieniſchen Sprache hört aber ſchon in einem ganz kleinen Abſtande vom Meeresgeſtade auf. Man kann unbedenklich annehmen, daß eine Viertelſtunde landeinwärts von den dort ſtabilen Anwohnern kaum mehr jeder dreißigſte einigermaßen italieniſch verſteht. Es iſt deutlich genug zu bemerken, daß im Volke eben nur die dringendſte Nothwendigkeit des Seehandwerkes, des Handels und der Fachbildung den Anſtoß zur Erlernung des Italieniſchen giebt. —

Von den Specialitäten einzelner Städte in Bezug auf Abſtammung und Sprache wird noch weiter unten zu reden ſein. —

Sind wir nun über die Nationalität der jetzigen Liburnier — wie ſich die Bewohner unſeres Gebietes hie und da mit Vorliebe nennen — einigermaßen in's reine gekommen, ſo betrifft die nächſte Frage billigerweiſe deren Eignung zum Seedienſte.

---

*) Wörtlich „mir ſchläft es ſich," d. h. es ſchläfert mich.

Die Matroſen vom Quarnero ſtehen im Rufe, zu den beſten der öſterreichiſchen Handels- und Kriegsmarine zu gehören. Es iſt aber merkwürdig, wie die maritime Widmung und Befähigung innerhalb dieſes doch nicht ſo ausgedehnten Gebietes auf ſehr kurze Diſtancen wechſelt. Vor allem iſt zu bemerken, daß nur die Anwohner des äußerſten Küſtenſtreifens ſich vorwiegend dem Seehandwerke widmen; eine Viertelmeile landeinwärts denkt ſchon kein Eingeborner mehr daran, zur See zu gehen, die er doch ſein Lebelang immer vor Augen hat, mit der er in Handel und Wandel in ſo vielfacher Beziehung ſteht, und durch welche ſich ſeine nächſten, mehr ſeewärts ſiedelnden Nachbarn häufig bereichern, während am Lande nicht viel erkleckliches zu gewinnen iſt. Es fehlt Luſt und Sinn für das Seeweſen, ſowie man ein paar Schritte am Küſtengehänge hinauf kommt, und der Fremde wundert ſich ſehr zu ſehen, ein wie kleiner Bruchtheil der Meercroaten („Primorci") ſich mit dem Meere (more) zu ſchaffen macht. Es iſt gar kein Zweifel, daß verhältnißmäßig zehnmal mehr Matroſen aus den Umgebungen von Wien und Prag unſere Schiffe bemannen, als aus den Ortſchaften, die von den Ufergehängen des Quarnero nur über 800 Fuß hoch auf das Meer und das Getriebe der Schifffahrt hinabſchauen. Man mag hieraus erſehen, daß der croatiſche Stamm, gleich allen anderen Slaven, urſprünglich ſehr wenig *maritime* Anlage beſaß, und daß nur die unmittelbar dringende Nothwendigkeit denjenigen, welche geradezu auf das Meer angewieſen waren, nach einer Reihe von Generationen den rechten Seemannsſchnitt aufgeprägt hat, während bei anderen ſeetüchtigen Nationen die Betheiligung am Seeweſen meilenweit landeinwärts ſich erſtreckt. — Möglich auch, daß unmittelbar an der Küſte ein größerer Antheil von den alten ſeetüchtigen vorſlaviſchen Liburniern zurück geblieben iſt, — obgleich man gegenwärtig weder in Habitus noch in Sprache etwas dergleichen nachweiſen kann.

Aber ſelbſt jener Theil der Bevölkerung, welcher mit dem Seeweſen beſchäftigt iſt, verhält ſich zu demſelben ganz anders als in germaniſchen oder romaniſchen Küſtenländern. In beiden letzteren iſt meiſtens die *Seefiſcherei* die Vorſchule des Matroſen und die tüchtigſten jungen und alten Burſche betreiben mit beſonderer Vorliebe und hervorragendem Geſchick dieſes Handwerk. Am ganzen Quarnero aber — ſowie zum Theil wohl auch weiter abwärts in Dalmatien — giebt es keine einzige Ortſchaft, aus deren Hafen auch nur ein einziges eigenes *Segel*-Fiſcherboot zum Fange auf der freien See mit Grundnetzen (Tartane und Cochie) ausliefe. Ihre Fiſcherei beſchränkt ſich auf gelegentlichen Angelfang längs der Küſte, wo möglich vom Lande aus, und auf das Ziehen des Landnetzes (Tratta), während die Fiſcherei unter Segel ganz und gar den von der venetianiſchen Küſte kommenden Chioggiotti mit ihren ſchlanken Segelbooten (Bragozzi) und vielgeſtaltigen Netzen überlaſſen wird. Durch den *Fiſchfang* wird im Quarnero auch nicht ein einziger Eingeborner zum Matroſen vorbereitet. Wer hier zur See geht, beginnt entweder auf einem der Küſtenfahrzeuge (beſonders zur Gattung der rundbauchigen Trabaccoli gehörend), die nicht nur längs der dalmatiniſchen Küſte, ſondern auch quer über die Adria mit den gegenüberliegenden italieniſchen Ländern verkehren, — oder er ſchifft ſich auch ſogleich auf einem hochbordigen Fahrzeuge zu langer Fahrt ein. Das Bootsrudern und Ueberfahren (traghetto) zwiſchen benachbarten Küſtenpuncten kann nicht wohl als eine tüchtige Vorbereitung zum Seeweſen angeſehen werden.

Dieſen Mangel der praktiſchen Fiſcherei-Vorſchule kann man übrigens nach dem Urtheile ſachkundiger Seeofficiere nicht als einen weſentlichen Nachtheil für die ſpätere Seetüchtigkeit zu langer Fahrt anſehen; denn, mit Ausnahme der Steuerleute, haben die Matroſen an hochbordigen Schiffen ſo weſentlich verſchiedene, auf den Fiſcherbooten nicht vorkommende Verrichtungen, daß oft gerade die beſten und kühnſten Fiſcherleute

dort gar nicht erfolgreich zum Dienste abzurichten sind. Auf dem Fischerboote giebt es keine Marsgasten, keine Raumgasten und keine Geschützbedienung; die ersten beiden sind für Handels- und Kriegsschiffe gleich wesentlich, die letzteren für die Kriegsschiffe von Belang, und alle diese Dienstverrichtungen muß der Fischer ebenso ganz von Anfang an lernen und sich angewöhnen, wie der frisch vom Binnenlande her kommende Aufläufer. Die Chioggiotti, die bekanntlich mit ihren kleinen schlanken Fischerbooten das unglaublichste an Manövern und Kühnheit leisten, sind doch nicht zu bewegen, bei schwerem Wetter auf die Raaen zu geben; sie sind hiezu schwindlicher und furchtsamer als jede Landratte, — und ihr fortwährendes Leben zur See dient ihnen doch nicht im geringsten als Präservativ gegen das Raafieber, dem die Italiener überhaupt sehr unterliegen.

Unsere liburnischen Küstencroaten hingegen erlangen, ungeachtet der mangelnden Fischerei-Praxis, in kurzer Zeit die volle vielseitige Verwendbarkeit, wie sie auf Kauffahrern so nötbig ist; sie sind verläßlich bei jedem Wetter, und jeder habilitirt sich zu jeder Art von Dienstverrichtung im Raume, auf Deck, am Ruder und auf den Raaen, weshalb man auf unseren Handelsschiffen bei weitem nicht die vielerlei Kategorien von Matrosen unterscheidet wie anderswo; Matrose ist Matrose, er muß zu allem taugen. Diese Anstelligkeit, verbunden mit Genügsamkeit und außerordentlicher Arbeitsfähigkeit, macht den Hauptwerth unserer istro-dalmatinischen Seeleute aus. Dagegen sind sie empfindlich gegen Einschränkungen in der Nahrung und haben für den wissenschaftlichen Theil der Nautik weder hervorragendes Interesse, noch besondere Befähigung. Alles geht bei ihnen praktisch mit unglaublicher Fertigkeit, ein merkwürdig richtiger Tact herrscht in ihren „Gissungen", aber in die Begründung des Calcüls lassen sie sich wenig ein. Der Logarithmus ist in der Regel selbst für solche Mercantil-Capitäne, welche die Welt umsegelt haben, nichts anderes als eine Zahl, die in einem gewissen Büchlein steht und mit der man nach Bedarf die vier Rechnungsarten vollzieht; wenn aber die Ratten dieses Büchlein fressen, würden wenige der gegenwärtig fahrenden Handelsschiffer im Stande sein, sich den Logarithmus einer Zahl selbst zu suchen. Die nun viel verbesserten nautischen Schulen und die höheren Prüfungs-Anforderungen werden in dieser Beziehung bald vieles verbessern; aber es ist kein Zweifel, daß noch mehrere Generationen dazu gehören werden, um den eingewurzelten reinen Empyrismus bei den Prüfenden (ich sage nicht bei den Lehrern) und den Prüflingen zu überwinden.

Sehr eigenthümlich ist der Umstand, daß die Tauglichkeit zum Seehandwerk bei unseren Küstencroaten auf so kurze Distancen ganz bedeutend wechselt. Es giebt nicht nur Bezirke, sondern sogar Gemeinden und selbst einzelne Dörfer, deren Einwohner notorisch entweder sehr ausgezeichnet anstellig, oder umgekehrt sehr unbeholfen oder geradezu unbrauchbar und ebenso unlustig zum Seewesen sind, obwohl sie alle in gleicher Nähe und Beziehung zum Meere leben. Hierüber sollen später noch mehr Details angeführt werden.

Daß endlich diese Küsten-Illyrier — wenigstens die liburnischen, die ich näher kenne — trotz ihrer oben gerühmten theilweise sehr hervorragenden Seetüchtigkeit doch nicht eigentlich zu den maritimen Nationen gehören dürften, in demselben Sinne z. B. wie die meisten friesischen, die bretagne'schen, skandinavischen ꝛc. Küstenbewohner längs der Nordsee, die dem einmal mit Liebe und Geschick erfaßten Seeleben fortwährend leidenschaftlich ergeben bleiben und nicht auf die Dauer davon lassen können, scheint auch daraus hervorzugehen, daß jene in der Regel nur so lange zur See bleiben, bis sie sich ein Sümmchen erspart haben, um am heimischen Strande wenigstens ein nettes ebenerdiges Steinhäuschen mit einigen Quadratklaftern Grund zu erwerben,

und fortan am Lande, entweder den Boden zu bearbeiten, oder kleine Geschäftchen, die mit dem Seeverkehre in Verbindung stehen, zu betreiben, dem Fisch-Sport obzuliegen und die heranwachsende Nachkommenschaft am häuslichen Heerde von Seereisen und fremden Ländern zu unterhalten. Außerhalb aller der Hunderte von Küstendörfern dieses Littorales, und noch mehr in der weiteren Umgebung der Städte, sieht man zahlreiche einzelne kleine Häuschen wie Außenposten zerstreut, entweder auf den kahlen Ufergehängen, oder auch zwischen Weingärten und Gemüse-Culturen liegen, ausgezeichnet vor den Bauernhütten bloß durch größere Reinlichkeit, sauberen Aufputz, bemalte Fensterläden und strammere Einzäunung der zugehörigen Gründe. Das sind die „Ritiri" der Seeleute niederen Ranges, während die Capitäne es gewöhnlich zu Stadthäusern oder größeren Villen bringen, oder sich später als Rheder etabliren.

Im allgemeinen können wir nur bestätigen, daß von den quarnerischen Küsten und Inseln der Mehrzahl nach Matrosen kommen, die, wenn einmal diesem Stande gewidmet, insbesondere für den empyrischen Theil ihres Berufes große Fertigkeit und in Gefahren Verläßlichkeit bewähren, als Ziel ihrer Arbeit aber den möglichst baldigen Antritt einer Wirthschaft am heimischen Strande vor Augen haben.

Machen wir nun eine Rundreise durch das liburnische Küstengebiet; — ich werde meine Führerrolle nicht dazu mißbrauchen, eine nicht mehr nöthige Geographie und Statistik dieser Gegenden zu liefern, sondern, wie bisher im allgemeinen, so nun im besonderen, möchte ich nur solche Momente hervorheben, welche für das Leben und die Interessen des Gebietes besonders charakteristisch oder bedeutsam, und bisher meines Wissens nicht mit dieser Tendenz im Zusammenhange dargestellt sind.

Wollen wir vom Bekannteren zum minder Bekannten fortschreiten, so müssen wir mit der istrianischen Küste des Quarnero beginnen. Sie besteht aus den untersten Vorlagen des Monte-Maggiore, der als langer Bergzug vom Meere so steil aufragt, daß sein 2000 — 4000 Fuß ansteigender Kamm kaum eine Viertelmeile landwärts gelegen ist. Die untersten Partien bis gegen etwa 400 Fuß Höhe bestehen größtentheils aus flacheren Lehnen, bedeckt mit jenen tiefgründigen Massen rother ockeriger Lehmerde, die vor Zeiten von den oberen Berggehängen durch Wasser und Plaiken heruntergetragen worden sind. Seit dieser Zuwachs von oben aufgehört hat, sind auf dem Boden Haidewiesen und Eichenhaine entstanden, und noch weiter abwärts in und zwischen den Ortschaften zahlreiche Culturanlagen, von denen hier die Kastaniengärten und die Lorbeerwäldchen am meisten eigenthümlich sind; beide kommen uns sonst nirgends mehr am Quarnero vor. Die echten Kastanienbäume mit ihren weit umgreifenden pyramidal nach unten gespreiteten Wurzeln brauchen solch' tiefgründigen Boden und jenen etwas höheren Grad von Feuchtigkeit, wie ihn gerade diese Strecke im Gegensatze zu dem total dürren Steinboden der anderen Küste darbietet.

Durch die Begrünung und Beschattung des Bodens, durch die Lage unmittelbar am Fuße des jenseits noch ziemlich bewaldeten Bergzuges, der täglich schon sehr frühzeitig (1½ — 2 Stunden vor dem wahren Sonnenuntergang) seinen Schatten über diese Gegend breitet, und aus zahlreichen Schluchten kühle Fallwinde herunter sendet, sind hier wesentlich andere Vegetationsbedingungen gegeben, als im gesammten übrigen Gebiete. Das Klima ist nämlich gleichmäßiger an Temperatur und Feuchtigkeit, und die Mitteltemperatur ist bei kühleren Sommern und wärmeren Wintern doch kaum tiefer als am Fuße des dürren südlich exponirten liburnischen Karstes um Fiume. Daher bedecken daselbst riesige Moospolster den freien Boden zwischen den Kastanienbäumen; der gemeine Wachholder, der am Karste erst mehr als 1000 Fuß hoch auftritt, reicht hier bis zum Meeresufer hinunter, ebenso das gemeine Haidekraut (calluna

vulgaris) und mehrere Farren, die ſichere Anzeiger von minder exceſſiver Hitze und gleichmäßiger vertheilter Feuchtigkeit ſind. Und doch gedeihen neben dieſen Gliedern einer weniger wärmebedürftigen Flora auch die immergrünen Lorbeerbäume in den dichteſten Hainen; Wein und Feigen und ſelbſt Oliven machen die gewöhnlichſten Bodenproducte der Culturen aus, die zwiſchen jene Haidewieſen, Eichen-, Eſchen-, Kaſtanien- und Lorbeerwäldchen eingeſchaltet ſind.

Bald romantiſch auf hervorragenden Felſenzacken (wie Brſec, Moſchenizze, Veprinac), bald idylliſch zwiſchen Gärten und Gebüſch (wie Lovrana, Ika, Icichi, Abbazia und die Bezirksſtadt Voloska) liegen die Ortſchaften an der Küſte hin, meiſt von reinlichem anſprechendem Aeußeren. Leider mangelt ihnen meiſtens fließendes Waſſer, ſo daß faſt alljährlich 2 — 3 Monate lang Menſchen, Vieh und Gartenproducte vergebens darnach dürſten, und das für den allerdringendſten Hausgebrauch nöthige Quantum oft ſtundenweit herbeigeholt werden muß. Nur an wenigen Puncten treten, und zwar meiſt gerade am Saume des Meeres, kalte Quellen hervor, deren Aufnahmegebiet die oberen Höhen des Monte-Maggiore ſind (namentlich bei Ika und Icichi); nicht ſelten münden ſolche Quellen auch erſt einige Fuß unter dem Meere (z. B. bei Abbazia, Voloska) und könnten mit geringen Koſten nutzbar gemacht werden, indem man ihnen den Weg zum Meere abſchnitte und ſie einige Klafter landeinwärts in gehöriger Faſſung zum Austritt zwänge.

Die Production dieſer Gegend beſteht hauptſächlich nur in der Deckung des eigenen Hausbedarfes; nur wenig wird an Früchten und Wein nach Fiume abgeſetzt.

Dorthin zielt überhaupt der ganze kleine Verkehr der oſt-iſtrianiſchen Küſte; und obgleich Fiume eine davon politiſch weit getrennte Stadt iſt, kommt es einem im praktiſchen Leben doch ſo vor, als ob auch jener Küſtenſtrich damit zuſammenhinge, während Piſino, wo die betreffende Kreisbehörde reſidirt, von wenigen aus eigener Anſchauung gekannt wird.

Wer nicht mit dem Landbaue beſchäftigt iſt, widmet ſich meiſt dem Seeweſen; Handwerker (von Induſtrie ſchon gar nicht zu reden) giebt es nur ſehr wenige, Krämer auch nicht viele, wohl aber verkauft man faſt in jedem zweiten Hauſe irgend einen beſtimmten Artikel, z. B. hier Töpfe, dort Seſſel oder Fußſchämel, oder Strickwolle u. ſ. w. Fiſcher exiſtiren nur in ungenügender Zahl und ohne rechtes Geſchick, ſo daß man Seefiſche oft aus Fiume beziehen muß; auch nur wenige Fährboote (Traghetti) vermitteln den Seeverkehr mit Fiume.

Die einzige hervorragende Ausbeutung iſt der Thunfiſchfang, welcher in der kleinen Bucht von Prilnka neben Voloska mit einer einzigen „Tunera" betrieben wird. Dieſe Fiſcherei wird im Quarnero nicht mit ſolch' complicirten Kammernetzen wie um Sicilien ausgeübt, ſondern auf die primitivſte Weiſe. Ein vertical ſchwebendes Netz wird mit einem Ende am Lande befeſtigt, dann zuerſt einige 20 — 30 Faden geradeaus ſeewärts und hierauf in einem rechten Winkel etwa 40 — 50 Faden parallel mit der Küſte geſtellt, ohne zuletzt nochmals in einem rechten Winkel auf dieſelbe zuzugehen. An dieſem Ende alſo, das mit einer kleinen Boje bezeichnet iſt, bleibt ein 20 — 30 Faden weiter Eingang in den Raum, der an einer Seite vom Lande, an den beiden andern durch das knieförmig gelegte Netz gebildet wird. Die Fiſcher richten dieſen Eingang ein für allemal nach jener Seite, von welcher an den betreffenden Küſtenſtrich die Thunfiſche zu kommen pflegen. Dieſe ſtreichen nämlich merkwürdigerweiſe jedesmal genau denſelben Cours nach einer Uferſtelle, wenn ſie überhaupt an dieſelbe kommen. Vom Strande her neigt ſich eine tief eingerammte hohe

Leiter unter 45° über den vom Netze umzogenen Raum, von deren Höhe ein Ausguck das Herankommen der Fiſche beobachtet und ſignaliſirt, worauf dann, wenn dieſe in den Netzraum eingelaufen ſind, das offen gelaſſene, mit der Boje bezeichnete Ende raſch landwärts zugezogen und das ganze Netz ans Land geholt wird, wo man die Fiſche mit Prügeln erſchlägt. Solche Thunfänge beſtehen am Quarnero noch an ziemlich vielen Puncten und erſtrecken ſich auch weit nach Dalmatien; im Golfe von Trieſt und Venedig läßt ſich ſelten ein Thunfiſch längs der Küſte blicken, und diejenigen, die man auf den dortigen Fiſchmärkten ſieht, ſind meiſt von Fiume oder Voloska, oder überhaupt aus dem Quarnero dorthin transportirt.

Noch ein anderes Product des Meeres liefert der Quarnero auf jene großen Fiſchmärkte; das ſind die Scampi (Nephrops norvegicus), hellröthlich gefärbte, ſehr elegant geſtaltete Krebſe von der Größe der Flußkrebſe, die nur in den tiefſten Stellen des Quarnero am Schlammgrunde und außerdem an einigen wenigen Puncten Dalmatiens vorkommen, im Golfe von Trieſt aber nie gefangen werden. Oberflächliche Reiſeberichte, die auch in wiſſenſchaftliche Werke, ſelbſt in engliſche Fachwerke über Naturgeſchichte des Meeres, übergegangen ſind, verſetzen ſowohl die Thunfiſche als auch die Scampi nach den venetianiſchen Gewäſſern.

Unſere oſt-iſtrianiſchen Seeleute ſind, mit Ausnahme derer von Abbazia, zu den beſſeren zu rechnen; die Abbazianer aber ſind in der Regel merkwürdig unbeholfen, ſelbſt in der Führung ihrer einheimiſchen Barken und Fährboote. Wir ſind einige dutzend Male von dort nach Fiume und zurück geſegelt, mit dem Tragbetto, deſſen Bemannung ſchon ſeit gewiß zwanzig Jahren daſſelbe Boot auf demſelben Wege führt; aber eine ſolche Führung kommt nicht leicht wieder anderswo vor. So z. B. paſſirt man nothwendigerweiſe die Mündung der Bucht von Priluka, aus welcher faſt täglich am Morgen ein etwas ſcharfer Paßwind (die Tramontana von Priluka) bläst; aber keinen Tag ſind die Leute darüber einig, wie viel vom Segel man dieſem Winde laſſen darf, und wie weit man anluven ſoll. „Das Segel los!“ ruft Einer aus ihnen, und das Segel flattert; die Schote wird angeholt, und das Boot legt ſich natürlich ein wenig über Lee. Bald aber wird ein Anderer beſorglich, ſpringt nach vorne, umarmt mit beiden Händen den unteren Theil des Segels und drückt ihn an die Bruſt, damit es nicht ſo viel Wind faſſe. „Schäme Dich und laß los!“ ruft eine Stimme; „nicht loslaſſen!“ kreiſcht eine andere, und die Weiber ſecundiren ihr. Niemand commandirt, niemand gehorcht; und wenn nicht ſehr oft zufällig irgend ein befahrener Matroſe unter den Paſſagieren wäre, würden gar viele dieſer Fahrten ſehr ſchlimm ablaufen. Vor einem Jahre iſt auch dieſer ſelbe Tragbetto von Abbazia richtig gekentert und ſämmtliche Leute trieben im Waſſer herum, bis ſie von herbeigeeilten Booten aus Voloska noch rechtzeitig aufgefiſcht wurden. Dergleichen Scenen kommen bei den anderen zahlreichen Tragbetti von Voloska, Ika, Lovrana, Moſchenizze, die in derſelben Richtung und theilweiſe viel weiter ſegeln, nie vor.

Folgen wir übrigens dem Courſe des Abbazianer Fährbootes, denn ſo geht auch unſere Rundreiſe.

Iſt Priluka paſſirt, ſo beginnt der ſüdſeitige Abhang des weſt-öſtlich ſtreichenden liburniſchen Karſtgebirges, deſſen allgemeine Züge wir ſchon oben ſkizzirt haben. Anfangs ſegeln wir an ziemlich begrünten Ufern vorüber, da die Zerſtückung des Bodens hier nicht ſo großmaſſig, und die Erdbedeckung reichlicher iſt, noch annähernd ſo günſtig wie am Fuße des Monte-Maggiore. Eine halbe Meile weiter nach Oſten aber, in der Nähe der iſtrianiſchen Grenze gegen Croatien, beginnt der weit kahlere, vielklüftige Steinboden, der vom Ufer bis gegen 800 — 1000 Fuß hinauf keine aus-

gedehnteren Culturflächen zuläßt. Wir erblicken zwar sehr viele einzelne bebaute Flecken, oft nur einige Quadratklafter, und selten über ein Joch groß; aber eben so viel Raum, stellenweise auch weit mehr, nehmen dazwischen die wilsten, endlosen Felsenblöcke und Trümmerhalden ein.

In diesen Gegenden ist die Cultur einer Parcelle in der Regel nur mit Verlust möglich, und geschieht auch nur, damit der Eigenthümer die Befriedigung habe, eine „Campagna" zu besitzen. Abgesehen von dem allerdings nicht hohen Ankaufspreise gehören zur Urbarmachung so kostspielige Arbeiten (Sprengen von Felsen, Auslesen der Steine und Erbauung von Mauern und Mäuerchen aus denselben, Zusammenscharren und Vertheilen der Erde zwischen den Mäuerchen u. s. w.), daß auch die allerbesten Ernten nicht hinreichen, um das angewandte Capital angemessen zu verzinsen. Es ist unter diesen Umständen noch sehr zu verwundern, daß die Anhänglichkeit an den heimischen Boden doch so viele Besitzer zur Anlegung von Culturen bewegt.

Es ist uns erlaubt, unsere Reise vorläufig mit Uebergehung von Fiume fortzusetzen, da wir dieser Stadt, als dem wichtigsten Puncte des Quarnero, eine eigene Betrachtung widmen wollen.

Oestlich von Fiume setzt sich das Terrain zunächst so fort, wie es eben geschildert wurde. Etwa eine Meile weiter blickt aber ausnahmsweise eine etwas minder steile, breite Lehne, dicht begrünt, von dem Kamme der Küstenhügelreihe, bis auf deren halben Höhe ausgedehnt, uns entgegen. Es sind die Weingärten von Kostrena, welche weit und breit das beste Getränk liefern. Der Kostrena-Wein ist dunkelroth, dem Bordeaux sehr ähnlich, aus dessen Reben diese Pflanzungen auch angelegt wurden. Leider ist die landesübliche Behandlung des Weines noch so roh, daß er seine angeborenen äußerst edlen Qualitäten nicht lange behält und nicht in weiteren Kreisen geltend machen kann. Jenseits der Küstenhügel von Kostrena zieht sich parallel mit der Küste ein Längsthal (Draga) bis Buccari, wo ebenfalls ein sehr geschätzter Wein erzeugt wird, der sogenannte Vodica, d. h. Wässerlein, beinahe farblos wie Wasser.

Aus Kostrena kommen übrigens nicht nur die besten Weine, sondern auch die besten Seeleute am Quarnero, vom Leichtmatrosen bis zum Capitän. Selbst die Rheder von Lussin, die doch unter ihren eigenen Einheimischen sehr tüchtige Seeleute haben, stellen oft mit Vorliebe und besonderem Vertrauen ihre Schiffe unter das Commando von Kostrenanern. Auch auf der Kriegsflotte lobt man wenige andere Matrosen so sehr wie diese.

Bald östlich von Kostrena öffnet sich das mit Meer gefüllte Querthal, in dessen einer Seitenbucht Portoré liegt, und welches in das ebenfalls untergetauchte Längsthal von Buccari, eine Fortsetzung des erstgenannten Draga, führt. Leider ist die Einfahrt nach Portoré und weiter in das Vallone di Buccari zugleich eine der Ausgangspforten der Bora, durch die sie sich mit verdoppelter Gewalt zum offenen Meere herausdrängt, so daß es oft unmöglich ist, in diese beiden Häfen einzulaufen.

Von den Außenhügeln von Portoré an nach Osten nimmt die Unwirthlichkeit der Küste allmälich zu, obgleich jenseits der vordersten 400 — 500 Fuß hohen Hügelreihe ein damit paralleles schmales Längsthal (Vinodol, Weinthal) von ausgezeichneter Fruchtbarkeit etwa vier Meilen lang verläuft.

Bei Povilje haben wir den ersten Posten der Militärgrenze, also bereits das dritte politische Verwaltungsgebiet der quarnerischen Ufer, erreicht, und hiermit auch das Maximum von Nacktheit und Armuth des rauhen zerklüfteten Felsenbodens, dessen schroffe Gestaltungen weiter nach Osten immer grotesker werden.

Bei Zeng wendet ſich das Küſtengebirge mehr nach Südſüdoſt, und im Winkel dieſer Biegung liegt der zwiſchen zwei einander entgegentretenden Bergmaſſen offen bleibende Paß Bratnik, aus dem die gewaltigſte Bora des ganzen Quarnero hervorbricht und einen weiten Bezirk der Meeresfläche beherrſcht. Selbſt zu Zeiten, wo ringsum Windſtille iſt, bläſt oft vor Zeng eine locale Bora, die das Einlaufen verwehrt. Dieſer ewige, den Seeverkehr ſtörende Wind, der Mangel an Süßwaſſer und an Raum zur Ausdehnung der Stadt (da im Rücken das ſteile Gebirg anſteigt, ſeewärts aber bei dem tiefen Uferabſturze keine ſolche Anſchüttungen wie bei Fiume möglich ſind) laſſen es wohl als ungeeignet erſcheinen, das Städtchen Zeng zum Mündungsorte einer Eiſenbahn aus dem croatiſch-ſlavoniſchen Binnenlande an die Adria zu machen.

Gegenüber von Zeng erhebt ſich die Inſel Veglia (Kerk) aus den Fluthen, — auf dieſer Seite hoch und ſchroff wie die entſprechende Feſtlandsküſte, weiter nach Weſten und Süden aber bald flacher werdend.

Dieſe Inſel repräſentirt im Quarnero vorzüglich den Landbau. Verhältnißmäßig große zuſammenhängende Gebreite ohne ſchroffe Zerklüftung und mit tiefgründigem Boden laden hier mehr als in jedem anderen Theile des Gebietes zur Bodencultur ein, und die Einwohner widmen ſich derſelben auch mit weit mehr Emſigkeit und Erfolg als anderswo; ſie bearbeiten den Boden ſorgfältiger und verwerthen die Abfälle und Nebenproducte beſſer. Mais iſt auf dem guten, Moorhirſe auf dem mageren Boden die vorherrſchende Körnerfrucht. Intereſſant iſt die große Accomodationsfähigkeit des Sorgho (Sirak) an die verſchiedenen Bodenarten und Feuchtigkeitsgrade; er iſt es, den man auf den dürrſten ſteinigten Feldern und ebenſo an den ſumpfenden Ufern der flachen Seen („Jezero" ſchlechtweg, und „Panigbe" oder „Ponikve"), wo kein anderes Getreide Ertrag giebt, noch mit Vortheil anbaut. Die Veglianer cultiviren übrigens auch Weizen, Spelt, Gerſte und Hafer, je nach den verſchiedenen Lagen.

An der Südküſte und an den ſanfteren Abhängen der Flachhügel im Innern der Inſel wird auch viel Weinbau getrieben; ja, es gehört zu einer vollſtändigen Beſitzung jedenfalls auch ein anſehnliches Stück Weingarten, in welchem ſchmale Streifen von Getreide- und Gemüſebeeten mit den Rebenlauben abwechſeln und Feigen- und Olivenbäume eingeſtreut ſind. Das Oel von Veglia hat übrigens wenig Werth und wird auch wenig Sorgfalt darauf verwendet.

Niederwälder von Eichen, Hainbuchen und Hopfenbuchen (Ostrya) mit beiläufig 7 — 14jährigem Umtriebe werden an den mehr ſteinigten Stellen ordentlich cultivirt und liefern Prügelholz, das zu hohen Preiſen nach Fiume und ſelbſt nach Venedig ausgeführt wird.

Auch die Thierzucht wird in ziemlich großer Ausdehnung betrieben. Man füttert viele Schweine (die am Quarnero ſonderbarerweiſe den Spitznamen „filosofo" haben) mit Mehl aus den Körnern der Moorhirſe und treibt mit deren Schinken einigen Handel nach dem Feſtlande. Kühe ſind zwar auch hier nicht häufig, und den Caffe trinkt man meiſtens, in Ermangelung von Sahne, mit Eidotter gequirlt; doch nimmt die Rindvieh-Haltung langſam zu. Die Pferde ſind auf Veglia ungemein häufig, von einem kleinen gedrungenen Schlage, mager und ſtruppig, mit etwas hängenden Ohren, manchmal beinahe den Mauleſeln ähnlich; aber ſie ſind voll guter Anlage, klettern ganz vortrefflich trotz den Maulthieren, ſind abgehärtet gegen alle Witterung, höchſt genügſam im Futter, und erlangen, wenn ſie nur einigermaßen in beſſere Pflege kommen, ein ganz merkwürdiges Feuer. Das Reiten iſt hier wie auf

allen Inſeln die einzige Reiſegelegenheit; man bedient ſich aber auf Veglia der Pferde ſo häufig, wie es wohl nicht leicht anderswo vorkommt. Wir haben nicht ohne einige Beluſtigung oft geſehen, wie in einem Dorfe, das kaum eine halbe Viertelſtunde im Durchmeſſer hat, und deſſen Gäßchen, ſteil und winkelig, mit glattem Felſenboden, gewiß nicht zum Reiten einladen, bald hier bald dort ein Mann oder auch ein Weib aus einem Häuschen hervorkam, eines der überall faſt wie die Hunde herumlaufenden Pferde erwiſchte, ſich darauf ſetzte (auch die Weiber rittlings) um in die nächſte Gaſſe zu traben und etwa dort vom Krämer Zündhölzchen nach Hauſe zu bringen oder einen Arbeiter zu beſtellen oder ſonſt ein Geſchäft zu beſorgen, das mit der Berittenheit gar nichts zu ſchaffen hat.

Die ausgedehnteſte Viehzucht iſt jene der Schafe. Veglia iſt im Südoſt und Süd von mehreren kleinen unbewohnten Inſeln umgeben, zu denen man in je ½ — 1 Stunde mit Ruderbooten gelangen kann, und deren ſteinigter Boden zu nichts beſſer taugt, als zur Schafweide. Dieſe Felſen-Inſeln werden nun auf folgende Weiſe ausgenutzt. Der Eigenthümer eines ſolchen Scoglio überträgt an einen einzelnen Bauer, oder an eine Geſellſchaft von mehreren, ſein Nutzungsrecht derart, daß der Pächter auf eine beſtimmte Anzahl Jahre die Weide der ganzen Inſel ſammt der dort befindlichen Schafheerde (oft viele tauſend Stück) übernimmt; während dieſer Zeit allen Nachwuchs und die Wolle nach Belieben verwerthen kann, dafür einen jährlichen Pacht zahlt, und nach Ablauf der Pachtzeit eine gleiche Anzahl Schafe, wie er übernommen hat, auf der Weide zurücklaſſen muß. Die Schafe bleiben Sommer und Winter Tag und Nacht im Freien, wo ſie oft nicht einmal Sträucher zum Unterſtand bei Sturm und Schneegeſtöber haben; es bleibt kein Hirt bei ihnen, da es dort keine Wölfe giebt, und ſich nicht leicht ein Dieb ungeſehen dem Scoglio nähern kann. Freilich geht manches Lamm bei Spätfröſten und durch Abfallen von den Felſen zu Grunde, und wird den zahlreich lauernden Geiern zur Beute, die oft in dichter Reihe auf einem Felſenkamme aufmarſchirt daſtehen; allein im ganzen pflegt der Ertrag doch ſehr günſtig zu ſein. Das Fleiſch dieſer Schafe hat von den reichlich genoſſenen aromatiſchen Weidekräutern einen beſonders gewürzhaften Geſchmack, und iſt faſt das einzige Fleiſch, welches in dieſen Gegenden außerhalb der Städte verzehrt wird.

Haſen, Steinhühner, Wildenten und Schnepfen werden zwiſchen November und März ziemlich reichlich geſchoſſen und meiſt nach Fiume verkauft.

Die Bewohner der Inſel Veglia (und zum Theil auch von Cherſo) ſind ein beſonderer Schlag des croatiſchen Stammes, und durch ein eigenthümliches Coſtüm der Männer ausgezeichnet, das in auffallend weiten, nur bis unter die Knie reichenden faltigen Pluderhoſen und einer kurzen runden Jacke beſteht, — im Winter ſchwarz, im Sommer bisweilen weißleinen. Die Kopfbedeckung wechſelt nach den Ortſchaften; bald iſt ſie eine blautuchene Zipfelmütze, bald ein runder breitkrämpiger Filzhut mit ſpitzem oder mehr gerundetem Gupfe. Die Frauen tragen ſich ſehr zierlich, mit kurzen Röcken, Jacken mit bauſchigen Aermeln und einem turbanartig um den Kopf gewundenen weißen Tuche.

Die Männer haben ein vorwiegend ſtämmiges, aber etwas ungelenkes und entſchieden bäuerliches Ausſehen, und ſind die am allerwenigſten ſeetüchtigen Leute vom ganzen Quarnero; ſie bleiben auch zur See immer rudernde Bauern, und trachten nur ſo viel maritime Leiſtung zu Stande zu bringen, um mit ihren ziemlich hohen und ſtark gezimmerten Barken (guzzo, eigentlich guscio) gelegentlich den Schafheerden auf den Scogli einen Beſuch abſtatten zu können. Merkwürdigerweiſe machen hiervon nur die Bewohner der Ortſchaft Beſca Nuova (an einer Bucht im Süden der

Insel) eine Ausnahme; die dortigen Burſche ſind flinke anſtellige Seeleute und tummeln ſich viel auf dem Meere herum. Vielleicht hat hierauf der Verkehr mit den tüchtigen Seefahrern der Insel Luſſin, gegen welche die Bucht von Veſca exponirt iſt, Einfluß gehabt.

Ein auffallend großer Theil der Jugend von Veglia widmet ſich alljährlich dem Gymnaſialſtudium und ſpäter dem geiſtlichen Stande, und dieſe Insel verſorgt auch die benachbarten Gegenden mit Pfarrern von hervorragenden Fähigkeiten.

Das Continuum der croatiſchen Nationalität wird nur durch die Hauptſtadt Veglia unterbrochen, welche als ehemalige venetianiſche Colonie noch eine Anzahl Abkömmlinge italieniſcher Nationalität und Sprache beherbergt; allein dieſe Reſte ſchwinden allmälich, und außerhalb der verfallenen Stadtmauern, innerhalb deren immer mehr wohlhabende Boduli ſich anſiedeln, iſt keine Spur mehr von Italianiſirung zu bemerken.

Boduli iſt der Beiname, den man am Feſtlande den pluderhoſigen Inſulanern giebt, ſo wie man ihr Gebiet Bodulei (Bodulia) nennt. Man verbindet mit dieſem Namen einen gewiſſen Spott, und die Inſulaner wollen ihn nicht gern hören; kein Menſch aber weiß mit Sicherheit, was eigentlich dieſes Wort bedeuten ſoll. Am wahrſcheinlichſten iſt es gleichen Urſprunges und Sinnes mit „Podolien“ (dem polniſchen Niederland); und in der That heißt Podolci und Podolja auch im Croatiſchen nichts anderes als Niederländer und Niederland, ein Name, der auf die im Verhältniß zu den hohen Küſten des Feſtlandes ſehr niedrigen Inſeln, beſonders aber auf die Inſel Veglia ſehr gut paßt.

Die genannte Hauptſtadt der Bodulei, Veglia, iſt ſehr verfallen, ärmlich, mit einem ſeichten Hafen verſehen, der mit einer Pfütze viel Aehnlichkeit hat und nur Küſtenfahrzeuge von geringem Tiefgange aufnimmt. Beſonders Charakteriſtiſches haben wir bei mehrmaliger Anweſenheit daſelbſt nicht entdecken können.

Die anderen Ortſchaften der Inſel bieten eben ſo wenig Eigenſchaften von allgemeinerem Intereſſe; ſie ſehen alle aus wie näher aneinander gerückte Bauernhäuſer auf felſigem, auf- und abſteigenden Boden, wenig reinlich, die bewohnten Gebäude abwechſelnd mit verödeten und verfallenen oder angefangenen und nicht ausgebauten. — Zu erwähnen wäre nur noch das Franziskaner-Kloſter in Val-Caſſione; es liegt auf einer kleinen Inſel in Mitte einer weiten runden Bucht, die tief in die Südküſte von Veglia eindringt und nur durch eine ſchmale ſeichte Einfahrt mit dem freien Meere zuſammenhängt.

Zwiſchen der Inſel Veglia und dem iſtrianiſchen Feſtlande liegt das zweitgrößte der quarneriſchen Eilande, Cherſo (Cres), faſt in allen Dingen der Gegenſatz zum erſteren. Von ſeinem nördlichen, gegen Fiume gekehrten Ende (Caiſole = Caput insulae, croatiſch Glavotok) bis zum letzten ſüdlichen Viertheile ſteigt es überall ſteil, oft faſt mauergleich empor bis 800—1000', wölbt ſich oben zu einem rundlichen, wenig längswelligen Rücken, und dehnt ſich gegen zwölf Meilen lang bei einer Breite von durchſchnittlich kaum ½ Meile; ſo daß es, vom Monte-Maggiore aus geſehen, wie ein rieſiger auftauchender Fiſchrücken erſcheint. Erſt das ſüdlichſte Ende verflacht ſich allmälich, jedoch ohne Verbreiterung, und geht endlich in einen mehrmal tief geſchliſſenen Saum mit weit eindringenden Buchten über.

Dieſe Geſtaltung bringt es mit ſich, daß Cherſo nur wenig Culturen haben kann; denn weder die ſteilen Seitenwände, noch der hohe, von der Bora gefegte Rücken, auf dem ſelbſt die zähen Wachholderbäume (Juniperus oxycedrus) ſämmtlich unter einem Winkel von faſt fünfundvierzig Graden ſüdwärts abgebogen ſind und

nur nach dieſer Richtung hin ſchirmartig auswachſende Aeſte treiben können, bieten günſtigen Culturboden dar. Es giebt aber doch mehrere Abweichungen von dieſem allgemeinen Typus, — hie und da flachere Stufenabſätze, Vorlagen und Einkerbungen, beſonders am weſtlichen Ufer; dieſe Puncte und das flachere Südende der Inſel werden vorwiegend zu Anpflanzungen des Oelbaumes benutzt, der hier nicht mehr wie am Feſtlande und auf Veglia nur nebenher in den Weingärten und ſonſtigen Campagnen, ſondern mit Ausſchluß aller anderen Producte in eigenen Olivengärten gezogen wird und ein ſehr geſchätztes Oel liefert. Freilich iſt es nicht ſo klar und geſchmacklos wie die franzöſiſchen Oele; aber ſein eigenthümlicher, etwas picanter Beigeſchmack mundet nach kurzer Angewöhnung ſehr gut, und es bildet den Haupt-Ausfuhrartikel der Inſel. Wein und Feigen werden dagegen nur in untergeordneter Quantität, wenngleich von guter Qualität, erzeugt. Auch hier trifft man vereinzelte Niederwälder in gutem Betriebe, beſonders im Norden der Inſel, wo das Plateau breiter iſt.

Außer dieſen ſporadiſchen Culturen hat die Inſel ein wüſtes trauriges, wenngleich romantiſches Ausſehen. Die Reiſe längs dem Rücken (Arabia petrea genannt) iſt eine der ermüdendſten, die man denken kann; nichts als magere Schafweide, nicht beſſer als auf den vorgedachten unbewohnten Inſeln, — wenige verkrüppelte Sträucher, nur wenige und ſehr ärmliche Dörfchen ſind zu erblicken; die weitere Ausſicht über die Canäle und Inſeln bis zum beiderſeitigen Feſtlande iſt zwar ſehr ſchön, aber ſie bleibt auf der ganzen geradlinigen Reiſe immer dieſelbe. Auf der Inſel Cherſo ſelbſt erblicken wir als Abwechſelung nur den großen Süßwaſſerſee bei Vrana, welcher ſo tief iſt wie der Quarnero, und weder ſichtbaren Zufluß noch Abfluß hat, ſondern ſein eiskaltes Waſſer unter dem Meeresboden hindurch wahrſcheinlich von einem der hohen Küſtengebirge erhält und ebenſo einen untermeeriſchen Abfluß haben dürfte. Da ſeine Oberfläche höher liegt als jene des Meeres, wäre ein ſolcher Abfluß wohl möglich, und muß auch angenommen werden, weil das Waſſer des See's nie ſumpft, ſondern immer klar und kalt bleibt. Dem Geognoſten und Architekten fällt auf dieſer Tour die Menge ſehr ſchöner marmorartiger Kalkſteine auf, welche bald ſchneeweiß, bald iſabellgelb, bald roth und aderig oder mandelſteinförmig, große Bergmaſſen zuſammenſetzen und mit der Zeit gewiß noch ſehr geſchätzt ſein werden.

Wenden wir uns zur Bevölkerung und ihren Wohnſitzen, ſo finden wir auch dieſe vielfach eigenthümlich. Die pluderhoſigen Boduli ſind nur auf die nächſte Umgebung der ſchmalen Mittelrippe der Inſel beſchränkt; an der Küſte herum hat der Seeverkehr die Bevölkerung etwas mehr gemiſcht als auf Veglia, auch die Tracht und Sprache mehr moderniſirt und italianiſirt. Beſonders gilt dies von der Hauptſtadt Cherſo, welche, wie Veglia, eine venetianiſche Colonie, aber viel lebensfähiger und beſſer erhalten iſt. Der treffliche große natürliche Hafen hat ſeit jeher den Handel und die Schifffahrt begünſtigt, die Sterilität des Bodens hat zum Seehandwerke und zur Vermittlerrolle bei Ein- und Ausfuhr für den Quarnero gedrängt, die günſtige Lage hat einige Capitalien hieher gezogen, und die venetianiſche Republik hat es an Unterſtützung nicht fehlen laſſen. So kam Cherſo in früheren Zeiten zu einiger Blüthe, und hält ſich auch jetzt unter den veränderten Verkehrsverhältniſſen noch ziemlich gut. Der Bau der Häuſer erinnert vielfach an den venetianiſchen Stil, und gerade in den engeren und entfernteren Gäßchen trifft man am öfteſten auf ſolche Bauten mit dem geflügelten Löwen von San Marco, mit Balcons, Erkern, Galerien u. ſ. w., ſo alt und ſo charakteriſtiſch wie in den „Calli" Venedig's. Auch die Kleidung der Frauen aus den unteren Ständen hat viel venetianiſchen Anſtrich, und ſie ſind eine beliebte

Erſcheinung in den Orten der Küſtenſtädte, wenn ſie im Frühling mit ihren Oelgefäßen als Verkäuferinen erſcheinen. Die Stadt Cherſo enthält allein mehr als die Hälfte der Einwohner der ganzen Inſel (4000 von 7000). Einige ihrer Patrizier haben ausgedehnte Beſitzungen auch außerhalb der Inſel. So gehören z. B. einige der Scogli, die mit den Schafen meiſt an Veglianer verpacht werden, Patriziern von Cherſo.

Die zweite Stadt iſt Oſero (Oſor) an der Grenze des hohen und des niedrigen Theiles der Inſel, eine Ortſchaft, die durch die Entſchiedenheit ihres Verfalles merkwürdig wird. Sie war durch mehr als tauſend Jahre ein Biſchofsſitz von relativ großem Anſehen; die Reihe ihrer Kirchenfürſten reicht bis ins Jahr 500 zurück; ein ſchöner Dom, beſonders im Innern mit herrlichem Marmor ausgeſtattet, ziert noch jetzt die Stadt; die Häuſer ſind hoch und gut gebaut, von ſtädtiſchem Anſehen, und mit manchen venetianiſchen Anklängen; *aber es ſind mehr Häuſer als Einwohner!* Seit einigen Decennien herrſcht im Rayon der Stadt ein äußerſt bösartiges Wechſelfieber, welches hunderte von Bewohnern weggerafft, viele andere in dauerndes Siechthum gebracht, und durch ſeine ſtetige Zunahme alle Familien, die nur einigermaßen ſich losmachen konnten, zur Auswanderung getrieben hat. So ſtehen viele Häuſer ganz leer und verſchloſſen, die Straßen ſind verödet, nur hie und da ſchleicht ein gelbbleiches Weſen mit aufgetriebenem Unterleibe und hohlliegenden Augen an den Häuſern vorüber, oder ein Fremder, den irgend ein Anlaß für Augenblicke hierher geführt, eilt haſtig vorbei, um nur raſch aus der verderblichen Luft von Oſero zu kommen. Wenn man in Cherſo oder Luſſin einen ganz beſonders decrepiden ikteriſchen Menſchen ſieht, ſagt man: egli ha la ciera d'Osero (er ſieht aus, wie einer von Oſero).

Die Urſache dieſer verhängnißvollen Krankheit iſt in einer Lagune zu ſuchen, welche in Geſtalt eines ſehr flachen, immer mehr verſchlammenden Beckens am Fuße der Stadt ſich ausbreitet, und deren bei der Ebbe jedesmal reichlich eintretende faulige Ausdünſtungen nicht ſo leicht wie anderswo weggeführt werden, da das Becken gegen die herrſchenden friſcheren Winde durch vorragende Felſen abgeſchloſſen iſt. Zum Unglück wechſelt gerade hier der Stand des Meeres täglich ſehr oft, da bei Oſero zwei weite Meeresabſchnitte, die durch die lange Inſel Cherſo getrennt ſind, mittels des ſchmalen Canales von Oſero (Cavanella) mit einander communiciren. Dieſe Situation bringt, da ſelten in den beiderſeitigen Meeresabſchnitten die auf den Niveauſtand des Waſſers influenzirenden Umſtände ganz gleich ſind, ſo wie im Euripus von Euboea, häufige Anſtauungen im Canale und eben ſo oft turbulente Entleerungen durch denſelben mit ſich, und da die Lagune je nach dem Waſſerſtande im Canale ſich füllt oder entleert, wiederholen ſich die Zeiträume der ſchädlichen Ausdampfung täglich öfter. So lange die Lagune noch tiefer war, konnte ihr ſchwarzſchlammiger Boden bei niedrigem Waſſerſtande doch nicht bloßgelegt werden; jetzt aber iſt die Zeit gekommen, wo die Verſchlammung mit Hülfe der rapiden und von aufgewühlten Bodentheilchen der Nachbarſchaft begleiteten Einſtrömung und der langſamen Entleerung der Lagune ſo weit vorgeſchritten iſt, daß, wenn das Waſſer nur um ¾ — 1 Fuß unter das mittlere Niveau fällt, die ganze Lagune entblößt wird. Zu dieſen Ausdünſtungen kommt nun noch der frühzeitige Abendſchatten, den der gegenüber liegende Monte d'Oſero (bei 2000 Fuß hoch) gerade in die Gegend der Lagune wirft, und welcher die Dünſte derſelben in feuchte Nebel verwandelt, während ringsum außerhalb des Schattenkegels der kahle Steinboden noch in der Sonnenhitze glüht. Die von der Arbeit erhitzt zurückkehrenden Leute treten in jene nebligen Dunſtmaſſen ein, und dies befördert in hohem Grade die Entſtehung des Fiebers.

Eine einfache Ausbaggerung der Lagune, wobei man noch werthvolles Düngermaterial gewinnen würde, oder auch Absperrung und Ausfüllung des Lagunenbeckens könnte dem Uebel ein Ende machen.;

Außer den beiden Städten liegen zahlreiche kleine Ortschaften und Gehöfte rings an der Küste herum, aber nur wenige auf dem Rücken der Insel; sie sind weder von größerer Bedeutung, noch besitzen sie hervorragende Eigenthümlichkeiten.

Dem Seemannsstande liefert Cherso zwar verhältnißmäßig ziemlich viele, aber nicht sehr geschätzte „Hände"; sie taugen mehr zur Küstenkriecherei in den nächsten Canälen, sind im Dienste dieser kleinen Schifffahrt emsig und gut verwendbar, haben aber wenig Trieb zur eigentlichen Seefahrt, und auf Kriegsschiffen mag ihr Gehorsam mehr als ihr Geschick und ihr Wettertrotz geschätzt werden. Auf Handelsschiffen trifft man gar selten einen Capitän, der aus Cherso stammte.

Ueberschreiten wir die Brücke, welche über die Cavanella d' Ossero führt, so kommen wir auf den Boden der südlichsten größeren Insel, Lussin (fälschlich auch als Insel Ossero aufgeführt).

Sie ist, was ihre Gestalt betrifft, im kleinen ein Abbild von Cherso; schmal und lang und mehrfach tief eingeschnitten; auch nur an wenigen Stellen cultivirt. Größere Culturflächen giebt es nur zwei: gegenüber von Ossero um das Städtchen Neresine herum, und bei Porto Cigale, einem Hafen, der an der Südseite der Insel dem offenen Meere zugekehrt liegt. Außer diesen beiden etwas mehr flachen und erdreichen Gegenden ist das Terrain überall rauh und nur kärglich bewachsen, freilich mit einer für den Botaniker interessanten Vegetation von vielerlei immergrünen Gewächsen, wie man sie weiter nördlich im quarnerischen Gebiete nirgends beisammen findet.

Das Hauptinteresse der Bewohner concentrirt sich in der Rhederei und Schifffahrt, und das durch erfolgreiche Unternehmungen in diesen beiden Erwerbszweigen gesammelte Vermögen hat auf diesem kleinen Eilande zur Emporbringung zweier Städte geführt, die eine weit wichtigere Rolle spielen als alle anderen quarnerischen Inselorte zusammen. Es sind dies die zwei Städte Lussin grande an der Nordostseite, und Lussin piccolo an der Südwestseite der Insel (beide nur eine halbe Stunde von einander entfernt).

Sonderbarerweise ist nur Lussin piccolo (Klein-Lussin) viel größer und volkreicher als Lussin grande (Groß-Lussin).

Das letztere, dem Innern des Quarnero zugekehrt, und mit einem nur kleinen Hafen versehen, aus dem man bei den auch hierher noch reichenden Bora-Winden nur schwer ausläuft, sowie auch das Einlaufen bei der Rückkehr vom offenen Meere her sehr umständlich ist, — ist mehr stationär geblieben; Lussin piccolo aber, mit einem der geräumigsten Häfen, mehreren Seitenbuchten, und exponirt gegen das freie Meer, hat seit wenigen Decennien einen höchst merkwürdigen Aufschwung genommen.

Man pflegt in Oesterreich und in ganz Deutschland Triest für den Hauptpunct aller mercantilen Schifffahrtsinteressen der Monarchie zu halten; und doch hat es weder den meisten Schiffbau (hierin geht Fiume vor), noch die größte Rhederei.

In letzterer Beziehung hat die unbekannte ferne Inselstadt Lussin piccolo den Vorrang. Von den circa 600 Schiffen langer Fahrt, die Oesterreichs Handelsmarine ausmachen, gehört der dritte Theil, 200, allein den Bewohnern Lussin's; und diese Zahl eigener Schiffe wird von keiner Seestadt Oesterreichs erreicht.

Zu dieser Bedeutung haben sich aber die Lussinesen selbst emporgeschwungen, und das hat großen Werth. Keine künstlichen Triebmittel und Privilegien, keine Coterien haben ihnen geholfen; sie haben selbst etwas aus sich gemacht. Der Gewinn,

den theils kleine Küſtenfahrzeuge, theils die Dienſte auf fremden größeren Schiffen abwarfen, wurde ſtets wieder nur auf Anſchaffung größerer Fahrzeuge verwendet; zahlreiche, beſonders die unter einander verwandten Familien ſteuerten die Mittel zur Ausrüſtung bei; ſie hielten aber auch zur Bemannung der Fahrzeuge zuſammen, indem ſie nicht, wie anderswo die Rhederfamilien, ruhig zu Hauſe ſaßen, ſondern ihre Schiffe ſelbſt führten. Nicht ſelten beſtand und beſteht noch die Bemannung eines Luſſineſer Schiffes ganz und gar aus Capitals-Intereſſenten und deren Verwandten, oder auch vom Capitän bis zum Schiffsjungen gehörten alle derſelben Familie an und jeder hatte all' ſein Gut im Schiffe ſtecken, nahm Theil an jedem Gewinn und widmete jeden neuen Vermögenszuwachs wieder dem Schiffe. Man warf alſo ſein ganzes Vertrauen, ſein ganzes Vermögen und ſeine eigene Perſon mit allen ihren trefflichen maritimen Eigenſchaften durch viele Generationen auf die Rhederei und den Seedienſt — und erreichte dadurch die gegenwärtige hohe Bedeutung.

Wahrlich, von allen Seeſtädten Oeſterreichs darf keine ſtolzer ſein, als Luſſin; es hat ſich ſelber ſeinen Werth geſchaffen.

In dieſer freundlichen, modiſch gebauten, reinlichen und rührigen Stadt, die amphitheatraliſch um die ſüdlichſte Bucht des Hafens herum und an den Berg hinauf gebaut iſt, herrſcht ein äußerſt humaner und kosmopolitiſcher Geiſt; der Reiſende wird hier zehnmal eher heimiſch, als in allen anderen großen und kleinen Orten des öſterreichiſchen Littorales, und wünſcht gar manches, was er dort ſieht und erlebt, in ſeine Heimath verpflanzen zu können.

Das Leben in den Häuſern erinnert durch Rührigkeit und Strammheit an den Aufenthalt zu Schiffe. Selbſt die Verproviantirung wird bordmäßig eingerichtet; da giebt es kein tägliches Rennen zum Markte, — jetzt um Mehl oder Bohnen, jetzt um Stockfiſch, Zucker, Caffe, Wein oder Rum; — alles, was ſich aufſpeichern läßt, iſt ſtets für ein halbes Jahr im Hauſe vorräthig und ordentlich geſtaut; nur friſches Fleiſch, Fiſche und Brod werden täglich beſchafft; — bei den ärmeren Leuten aber auch dieſes nicht, da ſie ſtatt deſſen Salzfiſch und Schiffszwieback genießen.

Ueber die maritime Befähigung dieſer Inſulaner kann nach dem Geſagten ohnedies keine Frage mehr ſein; doch iſt immer noch ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen den Abkömmlingen der ſterilen Gegend um die beiden Städte Luſſin, und den Bewohnern der um Neresine gelegenen fruchtbareren halben Quadratmeile; die letzteren nähern ſich ſchon ſehr den rudernden Bauern von Veglia, während die erſteren zu den beſten Seeleuten gehören.

Da wir die kleineren Inſeln, die noch weiter draußen im Meere liegen und auch noch bewohnt ſind (Unie, Sanſego, San Pietro dei Nembi ꝛc.) für diesmal nicht näher in Betracht ziehen können, wenden wir uns nun zur größten Stadt unſeres Gebietes, welche ihre Beziehungen über den ganzen Quarnero erſtreckt — Fiume.

Dr. J. R. Lorenz.

Erinnerungen aus der Walachei

während der Beſetzung durch öſterreichiſche Truppen in den Jahren 1854, 1855 und 1856.

Die vorzeitig verſuchte Löſung der orientaliſchen Frage vor zehn Jahren führte nach verſchiedenen für Rußland meiſt unglücklichen Wechſelfällen, in dem darüber ausgebrochenen Kriege mit der Türkei und den Weſtmächten, wie bekannt, zur Beſetzung der Donaufürſtenthümer durch ein öſterreichiſches Armee-Corps.

Im Sommer 1854 begann der Einmarſch der unter das Commando des Feldmarſchall-Lieutenants Grafen Coronini geſtellten öſterreichiſchen Truppen; drei Jahre ſpäter war das jetzige Rumänien geräumt, und die ſchönen Hoffnungen waren zerronnen, die mancher der damals einmarſchirenden Soldaten gehegt haben mochte: einen größeren Theil ſeines Lebens in dieſem geſegneten Lande zuzubringen.

Giebt es wohl im Leben eines Soldaten einen aufregenderen Moment als den, wenn er ein fremdes noch wenig gekanntes Land zu betreten die Ausſicht hat? —

Die Fürſtenthümer waren bis dahin faſt eine terra incognita für den größten Theil des gebildeten Europa's. Selten verirrte ſich ein Profeſſor, Arzt, kleiner Diplomat oder ein Handlungsreiſender einer fremden Nation in jene Gegenden. Wer nicht im Lande bleiben mußte, gab bald das Forſchen auf. Wer ſeinen Erwerb dort ſuchen wollte, fand keine Zeit zu Schilderungen und Beſchreibungen des Bodens, der Bewohner, der ſtaatlichen oder geſellſchaftlichen Einrichtungen. Die meiſten der angeſiedelten Fremden verſchmähten es wohl, etwas zu ſagen, was nicht die volle Wahrheit ſein konnte. Für Gelehrte mangelten überdies die Quellen zu Forſchungen. Türken und Ruſſen, welche die Donaufürſtenthümer zu wiederholten Malen beſetzt hatten und dort die Herren ſpielten, ſchreiben nicht, und thun ſehr wohl daran, ihr Schalten und Walten in den von ihnen beſetzten Ländern dem übrigen Europa vorzuenthalten.

Wie mächtig mußte alſo nicht die Phantaſie erregt werden bei dem Gedanken, ein faſt fabelhaftes Land, ein Volk mit anderen Gebräuchen, Gewohnheiten und Einrichtungen kennen zu lernen, welches, obzwar an den Kaiſerſtaat angrenzend, doch nicht viel mehr bekannt war als China und die Chineſen, denn das in den Schulen über dieſe Länder Erlernte war ſehr gering und meiſt vergeſſen.

Hier behauptete Einer, die Walachei müſſe zu Oeſterreich gehört haben — ſein Vater war einſt unter dem Prinzen Coburg dort; dort meinte ein Anderer, es könne

gar nicht anders ſein, die Donau habe uns den Weg dahin zeigen müſſen, nebſtdem habe er irgendwo geleſen, Tſchaikiſten und Pontoniere ſeien ehemals durch die Nothwendigkeit einer Beherrſchung der unteren Donau in's Leben gerufen worden; ein Dritter fand, daß dieſe Provinzen für uns kein fremdes Land ſein könnten, ihre Bewohner ſprächen die Sprache von faſt drei Millionen öſterreichiſcher Staatsbürger, hätten die Religion, ſonſtige Gewohnheiten und Gebräuche mit unſeren Walachen gemein. Endlich erzählte man von der fabelhaften Productionsfähigkeit des Bodens, von den Reichthümern der Bojaren, der Schönheit der Bojarinnen u. ſ. w., jedoch in einem Tone, daß Intereſſe und Neugier nur um ſo mehr geweckt wurden. Und doch hatten faſt alle Soldaten die ſchönen reichen Provinzen unſeres Italiens, viele das einſt ſo glückliche Toscana, die Marken geſehen; nicht minder war auch mancher in Deutſchland umhergezogen. —

Es ſind nun faſt zehn Jahre ſeitdem vergangen, das Geſchick hat es anders gewendet, als die größte Zahl der damals einmarſchirenden Oeſterreicher geglaubt und gewünſcht hatte; aber das warme Intereſſe an den ſchönen Donaufürſtenthümern muß in der Bruſt jedes Oeſterreichers fortdauern und zu dem lebhaften Wunſche gediehen ſein: dieſe ſchönen Provinzen, dieſes gute, in der Maſſe noch unverdorbene, genügſame, bildungsfähige Brudervolk der drei Millionen walachiſcher Oeſterreicher moraliſch und materiell für unſer Vaterland zu gewinnen und es aus dem Zuſtande der Verkommenheit, in welchen es durch türkiſche, ruſſiſche und Bojaren-Wirthſchaft gebracht wurde, der Cultur und dem Wohlſtande zuzuführen. Ein großer Nachbarſtaat, geſtützt auf die Macht gerechter milder Geſetze und zeitgemäßer Einrichtungen, kann mit vollem Vertrauen dem unglücklichen Nachbarvolke die ſichere Hand reichen, um ihm als Führer auf dem ehrenvollen Pfade zu ſeiner geiſtigen und materiellen Wiedergeburt zu dienen.

Es gehörte eine gewandte Feder und ſtaatsökonomiſche Befähigung dazu, um alle Reichthümer dieſes ſchönſten Theiles der Donauländer erſchöpfend aufzuzählen und ihren Werth nach einer gewiſſen, zur Entwickelung und fruchtbringenden Ausbeute erforderlichen Zeitfriſt zu beſtimmen. Uns, dem einfachen ungelehrten Beſchauer, kam es vor, als ob die Natur mit verſchwenderiſchen Händen ihren reichſten Segen hier ausgeſchüttet hätte. Wir reden ſpeciell von der Walachei, deren größten Theil wir aus eigener faſt zweijähriger Anſchauung kennen, das übrige aus Erzählungen und Schilderungen vorurtheilsfreier Freunde von gleichartiger Anſchauungsweiſe geſchöpft haben.

Von der Donau bei Orſova bis zur Südoſtgrenze Siebenbürgens bilden die Karpathen die nördliche Grenze der Walachei und die Schutzwand gegen den rauhen Nordwind. Die höchſten Spitzen reichen bis über 8000 Fuß. Faſt in der Mitte durchbricht der aus Siebenbürgen kommende Altfluß dieſen mächtigen Gebirgsſtock und wurde ſo zum Fingerzeig für die Siebenbürger, ihre Erzeugniſſe auf dieſem und anderen ſelbſt zu bahnenden Wegen dem Nachbarlande entgegenzutragen. Bedeckt iſt das Gebirge faſt durchaus mit jungfräulichen Wäldern und bildet ſo den erſten ins Auge fallenden unermeßlichen Reichthum des Landes. Wer weiß, ob das Innere dieſes Gebirges jenen Reichthum nicht noch überbietet? Gerechte Vermuthung dazu iſt vorhanden; geognoſtiſch unterſucht iſt es faſt gar nicht.

Allmälich und gleich ſchön bewaldet, ſenkt ſich das Gebirge nach Süden und begleitet mit ſeinen Ausläufern im Weſten bis in die halbe, im Oſten bis zu einem Drittel der Breitenausdehnung des Landes eine genügende Zahl von Flüſſen in ſchönen und fruchtbaren Thälern.

Die Thäler und niederen Hänge ſind von Wäldern der ſchönſten Obſt- und Kaſtanienbäume bedeckt, auf den ſüdlichſten Bergfüßen reifen Trauben in Fülle, von

vorzüglichſter Güte. Und doch thut des Menſchen Hand ſo gut wie nichts zum beſſeren Gedeihen dieſer herrlichen Naturgaben. Man ſteigt in die zur Donau ſich ſanft verflachenden Terraſſen-Ebenen, ſieht die unermeßlichen Mais- und Kornfelder, ſpäht vergebens nach dem emſigen, der Natur ihre Gaben im Schweiße des Angeſichtes abringenden Landmanne, fragt ſich, erſtaunt über die Pracht der Saaten und die deutlich ſichtbare Mühelosigkeit der Bebauung, ob denn die Natur nicht etwa ſelbſt die Laſt der Arbeit großmüthig übernommen.

Keine Spur von Dünger oder einer Bewäſſerung. Erſteren duldet die fette productive Erde nicht, letztere übernehmen die nächtlichen Thauniederſchläge.

In den ſandigen Strecken näher der Donau reifen die wohlſchmeckendſten Melonen, auf den unbebauten Theilen iſt mannshohes Gras mit unzähligem Geflügelwild, die Sümpfe und Seen an der Donau enthalten wahrſcheinlich alle Bedingungen zum Reisbau, und wimmeln von Waſſerwild und Fiſchen. In dieſem letzteren Theile weiden auf den ungeheueren Grasflächen zahlloſe einheimiſche Heerden von allerlei Vieh, und es bleibt noch Raum und Futter genug für die Schafheerden und Pferde aus den Hochgebirgsgegenden Siebenbürgens, welche hier meiſt im Freien überwintern.

Kommt ein allzu ſegensreiches Jahr, ſo wird nur ein Theil der Ernte eingebracht, den anderen überläßt man unbekümmert der Mutter Erde, aus welcher er ſtammt, überzeugt, ſie werde auch nächſtes Jahr ihre ſeit Jahrhunderten gewohnte Schuldigkeit thun.

Vier und zwanzig Tage Arbeit reichen hin, um eine walachiſche Bauernfamilie das ganze Jahr nach ihren Begriffen und Bedürfniſſen anſtändig zu ernähren. Ihre Religion gebietet ihnen mehr denn hundert Faſttage im Jahre zu halten, und dieſes Gebot wird willig beobachtet.

Die Weſt-, Süd- und Oſtgrenze bildet der mächtige Donauſtrom, und in dieſen ergießen ſich, das ganze Land in der Breite von Nord nach Süd und Südoſt durchſtrömend, der Schyl und Altfluß, der Argis mit der Dimbovitza, die Jalomnica; der Buzeofluß wendet ſich nach anfangs ſüdlichem Laufe öſtlich und mündet oberhalb Galacz in den, einen Theil der Nordgrenze gegen die Moldau bildenden Sereth.

Giebt es wohl günſtigere Bedingungen für einen großartigen Aufſchwung des Handels, als dieſe Waſſerſtraßen? — Ein Strom, der ins ſchwarze Meer mündet und bis ins Herz von Deutſchland hinauf für große Fahrzeuge ſchiffbar iſt. Freilich zeigt ſein träger Lauf kurz vor der Mündung, daß es einer kräftigen Hand bedarf, um die Sandbänke an der Mündung dieſer Hauptlebensader von Mitteleuropa ins Meer wegzuräumen und den dadurch ſo ſehr gehemmten Verkehr zu erleichtern.

Eine Eiſenbahn durch die ganze Längenausdehnung des Landes in deſſen Breitenmitte wäre faſt ohne Nivellement anzulegen; daß die Verbindung einer ſolchen mit dem künftigen ſiebenbürgiſchen Bahnnetz ausführbar, haben öſterreichiſche Ingenieure gezeigt.

Nachdem wir dem Lande einen flüchtigen Blick gewidmet, verdienen ein Gleiches auch die Bewohner.

Den Kaſten nach unterſcheidet man Bojaren (Edelleute, Beſitzer), Geiſtliche, Beamte und Leibeigene, letztere trotz eines organiſchen Statutes, wonach die Leibeigenſchaft ſeit 1831 aufgehoben ſein ſoll; endlich Sclaven (die Zigeuner). Das hier Geſagte gilt von der größten Anzahl jeder Kaſte, die wir kennen lernten und ſteht in Uebereinſtimmung mit den Berichten und Erzählungen von hundert gleichzeitigen Beobachtern.

Der Bauer oder Leibeigene, meiſt wohlgeſtaltet, in einigen Gebirgsdiſtricten von antiker Form und der reinſten römiſchen Geſichtsbildung, iſt nüchtern, genügſam,

redlich, gaſtfreundlich und gutmüthig; doch apathiſch und arbeitsſcheu. Jeder Willkür ſeines Herrn, der Beamten und Richter, die ihn ſchützen ſollen, ausgeſetzt, ſucht er allein Troſt in ſeiner Religion und dem dolce far niente eines beſchaulichen Lebens. Es iſt ein unverdorbenes Volk mit einer ſchönen Zukunft, wenn einſt Schulen den Jahrhunderte lang ſchlummernden Geiſt der Maſſe des Volkes wecken und weiſe Geſetze daraus Menſchen machen werden.

Der dem Bauer Nächſtſtehende in der Geſellſchaft, der Geiſtliche, beſitzt wohl eine große moraliſche Gewalt über ihn, aber nicht die Kenntniſſe und Bildung, um ſegensreich für die geiſtige Entwickelung ſeines Schutzbefohlenen wirken zu können. Er fügt ſich mit dem armen Bauer in das ihm unvermeidlich ſcheinende Schickſal einer niederen Kaſte, ſammelt als Familienvater fleißig die Gaben, welche Herkommen und eigene Erfindungsgabe ihm zuwenden, und wird ſo theils wiſſentlich, theils unwillkürlich der Peiniger des ohnehin nicht beneidenswerthen Landmannes.

Der Beamte iſt der wahre Vampyr des Bauers. Der Bojar oder Edelmann braucht kein Recht; er beſitzt es durch Geburt. Der arme Landmann, von dem Bewußtſein des ſchnödeſten ihm angethanen Unrechtes aufgeſtachelt, läßt ſich manchmal verleiten, ſein natürliches menſchliches Recht nach dortigen Begriffen zu ſuchen. Iſt ſein Gegner auch ein Bauer, dann entſcheidet die höhere Summe der Beſtechung, wer Recht behält; iſt es aber ein Beamter oder gar ein Bojar, dann giebt es trotz der angenommenen und geforderten Geſchenke kein Recht. Dergleichen mag auch in andern Ländern zuweilen vorkommen; es paſſirt aber dann doch nur als Ausnahme, ungeſehen und mit größter Vorſicht. In der Walachei geſchieht es offen und ohne Scheu vor Einheimiſchen und Fremden.

Der Bojar endlich mit dem ihm zugehörigen Zigeuner iſt die mächtigſte Kaſte. Im alleinigen Beſitz von Grund und Boden, den ihm ſeine Bauern bearbeiten müſſen, verzehrt er die bedeutenden Einkünfte in der Hauptſtadt Bukareſt oder in Paris, und überläßt ſeine Güter meiſt einem griechiſchen oder armeniſchen, ſeltener einem einheimiſchen Pächter. Dieſe ſuchen den zu leiſtenden Pachtzins auf Koſten der Bauern mit Wuchergewinn herauszuwirthſchaften, und preſſen, geſchützt durch den Namen des Bojaren, dem armen Landmanne das letzte Mark aus. Bewirthſchaftet der Bojar ſeine Güter ſelbſt, dann übernimmt die zahlreiche Dienerſchaft das Amt der Erpreſſungen, und die Sache bleibt in beiden Fällen ſich gleich.

Man ſollte denken, daß Beſitzer ſtattlicher Güter mit großem Einkommen, wennſchon nicht für die geiſtige und materielle Hebung ihrer minderbegünſtigten Mitmenſchen, doch für den eigenen Comfort und edleren Genuß ihrer Reichthümer Sinn hätten. Davon iſt aber nichts wahrzunehmen. Herrſcht bei größter Armuth in der Holz- oder Erdhütte des Bauers eine meiſt anerkennenswerthe Reinlichkeit, ſo vermißt man ſie gewiß in dem Hauſe des Bojaren. Faſt nirgend ein ſchönes Bild, häufig Mangel ſelbſt an einem Tiſch; von Muſik-Inſtrumenten, Bibliotheken und all' den ſchönen Sachen, die das Leben angenehmer machen, keine Spur. Auf einem gerade nicht einladend ausſehenden Divan liegt halb oder lehnt der des Gehens entwöhnte, meiſt gut genährte Mann mit dem unvermeidlichen Tſchibouk im Munde, ſchaut verdrießlich in die Tabakdampfwolken bei beſtändiger Gegenwart des an der Thüre lehnenden Dieners. Ein eintretender Beſuch, ſelbſt von Fremden, bringt in den ſeltenſten Fällen eine andere Aenderung in dieſe Monotonie, als höchſtens das Erſcheinen eines zweiten Tſchibouks, den der gelehrige Diener auf einen befehlenden Blick ſeines Gebieters herbeiholt, wenn es dem ſchwergeplagten Manne genehm iſt, den Gaſt durch eine nachläſſig einladende Handbewegung zu einem Langweil-Duett aufzufordern. In

der Hauptſtadt trägt er Frack und hohen Hut, lackirte Stiefel, häufig vorwurfsfreie Manſchetten und Halskrägen, grüßt mit „bon jour“; zeigt dann aber erſt recht deutlich den Mangel an wahrer Bildung, die man gerade bei Menſchen mit ſonſt guter Tournüre ungern vermißt. Wenn dieſe Leute erſt zum Bewußtſein kommen, daß Kleider und Fetzen nebſt einigen franzöſiſchen Redensarten keine Elemente zur Aufklärung und zum Fortſchritt abgeben können, dann iſt Hoffnung für eine glücklichere Zukunft des Volkes vorhanden. Denn bildungsfähig iſt der Walache.

Die kleine walachiſche Truppe iſt nach ruſſiſchem Syſtem gedrillt und ſieht ihm ähnlich; Bojarenſöhne ſind ihre Officiere. Reinlichkeit und Subordination iſt unverkennbar. Den rechten Soldatengeiſt durch unterrichtete Officiere hineingepflanzt, hätte ſie keinen Vergleich mit irgend einer Truppe der Welt zu ſcheuen. Denn der Walache iſt folgſam und nüchtern und erträgt große Strapazen und Entbehrungen mit Ergebung und unverdroſſen.

Die Städte haben den eigenthümlichen Charakter von jenen wenig cultivirter Länder. Hie und da ein Palaſt in einem Pfützenmeer, gegenüber einem Zeltenlager halbnackter Zigeuner; Armuth und Reichthum, Schmutz und Pracht ſo nahe und ſo grell neben einander, daß man auf das lebhafteſte unangenehm berührt wird.

Die Dörfer im Gebirge gleichen jenen in unſeren Gebirgsgegenden; in der Ebene machen ſie bei dem Mangel an Bäumen und Gärten um die aus Lehm gebauten, mit Stroh gedeckten Häuſer einen traurigen Eindruck.

Je nach ſeiner ſpeciellen Verwendung kommt auch der fremde Soldat mehr oder minder in Berührung mit den verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung. Der bei techniſchen Arbeiten längere Zeit und in größeren Strecken des Landes verwendete hat unter allen die meiſte Gelegenheit, ſowohl mit der vornehmeren als auch mit der arbeitenden Claſſe in Berührung zu kommen. Mit den Behörden muß Einverſtändniß gepflogen werden; den Landedelmann lernt er bei häufigen Reiſen kennen, weil nur bei dieſem Unterkommen zu finden iſt; der Profeſſioniſt und Bauer ſind ſeine Arbeiter. Iſt der erſte Aerger über die Unbehülflichkeit der letzteren (häufig nur die Folge mißverſtandener Dispoſition, wegen Unkenntniß der Sprache) überwunden, ſo treibt ihn die Nothwendigkeit ſich dem Begriffsvermögen der Leute anzupaſſen, und ſiehe da: es geht! So ging es den mit techniſchen Arbeiten in der Walachei beſchäftigten öſterreichiſchen Officieren. Den Bauer konnte man bald recht gut brauchen. Der Bojar war meiſt gaſtfreundlich, jedoch gleichgültig für den Zweck der Arbeit, deren Nutzen er nie einſah. Der ſchwierigſte Theil der Bevölkerung war der walachiſche Beamte. Er ſah ſich zu einer bisher ungewohnten prompten Erfüllung ſeiner Pflichten in Bezug auf die zum Arbeitszweck nothwendigen Forderungen bemüßigt, und die für geleiſtete Arbeit feſtgeſtellten Zahlungen mußte er in die Hand des Arbeitenden unverkürzt wandern ſehen. Dies Alles war ihm unerhört, und der Gedanke, daß es bei einer längeren Beſetzung des Landes durch die Oeſterreicher endlich zur Regel werden könnte, gut und mit der Beſoldung allein zu dienen, kam ihm unerträglich vor. Dieſe Leute waren daher unſere Freunde nicht, und mögen es auch heute noch nicht ſein.

Der Bauer jedoch verkehrte gern mit dem ſeine Sprache redenden Soldaten (von den Beſatzungstruppen war ein großer Theil Romanen oder Italiener), lauſchte begierig den Erzählungen von den geordneten Zuſtänden in ihrer Heimath, von dem Schutz, den ihnen weiſe Geſetze gegen jede Ungerechtigkeit gewähren.

Wird man es nicht natürlich finden, was wir alle unzähligemal gehört haben, daß der walachiſche Bauer gleiche Zuſtände, einen ähnlichen Rechtsſchutz, die Vereinigung mit ſeinen glücklicheren Brüdern jenſeits der Karpathen wünſchte?

Es wird nicht nöthig ſein, auf den Unterſchied hinzuweiſen, der in der Beſetzung eines Landes durch öſterreichiſches, oder ruſſiſches und türkiſches Militär beſteht. Was Ruſſen und Türken während der zu wiederholtenmalen durch ihre Truppen erfolgten Beſetzung dieſer Provinz thaten, hat die Geſchichte aufgezeichnet; unſer Vorhaben iſt es, zu berühren, was das öſterreichiſche Armee-Corps während ſeines kaum dreijährigen Aufenthaltes in der Walachei geleiſtet hat.

Baute es Feſtungen? Zerſtörte es irgend eine brauchbare einheimiſche Einrichtung? Zwang es dem Lande eine Verwaltungsform auf? Machte es Proſelyten für eine andere Religion? — Nichts von allem dem. Es verwendete ſeine Kräfte zu friedlichen, die Wohlfahrt des Landes fördernden Arbeiten. —

Der durch die Kriegszuſtände der jüngſtvergangenen Zeit ins Stocken gerathene Straßenbau nach dem benachbarten Siebenbürgen und im Inneren des Landes wurde lebhafter betrieben; öſterreichiſche Ingenieure conſtatirten die Möglichkeit einer Eiſenbahnverbindung von Kronſtadt über die Karpathen in das Buzeo-Thal; für das Telegraphenweſen wurde durch öſterreichiſche Telegraphiſten der Grund gelegt.

Die in der Kriegszeit geſtörte Sicherheit des Eigenthums und der Perſon wurde hergeſtellt, die Strompolizei auf der unteren Donau und in deren Mündungen mit eben ſo viel Energie und Gerechtigkeitsſinn, als mit Erfolg für die Intereſſen des Verkehrs gehandhabt, ſo daß den Commandanten der öſterreichiſchen Kriegsdampfſchiffe nicht nur die Anerkennung der Mächte durch ihnen verliehene Auszeichnungen, ſondern auch der Dank der Handeltreibenden aller Nationen durch Deputationen aus deren Mitte zu Theil wurde.

Doch das größte und gewiß ein unvergängliches Verdienſt haben ſich die Oeſterreicher durch die erſte und einzige nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen der Neuzeit vollendete Aufnahme der Walachei erworben.

In einem fruchtbaren Lande, wo Ackerbau die Hauptquelle des Reichthums zu allen Zeiten bleiben wird, iſt eine genaue ökonomiſche Vermeſſung, ein darauf baſirter Realcredit das Fundament künftiger Proſperität. Die Grundlagen zu einer ſolchen ökonomiſchen Vermeſſung haben die Walachen von den Oeſterreichern erhalten, und als ein weiteres Vermächtniß eine Zahl von walachiſchen jungen Officieren, die man mit voller Hingebung in die Vermeſſungsarbeiten einzuführen ſuchte.

Ob dieſe die Arbeiten für den ſpeciellen Zweck einer Kataſtral-Vermeſſung werden fortſetzen können, ob Oeſterreich Dank dafür erntet, daß es zum Nutzen der Walachen und für die Intereſſen der Wiſſenſchaft, welche ein Gemeingut aller gebildeten Völker iſt, gearbeitet hat, wird die Zeit lehren.

Die ſteinernen Baſis-Monumente nördlich von der Donau bei Kalaras werden der Nachwelt mindeſtens Zeugniß geben, daß Oeſterreichs Soldaten emſig für die Wohlfahrt eines Landes ſich bemüheten, während gleichzeitig unweit davon der Schutt zerſtörter Städte und der Ruin von tauſenden von Exiſtenzen die Berührung ähnlicher culturbedürftiger Länder mit den Weſtſtaaten Europa's verewigt. —

Die Idee einer Vermeſſung der Donaufürſtenthümer wurde vom Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Coronini angeregt.

Die öſterreichiſche Regierung bewilligte die dazu erforderlichen namhaften Mittel, gewährte die Inſtrumente und die Arbeitskräfte — Officiere des Generalſtabes, des Ingenieur-Geographen-Corps und aus der Truppe; während die walachiſche Regierung die Hälfte der baar zu zahlenden Koſten (die Gagen der Officiere nicht einbegriffen) übernahm und das nothwendige Material, Taglöhner und Fuhren lieferte.

Die Oberleitung ſämmtlicher Arbeiten wurde dem Director des k. k. militäriſch-geographiſchen Inſtitutes, Generalmajor v. Fligely übertragen.

Wer die Schwierigkeiten der Aufnahme einer größeren Länderſtrecke kennt, dem mag zur Beurtheilung dieſer Arbeiten die Thatſache genügen, daß im dritten Jahre die Vermeſſung von circa 1300 □M. beendet und die bezüglichen Pläne fertig waren Und doch mußte ab ovo begonnen werden; Behelfe irgend welcher Gattung oder Vorarbeiten waren überall nicht vorhanden.

Wir würden uns enthalten, der Anerkennung zu gedenken, die fremde Gelehrte wegen der ſchnellen und glücklichen Vollendung einer ſo wichtigen als mühevollen Arbeit, der Intelligenz und dem Fleiße öſterreichiſcher Officiere gezollt haben, fänden wir uns nicht durch die Pflicht der Unparteilichkeit genöthigt, einem Irrthume zu begegnen, welcher in den von Malte-Brun in Paris herausgegebenen „Annales des voyages de la Geographie“ Jahrgang 1862 S. 352—354 Ausdruck gefunden hat.

Die walachiſche Regierung erlangte ſowohl die Reſultate des geodätiſchen Theiles der öſterreichiſchen Arbeit, als auch eine Copie ſämmtlicher Detail-Aufnahmsſectionen für den vom Lande geleiſteten obgedachten Beitrag zu den Koſten des Unternehmens; — kaufte ſolche jedoch nicht, wie in den „Annales des voyages“ zu leſen iſt. Wenn ferner Herrr Maunoir, der Verfaſſer des fraglichen Artikels, anführt, „daß den öſterreichiſchen mit der Aufnahme beſchäftigten Officieren walachiſche zugetheilt waren, welche ihre Studien in Frankreich gemacht haben“, ſo beruht dies auf einem Irrthum; denn von den zugetheilten walachiſchen Officieren, die wir ſämmtlich ohne Ausnahme kennen zu lernen Gelegenheit hatten, konnte keiner Studien über Vermeſſungsarbeiten in Frankreichs Schulen gemacht haben; man müßte anders dieſen Schulen, oder dem Fleiße der Officiere zu nahe treten. Die zugetheilten walachiſchen Officiere wurden in die Vermeſſungsarbeit eingeführt, aber bloß zwei oder drei derſelben machten einen Verſuch in der Detail-Aufnahme, und wurden für die Arbeit brauchbar befunden; die übrigen dienten zu Dolmetſchern bei den Verhandlungen mit den Localbehörden.

Die Vermeſſungsarbeiten begannen im Mai 1855 und zwar mit dem geodätiſchen Theile, welcher ausſchließlich von zehn Officieren des damaligen k. k. Ingenieur-Geographen-Corps vollendet wurde. Man begann mit der mühevollen, doch unausweichlich nöthigen Meſſung einer Grundlinie oder Baſis am linken Donauufer gegen fünf Meilen nördlich von Siliſtria. Dieſe wurde in der Länge von circa 3505,6 Klafter zwei Mal mit der die höchſten Forderungen der Geodäſie befriedigenden Genauigkeit von $\frac{1}{1.175.360}$ ihrer Länge bis 25 Auguſt 1855 beendet. Die arbeitenden Officiere bivouakirten dabei ſiebenzehn Wochen lang auf der an 35 □M. großen baumloſen unbewohnten Grasfläche; Lebensmittel und Trinkwaſſer mußten meilenweit zugeführt werden. Von dieſer Baſis führte man eine Polygons-Dreieckkette nach Norden bis zur ſiebenbürgiſchen Grenze, zum Anſchluß an die dortige Triangulirung und eine ähnliche Polygons-Dreieckskette ſüdlich über die Donau durch die Dobrudſcha (übel bekannt durch den Marſch der franzöſiſchen Truppe unter General Eſpinaſſe während des Krimkrieges) bis zum ſchwarzen Meere bei Küſtendſche.

Der letztere Theil der Arbeit hatte nicht bloß eine wiſſenſchaftliche, ſondern auch eine gemeinnützige Bedeutung. Der träge Lauf der Donau in ihrem unteren Theile, die große Breitenausdehnung des Stromes und die Verſumpfung der Ufer, ſowie die vielarmige Theilung kurz vor der Mündung hat der Vermuthung Raum gegeben, daß das Niveau des ſchwarzen Meeres höher als jenes der übrigen Meere liege. Dies mußte durch genaue Höhenmeſſungen auf trigonometriſchem Wege con-

ſtatirt werden, um zu einem Vergleich mit dem adriatiſchen Meeresſpiegel zu gelangen. Zur Ermittelung der mittleren Höhe des Meeresniveau bei Küſtendſche und am Cap Tuzla wurden ſorgfältige Pegel-Beobachtungen durch mehrere Wochen angeſtellt, daraus auf dem ungeheueren Wege durch die Dobrudſcha, Walachei, Siebenbürgen, Ungarn, die Höhe des adriatiſchen Meeres berechnet, mit den Reſultaten der bei Fiume direct vorgenommenen Meſſung der mittleren Höhe des adriatiſchen Meeresſpiegels verglichen, und ſo conſtatirt, daß die vorerwähnte Vermuthung unbegründet war.

Der zweite Grund, weshalb die geodätiſchen Arbeiten bis zum ſchwarzen Meere ausgedehnt wurden, war, die Ausführbarkeit eines Canals zur Verbindung der Donau bei Czernavoda durch den Karaſſu-See in der Dobrudſcha mit dem ſchwarzen Meere bei Küſtendſche zu beweiſen oder zu widerlegen. Die Ruſſen hielten die Donau-Mündungen in ihrer Gewalt, ließen ſie verſanden und erſchwerten nicht unabſichtlich die Schifffahrt aus Oeſterreich auf der Donau nach dem ſchwarzen Meere.

Leider hat das Reſultat dieſer Unterſuchungen dargethan, welche außerordentliche Schwierigkeiten der Anlage eines ſolchen Canals entgegenſtehen; denn der zwiſchen den beiden Endpuncten liegende Terrainabſchnitt erhebt ſich bis zu 40 Klafter über die Donau bei Czernavoda und 44 Klafter über den Spiegel des ſchwarzen Meeres bei Küſtendſche. Ueberdies beſteht der Boden aus hartem Kalkſtein.

Nebſt der Baſis, den beiden Dreiecksketten zum ſchwarzen Meere und nach Siebenbürgen, wurde 1855 in einem etablirten aſtronomiſchen Feld-Obſervatorium bei Slobodzia am Jalomnitzafluß die Orientirung des Dreiecksnetzes und die geographiſche Breite beſtimmt, um für die Berechnung der geographiſchen Poſitionen trigonometriſcher Puncte ein direct gemeſſenes Breiten-Reſultat benutzen zu können und ſo ihren wiſſenſchaftlichen Werth zu erhöhen.

Die Strapazen, welche die in der ungeſunden menſchenleeren Dobrudſcha und in der Walachei arbeitenden Officiere zu ertragen hatten, übergehen wir mit Stillſchweigen; der öſterreichiſche Officier kennt keine Schwierigkeiten in Erfüllung ſeiner Pflicht, oder überwindet ſie guten Muthes. Aber wenn wir die Beharrlichkeit und das warme Intereſſe, womit alle zu der glücklichen Vollendung dieſes ſchönen Unternehmens mitgewirkt haben, erwähnen, ſo glauben wir eine hier nahe gelegte Pflicht zu erfüllen.

Der Winter unterbrach die Arbeiten und vertrieb einige der damit beſchäftigten Officiere aus dem ſiebenbürgiſchen Grenzgebirge Ende November, da der faſt klafterhohe Schnee auf den bis 6000 Fuß hohen Bergſpitzen kein Bivouac mehr zuließ.

Man eilte nach Wien, um die nöthigen Berechnungen auszuführen; denn zeitig im Frühjahr 1856 ſollten ſowohl die geodätiſchen Arbeiten fortgeſetzt als auch mit der Detail-Aufnahme durch hundert Officiere begonnen werden. Die aus den Berechnungen gewonnenen Reſultate belohnten die Arbeiter für die während des vorausgegangenen Sommers ausgeſtandenen Strapazen. Während des Winters 1855-56 wurde mit aller Energie an der Beſchaffung von mehr als hundert Meßtiſchen ſammt dem übrigen Material gearbeitet; es mußten die Inſtructionen für den bei der Detail-Aufnahme einzuſchlagenden Weg ſtudirt und entworfen werden, weil die wiſſenſchaftlichen Grundlagen, namentlich im Weſten des Landes, fehlten, die Triangulirung gleichzeitig mit der Detail-Vermeſſung ausgeführt werden ſollte; und doch durfte man keinen Tag der knapp bemeſſenen Zeit die Arbeitskraft unthätig laſſen.

Ende März 1856 erfolgte in Wien bereits die Einſchiffung auf einigen Dampfſchiffen. Bis Mitte April waren ſämmtliche Officiere in ihren Arbeitsſtationen. An

der Fortsetzung des geodätischen Theiles der Arbeit betheiligten sich im Sommer 1856 eilf Officiere. Es wurde, an die vorjährigen Puncte anschließend, eine Dreieckskette längs der Donau an ihrem linken Ufer bis Orsova geführt, auf diese fast senkrecht eine gleiche Kette im Altflußthale und eine andere solche im Meridian von Bukarest, beide bis zur Grenze Siebenbürgens, eine dritte Dreieckskette von der im vorigen Jahre bestimmten an die Donau nach Braila. Daneben wurde eine große Zahl von Nebenpuncten trigonometrisch bestimmt zum Zwecke der auszuführenden graphischen Triangulirung für die Detail Aufnahme. In demselben Sommer wurden die geodätischen Arbeiten in der Walachei der Hauptsache nach beendet; was übrig blieb, konnten im Sommer 1857 zwei Officiere des Geographen-Corps aufarbeiten.

Recapituliren wir die Resultate des geodätischen Theiles, so umfassen diese:

a) eine sorgfältig gemessene Basis;

b) Bestimmung der geographischen Breite und des Azimuthes;

c) eine Hauptdreieckskette von fast siebenzig österreichischen Meilen in der Längenausdehnung des Landes;

d) drei Dreiecksketten von Nord nach Süd, jede an zwanzig Meilen lang; endlich

e) die Bestimmung von einer großen Zahl von Nebenpuncten zum Zwecke der Detail-Aufnahme.

Was den Werth dieser Arbeit noch erhöht, ist, daß man die gewonnenen Resultate zu einer künftigen Gradmessung wird benutzen können, denn sie sind mit dem wissenschaftlich gebotenen Verständniß neuerer geodätischer Arbeiten durchgeführt.

Der Walachei aber bieten sie schon jetzt die Grundlagen zu einer Katastral-Vermessung, weil die gitterartig über das ganze Land erstreckten Dreiecksketten selbst dem minder erfahrenen Arbeiter die Sicherheit geben, mit dem secundären Dreiecksnetz bei einiger Aufmerksamkeit nicht aus den Grenzen der Fehlertoleranzen zu kommen. Indessen ist es nothwendig, daß die walachische Regierung für die bleibende Bezeichnung und sorgfältige Conservirung der trigonometrischen Puncte sorge, was ihr von der Oberleitung wiederholt dringend anempfohlen wurde.

Um die Detail-Aufnahme mit den bisher noch nicht in so großer Zahl verwendeten Mappeurs gleichzeitig beginnen zu können, wurde das Land in zwölf Rayons getheilt und in jeden derselben ein Stabsofficier oder Hauptmann des Generalstabes oder Ingenieur-Geographen-Corps als Unter-Director zur Detailleitung und Ueberwachung aufgestellt. Zudem mußten diese Herren secundäre Basen messen, die graphische Triangulirung ausführen und dieselbe mit dem trigonometrischen Netz verbinden.

Der Kenner kann sich leicht einen Begriff von der intelligenten Ausführung machen, wenn wir anführen, daß alle diese Detailarbeiten mit großer Genauigkeit in das trigonometrische Netz eingepaßt werden konnten. Und doch waren 112 Aufnahmsblätter oder Sectionen an einander zu reihen, deren jede volle 15,36 □ Meilen umfaßte. In anderen Provinzen wird eine derartige Arbeit Jahre lang früher vorbereitet; es liegen zahlreiche meist brauchbare Behelfe vor, die Herbeischaffung der vom Lande zu leistenden Hülfen ist eine leichte und geregelte; man findet Unterkommen und alle zur Abfassung der gleichzeitig anzufertigenden statistischen Tabellen nöthigen Daten bei den Behörden. Wenn trotzdem die aus diesem Material bereits hergestellte Generalkarte der Walachei im Maßstabe von $\frac{1}{288000}$ der Natur, weder an Schönheit noch an Genauigkeit den von ganz Europa anerkannten vorzüglichen Kartenwerken Oesterreichs nachsteht, dann darf wohl mit Genugthuung auf eine solche Leistung hingesehen werden.

Die Detail-Aufnahme war in dem Grade gefördert, daß im Herbſte 1856 nur ein kleiner Theil unvollendet gelaſſen werden mußte, welchen im Sommer 1857 achtzehn Mappeurs zu Stande brachten.

Das Werk wurde mit warmem Intereſſe begonnen, mit Beharrlichkeit zu Ende geführt, und den Walachen wurden die Reſultate einer mit Liebe und Aufopferung, aber doch auch mit unendlicher Mühe hergeſtellten Arbeit übergeben. Es wird ein unvergängliches Denkmal des Wohlwollens Oeſterreichs für die Walachei bleiben.

Herr Maunoir ſpricht in dem angezogenen Artikel der „Annales des voyages de la Geographie“ die Hoffnung aus, daß die Walachen nunmehr die Vermeſſungsarbeiten auch auf die Moldau ausdehnen werden; auch wir wünſchen dies lebhaft, wenn eine ſolche Fortſetzung mit dem gleichen Verſtändniß und mit dem nämlichen Fleiße unternommen wird.

Die Regierung Rumäniens läßt durch die artiſtiſche Anſtalt von Szathmáry in Bukareſt eine Copie dieſer 112 Aufnahmsſectionen in Farbendruck vorbereiten; der größte Theil der Copien ſoll beendet, doch nicht beſonders gelungen ſein. Man ſpricht, ſagt Herr Maunoir weiter, „daß Szathmáry ſeinen Vortheil nicht außer Acht gelaſſen hat.“

Herr Maunoir bezeichnet übrigens dieſen nicht ganz zweckentſprechenden Vorgang der dortigen Regierung zur Verbreitung der Kenntniß des Landes „als einen Beweis intelligenten Eifers, mit welchem die Moldauwalachen arbeiten, um einen ehrenvollen Platz unter den europäiſchen Staaten einzunehmen.“

Wir freuen uns dieſes Lobes ſehr, im Bewußtſein, ihnen die Gelegenheit gegeben zu haben, es zu verdienen.

Oeſterreichiſche Revue.

1863.

Zweiter Band.

Wien.
Verlag von Carl Gerold's Sohn.

Druck von Carl Gerold's Sohn.

Inhalt.

Seite

Die ſerbiſche Epik. Vom Profeſſor Dr. Miklosich in Wien 1

Bonaparte in Italien. Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tom. 1—2. — II. 24

Die wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Erfolge der Novara-Expedition..... 87

Die Entwickelung der indirecten Abgaben in Oeſterreich. Von G. v. Plenker, Conceptsadjunct im k. k. Finanzminiſterium. — I. Die Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia 97

Studien über den Bergbau in Oeſterreich. Vom Ober-Bergrath und Profeſſor Frhr. v. Hingenau in Wien. — II. 141

Die Landwirthſchaft Oeſterreichs. Eine Studie über deren Gegenwart und Zukunft und ihre Beziehungen zur Volks- und Staatswirthſchaft. Vom Wirthſchaftsrath und Domänen-Centraldirector Komers in Prag ... 158

Oeſterreich auf den bisherigen Weltausſtellungen. Vom Miniſterial-Concipiſt F. Schmitt in Wien. — I. London 1851 193

Der Kehlkopfſpiegel und ſeine Verwerthung für Phyſiologie und Medicin. Vom Profeſſor Dr. Czermak in Prag 209

Seite

Das Racenmoment in ſeinem Einfluß auf Erkrankungen. Eine Studie aus dem bis zum Jahre 1860 beſtandenen Peſt-Piliſcher Comitate von Dr. med. Glatter, Director des ſtatiſtiſchen Büreau's der Stadt Wien 217

Ueber die Bedeutung der Geologie für Oeſterreich. Von Dr. K. R. F. Peters in Wien 225

Die Steinkohlenfelder Oeſterreichs. Vom Hauptmann Carl Ritter v. Hauer in Wien 236

Ueber die geographiſche Verbreitung der Süßwaſſerfiſche Oeſterreichs. Vom Profeſſor Dr. Kner in Wien 254

Centraliſation oder Reform der Muſeen. Vom Profeſſor R. v. Eitelberger in Wien 260

Prag und ſeine architektoniſchen Denkmale. Vom Ober-Staatsanwalt-Stellvertreter Dr. Ambros in Prag. — II. Die gothiſche Periode 276

Vom Quarneriſchen Gebiete. Nach Skizzen aus einem Tagebuche, von Dr. J. R. Lorenz in Wien. — II. 300

Die Klöſter und ihr Verhältniß zum Volke in Serbien. Von F. Kanitz 312

Die ſerbiſche Epik.

Vom Profeſſor Dr. Miklosich in Wien.

1. Vor faſt einem halben Jahrhundert hat Jacob Grimm den erſten, unſcheinbaren Anfang eines literariſchen Unternehmens begrüßt, das ſich auf dem Gebiete der ſlaviſchen Literatur ebenſo erfolgreich als für außerhalb dieſes Gebietes ſtehende Forſchungen fruchtbar erwieſen hat. Ich meine die Sammlung ſerbiſcher Volkslieder, welche als eine „ausbündige Sammlung reines, friſches Volksgeſanges" der eben damals (1815) in Wien beim Congreſſe anweſende Grimm, bei dem wir die Meiſterſchaft in der Sprachforſchung ebenſo ſehr als das tiefe Verſtändniß für das Volksthümliche bewundern, der Aufmerkſamkeit der Gelehrtenwelt empfahl.*) Ein Octavbändchen von mäßigem Umfange war der Gegenſtand ſeiner Anzeige, die in jeder Zeile die Kennerſchaft des Verfaſſers bekundet, der dieſer Lieder wegen Serbiſch gelernt hatte. Erfolgreich für die ſlaviſche Literatur nannte ich das Unternehmen, weil daſſelbe den Anſtoß gab zu einer langen Reihe von Sammlungen der Volkslieder aller ſlaviſchen Stämme, und dadurch einen Literaturzweig begründete, deſſen Wichtigkeit nicht nur für die Sprache und Ethnographie, ſondern auch für das, was man in neuerer Zeit Völkerpſychologie zu nennen angefangen hat, nicht kräftig genug betont werden kann. Als fruchtbar für außerhalb der ſlaviſchen Literatur ſtehende Erwägungen habe ich das Unternehmen bezeichnet, weil es nach meiner Anſicht mit der ſeit mehr als einem halben Jahrhundert mit nicht geringem Intereſſe behandelten Frage der Entſtehung der volksthümlichen Epen im allgemeinen, der homeriſchen insbeſondere in innigem Zuſammenhange ſteht. Die epiſchen Lieder der Serben nämlich ſind mehr als die irgend eines anderen Volkes geeignet,

*) Wiener allgemeine Literatur-Zeitung 1815. 1168—1180.

Aufſchluß zu geben über die Entſtehung der epiſchen Volkslieder. Die einzelnen im Munde des ſerbiſchen Volkes lebenden Lieder können mit geringer Mühe zu Epen verbunden werden, und in der That hat ein neuerer deutſcher Dichter, Siegfried Kapper, einen Theil derſelben zu einem Epos*) geſtaltet, ſowie gleichfalls in unſeren Tagen die Volkslieder des finniſchen Stammes von Elias Lönnrot zu einem in der letzten Redaction von 1849 mehr als 22,000 Verſe zählenden Heldengedichte vereinigt worden ſind, — ein Proceß, dem auch die Nibelungen, das altfranzöſiſche Gedicht von der Schlacht im Thale Roncevaux und die übrigen volksthümlichen Epen ihre gegenwärtige Form verdanken.**) Höher als durch die Beziehungen nach Außen ſtehen die ſerbiſchen Volkslieder durch ihren inneren Werth, durch ihren unnachahmlichen Reiz, der nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, der nicht nur von Alterthumsforſchern, wie J. Grimm,***) ſondern auch von Dichtern,

*) Lazar, der Serbenzar, nach ſerbiſchen Sagen und Heldengeſängen. Leipz. 1851.

**) Vergl. H. Bonitz, Ueber den Urſprung der homeriſchen Gedichte. Wien 1860. 35. — M. Haupt, Ueber den Gewinn, den die deutſche Philologie der claſſiſchen Philologie gewährt, in den Berichten über die Verhandlungen der k. ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 1848. 2. Band. 90—106, und endlich Charles d'Héricault, Essai sur l'origine de l'épopée française. Paris 1859, der jedoch 68—75 nicht ſo ſehr die Entſtehung des Epos aus einzelnen Volksliedern, als vielmehr das Anſchwellen eines Volksliedes (cantilène) zu einem umfangreichen Epos behandelt. Die ſerbiſche Naturpoeſie, ſagt auf dieſen Punct hindeutend J. Grimm (Göttinger gelehrte Anzeigen 1826. 1910), iſt allgemeiner Theilnahme und Betrachtung in jedem Sinne werth. Seit den homeriſchen Dichtungen iſt eigentlich in ganz Europa keine Erſcheinung zu nennen, die uns wie ſie über das Weſen und Entſpringen des Epos klar verſtändigen könnte. Wir ſehen ſich jedes bedeutende Ereigniß bis auf die allerneueſte Zeit herunter zu Liedern geſtalten, die im Munde der Sänger lebendig fortgetragen werden, deren Dichter Niemand verräth. Ton und Weiſe der neueren Lieder wird aber durch eine unergründliche Reihe der älteren aus mythiſcher Zeit gleichſam geweiht. Dennoch iſt alles friſch geblieben, ſelbſt in den älteſten, oder hat ſich unaufhörlich verjüngt. Einmiſchung des Geiſterhaften und Abergläubiſchen zu erhabenen, dichteriſch kräftigen Motiven findet auch in den jüngſten ſtatt. An edler Haltung und Sprache gebricht es niemals; Wiederholung epiſcher Beiwörter, ganzer Zeilen und Sätze erſcheinen weſentlich, und doch iſt kaum ein Lied, das nicht durch die Neuheit einzelner Züge etwas Beſonderes hätte. Ihre Fülle iſt ſo anſehnlich, daß nach ungefährem Ueberſchlag jetzt ſchon achtzehntauſend Verſe erzählender Heldenlieder gedruckt ſein mögen und vermuthlich noch einmal ſo viel herausgegeben und geſammelt werden können. Vuk hat durch ihre Bekanntmachung einen unvergänglichen Ruhm, keinen zweideutigen wie Macpherſon, errungen; zugleich hat er ſich um das Studium der ſlaviſchen Sprachen ein großes Verdienſt erworben. Dieſer Lieder wegen, glauben wir, wird man jetzt ſlaviſch lernen.

***) Längere Stellen, ſagt dieſer Forſcher daſelbſt, 1823. 177, würden beweiſen, daß die Zartheit und Haltung, die die Lieder in Worten und Bildern zeigen, auch von dem Inhalte der einzelnen Geſänge gilt. Tapferkeit und kühner Muth, Treue, die Gewalt edler Geſinnung an Freund und Feind, wunderbare Abenteuer, glückliche Liebesbewerbungen ſind ihr Gegenſtand.

wie Goethe, anerkannt werden iſt, und der uns mit der Zuverſicht erfüllt, daß in ſpäten Jahrhunderten, wenn längſt ſchon im Gewühle fortgeſchrittener Civiliſation der letzte Ton dieſer einfachen Lieder verklungen ſein wird, die Kinder einer andern Zeit zu dieſen herrlichen Schöpfungen flüchten werden, um in ihnen noch einmal ihre und ihres Volkes Jugend durchzuleben.

2. Die ſerbiſchen Volksdichtungen zerfallen in zwei Claſſen, nämlich in Frauen- und in Heldenlieder (ženske i muške pjesme), eine Scheidung, die mit der in lyriſche und epiſche Dichtung zuſammenfällt, und die J. Grimm auch in den Märchen gefühlt hat (Vorrede zur deutſchen Ueberſetzung der Volkslieder der Serben VIII). Die Frauenlieder behandeln das Verhältniß beider Geſchlechter zu einander, während die Heldenlieder die Abenteuer und Kämpfe der Männer beſingen; jene werden ohne Inſtrumentalbegleitung, dieſe zu den Gusle geſungen (uz gusle se pjevaju) oder recitirt (geſagt, pjesme se kazuju). Das Metrum der letzteren beſteht nothwendig aus zehn Silben mit einem Einſchnitt nach der vierten, während die erſteren nicht daran gebunden ſind; die Frauenlieder werden von einer oder zwei Perſonen zu ihrer Unterhaltung geſungen, während die Heldenlieder vor einem größeren Hörerkreiſe geſungen oder recitirt werden, damit man ſie höre und im Gedächtniſſe bewahre, denn das ernſthafte epiſche Lied iſt würdig, gehört und bewahrt zu werden. Bei den Frauenliedern iſt der Geſang, bei den Heldenliedern der Inhalt die Hauptſache. Bei manchem Liede iſt es indeſſen ſchwierig zu beſtimmen, ob es zu den lyriſchen oder epiſchen zu rechnen ſei; dies gilt namentlich von den Liedern 358 und 393 bis 404 im erſten Bande von Vuk's zweiter Ausgabe: dieſe werden nicht zu den Gusle geſungen, ſondern nur recitirt; dem Inhalte nach nähern ſie ſich den epiſchen Liedern; auch das Versmaß iſt epiſch, mit Ausnahme von 403, welches ein daktyliſches Metrum hat.

3. Die Frauenlieder zerfallen nach den Veranlaſſungen und den Gegenſtänden in mehrere auch bei dem Volke zum Theil durch eigene Namen unterſchiedene Abtheilungen, und zwar: I. Hochzeitslieder (pjesme svatovske); II. Trinklieder (zdravice, počašnice); III. Klagelieder (naricanje); IV. Lieder zu Ehren des Familienheiligen (pjesme svečarske); V. Königinnenlieder (pjesme kraljičke), identiſch mit den chansons de la St. Basile in Fauriel's Sammlung neugriechiſcher Volkslieder und mit den rumäniſchen Kolinde (herausgegeben von At. Marianu Marienescu. Pest'a 1859. 8. 174 pag.); vgl. Kopitar, Wiener Jahrbücher 30. 162; VI. Dodola-Lieder (pjesme dodolske), vergl. Kopitar a. a. O. 169; VII. Weihnachtslieder (pjesme od kolede und pjesme božićne, die jedoch im Serbiſchen unterſchieden werden); VIII. Faſtenlieder (pjesme koje

se pjevaju uz časni post); IX. andere fromme Lieder (pjesme onako pobožne); X. Bettlerlieder (pjesme sljepačke); XI. mythologische Lieder; XII. Spinnerinnenlieder (pjesme koje se pjevaju na prelu); XIII. Schnitterlieder (pjesme žetelačke); XIV. Tanzlieder (pjesme igračke); XV. Lieder, die in Budva zu Christi Himmelfahrt gesungen werden (pjesme koje se u Budvi pjevaju na spasov dan); XVI. Schlaflieder (pjesme koje se pjevaju djeci kad se uspavljuju); XVII. Liebeslieder (ljubavne pjesme).

4. Die epischen Volkslieder scheiden sich vor allem in zwei Classen, in ernste und in komische. Was die letzteren anlangt, so ist sehr zu bedauern, daß kein einziges komisches episches Lied (šaljiva pjesma) vollständig aufgezeichnet worden ist, sondern nur Bruchstücke einiger in der Nähe von Trsić entstandenen Lieder, die Vuk in der Vorrede zum ersten Bande der zweiten Ausgabe mitgetheilt hat. Das eine dieser Lieder hat die Heirath des Pavao Starčević zum Gegenstande und ist ganz im Tone eines Liedes von der Heirath eines Königs gehalten. Es beginnt:

Als Starčević Hochzeit halten wollte,
Freit' er um ein wunderschönes Mädchen,
Aus Vočnjak, dem ungeheuren Dorfe,
Bei Paspalj, dem Knezen jenes Landes;
Doch der Freier ward stolz abgewiesen.

Dabei ist zu bemerken, daß der Vater der Braut eigentlich Milutin hieß und wahrscheinlich nur seiner weißen Haare wegen Paspalj (Mühlstaub) genannt wurde.

Als Pavao mit dem Raub des Mädchens droht, entgegnet Paspalj:

So lang stehet diese Burg, die weiße,
So lang treu mir anhängt Komarica,
So lang treu mir anhängt Lojanica,
Fürcht' ich nimmer Trsić's muth'ge Helden.

Die weiße Burg war eine elende Hütte, Komarica und Lojanica sind erdichtete Ortsnamen.

Als Pavao dies hört, fragt er seinen Freund Trpić Nikola, was zu thun sei, worauf dieser antwortet:

Ach bei Gott, mein vielgeliebter Bruder,
Krieger kann er mächtig reih'n an Krieger,
Reiter kann er mächtig reih'n an Reiter,
Von Mednjak bis Koprivnjak, dem fernen;
Diese ganze Macht werd' ich bezwingen
Mit den Hieben meines grünen Schwertes.

Pavao sagt darauf:

Und wenn Paspalj Burgen baut auf Burgen
Von Loznica bis nach Trbušnica,

Alle Burgen werde ich zerſtören
Mit den Schlägen meiner wucht'gen Keule.

Als Pavao mit ſeinen Genoſſen zu dem Bache Rakovac kommt, will der Fährmann Puljo ſie nicht überfahren:

Puljo weigert ſich die Fahrt zu machen,
Weigert ſich zu nehmen Gold und Silber;
Puljo will das wunderſchöne Mädchen.

Rakovac iſt ein Bächlein, das man zu jeder Jahreszeit zu Fuß überſchreiten kann. Puljo, mit ſeinem wahren Namen Bučić geheißen, wohnte an dieſem Bache.

Das Lied erzählt dann weiter, wie das geraubte Mädchen entfloh ꝛc.

Dergleichen komiſche Lieder verbreiten ſich nicht und werden auch am Orte ihrer Entſtehung bald vergeſſen; ſie haben meiſt Begebenheiten bei Hochzeiten zum Gegenſtande, wie wenn die Gäſte mit einander in Streit gerathen, wobei jedoch zu bemerken, daß wenn Einer todt bliebe, die Begebenheit nicht mehr Gegenſtand eines komiſchen Liedes ſein könnte; Mädchenraub, wenn die Räuber (otmičari) mit leeren Händen zurückkommen u. ſ. w.

5. Die ernſthaften Heldenlieder ſind theils mythologiſchen, theils hiſtoriſchen Inhalts: Wie die Heiligen die Güter theilen; der Diakon Stephan und die beiden Engel; die feurige Maria in der Hölle; Jovan und das Haupt der Rieſen (divski starješina) u. ſ. w. Ich nenne dieſe und ähnliche Lieder mythologiſche, weil ſie unter dem chriſtlichen Namen offenbar einen heidniſchen Cultus bergen. Mythologiſche Lieder ſind bei den Serben wenig zahlreich; die bei weitem meiſten epiſchen Lieder derſelben ſind hiſtoriſch, haben eine Sage zur Grundlage.

Die hiſtoriſchen Heldenlieder ſind Gegenſtand dieſer Bemerkungen.

6. Der Urſprung der Volkspoeſie iſt wie der der Sprache und des Mythus nicht in dem individuellen Geiſte, ſondern in dem Volksgeiſte zu ſuchen. Zwar muß jedes Lied zu jeder Zeit von einem Individuum ausgehen; allein in der Entwickelung der Völker giebt es eine Periode, in der das Individuum ſich als ſolches noch nicht fühlt, eine Periode, wo „das Volk wie ein Schwarm von Vögeln, der Einzelne ohne Individualität, Einer wie der Andere iſt," nicht etwa bloß geiſtig, ſondern im Ganzen und Großen auch körperlich; in dieſer Periode ſchafft nicht der Geiſt des Einzelnen, ſondern der in jedem Einzelnen waltende Geiſt des Volkes, den Herder hinter allen Geſetzen der Kunſt ſuchte. Von dieſem getrieben ſingt man; dieſer beſtimmt Stoff und Form: der Sänger kann nur aus den Mythen und Sagen ſeines eigenen Volkes den Stoff ſeines Liedes herausgreifen, nur das ſeinen Zuhörern Bekannte beſingen; er muß ſeinem Liede die volksmäßige Form geben. Was er ſingt, betrachtet er nicht als ſeine Schöpfung, als ſein Eigenthum; das von

Einem Geſungene wird auch von Andern geſungen: haben dieſe auch den erſten Sänger gehört, ſo haben ſie doch nicht das Lied ihrem Gedächtniſſe eingeprägt, an Lehren und Lernen iſt nirgends zu denken; ſie verhalten ſich zu dem Liede, wenn es nicht etwa eine friſche, ihnen erſt bekannt gewordene That zum Gegenſtande hat, ſo wie der erſte Sänger, ſie ſtehen der Quelle des Geſanges eben ſo nahe wie jener. Aus dieſer immer wiederkehrenden Production erklärt ſich der flüſſige, nie erſtarrende Zuſtand des Volksgeſanges, daraus die zahlloſen, nicht ſelten weit auseinander gehenden Varianten des denſelben Stoff behandelnden Liedes, die übrigens auch darin ihren Grund haben können, daß dieſelbe Begebenheit gleich urſprünglich von Mehreren beſungen wurde. Ganz anders im unepiſchen Zeitalter: der in dieſem lebende, ſeiner Freiheit ſich bewußte Künſtler wählt nach ſeinem individuellen Drange Stoff und Kunſtform; er betrachtet ſein Lied mit Recht als ſeine Schöpfung; er vertraut ſein Werk der Schrift an, die es in der ihm von ſeinem Urheber gegebenen Form bewahrt. Es zeugt demgemäß von argem Verkennen des natürlichen Entwickelungsganges der Völker, wenn man die Frage aufwirft, ob je ein Volkshaufen ein Gedicht gemacht, eine Strophe erfunden habe, und man die Frage dahin beantwortet, daß dies weder zu Tacitus' Zeiten, noch im Mittelalter, noch in der neueſten Zeit geſchehen ſei. Mit denjenigen, die ſo fragen, iſt nicht zu rechten: ſie leugnen die Volkspoeſie. Gewiß iſt es allerdings, daß Volksdichtungen nicht von Volkshaufen, in Verſammlungen gemacht worden ſind; unrichtig aber, daß nur das in Volksverſammlungen zu Stande Gebrachte Eigenthum des Volkes ſei. Wenn Andere — die neuere Anſicht über die Entſtehung der Homeriſchen Dichtungen bekämpfend — jene Einheit der Gemüthswelt in Abrede ſtellen, die nothwendig iſt, damit Dichtungen entſtehen, aus deren Vereinigung ein von Einem Geiſte durchwehtes Epos hervorgehen kann; wenn ſie auch für das epiſche Zeitalter eine Scheidung der Individualitäten bis ins Herbe annehmen, ſo huldigen ſie offenbar der naiven Anſchauung des epiſchen Zeitalters, das von einer qualitativen Aenderung der Zeiten nichts weiß und nur im Beſitze ſeines eigenen Horizontes iſt. Wenn Andere — gegen dieſelbe Anſicht eifernd und auf die Hypotheſe von einer joniſchen Sängerſchule hinweiſend — ausrufen: als ließe ſich eine Zeit auch nur denken, in welcher die höchſte Genialität Schulton war! ſo iſt zu bemerken, daß die Annahme einer eigenen Sängerſchule im epiſchen Zeitalter nicht nur überflüſſig, ſondern durchaus unmöglich iſt. Wenn uns die Gegner die Annahme eines gleichſam unperſönlichen Volksgeiſtes, einer in der Luft der Zeit fahrenden Influenza zum Vorwurfe machen, ſo wollen ſie uns darüber belehren, wie wir uns die Entſtehung der Sprache, des Mythus, der Sitte anders erklären ſollen, denn als Wirkungen eines die Völker beherrſchenden Geiſtes; ſie werden gewiß nicht annehmen wollen, daß ſich

dergleichen Dinge von selbst machen.*) Während von der einen Seite das epische Zeitalter, in welchem die Völker ihr Inneres wie ein Heiligthum fremdem Einflusse verschließend, aus sich selbst das schöpfen, was ihr eigenes und möglicherweise das Leben anderer Völker bestimmt, beharrlich geleugnet wird, meinen Andere, das Ziel der Völker bestehe in der Wiederbelebung jener goldenen Zeit, und wähnen dieses Ziel dadurch zu erreichen, daß sie — jede bei einem andern Volke entstandene Cultur abwehrend — nur ihr eigenes Wesen auszubilden trachten: sie bedenken nicht, daß das epische Zeitalter in dem Leben der Völker eben so wenig wiederkehren kann, als die einmal verrauschte Jugend in dem Leben der Individuen; sie bedenken nicht, daß jeder Fortschritt der Völker daran geknüpft ist, daß jeder Einzelne an der durch zahllose Geschlechter fortgepflanzten und angewachsenen Ueberlieferung Theil nimmt. Glücklicherweise ist der Fortschritt in der Naturanlage der Menschheit gegründet, und es wird keinem Volke gelingen, die Bildung abzuwehren, deren es nach seiner Stammesart fähig ist.

7. So wie die Sprache, ist auch die Volkspoesie im Laufe der Zeit immer größeren Einbußen in einer Richtung unterworfen: die sinnliche Fülle schwindet, um unter günstigen Umständen einer durch reicheren geistigen Inhalt belebten Dürftigkeit Platz zu machen. Was nun speciell die Volkspoesie anlangt, so trifft das Loos des Verkommens nicht alle Gattungen auf gleiche Weise; die Erfahrung lehrt vielmehr, daß, während es nicht leicht ein Volk giebt, das nicht wenigstens einige Nachklänge lyrischer Volkspoesie kennt, nur wenige Völker in der Gegenwart epische Dichtung pflegen, und auch bei diesen tritt ein großer Unterschied ein. Von den Völkern, bei denen noch epische Lieder von Mund zu Mund gehen, giebt es einige, die die Schöpfungen vergangener Zeiten bewahren, ohne heutzutage etwas Neues zu schaffen, während bei anderen auch die neuesten Begebenheiten in Liedern besungen werden. Zu jenen gehören die Finnen, Russen und, wenn aus den bekannten Sammlungen ein Schluß erlaubt ist, auch die Bulgaren. Zwischen den Finnen einer- und den Russen andererseits waltet der Unterschied ob, daß die ersten nur rein mythologische Dichtungen kennen, während die mythologischen Lieder der letzteren sich an historische Begebenheiten anlehnen.**) Nur die Serben sind auch jetzt noch schöpferisch; sie sind gegenwärtig das einzige Volk, das in seiner epischen Dichtung neben mythologischen Stoffen die ruhmreiche Zeit des gewaltigen

*) Man vergleiche darüber Lazarus und Steinthal, Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. 1. 1—73. Steinthal, Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen, in derselben Zeitschrift 2. 279—342.

**) Vgl. A. Schiefner im Bulletin de l'académie impériale de St. Pétersbourg IV. 273—285.

Serbenzaren Dušan, sowie die Schlacht bei Grahovo in unseren Tagen verherrlicht.

8. Wenn es sich um die Frage handelt, ob die epischen Lieder der Serben alt oder jung seien, so sind offenbar zwei Dinge sorgfältig zu sondern. Es kann sich nämlich um die Entstehung des Liedes oder um die Form handeln, in der es aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet wurde. Wenn man bedenkt, wie selbst gegenwärtig jede für das Schicksal des Volkes irgendwie bedeutende Begebenheit besungen wird und im Liede die Runde durch die Gauen des Landes macht, so wird man annehmen dürfen, daß die Entstehung der Lieder mit den Begebenheiten, die sie erzählen, ihrem wahren Kerne nach gleichzeitig ist: die Lieder z. B., die den Kraljević Marko verherrlichen, sind Erzeugnisse des vierzehnten Jahrhunderts. Was jedoch die Form anlangt, so ist es in der Natur der Sache gegründet, daß dieselbe nach den Anschauungen der Gegenwart modificirt wird.

9. Das Zeitalter der epischen Volksdichtung ist zu Ende, wenn durch die Aufnahme einer fremden Cultur in einer großen Anzahl von Individuen eines Volkes die Subjectivität zum Durchbruche kommt, die sie befähigt, die Bande zu sprengen, die sie in den Kreisen ihrer Stammesart gebannt hielten; es ist die Zeit, wo mit der fortschreitenden Civilisation eine Sonderung der Stände eintritt: wo sich neben dem Nährstande ein Wehrstand und ein vom übrigen Volke gesonderter geistlicher Stand gebildet hat, wo das Volk in die sogenannten niederen und die überall auf einer nicht volksthümlichen Bildung fußenden höheren Stände zerfallen ist. Ich könnte daher einer Ansicht nicht beitreten, nach welcher man sich die Entstehung der epischen Lieder der Serben nicht in den Schichten der Gesellschaft, die wir jetzt Volk nennen, sondern in adeligen und ritterlichen Kreisen zu suchen gedrungen fühlt. Denn von adeligen und ritterlichen Kreisen ist selbst heutzutage bei dem serbischen Volke keine Rede, eine solche Scheidung scheint ursprünglich allen slavischen Völkern vollkommen fremd gewesen zu sein. Die allerdings wenig zahlreichen und noch wenig erklärten Denkmäler der serbischen Geschichte erlauben uns auch für die Vergangenheit nicht, einen adeligen und ritterlichen Stand anzunehmen; denn die im Gesetze Dušan's vorkommenden vlastele und vlasteličići sind wohl nur als freie Grundeigenthümer aufzufassen; und wenn wir auch einen auf dem Rechte der Geburt fußenden Adel im alten Serbien anzunehmen uns bestimmt finden sollten, so wäre es bei dem Umstande, daß wir bei demselben keine wie immer geartete höhere Bildung annehmen dürfen, in der That unbegreiflich, warum die Gabe der Dichtung, die heutzutage bei den Serben so allgemein ist, in älterer Zeit gerade auf diesen Stand beschränkt gewesen sein sollte. Ich bemerke jedoch,

daß ich die meiner Ansicht entgegenstehende Thesis*) nicht etwa im allgemeinen, sondern bloß für die serbische Epik, für diese aber auch mit aller Entschiedenheit negire; ich darf meinen Einspruch um so eher beschränken, als zwischen den Dichtungen, die man bei jener Ansicht wenigstens zunächst im Auge hat, und dem, was ich hier behandle, ein wesentlicher Unterschied besteht: Balladen und Romanzen haben mit den epischen Liedern nur Das gemein, daß sie Begebenheiten zum Gegenstande haben, daher erzählen, — in der Form hingegen sind sie von einander, und zwar dadurch verschieden, daß jenen die epische Ruhe (nach Tomasèo's Ausdruck: il posato fare) mangelt, daß sie vielmehr rasch dem Ende zueilen und daher eigentlich eine Gattung für sich bilden, nämlich die lyrisch-epische, in der die Erzählung der Begebenheit durch die Gefühle des Dichters mannichfach gefärbt wird. Daß jene Ansicht, nach welcher die ältesten, mehr epischen und besonders die romantisch-ritterlichen Volkslieder (Balladen und Romanzen) aus den Ritterepen hervorgegangen, eigentlich Theile oder Bruchstücke derselben, im Munde des Volkes erhalten oder umgestaltet seien, auf Beistimmung nicht Anspruch machen kann, bedarf nach F. Wolf's Ausspruch für Den keines Beweises, der mit den auch durch die allerneuesten Angriffe nicht wankend gemachten, weil in der Natur der Sache begründeten Resultaten deutscher Kritik vertraut ist. Diese irrige Ansicht wird jedoch von manchen hinsichtlich der serbischen Heldenlieder festgehalten, und eine Bestätigung derselben darin gesucht, daß die Serben unter dem gemeinsamen Namen Lazarica alle auf Lazar und den Untergang Serbiens Bezug habenden Lieder zusammenfassen, was jedoch nicht richtig ist, indem die Serben nur das Lied 2. 50, von dem Vuk nur Bruchstücke kennt, Lazarica nennen. Wenn J. Grimm die Märchen zerbröckelte Mythen nennt, so hat dies natürlich einen ganz andern Sinn.

10. Es kann die Frage aufgeworfen werden, ob das epische Lied im Laufe der Zeit an Umfang zu- oder abnimmt. Man scheint geneigt zu sein, anzunehmen, daß ein episches Lied ursprünglich von mäßigem Umfange sei und immer mehr anwachse: jene behaglich sich ergehende Erzählung, jene breite, anschauliche Schilderung des ganzen Verlaufes, wie sie das ausgebildete Epos verlange, sei hier nicht am Orte; in raschem Verlaufe schreite die Erzählung vorwärts, nur die wichtigsten Momente der Handlung festhaltend und kurz, aber energisch schildernd; Mittelglieder und Nebenpuncte würden übergangen, so daß die ganze Darstellung etwas Abgebrochenes habe, aber gerade darum desto kräftiger und lebhafter sei. Solche Lieder, meint

*) Siehe F. Wolf's Abhandlung über die Frage: In welchen Kreisen sind die jetzt sogenannten Volksballaden entstanden? die als Vorwort zu „Schwedische Volkslieder der Vorzeit, übertragen von R. Warrens. Leipzig 1857" gedruckt ist.

man, ſtehen eben zwiſchen epiſcher und lyriſcher Weiſe in der Mitte, und dem entſprechend ſei auch die Weiſe des Vortrags: während ſpäter die Rhapſoden einzelne Abſchnitte des kunſtgerechten Epos recitiren, würden dieſe älteren Lieder geſungen und zugleich mit dem Spiele der Phorminx oder Kithara begleitet; auch aus dieſem Grunde dürfe man ſich unter dieſen Liedern keine längeren, ausgeführten Gedichte vorſtellen; nicht nur die Kräfte des Sängers würden dazu nicht ausreichen, auch die Theilnahme der Zuhörer würde bei einem umfangreicheren Liede allzu leicht ermatten. Alle echte Volksdichtung ſei daher wortkarg und knapp, und begnüge ſich mit Andeutungen. Solche Lieder hätten einen rein epiſchen Charakter, in ihnen überwiege das lyriſch-dramatiſche Element. *) Eine ſchnell vorwärts ſchreitende Entwickelung ſei an der Stelle, eine Entwickelung, die durch energiſches Hervorheben und Aneinanderreihen der eigentlich cauſalen Momente dem reproducirenden Geiſte des Zuhörers in die Hände arbeite. **) Eine Anforderung, welche das epiſche Zeitalter an die Darſtellung mache und zugleich erfülle, ſei die des geringen Umfanges: ſie werde gemacht um des äußeren Zweckes der Mittheilbarkeit willen; ſie folge auch aus der Einfachheit der Anſchauung und aus dem nirgend ſäumenden Fortſchritt in der Darſtellung. Das epiſche Lied dürfe keinen zu großen Umfang haben, ſonſt ermatte der Sänger, ehe er zu Ende geſungen, der Hörer, ehe er zu Ende gehört, oder es ſei gar nicht auf einmal zu Ende zu bringen. Dieſe äußere Beſchränkung werde ſich eben auch von ſelber finden, wenn der Inhalt kein weitläufiger, wenn er eine einzige einfache Anſchauung, und dieſe in der rechten Energie der cauſalen Entwickelung dargeſtellt iſt. Die epiſchen Lieder der Litauer, der Serben, der Neugriechen und anderer neuerer Völker, deren Poeſie noch mit beiden oder wenigſtens noch mit Einem Fuße auf epiſcher Stufe ſteht, hätten alle einen ſo geringen Umfang, daß ſie ganz wohl auf einmal zu ſingen, auf einmal zu hören und aufzufaſſen ſeien. Und ſo ſei's immer geweſen: die einzelnen Lieder, aus denen die Nibelungen hervorgegangen ſeien, hätten keine größere Ausdehnung; das in der Odyſſee dem Demodokos in den Mund gelegte Lied von Ares und Aphrodite umfaſſe nicht mehr als hundert Verſe. ***) Gegen dieſe Argumentation iſt vor allem zu bemerken, daß in derſelben weder Neugriechen noch Litauer hätten genannt werden ſollen: die erſteren beſitzen keine eigentlich epiſche Poeſie, ſondern nur ſogenannte Balladen und Romanzen; die letzteren nicht einmal dieſe. Die ſerbiſche Volkspoeſie hingegen iſt der

*) Th. Bergk, Ueber das älteſte Versmaß der Griechen. Freiburg im Breisgau 1854. 1. 2. 17.

**) W. Wackernagel, Epiſche Poeſie, im Schweizeriſchen Muſeum für hiſtoriſche Wiſſenſchaften. Frauenfeld 1837, 1838. I. 341—371. II. 76—102; 243—274.

***) W. Wackernagel a. a. O. 363.

Behauptung Bergk's und Wackernagel's nicht nur nicht günstig, sondern spricht für das Gegentheil, wie ein Blick in Vuk's Sammlung lehrt, die Lieder von 400, 600, 700, 800 und eines sogar, die Brautfahrt des Maksim Crnojević, von 1126 Versen bietet. Der Umfang eines epischen Liedes hat allerdings seine Grenze in der physischen und geistigen Kraft des Sängers und in der geistigen des Hörers: jener muß das Lied auf einmal singen, dieser auf einmal auffassen können. Das Lied kann und darf daher einen gewissen Umfang nicht überschreiten; allein diese Grenzen sind bei verschiedenen Völkern als verschiedene anzunehmen, dürfen jedoch wohl bei keinem so eng gezogen werden, als aus den Worten Wackernagel's hervorzugehen scheint, da es dabei erstens auf die Art des Gesanges ankommt, der, wenn von den Serben ein Schluß auf andere Völker gestattet ist, den Vortrag auch eines längeren, Hunderte von Versen zählenden Liedes möglich macht; da ferner auch der Inhalt des Liedes — es handelt sich wohl nie um völlig Unbekanntes — so beschaffen sein kann, daß selbst bei größerem Umfange der Hörer dasselbe aufzufassen vermag, wobei er gerade durch den epischen Ton, die dem Epos eigenthümliche Ruhe unterstützt wird. Daß ein episches Lied nicht etwa die Gesammtheit der Abenteuer eines Helden zum Gegenstande hat, zeigt die Erfahrung; allein dieses eine Abenteuer kann durch die dem Epos natürliche Breite der Erzählung zu einem bedeutenden Umfange anschwellen. Auf die Widerlegung der aus der Natur der Sache hergenommenen Gründe für die Ansicht der Gegner wird nach dem Gesagten einzugehen nicht nothwendig sein, denn was der Erfahrung offenbar widerspricht, kann nicht in der Natur der Sache gegründet sein. Ich will indessen doch noch bemerken, daß wenn gesagt wird, die epischen Lieder stünden zwischen epischer und lyrischer Weise in der Mitte, dies bei der wohl allgemein zugegebenen und von Wackernagel so schön bewiesenen Priorität der epischen Poesie nicht möglich ist; denn wie kann unter diesen Umständen gerade die ursprüngliche, epische Poesie zwischen epischer und lyrischer Weise in der Mitte stehen? Wir werden daher behaupten dürfen, daß man die Grenze des Umfanges eines epischen Liedes nicht bestimmen kann; daß jedoch die von Wackernagel angenommene sicher viel zu eng gezogen ist; daß ferner für das Zunehmen des Umfanges eines epischen Volksliedes keine allgemeinen Gründe vorgebracht werden können. Daß sie umgekehrt allmälich auf die Stufe der Balladen und Romanzen herabsinken, dafür wüßte ich allerdings aus der Erfahrung keinen Beleg beizubringen.

11. Das serbische Volk ist Träger einer reichen epischen Volkspoesie. Es wäre jedoch ein Irrthum, anzunehmen, daß epischer Gesang in allen Theilen des serbischen Sprachgebietes in gleicher Weise blühe. Die Serben stehen in verschiedenen Theilen des von ihnen bewohnten Landes auf ver-

ſchiedenen Culturſtufen, und es iſt natürlich, daß in manchen derſelben der epiſche Geſang entweder ganz verſtummt oder verkümmert iſt. Am vollſten erklingt er noch in Bosnien, in der Hercegovina, in Montenegro und in den gebirgigen Gegenden Serbiens. In dieſen Theilen des ſerbiſchen Sprachgebietes findet man in den meiſten Häuſern die Gusle, jenes primitive einſaitige Inſtrument, auf welchem der Sänger ſein Lied begleitet; ſelten ſind Männer, welche die Gusle nicht ſpielen können; auch manche Frauen und Mädchen verſtehen es. An der Save und an der Donau ſind die Gusle ſchon ſeltener; doch glaubt Vuk, daß man in jedem Dorfe, namentlich am linken Ufer der Morava, eine Gusle finden wird. In Sirmien, in der Bačka und im Banat trifft man heutzutage die Gusle nur bei den Blinden, ſie werden deswegen auch die Gusle der Blinden (slepačke gusle) genannt; das Spielen dieſes Inſtrumentes wird hier von den Blinden eigens erlernt, die jedoch dazu häufig keine Lieder mehr ſingen, ſondern damit bloß ihre Bitten begleiten. In dieſen Gegenden werden epiſche Lieder nur von Blinden geſungen; in Sirmien, in der Bačka und im Banat minder gut als in Serbien; an der Save und an der Donau minder gut als in den inneren Theilen dieſes Landes. Je weiter man von Sirmien aus gegen Weſten durch Slavonien nach Kroatien und Dalmatien fortſchreitet, deſto mehr ſind bei dem Volke epiſche Lieder im Schwange. Es verdient bemerkt zu werden, daß gerade die Gegenden, die an epiſchen Liedern arm ſind, eine überraſchende Fülle Frauenlieder beſitzen.

12. Daß die meiſten Lieder, die Vuk's Sammlung enthält, bei dem ſerbiſchen Volksſtamme entſprungen ſind, dafür ſpricht der Umſtand, daß in der Regel ſerbiſches Sprachgebiet der Schauplatz der beſungenen Kämpfe und Abenteuer iſt, da ja epiſche Lieder nur bei den durch die Begebenheit unmittelbar Betroffenen entſtehen. Ich erwähne dies deswegen, weil man allerdings geneigt ſein kann, manche Lieder dem kroatiſchen Volksſtamme zu vindiciren. Die Sprache des Liedes allein kann deswegen die Frage nicht entſcheiden, weil ein Lied mit der Gegend auch die Sprache ändert: würde ein Lied etwa aus der Hercegovina allmälich an die Donau in Serbien oder in das nördliche Dalmatien gebracht, ſo würde in dem Munde der Eingebornen z. B. das Wort bijeli in beli, bei den Dalmatinern in bili übergehen. Die Entſcheidung der Frage iſt ſchwierig, da über das, was ſerbiſch und was kroatiſch iſt, noch ungelöste Zweifel ſchweben. Mir ſcheint nur ſo viel klar zu ſein, daß der Unterſchied zwiſchen beiden nahe verwandten Stämmen ſeinen Reflex in der Sprache haben muß; gewiß iſt ferner, daß die Kroaten, die wohl allgemein für ſolche gehalten werden, wie etwa die Bewohner Iſtriens, die von Veglia (Krk) u. ſ. w., heutzutage wenigſtens keine epiſche, ſondern nur eine lyriſche Volksdichtung kennen.

13. Daß die Lieder ſich nicht auf den Raum beſchränken, wo ſie entſtanden ſind, daß ſie vielmehr häufig im Sprachgebiete deſſelben Volkes von Ort zu Ort wandern, iſt bekannt; es iſt natürlich, daß ſie bei dieſer Wanderung in noch bedeutenderem Maße modificirt werden, als dies bei der mündlichen Tradition auf einem beſchränkten Raume geſchieht. Unter den ſüdſlaviſchen Stämmen leben die Serben in fortwährender kriegeriſcher Spannung, die eine reiche Fülle von epiſchen Liedern hervorruft, welche nach Süd und Nord und Oſt wandern. Denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Bulgaren die den Kraljević Marko beſingenden Lieder und noch manches andere entlehnt haben;*) es iſt ferner bekannt, daß der Ruhm des ſerbiſchen Nationalhelden durch das Lied in das ſloveniſche Sprachgebiet eingedrungen iſt und dort in eigenen Liedern wiederhallt, wie aus A. Grün's Volksliedern aus Krain 93. 98 zu erſehen iſt; auch die Lieder von Janko und Sekol (jener iſt der große Gubernator Ungarns, der ritterliche Türkenbeſieger Johann Hunyady, dieſer, bei den Serben Sekula geheißen, der Banus von Slavonien, Johann von Zechel) ſind ſerbiſchen Urſprungs. Vergl. daſelbſt 107. Ebenſo ſingen die Rumunen Lieder, die durch ihren Stoff ſerbiſchen Urſprung verrathen; man vergleiche die Lieder von Novak und ſeinem Sohne Gruica bei Vuk 3. 1—7; bei Miladin 176; bei V. Alekſandri, Ballade II. 52. 58; und bei At. Mariann Marienescu, Ballade 68. 75. Lieder von Novak und ſeinem Sohne Gruica werden alſo bei Serben, Bulgaren und Rumunen geſungen. Dagegen haben Serben auch bei Bulgaren entſtandene Lieder angenommen; hieher gehört wohl das Lied von dem Retter Salonichs, Dojčin, bei Vuk 2. 460, bei Miladin 126. 242. 245. 246.

14. In jenen Theilen des ſerbiſchen Sprachgebietes, wo epiſche Dichtung noch in vollem Schwange geht, giebt es ſelten einen Menſchen, der nicht einige Lieder oder wenigſtens Bruchſtücke von Liedern kennte; manche beſitzen deren über fünfzig, und es giebt auch Leute, die deren mehr als hundert ſingen oder ſagen können. Wer eine größere Anzahl von Liedern weiß, der kann bei einiger Begabung auch ein neues Lied dichten, wobei die Leute durch die Sorgloſigkeit unterſtützt werden, in der ſie noch immer leben. Niemand rühmt ſich, ein Lied gedichtet zu haben: ja der Sänger giebt vielmehr vor, das Lied gehört zu haben. Der Dichter giebt es daher in jenen Ländern eine Unzahl. Das Dichten iſt keine beſondere, von wenigen Auserwählten geübte Kunſt, es iſt eine faſt Allen gemeinſchaftliche Gabe Gottes.

---

*) Vergl. Miladin, 63, 147, 151, 173, 176 179, 180 182, 183, 203, 207, 218, 221, 227, 231, 266.

15. Die Verbreiter der epiſchen Lieder ſind meiſt die Blinden, Reiſende und Räuber (hajduci). Die Blinden wandern durch das ganze Land, gehen von Haus zu Haus, ſingen vor jedem Hauſe ein Lied und erbitten ſich dafür eine Gabe; dazu aufgefordert, ſingen ſie auch mehrere Lieder nach einander; an Feiertagen, namentlich bei Kirchweihen (panadjur) finden ſie ſich bei Kirchen und Klöſtern ein und ſingen ganze Tage. Wenn der Reiſende Abends in die Herberge kommt, wird er aufgefordert zu ſingen; in jedem Chan findet man zu dieſem Ende die Gusle. Die Hajduci bringen im Winter die Tage in ihren Verſtecken zu, in der Nacht jedoch trinken und ſingen ſie, natürlich meiſt vor ihren Standesgenoſſen.

Es iſt nicht unintereſſant, die Perſonen kennen zu lernen, aus deren Munde der claſſiſche Liederſammler Vuk ſeine Lieder aufgezeichnet hat: es ergiebt ſich aus einer ſolchen Ueberſicht, daß in der That die gebirgigen Theile Serbiens, Bosniens und Montenegro's der Mittelpunct und die wahre Heimath der epiſchen Poeſie, und die Blinden und Hajduken die eifrigſten Verbreiter derſelben ſind. Der hervorragendſte unter dieſen Sängern iſt Tešan Podrug oder Podrugović, ſo genannt wegen ſeiner Größe, eigentlich: „anderthalb Mann groß", denn mit ſeinem wahren Namen hieß er Gavrilović. Im Dorfe Kozanci in Gacko in der Hercegovina um das Jahr 1780 geboren, ward Tešan, nachdem er in der Nothwehr einen Türken erſchlagen, Hajduk (otide u hajduke), und kam 1807 nach Serbien. Vuk lernte ihn 1815 in Karlowiz kennen, wo er in großer Dürftigkeit lebte. Bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen die Türken in demſelben Jahre kehrte er nach Serbien zurück, ging nach geſchloſſenem Frieden nach Bosnien, und kam nicht lange darauf um. Ihm verdankt Vuk einige der älteſten und ſchönſten Lieder ſeiner Sammlung; er zählt deren 22 auf und bemerkt, daß Podrugović noch wenigſtens hundert ſolche Lieder wußte. Vuk kannte niemand, dem eine ſolche Fülle von Liedern bekannt geweſen wäre, als Podrugović; zudem war jedes ſeiner Lieder gut, denn er verſtand und fühlte das Lied. Er ſpielte die Gusle vortrefflich, allein dazu ſingen wollte oder konnte er nicht; er recitirte die Lieder, und ſolche Leute ſind dem Liederſammler am willkommenſten, weil ſie auf die Gedankenfolge achten, was den Sängern ſeltener nachgerühmt werden kann. Philipp Višnjić, zu Medjaš in der Zvorniker Nahija in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, kam 1809 nach Serbien, flüchtete 1813 vor den Türken nach Sirmien und ließ ſich daſelbſt im Dorfe Grk nieder. In der Kindheit in Folge von Blattern blind geworden, durchwanderte er Lieder ſingend Bosnien und kam bis nach Skutari. Vuk, der 1815 mit ihm zuſammenkam, nachdem Podrugović bereits nach Serbien zurückgekehrt war, erhielt von ihm Lieder aus der Zeit des Kara Georg, die nach Vuk's Meinung alle von Višnjić gedichtet ſind. In Sirmien gieng es Višnjić ganz nach

Wunſch. Seiner Lieder wegen überall ein gerne geſehener Gaſt, kam er jedesmal reich beſchenkt nach Hauſe. Von 1809—1813 lebte er, ein zweiter Tyrtäus, Lieder ſingend im ſerbiſchen Lager. Er ſtarb in den zwanziger Jahren. Milija, aus Kolašin in der Hercegovina, kam unter Kara Georg nach Serbien und ließ ſich in der Požeger Nahija nieder: Vuk verdankt ihm das große Lied von der Brautfahrt des Maksim Crnojević. Er konnte die Lieder nur ſingen, nicht recitiren. Raško, gleichfalls aus Kolašin in der Hercegovina, kam unter Kara Georg nach Serbien und lebte zu Sabanta in der Jagodiner Nahija: Vuk verdankt ihm zehn Lieder, von denen eines: Znate l' braćo, jeste l' zapamtili, das 43ſte des vierten Bandes in der zweiten Ausgabe, aller Wahrſcheinlichkeit nach von ihm gedichtet worden iſt; niemand kannte dieſes Lied ſo gut wie Raško. Stojan, ein Hajduk aus der Hercegovina, ward von Vuk 1820 zu Brusnica im Kerker gefunden, weil er im Wahne, ein altes Weib habe als Hexe ihm ſein Kind aufgefreſſen (izela), daſſelbe getödtet hatte: Vuk erhielt von ihm drei Lieder; er beſaß deren noch eine größere Anzahl, von denen jedoch keines aufgeſchrieben wurde, denn als man dies thun wollte, war er bereits wieder Hajduk in ſeiner Heimath. Dem Djuro Milutinović aus Montenegro verdankt Vuk ſechs Lieder. Noch mögen genannt werden Gajo Balać, ein blinder Bettler aus der Lika in Kroatien; Živana, eine blinde Bettlerin aus Serbien, die in Zemlin lebte; Andjelko Vuković aus Orahovac in der Vučitrner Nahija auf dem Amſelfelde, der, nachdem er einen Türken erſchlagen, nach Serbien flüchtete, und von dem das dieſe Begebenheit beſingende Lied: Fala bogu, fala jedinome, das 45ſte des vierten Bandes der zweiten Ausgabe, gedichtet iſt; Grujo Mandžijć aus der Bačka; die beiden Montenegriner Philipp Bošković und Milovan Mušikin; die blinde Bettlerin Stepanija aus Jadar; der geweſene Hajduk Pavao Jrić u. ſ. w.

16. Was die epiſche Darſtellung anlangt, ſo läßt ſich dieſelbe im allgemeinen wohl nur dadurch charakteriſiren, daß ſie ausführlich iſt und Wiederholungen nicht nur nicht ſcheut, ſondern darin einen Theil ihrer Eigenthümlichkeit ſucht. Die Ausführlichkeit der epiſchen Dichtung iſt in der Einrichtung des menſchlichen Geiſtes auf einer beſtimmten Entwickelungsſtufe gegründet, wo der Menſch ſich in dem Ausdrucke ſeiner Gedanken noch nicht beſchränken gelernt hat. Naturvölker ſind überhaupt, wie die Erfahrung zeigt, redſeliger als civiliſirte; natürlich nicht als ob ſie gedankenreicher wären, ſondern weil ſie von dem nichts ungeſagt laſſen wollen, was ſie wahrgenommen. Dieſe Ausführlichkeit kann nicht näher charakteriſirt werden, ſie hat keine deutlich erkennbare Grenze. Beſondere Formen, unter denen ſie auftritt, ſind die Wiederholung theils einzelner Wörter, der ſogenannten ſtehenden Epitheta, theils ganzer Verſe oder auch längerer Stellen; hieher gehört auch die Palillogie. Abweichend von der Kunſtpoeſie wird z. B. der dem Boten ertheilte

Auftrag regelmäßig zweimal angeführt, zuerſt wo er ertheilt, dann wo er ausgeführt wird. Ein Gedanke wird regelmäßig auf dieſelbe Weiſe ausgeſprochen, wodurch auch Wiederholungen entſtehen: Bože mili! čuda velikoga! To izusti, laku dušu pusti.

17. Die ſtehenden Epitheta, die nebſt einer Anzahl alter, vielgehörter Redensarten zum Typiſchen der Volksepik gehören, ſind der Volksdichtung überhaupt, namentlich der epiſchen eigen: in den ſkandinaviſchen Balladen ſind die Mädchen ſtolz, die Roſſe grau, die Harfen golden u. ſ. w., in den engliſchen wird auch die untreue Geliebte my own true love genannt. Es kann hier nicht meine Abſicht ſein, dieſes Capitel ausführlich zu behandeln; ich will nur einige häufig vorkommende oder ſonſt intereſſante Epitheta erwähnen, von denen einige, wie žarko (sunce); ogrijano (sunce); rujno (vino); ubojito (koplje); jarko (sunce) nur in der poetiſchen Sprache gebräuchlich ſind. Das Epitheton bijel (weiß), eines der am häufigſten angewendeten, ſteht bei avlija, biser, bosiljak, bula, vila, vlahinja, grad, grlo, groš, dan, dar, dvor, zora, knjiga, košulja, kula, kuća, labud, latinče, lice, manastir, most, mjesec, platno, pogača, ruka (die Hand, auch die des Mohren), svijet, sokak, srebro, strela, usta, hljeb, crkva, čador, čaršija, šator, šenica, jaganjci; vilen, vilovit (konj), wofür minder gut vidovit, ſoviel als bijesan, pomaman toll, muthig: der Muth wird dem Einfluſſe der Vilen zugeſchrieben; zelen (grün) bei baščа, bor, gora, konj, Lim, londža, lug, mač, polje, Timok, trava, čador, jezero, jela; zelena mu sablja i ruka 3. 16. 89; zlatan (golden) bei ključ, kolevka, kondir, kruna, kupa, pehar, stol, čaša, šestoper; mermer (marmern) bei avlija, sokak; mrk (dunkel) bei brkovi, vino, vuk, oko; rus (blond) bei glava, kosa, ungeachtet unter den Serben heutzutage wohl ſelten blonde Haare zu ſehen ſein dürften; suh (trocken) bei zlato; tih (ſtill) bei Dunavo, rosa, Sava, sunce proljetno, jezero u. ſ. w. Man beachte kita i svatovi, der Schmuck und die Hochzeitsgäſte, für kićeni svatovi und vergleiche damit arma virumque bei Virgil; ähnlich ſind wohl sofro i gospodo 2. 72. 73; potrudi čudo i gospostvo 2. 44. 70; sakupi silu i svatove 2. 88. 8. te se sasta sila i svatovi 2. 92. 162. 173; do careve sile i ordije 2. 40. 50.

18. Die Palillogie (*παλιλλογία*) beſteht in der Wiederholung eines Theiles des unmittelbar vorhergehenden Verſes: ſie hat nach der Anſicht Mancher die Beſtimmung, die effectvolle Rede nach einem augenblicklichen Stocken gleichſam in neuen Schwung zu bringen, während ſie mir in der epiſchen Darſtellung überhaupt gegründet ſcheint, die gerne mit behaglicher Ruhe bei dem Gegenſtande verweilt. Sie findet ſich im Griechiſchen meiſt in den letzten Büchern der Ilias:

Τῷ δ ἐγὼ ἀντίος εἰμι, καὶ εἰ πειρὶ χεῖρας ἔοικεν,
Εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μένος δ' αἰθῶνι σιδηρῳ.

Viel häufiger, faſt in jedem Liede und in demſelben öfters wiederkehrend iſt die Palillogie im Serbiſchen:

Kad u jutru bijel dan osvanu,
dan osvanu, i ogranu sunce.
3. 16. 27.

A ja idem momu vinogradu,
vinogradu, momu rukosadu.
3. 25. 40.

Ali na njeg' nagazila guja,
ljuta gnja sa Kladuše Mujo.
3. 24. 591.

Nadje majku Janković Stojane,
Nadje majku u svom vinogradu,
kosu reže ostarila majka,
kosu reže, pa vinograd veže.
3. 25. 47.

Vila gnjizdo tica lastavica,
vila ga je za devet godina.
3. 25. 92.

A Stojanu krsno ime bješe,
krsno ime, lijep Djurdjev danak.
3. 36. 113.

Š njome hajde na staro selište,
na selište, davno razbojište.
3. 37. 75.

A kapija pusta zatvorena,
zatvorena i zamandaljena.
3. 53. 159.

Pasoh travu za petnaest dana,
pasoh travu, kakono i srna.
3. 69. 18.

Svakoga je svata pokrivala,
Pokrivala svilenom košuljom.
3. 74. 82.

Tad stari Vlah oni poharaše,
Poharaše ga i popališe,
Popališe ga i porobiše.
4. 62. 18.,

und ſo in zahlloſen Fällen.

19. Vergleichungen, aller Poeſie gemeinſchaftlich, tragen nicht unweſentlich zu der breiten Darſtellung der epiſchen Volkspoeſie bei, indem ſie zum Verweilen beim Gegenſtande nöthigen. In ihnen iſt auch ein Theil deſſen enthalten, was der Poeſie eines Volkes eigenthümlich iſt. Dem Vater iſt in der ſerbiſchen Epik die Tochter, dem Bräutigam die Braut Gold; Leka ſchweigt

wie der kalte Stein; Momir iſt dem Caren Stefan ein ſchöner Blumenſtrauß; das Mädchen nennt den Geliebten ihre ſchwarzen Augen; die Vojvoden ſind die (ſchützenden) Flügel des Landes; der heranrückende Feind iſt eine dunkle Wolke; des guten Helden gedenkt man wie eines guten Tags im Jahre; der Held fliegt übers Blachfeld wie ein Stern durch den heitern Himmelsraum; Miloš erglänzt wie die helle Sonne; der Menſch flammt im Zorne auf wie lebendiges Feuer; ſein Blick gleicht dem Blitze; der Held klagt wie die grimmige Schlange, oder der Gukuk, oder der graue Falke oder das Wild des Waldes; ſein Auge iſt trübe wie das des hungrigen Wolfes; die ſtreitenden Brüder ſind Schlangen; der Held treibt die Türken aus einander wie der Falke die Tauben ꝛc.

Und die Knöpfe blinken ihm durch's Barthaar,
Wie der Mond, der fünfzehn Tage alte,
Wenn er blinket durch die Tannenzweige.

20. Es ſei mir erlaubt, an dieſer Stelle Einiges über die Eingänge der Heldenlieder zu ſagen. Sie beginnen nämlich auf verſchiedene Weiſe, nicht ſelten unmittelbar mit dem Gegenſtande der Erzählung:

In der Früh, der greiſe Kloſterbruder,
In der Früh geht er zur kalten Donau,
Waſſer aus der Donau will er ſchöpfen,
Sich zu waſchen und zu Gott zu beten. —

Es erhebt ſich Crnojević Ivo,
Ueber's blaue Meer hin will er ziehen,
Drei Saumlaſten Schätze mit ſich führend,
Werben will er um ein ſchönes Mädchen,
Um des Dogen von Venedig Tochter.

Häufig wird das Lied durch die Angabe der Situation eingeleitet, in welcher die Handlung vor ſich geht: zu den faſt ſtereotypen Eingängen gehört die Beſchreibung eines Gelages und die Feier zu Ehren des Familienheiligen:

Goldnen Wein trinkt Theodor von Stalać,
In dem Schloß an der Morava, Stalać,
Ihn bedient beim Wein die greiſe Mutter. —

Zechend ſitzen dreißig Kriegshauptleute
In der weißen Feſte Sebeniko,
Der Vuk Jerinić ſitzt unter ihnen.

Manchmal beginnt das Lied mit der Bezeichnung der Zeit:

Noch nicht iſt das Morgenroth erglommen,
Noch der Frühſtern ſcheinen nicht gekommen,
Horch, da ruft die Vila ſchon hernieder
Aus dem grünen Waldgebirg Avala.

Andere Male steht im Eingange ein Ausdruck der Verwunderung:

Lieber Gott, o übergroßes Wunder!
Schaut' ein Wunder, vorher nie gesehen!
In St. Pauli, in dem heil'gen Kloster. —

Nimmer noch, seitdem die Welt begonnen,
War ein größer Wunderwerk entstanden,
Weder je entstanden noch gehört,
Als vom Wunder sie von Prizren melden,
Von dem Wundermädchen, von Rosanda.

In manchen Liedern wird die Erzählung durch Vögel, namentlich Raben oder einen Gukuk eingeleitet:

Sieh, zwei Vögel kamen hergeflogen,
Raben waren's, die Unglückverkünder;
Flogen über Duga und Golija,
Bis sie kamen in das breite Gacke,
Kreisten lange, fielen endlich nieder
Auf den Thurm des Smail-Čengić-Aga,
Fielen nieder, fingen an zu singen,
Und es höret sie die Frau des Čengić,

worauf die Vögel der Frau von der Schlacht erzählen, in der ihr Gemahl umgekommen, 4. 59. Man vergl. 4. 2., 4. 26., 4. 30., 4. 32., 4. 45., 4. 52., 4. 62.

In andern Liedern bildet ein Unglück verkündender Traum den Eingang. 4. 12., 4. 27., 4. 56.

Am schönsten jedoch sind jene Eingänge, in denen die Poesie gleichsam ein Räthsel aufgiebt, und dann das anreiht, was sie eigentlich sagen will: wie sich der auffliegende Vogel, sagt J. Grimm, erst einigemale im Kreise dreht, kann sie sich plötzlich, nachdem sie eine Weile über ihrem Gegenstande geschwebt, sanft auf ihn niederlassen. In dieser Art giebt es nichts Herrlicheres als den wohlbekannten Eingang des Gesanges von der Frau des Asan Aga, wo gesagt werden soll, daß der kranke Held in seinem Zelte still gelegen, allein da wird angefangen von den weißen Flecken im grünen Waldgebirge, gefragt, ob es Schnee oder Schwäne seien, geantwortet, daß der Schnee hätte müssen geschmelzen, die Schwäne entflogen sein, und nach dieser Vorbereitung kann sich die Dichtung selbst auf die weißen Gezelte senken.

Lieber Gott! o übergroßes Wunder!
Rollt der Donner oder bebt die Erde?
Schlagen Meereswogen an's Gestade?
Nicht der Donner ist es, noch die Erde,
Noch das Meer, das an's Gestade schläget:
Theilen sich die Heil'gen in den Segen. —

Wuchſen einſt zwei Kiefer bei einander,
Mitten eine Tanne ſchlanken Wipfels;
Aber nicht zwei grüne Kiefern waren's,
War nicht eine Tanne ſchlanken Wipfels:
Waren Brüder, Söhne eines Leibes,
Paul der eine, und der andre Radul,
Zwiſchen ihnen Jelica, die Schweſter. —

Kam ein grauer Edelfalk geflogen
Weit her von Jeruſalem, der heil'gen,
Und er trägt ein kleines Schwalbenvöglein;
Doch es war kein grauer Edelfalke,
Nein, es war der heilige Elias;
Und er trug kein kleines Schwalbenvöglein,
Trug ein Schreiben von der Mutter Gottes,
Trug es auf das Amſelfeld zum Caren.

21. Alle Poeſie iſt urſprünglich für den Geſang beſtimmt: auch jetzt dichtet das Volk nur ſingend; das Metrum muß daher ſo eingerichtet ſein, daß die darnach gebauten Verſe ſingbar ſeien. Dieſer Forderung entſpricht das Metrum der epiſchen Lieder der Serben. Der Vers beſteht aus zehn Silben. Jeder Vers hat am Schluß einen Gedankenabſchnitt. Nach der vierten Silbe tritt die Ruhe mit Wortſchluß ein. Daſſelbe Metrum finden wir auch in den Frauenliedern, wo es jedoch die Herrſchaft mit anderen, namentlich daktyliſchen Metra theilt:

Kad se ženi ‖ srpski car Stjepane,
Iz daleka ‖ zaprosi djevojku,
U Ledjanu ‖ gradu latinskome,
U latinskog ‖ kralja Mijaila.

Die Ausſprache im Geſange weicht von der in gewöhnlicher Rede ſehr ab.

Ob dieſes Metrum urſprünglich allen ſlaviſchen Völkern bekannt geweſen, läßt ſich weder bejahen noch verneinen. Gegenwärtig finden wir es außer bei den Serben, nur bei den Bulgaren, deren Epik jedoch nicht an dieſes Metrum gebunden iſt, ſondern ſich auch in acht-, zehn- und ſogar in zwölfſilbigen Verſen bewegen kann.

Zehnſilbig, mit der Ruhe nach der vierten Silbe:

Pût pûtuva ‖ kraljeviću Marko.

Achtſilbig, mit der Ruhe nach der vierten Silbe:

Pohvalil se ‖ Filip junak.

Zwölfſilbig, mit der Ruhe nach der ſechsten Silbe:

Dovelo je Marko ‖ bez libe da hodi.

Außerdem wird dieſes Metrum nur noch bei den, den Slaven ſo nahe verwandten Litauern, jedoch nur in wenigen Liedern, gebraucht, worauf J. Grimm zuerſt aufmerkſam gemacht hat:

O tai dyvai, ‖ didi dyvai buvo.

Nach Wackernagel, der für das Epos ein Metrum verlangt, das weder zu kunſtlos und unſcheinbar, noch auch zu künſtlich und anſpruchsvoll ſei, möchte unter den nationalen Versmaßen das der Slaven, wie es namentlich bei den Serben zu geſetzmäßiger Geltung ausgeprägt ſei, das mindeſte Lob verdienen: es ſei ungeſchmückt bis zur Kunſtloſigkeit und ſo einfach, daß es in der beſtändigen unveränderten Wiederholung einförmig werde. Ich halte dieſes Urtheil für ungerecht und meine, daß es nicht angeht, die Metra der im Munde des Volkes lebenden, für den Geſang beſtimmten und wirklich geſungenen Heldenlieder mit den Versmaßen der nationalen Epen zu vergleichen, wenn der volksthümliche Urſprung dieſer Versmaße nicht nachweisbar iſt. Hinſichtlich des Hexameters, der von G. Hermann und O. Müller für das nationale Versmaß der Griechen erklärt wird, erlaube ich mir auf die Anſicht von Th. Bergk aufmerkſam zu machen, der für die älteſten Lieder der Griechen — aus einem allerdings nach meiner Anſicht nicht ſtichhaltigen Grunde, daß nämlich der Hexameter für die energiſche Kürze, für die ſprungweis vorwärts ſchreitende Darſtellung der alten Lieder wenig geeignet ſei — ein kurzes Versmaß, einen einfachen Rhythmus verlangt, und den Spruchvers, den versus paroemiacus, für die älteſte Form der griechiſchen Poeſie erklärt. Aus dem oben angegebenen Grunde ſollte auch der Nibelungenvers mit dem zehnſilbigen Metrum der Serben nicht zuſammengeſtellt werden. Wenn wir die in wirklichen Volksliedern gebräuchlichen Versmaße prüfen, ſo werden wir wohl geſtehen müſſen, daß ſie alle äußerſt kunſtlos ſind, und daß ein ſolcher consensus gentium darauf deutet, daß dieſe Kunſtloſigkeit in der Natur der Sache gegründet iſt. Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Rhapſoden von einer Gruppe Serben umringt zu ſehen, die, wie A. Boué erzählt, Tage lang hundertmal gehörten Liedern horchen können, der wird gewiß, ungeachtet des einförmigen und kläglichen Geſanges, auf ihren Phyſiognomien alle anderen Gefühle eher wahrgenommen haben, als das der durch Eintönigkeit erzeugten Langweile: das Gemüth eines Naturmenſchen iſt von dem entſprechend dargeſtellten Gegenſtande des Liedes zu mächtig ergriffen, als daß er der Form jene Aufmerkſamkeit ſchenken ſollte, die dieſe bei höher entwickelten Zuſtänden eines Volkes für ſich in Anſpruch nimmt. Weder der nationale Vers der Griechen im Mittelalter und in der neueren Zeit, noch der franzöſiſche Alexandriner iſt, abgeſehen vom Reime des letzteren, kunſtvoller als das nationale Metrum der Serben; was ſoll

man aber erſt von dem nationalen Metrum der Finnen ſagen, das aus vier Trochäen, natürlich ohne Ruhe, beſteht:

tuuti, tuuti, tuomen marja.

22. Der Reim, urſprünglich der ſlaviſchen Poeſie fremd, herrſcht gegenwärtig in der Volkspoeſie der Weſtſlaven, der Böhmen, Polen und Slovenen. Die epiſchen Lieder der Serben ſind reimlos; der Reim wird jedoch nicht gemieden, ſondern vielmehr, wo er ſich ungeſucht darbietet, als willkommene Zierde angewendet. Zwei unmittelbar auf einander folgende Verſe reimen ziemlich ſelten, und wie es ſcheint, iſt dieſer Reim bloß zufällig.

Čarna goro, puna ti si lada,
Srce moje, puno ti si jada.
2. 36. 203; 2. 82. 86.

Dagegen iſt der Reim des erſten Theils des Verſes mit dem zweiten, d. i. der dritten und vierten mit der neunten und zehnten Sylbe ſo häufig, daß man einen ſolchen Reim nicht für das Werk des Zufalls halten darf: to izusti, laku dušu pusti; to izusti, a dušu ispusti; ſelten to izusti, laku pusti dušu 2. 89. 1148. te se rani i oda zla brani; to govori, as dušom se bori; a što huče, a što grdno tuče; svud su brodi, gdjegod dodješ vodi; čelo gori, s carem se govori; cars odmiče, Marko se primiče; bio Duka, pa ga boli ruka; dovedena, još te se ljubljena; pleći dade, bježati stade; on mišljaše i očekivaše; kako steče, onako se reče; jedan mije, drugi kosu brije; Ivo prosi, dužde, se ponosi; zeman dodje, te ti domu podje; neka nosi, neka se ponosi; knjigu uči, a ljuto se muči; bog godio i bog dogodio; stade zveka, stade otud jeka; sinovicu, njemu osobnicu; kamo vjera, stigla te nevjera; drugom viknu, dokle ga doviknu; iz pušaka crnijeh krušaka; turčin pade, a Vuče dopade; to je bilo, kad se i činilo; o radosti, velika dragosti! kaži pravo, tako bio zdravo; ko predade, onaj i ostade; zlatne toke od četiri oke, doch auch zlatne toke od oke četiri; no hajdemo, da mu pomognemo; posred pasa ukide gaz glasa u. ſ. f. Aus der trochäiſchen Bewegung des Verſes folgt, daß der Reim nur weiblich ſein kann.

23. So wie die epiſchen Lieder reimlos, ſo ſind ſie auch, abweichend von vielen Frauenliedern, ohne ſtrophiſche Eintheilung, in dieſer Hinſicht dem altindiſchen, altperſiſchen und griechiſchen Epos, ſowie der Natur der ohne periodiſch wiederkehrende Einſchnitte ſich fortbewegenden Begebenheit folgend: ſie unterſcheiden ſich auch hiedurch charakteriſtiſch von den analogen Dichtungen der weſteuropäiſchen Völker. Mir fällt es aus dieſem Grunde ſchwer, bei den homeriſchen Epen ſtrophiſche Compoſition zuzugeben, die H. Köchly

Iliadis Carmina XVI. pag. X. in den älteren Liedern annehmen zu können glaubt. Ottave Rime für epiſche Dichtungen ſcheinen mir eine Unnatur, von der ſich ſogar die Franzoſen frei erhalten haben.

24. Der Geſang und die Inſtrumentalbegleitung der epiſchen Lieder ſind im höchſten Grade einfach, und es ſcheint dieſe Einfachheit in der Natur der Sache begründet zu ſein: denn die epiſche Poeſie, ſagt Lazarus, Leben der Seele, 2. 371, dürfte kaum mehr als den muſikaliſch intonirten Rhythmus zulaſſen, wenn bei ihrem langſamen Fortſchritt in der Entfaltung der Anſchauungen das Muſikaliſche nicht ein Uebergewicht erhalten ſoll, wodurch jene völlig geſtört würde. Auch kann der Zweck der muſikaliſchen Begleitung hier kaum ein anderer ſein, als eine Durchdringung des rein materiellen Elementes der Poeſie, nämlich der Laute, mit idealen Verhältniſſen, ſo daß der Zuhörer das, was der poetiſche Inhalt fordert, zugleich durch den ſinnlichen Vortrag erreicht, nämlich in eine über dem gewöhnlichen Leben erhabene, rein äſthetiſche Sphäre verſetzt zu werden. Daß die kürzere Ballade und Romanze bei mehr ſympathetiſchem Inhalt und knapper Form ſich dem Lyriſchen mehr zuneigt, iſt leicht erſichtlich. S. Kapper ſcheint es, als ob Vortrefflichkeit des Textes mit der des Geſanges in der Poeſie der Völker nur ſelten oder nie Hand in Hand gehen, und als ob die Unbedeutendheit der Melodie die Poeſie bei voller Kraft erhalten ſollte.

Ich kann dieſe, einer umfaſſenderen Abhandlung entlehnten Bemerkungen nicht beſſer ſchließen, als mit den Worten des berühmten Mannes, der vor einem halben Jahrhundert die ſerbiſche Volkspoeſie in die gelehrte Welt eingeführt hat: Die ſtille Schönheit der in reiner Sprache fließenden Dichtung der Serben, ſagt J. Grimm, geht an unſerer Gegenwart beinahe unvermerkt vorüber, weil ſeit ihrer öffentlichen Bekanntmachung noch nicht Zeit genug verſtrichen iſt, um den Eindruck, welchen ſie hinterlaſſen muß, zu feſtigen und zu vervollſtändigen; es kann aber nicht ausbleiben, daß ihr künftig einmal in der Geſchichte der Literatur würdige und bedeutende Stellen eingeräumt werden!

Fr. Miklosich.

Bonaparte in Italien 1796.

Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Tom. 1—2.

II.

Die Umwälzung, welche die Revolution in dem franzöſiſchen Heerweſen hervorgebracht, blieb keineswegs bloß auf die Elemente der Heereszuſammenſetzung beſchränkt; ſie war ein radicaler Umſturz des alten Kriegsweſens und der ganzen hergebrachten Kriegskunſt.

Die Kataſtrophen, die im Frühjahre 1793 über die Revolutionsarmee unter Dumouriez hereingebrochen waren, hatten den Sturz der Gironde nach ſich geführt und die Bergpartei zur Herrſchaft gebracht. Von dem Kriegsglücke der kaiſerlichen Waffen in Schrecken geſetzt, gebar der Berg nun ſelbſt den Schrecken und dieſer das Kriegsaufgebot der franzöſiſchen Nation in Maſſe. Dies Maſſenaufgebot war jedoch nicht wie bisher eine bloße Steuer an Menſchen und Geld; es war das Aufgebot aller materiellen, phyſiſchen, geiſtigen und moraliſchen Kräfte des Volkes. Jedes dienſttaugliche Pferd, jeder Wagen, jedes öffentliche Gebäude, alle Künſte und Gewerbe, alle Handwerker und Arbeiter, deren Beruf nur im entfernteſten den Kreis des kriegeriſchen Bedürfniſſes ſtreifte, wurden für den Krieg und Kriegsgebrauch in Anſpruch genommen. Erbarmungslos ging im Staatsintereſſe jedes andere Privatintereſſe auf. Der gigantiſche Egoismus der Staatsidee zertrat mit entſetzlicher Energie den natürlichen Egoismus des Individuums. Das Intereſſe des Staatsbeſtandes vernichtete den individuellen Beſtand. Nicht der Staat ſchien zu exiſtiren, damit das Volk exiſtiren könne, ſondern das Volk wegen der Exiſtenz des Staates.

Die erfolgreiche Verwendung der ſo mit einem Male in Bewegung geſetzten ungeheuren und nicht kriegsgewohnten Maſſen ſetzte ein Abweichen

von den hergebrachten Kriegsformen und Einrichtungen voraus. Eine unübersehbare Reihe von Reformen, eine Revolution anderer Art, ging daraus hervor und Carnot's Genie hat sie mit bewunderungswürdigem Scharfblicke bis in die äußersten Consequenzen durchgeführt.

Um so große Heeresmassen ernähren zu können, mußten deren Bedürfnisse auf ein Kleinstes beschränkt werden. Aus den Feldlagern wurde aller Luxus verbannt, die Zelte abgeschafft und das Bivouac unter freiem Himmel eingeführt. Die Gleichheit, welche für die bürgerlichen Rechte und Pflichten galt, wurde auch in das Heer hinübergetragen, insoweit, daß Soldat und Officier alles Ungemach des Kriegslebens gemeinschaftlich mit einander trage. Der Officier mußte fortan sich mit dem eigenen Gepäcke beladen, neben dem Fußsoldaten zu Fuße marschiren und dessen harte Lagerstatt, mitunter auf dem nackten Boden, theilen. Die Verpflegung aus dem Magazin war für die aufgerufenen Massen unmöglich; auch besaß dazu der Convent kein Geld. Die Truppen wurden angewiesen, an Ort und Stelle zu nehmen was eben vorhanden war und sich damit abzufinden. So wurde die alte Magazinsverpflegung über den Haufen geworfen, und die Requisition in ein System gebracht. Keine langen Proviantcolonnen folgten mehr der Revolutionsarmee, und ihre Beweglichkeit stieg darunter ungeheuer. Aber es lag auf der Hand, daß Frankreich durch das Requisitionssystem zu Grunde gerichtet werden mußte, wenn sich der Krieg auf französischem Boden erhielt. Dies trieb die Revolutionsarmee beständig in den Angriff, d. i. zu einer dem französischen Nationalcharakter vorzüglich zusagenden Kriegsform, und der Krieg wurde hinfort durch den Krieg genährt.

Um dem Ernährungsbedürfniß größere Gebiete tributpflichtig zu machen und die Producte des Kriegsschauplatzes unmittelbar sich anzueignen, waren die einzelnen Heere genöthigt, sich in sich zu theilen. Dies führte zu der Formation der Armee-Divisionen im modernen Sinne des Wortes und zu ihrer Zusammensetzung aus allen drei Waffen. Diese Combination begründete ihre Selbständigkeit und diese Selbständigkeit wurde wieder von maßgebendem Einflusse auf die Gestalt der Schlacht. An die Stelle der zusammenhängenden Linientreffen in der Taktik der Coalitionsheere, welche sich auf ein Commando bewegten, trat eine Reihe von einander unabhängiger, je nach dem Gefechtsgange selbständig handelnder Körper. Der Befehlshaber der Division schritt aus dem Zwange des Commando's heraus; die Disposition zur Schlacht mußte ihm, für Entschluß und Bewegung, Spielraum lassen und konnte sich nur an die Umrisse einer allgemeinen Instruction binden. Das gab dem persönlichen Werthe der Unterfeldherren für den Gesammterfolg eine größere Wichtigkeit als jemals zuvor.

Die Nothwendigkeit, die ganze Masse der plötzlich aufgebotenen Volkskräfte für die active Verwendung schnell geeignet zu machen, erzwang andererseits die Annahme der allereinfachsten taktischen Formen. Parademanöver, wohlgeordnete Frontmärsche, Evolutionen nach geometrischen Figuren, künstliche Pelotonfeuer waren unerreichbare Kunststücke für die Truppen des Augenblickes. Es wurde deshalb für die Bewegung größerer Körper die geschlossene Bataillons-Colonne mit kurzer Front und großer Tiefe hervorgesucht. Sie bot ein zuverlässiges Mittel, den gefechtsscheuen Neuling mit fortzureißen, die durchschnittenen Schlachtfelder der Niederlande, Nordfrankreichs und ganz besonders jene Ober-Italiens mit Leichtigkeit zu durchschreiten und die neue Schlachtordnung williger jeder Bodengestaltung anzuschmiegen, als die lange und geschlossene Linie der Coalitionsheere. Da jedoch diese geschlossenen Bataillons-Colonnen wegen des Aufmarsches einer Aufstellung mit Intervallen nicht entbehren konnten, so mußte das in der Divisionsformation angenommene Princip der Selbständigkeit der Theile nun auch auf die Unterglieder der Division übertragen werden. Es traten also auch hier die persönlichen Eigenschaften der einzelnen Colonnenführer, ihre Intelligenz, Thätigkeit, Blick, Entschluß, Geistesgegenwart ungleich mehr in den Vordergrund, als in der langen und starren Linie.

Wenngleich vortrefflich für den geschlossenen Bajonetangriff, eignete sich die Colonne jedoch wegen Kürze der Front und Wehrlosigkeit ihrer tiefen Flanken wenig für das Feuergefecht; deste besser paßte bei der augenblicklichen Natur des Heeresmateriales für diesen Zweck das Tirailleurgefecht, dessen erfolgreichen Gebrauch die französischen Officiere während des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges in der Nähe beobachtet hatten. In losen Ketten und beweglichen Schwärmen vermochten auch die allerjüngsten Soldaten dem Gegner feuernd auf den Leib zu rücken und die Combination von Colonnenangriff und Tirailleurgefecht schuf eine bis in das Detail anders geartete Gefechtsform. Sie gab dem untergeordneten Officier Gelegenheit zu Selbstthätigkeit, zu Erprobung von Einsicht und Ueberblick und öffnete Jedermann bis zum letzten Tambour herab ein weites Feld zu Auszeichnung und Ehre. Das Individuum, welches innerhalb der Formen der Lineartaktik wenigstens in diesen tieferen Sphären unter der Masse spurlos verschwand, konnte nun wieder daraus hervortreten und den ganzen inneren Werth seiner intellectuellen und moralischen Eigenschaften mit in die Wagschale des Erfolges werfen.

Wie die Division als feststehende Einheit der französischen Heeresgliederung im Großen in ihrem Verhältnisse zur Schlacht unabhängiger geworden war, so auch zu den Operationen, zu den großen Heeresbewegungen

auf dem Kriegsſchauplatz. Aus Ernährungsrückſichten konnte die Armee nicht mehr auf einer Straße oder auf einigen nahe benachbarten zuſammengehalten werden. Sie marſchirte nicht länger in einer unter den Augen des Feldherrn vereinigten Colonne; ſie nahm in der Bewegung die ſtrategiſche Front von mehreren Meilen, ja Tagmärſchen ein und war von dem körperlichen Auge des Feldherrn nicht mehr zu überſchauen. Dies vermochte nur noch deſſen geiſtiger Blick. Je mehr aber die Bedingungen der täglichen Exiſtenz die einzelnen Diviſionen aus einander zogen, um ſo ſchwieriger wurde die Geſammtheeresleitung gegen das einheitliche Ziel und um ſo größer die Gefahr einer nun überaus erleichterten Verſplitterung der Kraft. Weil der Feldherr nunmehr mit deſto feſterer Hand dieſer mit der Diviſionsformation begründeten centrifugalen Tendenz entgegenzuarbeiten hatte, weil er die Armee materiell zu leiten außer Stande war, größere Räume geiſtig zu überſpannen, auf längere Zeit vorauszudenken hatte, ſo waren auch die Forderungen an die Begabung des Feldherrn ungemein geſtiegen.

Die von der Revolution im Kriegsweſen hervorgerufene Umwälzung war, wie man ſieht, vollſtändig und mußte früher oder ſpäter zu noch unerhörten kriegeriſchen Kataſtrophen führen. Das Maſſenaufgebot hatte den Krieg, welcher bis dahin ausſchließlich Sache der Cabinette geweſen, wieder zur Volksſache gemacht und demſelben die Energie der Kriege Rom's, der Kriege Attila's und der Tartaren zurückgegeben. Die daraus hervorgegangene Umwälzung riß nun alle Schranken nieder, welche bis dahin die Energie des Krieges eingedämmt und zum Benagen der feindlichen Grenzen verdammt hatte, und die von den Feſſeln der Magazinsverpflegung entbundene Kriegsfurie konnte mit ungeſchwächtem Ungeſtüm ihre Streiche gegen das Herz der bekriegten Staaten richten. Vor der Beweglichkeit der franzöſiſchen Taktik mußte die ungelenke Lineartaktik der Coalitionsheere auseinanderfallen. Mit dem Gefühle der wachſenden Ueberlegenheit wuchs der franzöſiſche Kriegszweck rieſengroß an und ſchien nur in der Erſchöpflichkeit der Siegeskraft die Grenze finden zu können. Dieſe Siegeskraft war aber faſt unerſchöpflich und die Gefahr für die Kriegführenden hatte keine Grenze mehr. Nun galt es nicht mehr bloß eine Feſtung, eine Provinz zu behaupten oder zu erobern; Sein oder Nichtſein, Fortbeſtand oder Untergang waren in Frage geſtellt.

Wenn in den erſten Kataſtrophen des Revolutionskrieges bis 1796 dies Zuſtreben nach dem Aeußerſten noch nicht zur völligen Klarheit geworden und mit ſeiner ganzen zertrümmernden Gewalt herangetreten war, ſo lag dies nur in der erſten Unvollkommenheit der neuen Mittel und in der erſten Unvollkommenheit ihrer Benutzung. Die neuen Generale fanden ſich beim erſten Griffe in dem neuen Syſtem nicht gleich zurecht. Das Richtmaß

fehlte für den neuen Gebrauch der neugeschaffenen Mittel. Nur für das Genie giebt es keine Theorie, es schafft sich seine Theorie selbst und bringt jede andere zu Schanden. Nur das Genie konnte im ersten Erfassen das rechte Maß für die Straffheit des Zusammenhaltens auf der einen, für die Freiheit der Divisionsbewegung auf der andern Seite finden; schwerfälligere Geister jedoch mußten erst durch Erfahrung und die bitteren Lehren des Mißgeschickes hindurchgehen, um die Erkenntniß jener Mittelformen zu finden, welche die Gefahr der Kraftversplitterung verringerten, ohne die nothwendige Freiheit der selbständigen Heeresglieder abermals zu verschlingen. Bis 1796 hatte das neue Kriegssystem im allgemeinen fast nur seine Nachtheile gezeigt. Die durch die Divisionstheilung gesteigerte Selbstthätigkeit des Heeres hatte zur Verzettelung desselben geführt und der Oekonomie der Kraft entgegengewirkt. Carnot's Idee, diese selbständigen Theile auf ein einheitliches Ziel ununterbrochen gerichtet zu halten, war noch nicht tief genug in das Bewußtsein der Feldherren gedrungen und mit ihnen Eins geworden. Die auseinander strebende Tendenz gewann die Oberhand. Was während dieser Periode den Franzosen den Sieg gegeben, das war lediglich die Unbeholfenheit des schwerfälligen gegnerischen Kriegssystemes, die Manie der künstlichen und Defensivstellungen, der verkünstelten Manöver und die als Gegensatz im Großen und Kleinen vorherrschende Offensive des französischen Krieges. Was Carnot, umgeben von Hemmnissen jeder Art und von organisatorischen Arbeiten erdrückt, in Paris nur hatte wollen können, das wurde jetzt durch Bonaparte vollendet und zugleich bis auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht.

Dieser radicale Umbildungsproceß hatte die französische Armee in allen Elementen des Seins, Gedeihens und Wirkens und in dem durchschnittlichen Gehalte ihrer geistigen und moralischen Kraft zu einem völlig neuen, jungen und von Grund aus verschiedenen Heerwesen gemacht, dem kein einziges der übrigen Kriegsheere Europa's in etwas anderem ähnlich gewesen war als in einigen äußerlichen organisatorischen Formen. Sie staken noch bis an den Hals in den Ueberlieferungen der hergebrachten Organisation und preußischen Taktik, aus welcher sich aber jede Spur eines Geistes bereits verflüchtigt hatte.

Zur Begründung jenes starren Formendienstes, welcher nach dem Hubertsburger Frieden wie eine ansteckende Seuche in allen Armeen Europa's eingerissen war, hatte der schlaue Preußenkönig selbst vielleicht am meisten beigetragen. Bei den Herbstmanövern von Potsdam, zu welchen wie in eine europäische Kriegsschule die militärische Welt des Festlandes strömte, war eine Menge künstlicher und rein mechanischer Evolutionen zum Vorschein gekommen, die in keinem der preußischen Kriege gesehen worden waren, und die der große König seinen lernbegierigen Schülern nun als das wahre Ge-

heimniß ſeiner Siege zum Beſten gab. Ein aufmerkſames Studium der Schlachten Friedrich's II. zeigt jedoch, daß er bloß mittelſt Durchgeiſtigung der Lineartaktik und innerhalb ihrer allereinfachſten Formen über die Lineartaktik geſiegt hatte, durch verſtändigen Gebrauch der überlieferten einfachen Manöver und durch eine geiſtreiche und gewandte Anwendung des Angriffes in ſchiefer Schlachtordnung, welche in Wahrheit das eigentliche ſiegreiche Princip ſeiner Schlachten geweſen war. Dennoch wurde die aus Potsdam importirte Weisheit zum herrſchenden Schwindel der militäriſchen Welt jenes Zeitalters. Vergeblich wehrte ſich dagegen in einzelnen klaren Köpfen eine machtloſe Oppoſition. Die europäiſchen Armeen ſuchten fortan ihre Sieghaftigkeit nur in dem kläglichen Schematismus der Elementartaktik, und die einzige Grundlage der Kriegszucht in Einführung des preußiſchen Stockes. Auf Lineal und Winkelmaß wurde die ganze Kriegskunſt zurückgeführt, die Taktik mit einer Unmaſſe künſtlicher Formen bereichert und die Heere zum bloßen Spielzeuge und Paradeinſtrumente herabgedrückt.

Weil Form und Schablone eigenes Urtheil und ſchöpferiſches Nachdenken entbehrlich macht, die natürliche Trägheit des Menſchen begünſtigt und einer großen Mehrzahl indolenter Menſchen überaus bequem iſt, ſo fand die preußiſche Schule raſch die weiteſte Verbreitung in Europa, und bald ſchritten die eifrigen Schüler auf dem betretenen Pfade über die Grenzen hinaus, welche der witzige Lehrer geſteckt hatte. In den einzelnen Heeren entſtand bald ein allgemeines Geſchrei nach poſitiven Vorſchriften für ſämmtliche Zuſtände und Thätigkeiten, für die allergeringſte Regung des militäriſchen Lebens. Alles wurde hinfort in endloſe Formen eingeſchnürt und die möglichſte Gleichförmigkeit alles Details zum unumgänglichen Dogma aller Kriegstüchtigkeit proclamirt. Bald fühlte ſich der höhere Truppenführer unbehaglich, fand er nicht fertige Recepte für alles Sein und Sollen. Waren dieſe nicht ſchon vorhanden, ſo wurden ſie flugs geſchaffen, und bald bewegte ſich das ganze Armeeleben in einem einförmigen, erſtarrten, regungsloſen Einerlei. Dienſteifrige Officiere, in denen noch ein Trieb zum Schaffen lebte und die ſich in ihrer Wirkungsſphäre durch tauſend Normen eingeengt ſahen, verfielen der noch ſchädlicheren Sucht, fremde niedrigere Wirkungskreiſe zu uſurpiren, für ihre Untergebenen zu handeln, für ſie zu denken und zu wollen. Der General ſtieg in die Sphäre des Oberſten, dieſer in die Sphäre des Hauptmanns, ja des Corporals herab. Trauernd flog der Geiſt vor dieſer Ueberwucherung, vor dieſem Fetiſchdienſte rein mechaniſcher Formen davon. Jede nationale Eigenthümlichkeit wurde darunter verwiſcht, die Heere Europa's waren mehr oder minder gelungene Auflagen des preußiſchen Originals geworden.

Unter einem so erstarrenden und den Geist tödtenden System war die Heranbildung brauchbarer Generale oder gar talentvoller Feldherren in ihrer Hauptbedingung vereitelt. Der Officier glaubte den einzigen Prüfstein seiner Tüchtigkeit endlich nur in der Vortrefflichkeit eines häufig ganz nichtigen Details suchen, hierin den Ehrgeiz seines dienstlichen Strebens concentriren und auf dasselbe seines eigenen persönlichen Rufes und Fortkommens wegen das allergrößte Gewicht legen zu müssen, so daß sehr rasch das wahre Ziel des Armeelebens im Frieden den Augen entschwand und an dessen Stelle ein hohles und lächerliches Puppenspiel trat.

Unter dem ausschließlichen Formendienste waren die moralischen Facultäten der überwiegenden Mehrzahl miterstarrt und moralische Schwäche, moralische Verweichlichung und Unselbständigkeit zu einem bezeichnenden Merkmal der damaligen Heere geworden. Nur ganz besonders kräftig organisirte Gemüther haben eine gewisse Geistesfrische, Spannkraft, Schwung der Gedanken und Gefühle, Begeisterungsfähigkeit und Willensstärke in die höheren Stellungen heraufgebracht, aber bis auf äußerst seltene Ausnahmen die Uebung verloren, mit diesen Eigenschaften auch den zum bloßen Automaten zugestutzten Soldaten zu durchdringen und zu sich, auf die Höhe einer begeisterten Siegeszuversicht emporzuheben. —

Die kaiserliche Armee in Italien war 1796 in jedem Sinne des Wortes noch eine Armee Lascy's, eine Armee des siebenjährigen Krieges. Kaum erst einzelne jener Reformen, und diese nur von untergeordnetem Belange, waren von ihr aufgenommen worden. Sie lag noch in den Fesseln des Magazinssystems, und die Verhältnisse des Krieges und Kriegsschauplatzes hatten es auch völlig unmöglich gemacht, dieselben zu zerreißen. Sie führte noch ihre Zeltlager mit sich und den damit verbundenen unendlichen Train. Der Officier lebte in verhältnißmäßigem Luxus, schlief im eigenen Zelte, und selbst der jüngste führte bei den Fußtruppen zwei Pferde zu eigenem Gebrauch. Die Lineartaktik mit all' ihrer Schwerfälligkeit stand in vollster Blüthe, und ihr entsprach die ganze Organisation. Auf die unmittelbare Leitung durch den Feldherrn berechnet, besaß die Armee-Division keinerlei Selbständigkeit; ihr Stab war überaus ärmlich dotirt, der Verband mit andern Waffen vorübergehend und vom Bedarf des Augenblickes abhängig.

Die kroatischen Grenztruppen, sonst der Schrecken der Preußen, und die nun mit größtem Vortheil gegen die französischen Tirailleurs zu verwenden gewesen wären, hatte Feldmarschall Lascy auf den Fuß der Linientruppen organisirt und sie ihrer Eigenthümlichkeit entkleidet. Die kaiserliche Armee in Italien besaß zwar an den Frei-Corps der Grafen Gyulai und Mahony sogenannte leichte Truppen, doch sie unterschieden sich von der Linie auch nur in nichtigen Aeußerlichkeiten. Die Stärke der österreichischen In-

fanterie, ihre Ausdauer in geſchloſſenem Feuergefecht, die Entſchloſſenheit ihres Bajonetangriffes konnte gegen die neue Gefechtsweiſe des Feindes ihre naturgemäße Geltung ſelten erlangen, weil ihr die Tirailleurkette jedes einigermaßen greifbare Ziel entzog und die Linien der öſterreichiſchen Schlachtordnung bereits erſchüttert hatte, bevor deren Wirkſamkeit begann. Die wenigen Schützen der Bataillone, 12 bis 20, reichten gegenüber den dichten Ketten der Franzoſen nicht aus, und die Bataillone ſelbſt, in Schwärme aufgelöst, bewegten ſich in der ungewohnten Manier mit Unbehelfenheit und dem allergrößten Nachtheil. Seit langem durch dieſen Tirailleurkrieg harcellirt und auf Kriegsſchauplätzen fechtend, welche dem Gebrauche der Linie tauſend Hinderniſſe bereiteten, wurde noch wenig daran gedacht, dem Feinde mit gleichen Waffen entgegenzutreten, das zerſtreute und Localgefecht in ein Syſtem zu bringen und allmälich auch die Heereserziehung den geſteigerten Anforderungen anzupaſſen. Die an dem Formencultus großgeſogene Indolenz gab ſich zufrieden, die hergebrachte ſchwerfällige Kriegsweiſe dem Gebirgsboden des Apennins ſo gut es ging anzuſchmiegen und für das Uebrige den heiligen Leopold ſorgen zu laſſen. Nur die Regſamſten und Jene, welchen die Sache des Kaiſers über die eigene Bequemlichkeit ging, erhoben ſich für die Ueberzeugung, daß man wenigſtens auf dieſem überaus durchſchnittenen und bedeckten Kriegsſchauplatze, welcher die Linienſchlacht abſolut ausſchloß, die Feſſeln der preußiſchen Taktik entweder zerſprengen oder wenigſtens für den Plänklerkrieg ausſchließlich beſtimmte Truppen ſchaffen müſſe. Zu dieſen zählte in erſter Linie der Armee-Commandant Feldzeugmeiſter Baron Beaulieu. L'Italie n'est pas un pays, où il ne faut que des bataillons serrés pour faire la guerre; ſchrieb er am 10. Mai 1796 — Il est inconcevable, que les généraux, qui ont fait la guerre en Italie, n'aient point insisté constamment pour obtenir une quantité de chasseurs dans l'armée d'Italie, pays, où ils sont absolument indispensables; je n'en ai pas un. Il y en a un nombre infini à l'armée du Rhin, y compris les compagnies franches de Laudon. Ce fleuve, le Pô, qui semble une barrière à la Lombardie, n'est pas une avec nos pesans bataillons. Ces gens ne savent pas combattre isolés; leur masse est partout en but à toute cette infinité de tirailleurs éparpillés dans les broussailles, marais, ruisseaux ou digues et des milliers d'arbres, derrière lesquels ils sont cachés. D'instruire mes officiers dans un mois de tems de ce genre de guerre est impossible. —

Tritt ſchon aus dieſem ganz allgemeinen Bilde die im Großen und Kleinen anders geartete Natur der einander gegenüberſtehenden Heere ziemlich ſcharf hervor, ſo zeigt ein nur oberflächlicher Blick auf das Detail noch viel grellere Unterſchiede.

Vor allem springt die Altersdifferenz ins Auge. Die kaiserliche Armee besaß nur einen einzigen General, der nicht wenigstens zweimal so alt gewesen wäre als der feindliche General en chef, und der jüngste der kaiserlichen Brigadegenerale hatte das Alter des ältesten französischen Divisionsgenerals. Von diesen letzteren zählte der Divisionsgeneral Serrurier 52, Laharpe 51, Kilmaine 47, Augereau 39, Massena 38 Jahre. Die Brigadegenerale standen ausnahmslos in der Blüthe und Vollkraft des rüstigsten Mannesalters, Rampon 39, Guieu 30, Joubert 27 Jahre u. s. w., und der Rest der niederen Armeechargen befand sich zu den Altersstufen der Führer in angemessenem Verhältniß. Der kaiserliche Obergeneral war dreimal so alt als Bonaparte, der Generalquartiermeister (Chef des Generalstabes) Feldmarschalllieutenant Baron Lauer hatte 59, FML. Graf Argenteau 61, Sebottendorf 60, Generalmajor Rukavina 59, Schubirtz und Pittoni 58, Kerpen 55, der jüngste Brigadier, Lipthay, 51 Jahre.

Die kaiserliche Armee war überdies außerordentlich sparsam mit Generalen und überhaupt mit höheren, zumal Generalstabsofficieren bedacht. An Divisionsgeneralen, deren die französische Armee zehn hatte, besaß jene, außerhalb des Hauptquartieres, nur zwei, und an Brigadegeneralen, deren Bonaparte 20 hatte, nur sieben. Doch auch von diesen letzteren lag ein Theil krank in der Lombardei darnieder, so daß der factische Beginn der Feindseligkeiten nur vier Brigadegenerale in thatsächlicher Dienstleistung fand. Allerdings hatte der Hof noch mehrere andere nach Italien gesendet; aber sie haben die Armee erst erreicht, nachdem diese bereits bis an den Mincio zurückgeworfen war. Das Unglück der kaiserlichen Waffen in den Niederlanden und am Rhein während der vorhergegangenen Feldzüge war übrigens Ursache gewesen, daß man die wahre Blüthe der österreichischen Generalität bei der Rhein-Armee eingetheilt und das kaiserliche Heer in Italien, wo sich doch noch ein gewisses Gleichgewicht erhalten, nach und nach ihrer vorzüglicheren Führer beraubt hatte. So waren nach einander FZM. Graf Wallis, FML. Br. Türkheim, GM. Hiller und vor allen der ausgezeichnete Generalquartiermeister GM. Br. Simbschen dahin versetzt worden. Die Mehrzahl der in Italien angestellten Generale war gebrechlich und nicht sehr geeignet die entbehrungsreichen Anstrengungen eines bewegten Feldlebens auf die Länge zu tragen. Während der Dauer des Feldzuges blieb stets ein Theil ans Krankenbett gefesselt, ja es trat sogar der unglaublich klingende Fall ein, daß es während einiger Tage bei der ganzen Armee einschließlich des Feldherrn nur zwei dienstfähige Generale gab.

Sicherlich fehlte es der kaiserlichen Armee nicht an militärisch gebildeten Officieren von vorragender Befähigung, oder an Mitteln, solche sich heranzubilden. Aber ein langer Friedensdienst, der die Vortrefflichkeit des Heeres

bloß in der Vortrefflichkeit und Uniformität des Details suchte, den Soldaten bloß zum Automaten, das Heer bloß zur Maschine bildete, zum Weiterstreben wenig Anregung gab und für die innere Tüchtigkeit des Erstrebten keine greifbaren Preise bot, ließ die erworbene Fachkenntniß meist unbenutzt verrosten und in der großen Mehrzahl sehr bald jede eigene Strebsamkeit ersterben. So wurde, indem man mit aller Beflissenheit das Heer bloß zur Maschine erzog, gänzlich versäumt, auch für die Erziehung Jener Sorge zu tragen, welchen früher oder später der Gebrauch dieser Maschine anvertraut werden mußte. Der Officier jener Zeit war bis auf wenig Ausnahmen, worunter der unvergeßliche Erzherzog Carl die glänzendste ist, eben nur zum Werkzeuge ausgebildet und nur zum Werkzeuge befähigt. Für die Kriege der vergangenen Epoche, wo die Kriegführung ihren Ruhm mehr in der Methodik als in der Größe der Siege suchte, mochte eine solche Heereserziehung keinen besonderen Nachtheil haben, weil auch die gegenüberstehende Armee auf gleiche Weise geschult war, an den nämlichen Gebrechen, an der gleichen Unmündigkeit litt. Jene Wenigen, die ein lebhafteres Bewußtsein des höheren Berufes vorwärts trieb und in Regsamkeit erhielt, schlugen darin entweder eine einseitige, oder gar eine ihrem Lebensberufe ganz fernliegende Richtung ein und wurden Mechaniker, Sprachkünstler, Mathematiker, Maler, Ideologen, ohne jemals die Früchte ihres Fleißes und ihrer Thätigkeit für den Staat nutzbar zu machen. Außerordentlich Wenigen galt der Krieg als eine Kunst, er galt mehr als Beruf und Handwerk, und besaß freilich auch kaum erst die Anfänge zu einer Wissenschaft. Die wissenschaftliche Kritik, welche sich im achtzehnten Jahrhundert dem Felde der Kriegskunst schüchtern zuzuwenden begann, ließ ihr Licht mehr auf das Einzelne fallen, ohne sich um Anfang und Ende viel zu bekümmern. Die Kriegsgeschichte beschränkte sich in der Regel auf eine dürre Aufzählung der Ereignisse. Die Schriften Montecuculi's waren fast vergessen, und Lloyd erst sehr Wenigen bekannt.

Was ohne ungewöhnliche Anstrengung des Kopfes und ohne besonderen Aufschwung des Geistes zu finden war, eine gewisse handwerksmäßige Geschicklichkeit, die Beobachtung des Feindes, Sicherheitsdienst, das hatte der Officier vollkommen inne, und wenn Umstände bloß an dessen natürliches gesundes Urtheil, an dessen List und Witz appellirten, so hat es ihm darin Niemand zuvorgethan. Alle Unternehmungen, deren Hauptbedingung nur persönliche Bravour, Kühnheit der Unterfeldherren und Truppen, Ueberlistung oder Ueberraschung des Feindes gewesen, wurden auch immer mit erstaunlichem Glücke ausgeführt. Zahllose Ueberfälle während des Erbfolge- und siebenjährigen Krieges waren mit Glanz gelungen, eine Festung sogar ward durch Ueberfall erstürmt, ja einmal die ganze Armee Friedrich's durch einen Ueberfall geschlagen. Wo seit 1740 bis 1796 die Oesterreicher gesiegt hatten,

da glich die Schlacht entweder etwas einem Ueberfalle, oder es hat der Sieg eine so überwältigende Tapferkeit verschafft, daß gegen sie jede Kunst des Feindes ohnmächtig war; und wo sie geschlagen wurden, da erlag ihre Tapferkeit entweder bloß der überlegenen Kraft oder der überlegenen Kunst.

So war es gekommen, daß die Officiere im allgemeinen zwei Kategorien angehörten, von denen die eine den Krieg lediglich als Handwerk betrachtete und die Kunst im Kriege vergaß, die andere darin bloß eine Kunst erblickte und sich um die handwerksmäßige Routine eben so wenig wie um das moralische Element bekümmerte. Erstere waren Haudegen von erprobtem Muthe, wohl geeignet ihre Truppe mit Glanz zum Sturme zu führen, doch selten mit einer größeren positiven Fachkenntniß ausgerüstet als in den Reglements enthalten; im ganzen wackere Soldaten, welche den Abgang des Fachwissens theils durch die Stärke der Faust und ihre persönliche Bravour ersetzen zu können glaubten, theils durch allgemeine Weltbildung, angenehme Umgangsformen, stattliche Präsentation oder auch durch den Gebrauch jener bekannten, aus dem Successionskriege stammenden, knorrigen und handfesten Derbheit in Ausdruck und Geberde. Die Anderen waren befangen in selbsterdachten verkünstelten Theorien und fixen Ideen, erdrückt unter der Wucht einer Menge ungeordneten und unverdauten Wissens, stets bereit die kriegerischen Verhältnisse ihrer Ansicht anzupassen und im Besitze eines unerschöpflichen Apparates hochtönender Phrasen und gelehrter Ausdrucksweisen für die einfachsten Dinge des militärischen Seins und Gedeihens, eines Apparates, welcher zu der herrschenden Begriffsverwirrung nicht weniges leistete, aber überaus Vielen imponirte.*)

---

*) Ein Beispiel von vielen mag hier Platz finden, wie die, übrigens mit verbittertem Herzen und vielem Salze geschriebenen „Briefe aus Italien" dasselbe erzählen.

Die Schlacht von Loano hatte mit einer Art von Ueberfall durch die Franzosen begonnen. Ein Officier eines der zuerst überfallenen Posten eilte, ohne sich völlig ankleiden zu können, ins Hauptquartier nach Finale, um dasselbe rasch zu benachrichtigen. — „Die Herren vom Generalstabe, erzählt dieses Buch, verzehrten noch ruhig ihr Mittagsessen. — — „„Wer sind Sie?"" fragte ihn einer. — — „„Ich bin ein Oberlieutenant, war die Antwort, der bei Poisano im Lager stand. Unsere Armee ist geschlagen! Die Franzosen nähern sich schon den Schanzen von Casa li bera. — — Das ganze Thal von Loano ist voll vom Feuer der Franken und dem unsrigen. Aber eben dies ist der Beweis, daß unsere Linie durchbrochen ist. — — Ich nahm meinen Weg über Rocca di Bove bei Pietra, und bemerkte, daß sich die Franken gerade gegen S. Pantaleone und S. Giacomo ziehen und uns den Rückzug auf der Straße nach Mallare abzuschneiden suchen."" — „„Pah! — entgegnete der Ingenieurofficier, — eitle Lügen! Sie verdienen, daß man Sie arretirt. Sehen Sie, — und hiermit zog er einen Plan aus der Tasche — hier ist die Vertheidigungs

In dem Maße als unter der preußiſchen Organiſation die urwüchſige Friſche der kaiſerlichen Armee verwelkte und die fachliche Bildung gegen die Forderungen der Zeit zurückgeblieben war, hatte der durch den großen Organiſator Lascy geſchaffene Generalſtab an Einfluß und Bedeutung gewonnen. An das Gängelband unaufhörlicher Bevormundung gewöhnt und mit der Zeit ſchlechterdings einer Bevormundung bedürftig geworden, überließ der General ſeinem Officier vom Generalſtabe willig Idee, Impuls und Entſchluß und ſank immer mehr zum bloßen Werkzeuge deſſelben herab. Von daher datirt das thatſächliche Uebergewicht des Generalſtabes in der Armee zur Zeit von Kriegsoperationen, ein Uebergewicht, welches dieſer wegen der Mängel ſeiner inneren Organiſation und Unzulänglichkeit ſeiner Befähigung nur ausnahmsweiſe zu rechtfertigen verſtand. Die große Mehrzahl der Generalſtabsofficiere waren bloße Zeichner, „höchſtens hatte ihr Gedächtniß," ſagte der unſterbliche Erzherzog, der dieſe Mängel lebhafter als Jemand empfand und ſchärfer als Jemand geißelte, — „einzelne Grundſätze der Kriegführung aus der Schule behalten, aber die Anwendung derſelben kannten ſie nicht. Jene, deren Geiſt in dem bloßen Zeichnen keine hinlängliche Nahrung fand, überließen ſich unbedingt dem Spiele ihrer Phantaſie. — — Wie es gewöhnlich geſchieht, zollte ihnen der Haufen in dem Maße Beifall als ſie verworrenere und zahlreichere Anſichten zu Tage förderten" u. ſ. w.

Der allergrößte Nachtheil jener exceſſiven Ausbildung der preußiſchen Kriegszucht und Methodik war jedoch keineswegs bloß Geiſtesarmuth und der Mangel des exacten militäriſchen Wiſſens. Zur Noth hätte man ſich der Fachbildung endlich auch entſchlagen können, wenn nicht Werthvolleres mit zu Grunde gegangen wäre. Attila und Dſchenghis-Khan haben die Welt erobert ohne Kenntniß der methodiſchen Kriegführung und ohne die Kunſt gelehrter Rückzüge. Sicher, man kann auch ohne Gelehrſamkeit ſiegen, wenn die Zahlüberlegenheit oder die Tapferkeit groß genug iſt, der überlegenen Kunſt des Gegners Stand zu halten; man kann ohne Gelehrſamkeit ſiegen, wenn ein überlegener Geiſt die Truppe leitet, und in ſeinem Talente das Surrogat für die Kenntniß beſitzt; man kann ohne Gelehrſamkeit ſiegen, wenn eine kraft-

---

linie. Hier bei Loano ſtehen zwei Diviſionen. Hier iſt die Schanze Nr. 1. Dieſe beſtreicht mit den Kanonen die ganze Gegend bei Borgbette. Auf dieſer Seite vereinigen ſich die Defenſionslinien u. ſ. f. Es iſt unmöglich durchzubrechen. Sehen Sie, immer zwei Defenſionslinien durchſchneiden einander. Hier ſind Schluchten, da kann man nicht marſchiren, und hier oberhalb Certeſa, ja da iſt ein Berg, und auf dem Wege ſteht das Piket. Bekennen Sie, daß Sie gelogen haben, oder Sie ſind verrückt!"" Erſt bei der wilden Flucht von Weibern und Knechten glaubte man endlich, daß ſich die Defenſionslinien in Natura nicht ſo durchſchnitten hatten, wie ſie es auf dem Papiere thaten." —

volle Hand die Armee zusammenhält und innerhalb derselben der Wille für den Entschluß, die Hand für die Ausführung des Entschlusses eingeübt bleibt. Aber die Formenvergötterung war nur darnach angethan, jede angeborne Thatkraft zu ersticken, von dem Gemüthe jede Frische abzustreifen, dem Willen jede Uebung der schöpferischen Initiative, des selbständigen Entschlusses vorzuenthalten und den Geist nach keiner Richtung an das Gefühl der selbständigen Verantwortlichkeit zu gewöhnen. Die Folge war eine fast hülflose Unmündigkeit, ja eine Mitleid erregende Unbeholfenheit unter den einfachsten und klarsten Verhältnissen, eine Angewöhnung an das Leitseil, welches nach längerer Dienstzeit Jedermann unentbehrlich schien und eine unüberwindliche Scheu vor der Verantwortung des eigenen Handelns erzeugte. Der Mehrzahl der höheren Officiere war die Bevormundung so sehr in das innerste Mark gedrungen, daß sie, wo Umstände selbständigen Entschluß, Initiative und thatkräftiges Handeln verlangten, die höhere Hand schmerzlich vermissend, die Dinge lieber auf ein äußerstes kommen ließen, ehe der Zwang der Lage ihnen den Entschluß entrang. Wo immer möglich, ächzten sie angstvoll nach Anlehnung an die höhere Autorität, ja wo das Gesetz oder Vollmacht volle Freiheit einräumte, das Reglement bündig für ihre Machtvollkommenheit sprach, zauderten sie selten, dem Gesetz und Reglement zum Trotz, sich begierig in die angelernte Unmündigkeit hinein zu begeben. Nur mit schmerzlicher Resignation vermochte die Mehrzahl sich der Unvermeidlichkeit des eigenen Handelns zu fügen. Manches Unglück ward dadurch verschuldet. Während Bonaparte mit jedem Siege, mit jedem politischen Erfolge, der in die Wagschale seines Ansehens ein neues Gewicht geworfen, seine überaus weiten Vollmachten noch mehr zu erweitern strebte und den Regierungs-Commissaren täglich von ihrem Einflusse nahm, schränkten die kaiserlichen Generale ihre Vollmachten von Fall zu Fall freiwillig ein und waren überaus geneigt, ihr ganzes Handeln durch den Hofkriegsrath, durch den Kaiser oder den Feind bestimmen zu lassen. Allmälich fiel, im Laufe der Ereignisse sichtbar wachsend, die Last des Entschlusses mehr und mehr auf die Schultern des Kaisers, und dieser mußte seinen Generalen wiederholt befehlen, selbständig und ohne weiteres Anfragen zu handeln.*)

---

*) Einer dieser zahlreichen Fälle möge hier Platz finden.

Ein italienisches Infanteriebataillon hatte im Laufe des Feldzuges (am 28 Juni) im Gefechte am Monte-Baldo, durch die Flucht einer des Krieges noch ungewohnten Tiroler Landesschützen-Compagnie in Schrecken gesetzt, seine Stellung beim Anmarsche des Feindes ohne Gegenwehr verlassen, seine Waffen zum Theil weggeworfen und sich mit Hinterlassung des Zeltlagers, der Munition und Feldrequisiten durch die Schluchten nach Avio geflüchtet. Alle andern Truppen waren über diese Schmach auf's höchste entrüstet und brandmarkten sie mit den härtesten Worten. Statt aber

Je höher die Ansprüche gestiegen waren, welche die eben vollzogene Umwälzung im französischen Kriegswesen an die intellectuelle und moralische Tüchtigkeit des Individuums durch die ganze Stufenleiter der Grade bis zum Feldherrn hinauf stellte, je mehr eine dreijährige Uebung das jugendlich frische Revolutionsheer an eine gewisse Selbständigkeit seiner Bestandtheile bereits gewöhnt hatte, um so größer war dessen Abstand von der kaiserlichen Armee. Was würde es genützt haben, wenn sie vor Eröffnung der Feindseligkeiten auch das französische System angenommen, die steife preußische Schlachtordnung in Stücke zerschlagen, sich in selbständige Divisionen formirt und das Tirailleurgefecht systematisirt hätte, so lange es unmöglich gewesen war, jedem Einzelnen Willensstärke und Gemüthsfrische einzuhauchen, in jeder einzelnen Brust Selbstvertrauen und das Feuer einer begeisterten Siegeszuversicht anzuzünden! Wenn dem kaiserlichen Soldaten der Sieg über die neue Kriegskunst nicht möglich oder wenigstens überaus erschwert war, so lange er um denselben in den gewohnten und ihm vertrauten Formen stritt, er würde ihm noch viel weniger möglich geworden sein, wenn er darum in einer fremden ungewohnten Weise hätte streiten sollen. Die kaiserliche Armee kam übrigens im Lauf der Ereignisse häufig in die Lage, mit selbständigen Divisionen und Brigaden zu operiren. So lange in solchen Fällen der Impuls des höheren Willens dauerte, so lange ging es jederzeit auch leidlich vorwärts; so wie aber die vorgezeichneten Ziele erreicht, die ursprünglichen Dispositionen erschöpft waren, die Lage endlich die selbständige Einsicht und den Entschluß der Untergenerale herauszufordern begann, da ging augenblicklich auch die Orientirung durch das geistige Auge verloren und Alles kam in Stocken und Verlegenheit. Der Proceß, durch welchen der Terrorismus die französische Armee mit Blitzesschnelligkeit hindurchgejagt, konnte in der kaiserlichen Armee eben nur langsam und allmälich vollzogen werden. Auch in der Armee stießen, wie in der Politik, zwei verschiedene Zeitepochen, zwei entgegengesetzte Principien, Altes und Neues vernichtend auf einander. Unter den gegebenen Verhältnissen waren deshalb schwere Unglücksfälle der kaiserlichen Waffen und aller anderen Cabinetsheere fast ein unvermeidliches und unerbittliches Ge-

---

gegen das pflichtvergessene Bataillon die volle Strenge der Kriegsartikel anzuwenden und einen so gefährlichen Fall rasch als ein Mittel auszubeuten, die damals etwas schwüle Atmosphäre des Heeres durch ein erschütterndes Ungewitter mit einem einzigen Schlage zu reinigen, begnügte sich der Brigadier das Ereigniß dem FML. Sebottendorf, dieser dem interimistischen Armeecommandanten FML. Melas, dieser dem Hofkriegsrathe, dieser dem Kaiser zu berichten und die Schuldigen zur Bestrafung anzuzeigen, von welchem diese Generale erst die wahre Instanz der Kriegsartikel erfahren mußten, an die sie von vornherein und ohne Zeitverlust zu appelliren gehabt hätten.

ſchick. Oeſterreich mußte zuerſt für die ererbten Irrthümer nicht allein der nächſt vorhergegangenen Generation, es mußte für den halbhundertjährigen Irrthum des geſammten Europa's büßen. Nichts wäre deshalb eine größere Ungerechtigkeit, als unſere Vorfahren von 1796 dafür verantwortlich zu machen, daß ſie weder einen Carnot zum Organiſator, noch einen Bonaparte zum Feldherrn oder die Guillotine zur Lehrerin der neuen Kriegskunſt gehabt.

Die meiſten Kriegsgeſchichten haben erzählt, daß unſere Vorfahren gefehlt haben, aber nicht, weshalb ſie fehlen mußten; daß ſie geſchlagen wurden, aber nicht, weshalb ſie geſchlagen werden mußten. Man erſchrecke deshalb nicht vor der etwas rauhen Färbung des Bildes und ſeiner einzelnen Geſtalten. Gewiß hat den Pinſel keine unpatriotiſche Hand geführt. Dem Schooß der Niederlage entſteigt der Sieg nur, wenn deren wahre Quelle mit Beſonnenheit erkannt worden iſt.

Der kaiſerliche Hof hatte die Abſicht gehabt, den Feldzug 1796 in Italien mit 60,000 Mann kaiſerlicher Truppen zu eröffnen. Eine ſolche Kraftentfaltung ſchien ganz andere Reſultate zu verſprechen, als der langſam hinſiechende Krieg der vorhergegangenen Jahre. Dieſe Hoffnung hatte auch den König von Sardinien zur Ablehnung der lockenden Friedensanerbieten der franzöſiſchen Machthaber beſtimmt. Die großen Rüſtungen jedoch, welche mittlerweile für die Rheinarmee nothwendig wurden, hatten für dieſen Kriegsſchauplatz das Aufbringen einer ſolchen Kraftmaſſe vereitelt. Mit mittelmäßiger Anſtrengung und mittelmäßigem Erfolge wurde hier ſeit 1792 der Krieg geführt und der kaiſerliche Hof hielt ſich zu der Erwartung berechtigt, denſelben, bis zu einem entſcheidenden Umſchlage am Rhein, noch weiter mit mittelmäßiger Anſtrengung fortführen zu können. Mit Mühe wurde die im Winter auf 20,000 Mann zuſammengeſchmolzene kaiſerliche Armee wieder auf den Stand von 37,000 Mann gebracht, von denen jedoch 12,000 Mann in den Spitälern lagen, ſo daß einſchließlich des aus Unter-Italien heraufmarſchirenden neapolitaniſchen Hülfscorps von 1500 Reitern kaum 27,000 Mann (35 Bataillone, 20 kaiſerliche Schwadronen) wirklich kampftüchtig waren. Zwar hatte der König von Sardinien an 50,000 Mann auf den Beinen, doch waren davon 35,000 Mann zum Felddienſte wenig geeignete Milizen und lagen zerſtreut in den feſten Plätzen des Landes. Nur 18,000 Mann piemonteſiſcher Soldaten ſtanden mit dem kaiſerlichen Hülfscorps von 2500 Mann (unter FML. Provera) unter FML. Colli thatſächlich dem Feinde im Felde entgegen, ſo daß ſich die Geſammtmacht der Verbündeten, hoch gerechnet, beiläufig auf 47,500 Mann bezifferte.

Mit der Division Argenteau cantonnirte die kaiserliche Armee in der Umgegend von Acqui, mit der andern, Sebottendorf, in der Lombardei bis gegen Cremona, ja gegen Mantua hin. Die Armee Colli's stand von Mondovi bis Cherasco. Eine dünne Postenkette, mehr als 20 Meilen lang, deckte die Quartiere von Acquafredda bei Genua über Carcare hinaus bis an den Tanaro.

Daß sich mittlerweile aus der Lage aller Verhältnisse für den Feind ein solches erstaunliches Capital von Siegeskraft aufgehäuft habe, wurde damals kaum von den hellsten Köpfen noch geahnt, und die Energie des Coalitionskrieges kränkelte allgemein an der Schwäche der treibenden kriegerischen Motive. Nie hatte, seit den Zeiten des großen Soliman, der Krieg selbst unter der Hand wirklich großer Feldherren eine auf die vollständige Vernichtung der kämpfenden Heere, auf die Zertrümmerung der kriegführenden Staaten gerichtete Tendenz gezeigt. Der kaiserliche Hof hoffte deshalb das seit der Schlacht von Loano gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen, indem er die italienische Armee den Befehlen eines Generals übergab, welcher damals nächst Clerfayt des besten kriegerischen Rufes genoß. Es war der Feldzeugmeister Jean Pierre Freiherr von Beaulieu.

Sohn eines alten niederländischen Soldatengeschlechtes war er 1743 im siebzehnten Jahre mit drei Brüdern als Fähnrich in die Armee getreten, unter welchen er der glücklichste war. Einer war bei Breslau, ein anderer bei Hochkirch gefallen, und der dritte ebenfalls im Verlaufe des preußischen Krieges seinen Wunden erlegen. Als Hauptmann in den Generalstab versetzt, diente Jean Pierre eine Zeitlang im Stabe des Feldmarschalls Daun, und begründete bei Kollin, Breslau und Leuthen seinen Ruf als herzhafter und entschlossener Colonnenführer. Seine Thaten hatten ihm das Maria-Theresienkreuz verdient. Die langjährige Waffenruhe, welche dem Hubertsburger Frieden folgte, hatte ihn jedoch in Anstellungen gebracht, in welchen die soldatische Frische und Rührigkeit meist in der Sehnsucht nach den Reizen eines behaglichen Stilllebens unterzugehen pflegt. Während mehrerer Jahre ward er mit Verschönerung der kaiserlichen Lustschlösser beschäftigt. 1768 kehrte er als Oberst in seine Heimath zurück und ward dem Gouverneur von Mecheln zur Seite gestellt. Auf diesem Posten erhielt er sich durch zwanzig Jahre. Unter dieser Verwendung hatte sein Wesen eine etwas einseitige Richtung angenommen und eine Fülle seiner ursprünglichen trefflichen Soldateneigenschaften war verwelkt. Wenn er auch die Muße, die er in den schattigen Laubgängen seines heiteren Landsitzes Jodoignes häufig suchte, keineswegs in trägem Genusse verpraßte, so waren seine Stunden meistens doch Dingen zugewendet, die seinen Geist mehr und mehr aus seiner ursprünglichen Richtung drängten. Mit leidenschaftlicher Lust sammelte er

Medaillen, Karten, Plane, Kupferſtiche, Alterthümer, Handzeichnungen, Kunſtſeltenheiten, und ſein Landſitz wurde dieſer Schätze wegen hochberühmt. Erſt nach 45jähriger Dienſtzeit und im 64ſten Lebensjahre begann, bei Ausbruch der niederländiſchen Unruhen, der bewegte Abſchnitt ſeiner militäriſchen Laufbahn, alſo in einem Alter, in welchem das Wirken anderer Menſchen in der Regel zu enden pflegt. Theils als Generalquartiermeiſter unter Feldzeugmeiſter Bender, theils als Unterbefehlshaber zeichnete er ſich in den Gefechten gegen die niederländiſchen Rebellen mannichfach aus und durchlief nun ziemlich raſch die Grade bis zum Feldmarſchall-Lieutenant. Ein Sieg über den Inſurgentenhäuptling van der Merche hatte ihm das Commandeur-Kreuz des Thereſienordens verſchafft, aber ſeinen einzigen Sohn gekoſtet. Der Losbruch des Revolutionskrieges fand ihn an der Spitze einer Diviſion des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen. Bei Jemappes, wo er den linken Flügel der Kaiſerlichen befehligte, hatte er ungewöhnliche Entſchloſſenheit gezeigt, 1793 die Franzoſen bei Lyſoing geſchlagen, und ſpäter am Neberbach; 1794 bei Arlon. In der erſten Schlacht von Fleurus hatte er durch ſeine Entſchloſſenheit weſentlich zum Siege beigetragen und 1795 unter Clerfayt als Generalquartiermeiſter gedient.

Wo Beaulieu bis dahin in die kriegeriſche Action miteingegriffen, da hatte der Erfolg ſich entweder eingeſtellt, oder es war augenblickliches Mißgeſchick ohne jedweden Nachtheil geblieben. Allenthalben war ſeiner Entſchloſſenheit das Glück zugeflogen, und er galt allgemein als der entſchloſſenſte und glücklichſte der kaiſerlichen Unterbefehlshaber. Ein General, welcher trotz eines ſo hohen Alters in faſt zwei Dutzend Schlachten und Gefechten ſich als ein thätiger und glücklicher Anführer und zugleich als ein gebildeter und erfahrener Generalſtabschef hervorgethan, ſchien in der That in ſeinen perſönlichen Eigenſchaften die Bürgſchaft darzubieten, daß die etwas aus ihrem Gefüge gerathene Armee in ſolchen Händen weiterem Unglück wenigſtens einen Damm ſetzen werde. Der kaiſerliche Hof glaubte in Beaulieu einen zweiten Laudon auf dies Kriegstheater zu bringen. Seine Intelligenz, ſein feuriger Muth, ſeine Lebhaftigkeit, ſeine merkwürdige Gemüthsfriſche, ſeine ſprudelnde Thatkraft erhoben ihn weit über das Niveau eines gewöhnlichen Dienſtofficiers. Seine feinen Manieren im Umgang mit den höchſten ſeiner Vorgeſetzten, die feine geiſtreiche Art ſeiner Converſation hatten den Hofkriegsrath und den Kaiſer für ihn gewonnen. Sein aufgeklärter Kopf lag in einem beſtändigen Kampfe gegen die engbrüſtigen Vorurtheile ſeiner Zeit, und in manchen Puncten blickte ſein Auge ſogar über dieſelbe hinaus. Er beſaß ſehr geſunde Vorſtellungen über Heerweſen und Organiſation, über die Schädlichkeit des Geiſt und Gemüth tödtenden Schematismus und äußerlichen Formendienſtes und über die Elemente der neuen Taktik. Er empfand

die Nothwendigkeit einer naturgemäßeren kriegeriſchen Schule und ahnte die ungeheure Kraft, welche die Begeiſterung dem Soldaten zu geben vermag. Er haßte mit aller Energie einer ungezügelten Leidenſchaftlichkeit die hergebrachte Weiſe der Heereserziehung, die ihre höchſte Vollkommenheit nur in Ertödtung jeden moraliſchen Aufſchwunges, in der vollſtändigſten Erſtickung jeder Begeiſterung ſuchte und bloß Automaten zu liefern im Stande war. Er verdammte die damals weit eingebürgerte Anſicht, als könne der Stock und nur allein der Stock die wahre Grundlage aller Kriegszucht ſein; er verdammte ſie nicht aus ſentimentaler Humanität, ſondern aus der kaltblütigen Ueberzeugung, daß Furcht vor Strafe den Soldaten zwar in paſſivem Gehorſam erhalten, niemals aber demſelben den Impuls zu eignem Handeln einflößen oder ihn zum Helden machen könne; er verdammte ſie in der Ueberzeugung, daß es im Gefechte Augenblicke gebe, wo auch dieſer Gehorſam ſeine Grenze finde, Augenblicke, von denen Sieg oder Niederlage abhängt und über die nur mit Hülfe jener Gemüthseigenſchaften des Soldaten hinüberzukommen iſt, welche das preußiſche Syſtem erdrückte oder wenigſtens unentwickelt ließ. Sein Dienſteifer war unermüdlich, ja man kann ſagen, über das Bedürfniß groß. Sein Muth war ungewöhnlich ſtark, doch kein bleibender Zuſtand. Er kam weder aus der Gewöhnung an die Gefahr, noch lag er in ſeiner Organiſation, und war lediglich Sache ſeines Blutes und Gefühles, wie dies meiſt in enthuſiaſtiſchen Naturen liegt. Als dieſes aber war ſein Muth flammend, ſprudelnd, hinreißend gleich einem gewaltigen Orkan. Auch den Muth der Verantwortlichkeit beſaß er in hohem Grade, aber nur gegen Außen; die Verantwortung vor dem innern Richter lag nicht in ſeinem Temperament. Es fehlte ihm keineswegs an feinem Verſtande und im engeren Sinne auch nicht ganz an jener ſeltenen Fähigkeit, in dem Dunkel, welches drei Viertheile derjenigen Dinge fortwährend umgiebt, auf die das Handeln im Kriege gebaut wird, eine Spur des inneren Lichtes feſtzuhalten und mit dem Tacte des Urtheils die Spinnenfäden der Wahrheit herauszufühlen, die dem zerreißen, wer ſie mit rauherer Hand zu faſſen gedenkt. Aber dieſer geiſtige Blick konnte nur kleinere Verhältniſſe überſpannen. Auf dem begrenzten Raume eines Schlachtfeldes wußte er genau den wahren Angriffspunct zu erfaſſen und während der Dauer einer Schlacht mit Zuverläſſigkeit den Dichtigkeitsgrad der gegenſeitigen Erſchütterung zu meſſen. Er beſaß dabei den Muth dieſer Lichtſpur mit ſeinem Willen nachzufolgen und die Gabe des augenblicklichen und zutreffenden Entſchluſſes.

Ohne Zweifel lagen in dieſem merkwürdigen Charakter gewiß Keime einer wirklichen Feldherrngröße; aber Beaulieu's dienſtliche Vergangenheit hatte dieſelben ruinirt.[1] Seine Verſtandes- und Geiſteskräfte hatten ſich entwickelt wie der Baum auf zerriſſenem Felſenvorgebirg, deſſen Wuchs nebenlie-

gende und überhängende Felsentrümmer in abenteuerliche Formen gezwängt und deſſen Blätterkrone einſeitig treibende Stürme endlich auch nach einer Seite gedrängt hatten. Sein kriegeriſcher Genius war kein harmoniſcher Verein von Kräften, wobei nur eine oder die andere vorgeherrſcht, ſondern ein Verein von Kräften, die einander widerſtrebten. Beaulieu war allerdings einer jener elaſtiſchen Geiſter, fähig mit ſeinen Stellungen zu wachſen und immer größer zu bleiben als dieſe; doch ſeine lange Verwendung auf Einem Platze und in Einer Thätigkeit hatte dieſe Periode überdauert. Als er endlich ſich verändern durfte, war er bereits fertig und unveränderlich. Den geſunden Keim ſeiner Natur hat zwar die Anſtellung in Mecheln vor dem Erſticken gerettet und ihm die urſprüngliche Gemüthsfriſche bewahrt; aber die Ueberwucherung einzelner Qualitäten hat andere erdrückt, nicht wegen ihrer urſprünglichen Schwäche, ſondern aus Ungewohnheit der Entſagung und wegen ſeiner moraliſchen Unfähigkeit zum größten aller Siege, zum Siege über ſich ſelbſt. Ein ſanguiniſches Temperament machte ihm die Selbſtbeherrſchung unmöglich und ſteigerte die angeborne und anerzogene Disharmonie zwiſchen Kopf und Herz. Wie ſturmgepeitſchte Wolken jagten einander ſeine Ideen, aber ihre Ausführung ſchädigte ſeine verzehrende Ungeduld. Bei einem Kopfe voll der beſten Grundſätze und voll des beſten Willens, ihnen treu zu bleiben, gingen ſie ihm unter der Hand verloren, ſo oft er zum Handeln kam. Niemand ſchien geſchickter zum kriegeriſchen Handeln und Niemand war es wirklich auch, doch jedes Mal gerade nur bis zum Vorabend der Handlung. Wenige Feldherren liebten Detachirungen weniger, aber wenige haben ihre Armee ſo gern über größere Räume ausgedehnt. Im Poſtenkriege erzogen und zugleich Gegner des Poſtenkrieges, führte er mit einer ganzen Armee immer nur einen Poſtenkrieg.

Ungeachtet dieſer Unvollkommenheiten ſeiner geiſtigen Conſtitution würde Beaulieu doch noch ein ungleich beſſerer Feldherr geworden ſein, als ſeine Vorgänger geweſen waren. Wenn er ſich aber auch durch Initiative, Thatkraft und Entſchloſſenheit hoch über dieſe erhob, ſo konnte ſeiner übrigen Gemüthsfehler halber eine Wahl doch nicht leicht unglücklicher ſein. Sein Temperament machte ihn vielleicht zu demjenigen General der ganzen Armee, der ſich für den Poſten eines ſelbſtändigen Feldherrn in Wahrheit am wenigſten eignete. Was bei ihm als moraliſcher Muth erſcheint, fließt nicht aus der Tiefe eines ſtarken Herzens; es iſt der Schwung eines heißblütigen Temperamentes, in welchem Inſtincte mächtiger regieren als Urtheil und Erkenntniß. Ohne Zaudern handelte er immer, auch in den ſchwierigſten Fällen; aber auch ohne Ueberlegung. Nie war ſein Inneres durch Zweifel entzweit, aber Entſchloſſenheit und Einſicht ſtanden vereinzelt neben einander und reichten ſich niemals die Hand. Er ſchrack vor Hinderniſſen nie zurück; keines-

wegs aber weil er ſich reich an Hülfsmitteln zu ihrer Bewältigung fühlte, ſondern weil er ſie auf die leichte Achſel nahm oder ihre Weſenheit nicht kannte. Das Wünſchenswerthe erſchien ihm allenthalben möglich und das Mögliche leicht. Er war ſtets bereit den Himmel zu ſtürmen, doch wenn der Sturm begann, fand er, daß er nicht einmal Leitern beſaß. Seine Entſchloſſenheit lag in den Wallungen ſeines Blutes, nicht in den Nerven eines ſtarken Kopfes. Das Weſen ſeiner Kraft war Heftigkeit und keineswegs die Stärke, das Weſen ſeiner Energie die Ungeduld. Er war feſt, aber er war nicht ſtandhaft. Durch jeden Anlaß ward ſeine Thatkraft zuerſt angeregt, in zweiter Linie erſt ſeine Erkenntniß; er hat ſtets raſcher gefühlt als gedacht. Ein innerer Inſtinct hat ſeinen Willen unwiderſtehlich von der Erkenntniß abgezogen, um dem Entſchluſſe „des Gedankens Bläſſe nicht anzukränkeln.“ Er faßte die Handlung mehr ins Auge, als ihre Unterlage, Conſequenzen und die unerläßlichen Bedingungen ihres Erfolges. In tieferen Stellungen, auf begrenzten Schlachtfeldern, wo die Aufgabe zu überſehen war, wo ein kühner Anfall, ein augenblicklicher Entſchluß, ein kraftvolles Hurrah, eine kürzer dauernde Aufwallung der Gemüthskräfte zum Erfolge hinreichte, mochte ſolche jugendlich aufflammende Entſchloſſenheit eine unſchätzbare Tugend ſein, doch auf dem Poſten eines Feldherrn, während der langen Dauer eines Feldzuges war ſie ein unermeßlicher Fehler, weil ſie, wie hart das Wort klingen mag, dort ſträflicher Leichtſinn geworden war. Darum war er ein glücklicher Untergeneral, aber als Feldherr unglücklicher als je ein anderer vor ihm oder lange nach ihm. Sein Temperament hätte vielleicht aus Beaulieu einen der größten Reiterführer ſeiner Zeit gemacht, aber es machte aus ihm den ſchlechteſten Feldherrn.

Ein geborner Niederländer, konnte ſich Beaulieu unter Truppen anderer Nationalität niemals heimiſch fühlen. Bei der italieniſchen Armee erſchien er ſich wie in der Fremde und in einem fernen Auslande. Dies Gefühl war ſtärker als er ſelbſt. Es transſpirirte ihm durch alle Poren. Seine Landsleute, die im kaiſerlichen Heere damals noch zahlreichen Wallonen, ja ſelbſt Italiener zog er allenthalben vor. Dabei beſaß er weder Selbſterkenntniß, noch die Kenntniß der Andern und am allerwenigſten die Kenntniß des menſchlichen Herzens. Mit 51 Jahren Dienſtzeit verſtand er ſich ſchlechter auf die Natur des Soldaten, als der letzte Corporal ſeiner Armee. Weil er die Armee nicht verſtand, ſo wurde er von ihr nicht verſtanden und mußte ihr ebenfalls ein Fremdling bleiben. Er wußte, was der Soldat bedarf, und gab es ihm aus warmem Herzen und noch mehr, doch nachdem er es gegeben, wandte der Soldat ſich gleichgültig von ſeinem Feldherrn ab.

Lange außerhalb des lebendigen Contactes mit der Truppe, hatte das Weſen Beaulieu's ſelbſtändig ſich weiter entwickelt und frei vom äußeren

Drucke waren die sprühenden Keime desselben aufgebrochen. Er fand sich schließlich nicht allein nach einem anderen Modelle gemacht, sondern er hatte dabei auch die Fähigkeit verloren, das Modell zu verstehen, nach welchem Heer und Soldat ausgeprägt war. So fanden sich endlich Armee und Feldherr nicht für einander gemacht. Er war zu lebhaft und feurig für seine Truppen, sie zu kalt und träge für ihn. Er besaß zu viel, wovon dies erstarrte und geistesarme Heer jener Zeit zu wenig besaß, Geist, Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit. Mit diesem Maße, nach diesem Feuer seiner Brust, nach seiner eigenen Entschlußfähigkeit und Thatkraft wog er den kriegerischen Werth des Individuums ab. An die vorhandenen Persönlichkeiten angelegt, erwieß sich solch ein Maßstab als viel zu groß, und Beaulieu klagte über allgemeine Unfähigkeit. Der Armee als Ganzes maß er dagegen den eigenen fieberhaften Thatendurst zu, zermalmte damit gewaltsam die Reibung, welche die Maschine ihm dabei entgegensetzte, aber freilich auch die Maschine mit.

Die Anerkennung, welche seine Erfolge frühzeitig gefunden, hat sein Gemüth verdorben, und das Theresienkreuz, welches er noch in ganz jungen Jahren erhalten, sein Streben zum Stillstande gebracht, statt dasselbe zu beflügeln. Die hohe Meinung, welche ihm diese Auszeichnung in seinen und in den Augen Anderer gab, und der demüthige Respect, mit welchem die Mehrzahl seiner Waffenbrüder zu ihm emporzublicken pflegte, hatte ihn endlich in eine Selbstüberschätzung und Rücksichtslosigkeit versetzt, welche die Kriegserfolge der letzten Feldzüge bis zur Unerträglichkeit steigerten. Eitel bis zum Uebermaß auf sein Talent und seine geistige und Gemüthsfrische, konnte er fremde Ansichten, Ideen und Ueberzeugungen nicht hören, ohne sich denselben entgegenzustemmen; doch gab sein Gemüth überaus leicht Eindrücken nach, wenn Eitelkeit und Eigenliebe aus dem Spiele blieb. Seine Unduldsamkeit gegenüber der Ueberzeugung des Individuums verwandelte sich aber in Toleranz gegenüber der Ueberzeugung der Masse. Als eifriger Katholik hat er den Protestanten von Linz aus eigenen Mitteln eine Kirche gebaut. Das Unglück Einzelner dagegen rührte sein Herz und trieb ihn an zu helfen; das Unglück seiner ganzen Armee stimmte ihn herunter, und statt seine Thatkraft anzuspornen, erdrückte es sie. Ein Mann der Leidenschaften und momentanen Erregungen, besaß er kein Gegengewicht in seinem Temperamente und fand ein solches nicht in seinen Grundsätzen. Reizbar bis zur Krankhaftigkeit, verlor er gar leicht das innere Gleichgewicht. Er wußte genau, welche Geistesarmuth in der Armee enthalten sei, aber er legte sie, statt dem System, den Persönlichkeiten zur Last. Der Geringschätzung, welche aus dieser Ueberzeugung entsprang, lieh er gegen Hoch und Nieder unverholenen Ausdruck. Er beleidigte die Intelligenz durch Mißachtung und An-

maßung, und die Dummheit durch ſeine Intelligenz. Den im pedantiſchen Formendienſt ergrauten Officier verletzte er durch Gleichgültigkeit gegen Alles, worin dieſer dem Herkommen gemäß ſeinen ganzen Ruhm ſuchte; den denkenden ſtieß er ab durch unüberlegte Aeußerungen und das Gemachte ſeines Weſens. Im Grunde war er eine für das Gute, Schöne und Große empfängliche Natur; aber er verſtand ſeine Bewunderung eben ſo wenig zurückzuhalten als ſeine Verachtung. Jederzeit fehlte zwiſchen den entgegengeſetzten Impulſen der regulirende Pendel der perſönlichen Würde und des überlegenden Verſtandes, und rückhaltslos ergab ſich ſein Weſen den Gefühlseindrücken des Augenblickes. So kam es, daß er für die Menſchen kein beſſeres Richtmaß beſaß als ſein Gefühl, und daß er ihnen Unrecht that durch ſeine Bewunderung wie durch ſeinen Ekel. Im Verkehr mit Andern war er deshalb ſein größter eigener Feind. Beaulieu beſaß übrigens keine der Eigenſchaften, um derentwillen Reizbarkeit und rückſichtsloſe Leidenſchaftlichkeit bisweilen Verzeihung finden, aber auch nicht die Fülle moraliſcher Kraft, dieſer Verzeihung innerlich nicht bedürftig zu ſein. In Bezug auf ſich nahm er die Menſchen von ihrer beſten Seite, in Bezug auf ſie nahm er ſie von ihrer ſchlechteſten. Von Hingebung an die Pflichten ſeines Standes tief durchglüht, nahm er es als ſelbſtverſtändlich an, daß alle Andern der Lauterkeit ſeines Willens zu gute halten würden, was die Form verletzen mochte. Sein Glaube hat ihn getäuſcht. Ohne Zweifel würden die mannichfach beleidigten Empfindlichkeiten dem unwirſchen Feldherrn die Geringſchätzung verziehen haben, mit welcher er Alle behandelte, hätte der Strahlenkranz eines glanzvollen Sieges ſeine Charakterhärten verhüllt; doch er hat es nicht verſtanden, die Menſchen mit ſich zu verſöhnen, und ſein Geſchick hat ihm die Genugthuung verſagt, ſie mit dem Gewichte ſeiner Autorität zu erdrücken.

Was Beaulieu Ehrgeiz nannte, ja was er für Ehrgeiz hielt, war nichts als potenzirte Eitelkeit, welcher ein jegliches Merkmal des gediegenen Ehrgeizes fehlte. Sein Ehrgeiz floß nicht aus dem Innern, aus dem Bedürfniß ſeiner Organiſation; er war ihm erſt mit den hohen Stellungen gekommen, er hatte ihn ſich aufgeſchwatzt. Er übernahm die Rolle eines Feldherrn und fand, daß ſie ſich mit der Rolle des großen Mannes wohl vertrage. Er liebte es, ſeine Größe an der Größe wahrhaft großer Männer abzumeſſen, aber ſeine Eitelkeit ſchob ihm jedesmal ein falſches Maß unter, und er fand ſich für ſein Bedürfniß groß genug. In dieſer falſchen anraiſonnirten Größe ſpiegelte er ſich ſelbſtgefällig ab. Selbſtbeäugelung war ihm Bedürfniß geworden und ſchenkte ihm, ſonderbar, jedesmal neue Zuverſicht und Kraft. Seine Phantaſie erhielt dadurch einen Schwung, dem ſein Verſtand nicht nachzufliegen vermochte, und welcher die zwiſchen Kopf und Herz weit auf-

klaffende Disharmonie ſteigerte. Aber nur vor ſich ſelber ſpielte er die angenommene Rolle richtig ab; ſein gutes Spiel konnte den Mangel an Wahrheit ſchwer verdecken. In der Attitüde der Größe merkte ein ſchärferes Auge auf den erſten Blick das Studium, die Abſicht, die Schule, und wenn die Geſtalt mitunter wirklich rührt und imponirt, ſo iſt es nur die Rolle, das Spiel, die Conſequenz. Die Figur, die er gab, ſie galt ihm dafür, aber nur auf dem Schlachtfelde galt er Alles, wofür er ſich gab. Mit dieſem Schein erborgter Größe täuſchte er ſich ſelbſt, und im Glauben an ſich ſelbſt hat er den Kaiſer getäuſcht. Der echte, probehaltige Ehrgeiz, rückſichtslos auf Dank und Undank, die eigene Perſönlichkeit für Nichts, die Sache, der er ſich geweiht, für Alles zu halten und Alles ihr zu opfern, ein ſolcher Ehrgeiz war ihm fremd. Niemals konnte er ſich höher erheben, als zu der ärmlichen Anſicht, in ſeiner Armee nur den rechten Hintergrund ſeiner Größe, nur das rechte Inſtrument ſeines perſönlichen Ruhmes zu ſehen. Darum dies fieberhaft ängſtliche Anklammern an ſeinen Feldherrnſtab, den er bei hereinbrechendem Unglück zu bewahren hoffte, auf Koſten von Herz und Charakter und auf Koſten langjähriger Freundſchaft, indem er ſeine vermeintlichen Rivalen in der Meinung des Kaiſers zu verderben beſtrebt war; darum dieſe Empfindlichkeit gegen das Urtheil ſeiner Untergenerale, darum dieſe Furcht vor Intriguen in den Hofkreiſen, die ihn Tag und Nacht ängſtigte; darum endlich dieſe Haltloſigkeit im Unglück. Seinem Charakter hat die gediegene ſittliche Stütze gefehlt. Jeder ſeiner Briefe an den Kaiſer klagt entweder über die Unfähigkeit der Generale und Officiere, oder über falſche Freunde, ungerechte Anklagen und offene Feinde. Jeder Brief entſchuldigt viel mehreres, als er berichtet, und nur aus der Maſſe dieſer Entſchuldigungen konnte der Kaiſer erkennen, wie groß die Maſſe der Gegenſtände ſein müſſe, welche ſein Feldherr einer Entſchuldigung bedürftig hielt.

Es war ein überaus gefährliches Experiment, einem Feldherrn von ſolchen Eigenſchaften eine bereits etwas erſchütterte Armee anzuvertrauen und zwar unmittelbar am Vorabende der Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten. Beaulieu hatte überhaupt niemals in Italien commandirt, ja er hatte dies Land eben zum erſten Male betreten. Er kannte weder die Eigenthümlichkeiten dieſes Bodens, noch die Eigenthümlichkeit der Kriegführung auf ſolchem Boden oder die Eigenthümlichkeiten des Gebirgskrieges. Mitte März war er in ſeinem Hauptquartier zu Pavia angekommen. Der Ruf ſeiner glänzenden Thaten am Rheine war ihm ſeit Monaten vorangeflogen, und Vertrauen brachte ihm die Armee entgegen. Sie war überzeugt, in Beaulieu einen Feldherrn zu erhalten, unter deſſen Führung Schläge wie jener von Loano hinfort unmöglich ſeien, ja deſſen Entſchloſſenheit, der Noth des Soldaten ſich erbarmend, möglicherweiſe das Heer endgültig in die milde Ri-

viera, vielleicht wie einſt Prinz Eugenius nach Südfrankreich tragen werde. Keine Braut bringt ihrem Geliebten ſo viel Fügſamkeit, ſo viel Zutrauen, Hoffnung und Hingebung entgegen als ein etwas herabgeſtimmtes Heer einem neuen Feldherrn von einem gewiſſen Rufe. Er iſt der Leuchtthurm des Hafens, auf welchen am nächtlich ſtürmiſchen Meere alle Blicke der Schiffenden hoffnungsvoll geheftet ſind und dem alle Schiffe zuſteuern. Die verſteckten Urſachen der Niederlagen bleiben der Menge unbekannt; ſie ſucht nicht darnach und fühlt auch nicht das Bedürfniß viel darnach zu fragen. Sie legt ihre Niederlagen faſt immer nur der Führung und der Perſönlichkeit zur Laſt. Der abtretende Feldherr nimmt in ihren Augen auch alle Quellen des Unglückes, nimmt das niederdrückende Gefühl der Niederlage mit ſich, und der neue wird zur Perſonification von Glück und aller Hoffnung; er iſt der Heiland und der allgemeine Retter. Verſteht es, natürlich bei nicht zu großem Kraftunterſchiede der gegenſeitigen Heere und unter ſonſt nicht ausnahmsweiſen Verhältniſſen, der Feldherr dieſe Periode des rückkehrenden Glaubens an den Sieg mit ſicherer Hand zu benutzen, ſo kann er immer noch manches leiſten, was ſonſt unmöglich ſchien. Beaulieu jedoch griff gleich beim erſten Male fehl. Sein erſtes Auftreten hatte in ſeiner nächſten Umgebung Mißvergnügen geſäet und ihm ſein Hauptquartier entfremdet. Neid, am meiſten wohl nur die Kränklichkeit des abtretenden Armee-Commandanten ſchienen die Schuld zu tragen, daß die Zurüſtungen für den bevorſtehenden Feldzug mit einiger Schläfrigkeit betrieben worden waren, und daß Beaulieu dies, ihm ſo peinliche Detail nicht ſo vorgearbeitet fand, als es der Dienſt des Kaiſers verlangte und der neue Feldherrer wartet hatte. Es wird deshalb begreiflich, daß die gute Laune eines ſo himmelanſtürmenden und von Ungeduld verzehrten Geiſtes darunter den härteſten Proben ausgeſetzt war. Er legte, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, dieſe Saumſeligkeit den Organen des Hauptquartieres zur Laſt und gab denſelben vom erſten Augenblicke überaus wenig Beweiſe von Leutſeligkeit. Das Mißtrauen und der hochfahrende Ton, mit welchem er Alle behandelte, war wenig geeignet ihm die Herzen zu gewinnen, und ſeine nur in Wort und Manier, doch nicht in Werk und That liegende Strenge war auch nicht im Stande, ein gewiſſes Widerſtreben kraftvoll zu erdrücken. Niemand war wegen einer ſo vollkommenen Unkenntniß aller localen Verhältniſſe auf die Hülfe, den Rath und die Erfahrung Anderer ſo ſehr angewieſen; aber Niemand legte unverholener an den Tag, wie gering er Rath und Anſicht ſeiner Organe halte. Dem Chef vom Generalſtabe, FML. Br. Lauer, ſagte er gerade heraus, daß er vom Hofkriegsrathe den FML. Marquet zum Stabschef verlangt habe und zu erhalten hoffe; dem Kaiſer klagte er fortwährend über Mangel d'un état-major, de quartier maître général, auquel service aucun officier ici n' était dressé. — C' étaient tous dessinateurs

au lieu des gens allans, vifs et clairvoyants. Sein Schwiegersohn, Flügeladjutant Major Maelcamp, den Beaulieu vom Rheine mitgebracht, ſtimmte in dieſen Ton nach beſten Kräften ein und vervollſtändigte die Diſſonanzen innerhalb des Hauptquartieres.

Nur zu bald fand ſich auch das Heer von der unüberlegten und geringſchätzigen Weiſe des Feldherrn zurückgeſtoßen. „Meine Herren!“ ſagte er zu den Officieren einiger durch Pavia marſchirender Regimenter; — „meine Herren! Sie ſind an das Retiriren gewöhnt. Vom Retiriren weiß ich nichts. Sehen, ſchlagen, ſiegen, das iſt meine Sache!“ Ein kühnes Wort, wenn es noch vor dem erſten Gefechte geſprochen wird, ein leichtfertiges und bedenkliches Wort, wenn es von einem Obergeneral geſprochen wird, bevor dieſer noch ſeine eigenen Truppen kennen gelernt und ſich auf einem neuen Kriegsſchauplatze und unter ſchwierigen Verhältniſſen zurecht gefunden hatte.

Einem ſo aufflammenden Charakter mußte die preußiſche Kriegszucht innerhalb der Armee natürlich als unleidlicher Gräuel erſcheinen. Er hatte auch genugſam Gelegenheit zu der Wahrnehmung gehabt, daß der darunter zum bloßen Automaten zugeſtutzte und in lauter ſtarre Formen eingezwängte kaiſerliche Soldat zu einem begeiſterten Träger ſeines eigenen hochlodernden Siegesdurſtes nur wenig geeignet ſei. Doch ſtatt ſeine Pläne und den Geiſt ſeiner Unternehmungen der einmal gegebenen Natur ſeines Heeres anzupaſſen, griff er mit verwegener Hand in deſſen Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen hinein, um daſſelbe nach ſeinem Ideale zuzuſchneiden und zu einem geiſtesfriſchen, begeiſterungsfähigen Inſtrumente ſeiner hochfliegenden Abſichten zu geſtalten. Zu dieſem Ende ſchaffte er die übliche Einkerkerung der Truppenkörper in Kirchen, Klöſtern u. dgl. ab und erklärte allerlei alten und engbrüſtigen Vorurtheilen rückſichtslos den Krieg. Die Beſichtigung der Truppen gab ihm Anlaß, ſehr verſtändlich anzudeuten, daß er in dem Spiegelglanze der Patronentaſche oder in der makelloſen Reinheit des Flintenriemens keineswegs den ganzen Gehalt der kriegeriſchen Tüchtigkeit des Soldaten finden könne. Dies und noch ſo mancherlei, wie berechtigt es auch unſern, unter freieren und aufgeklärteren Formen erwachſenen Anſichten ſcheinen mag, ſchnitt damals tief in die alte Gewohnheit der großen Mehrheit der Officiere ein. Gar viele, die ihre ganze, in zwanzigjähriger Dienſtzeit erlernte Kunſt in ſolchen Nichtigkeiten ſuchten, fanden ſich nun plötzlich des einzigen Prüfſteines ihrer Tüchtigkeit beraubt. In fortwährender Bevormundung erwachſen, hatte auch der Soldat jede Uebung verlernt, ſich unter ſo gelockerten Zügeln ohne Ausſchreitung zu bewegen, und mißbrauchte nun den erhaltenen Spielraum zu Exceſſen und verderblichem Unfug. „Alle Disciplin wird abhanden kommen. Die Armee muß ſich auflöſen. Wie kann Subordination beſtehen, wenn der Soldat frei herumſpazieren darf!“ So ging die Klage

durch die ganze Armee, und wenn man dieſelbe heute auch belächeln mag, damals war ſie gewiß nicht ohne tieferen Grund. Es war überhaupt ein tadelnswerthes und vermeſſenes Beginnen, mitten im Kriege und am Vorabende des Angriffes an eingelebte Uebelſtände die Hand anzulegen, deren Ausmerzung die erſtarrte Armee unmöglich mit einem neuen Geiſte erfüllen oder zur Sicherung des kriegeriſchen Erfolges beitragen, im Unglücke aber gewiß nicht ohne Grund den Vorwurf begründen konnte, daſſelbe durch Lockerung ſo lang gewohnter Bande vergrößert zu haben. So erzeugten dieſelben Reformen, die unter anderen Verhältniſſen für die Armee zu der heilſamſten Wohlthat geworden wären, auf der einen Seite Mißvergnügen, auf der anderen Uebermuth. Das urſprünglich entgegengebrachte Vertrauen verwandelte ſich in Uebelwollen oder Gleichgültigkeit. Bei jedem Schritte der mißtrauiſchen Unzufriedenheit des Feldherrn begegnend, und außer Stande denſelben auf die gewohnte Weiſe und innerhalb der hergebrachten Dienſtformen zufrieden zu ſtellen, erſtarb im Stabe ſehr bald jeder anregende Impuls und jener befruchtende Fleiß, welcher das Metall der Ideen des Feldherrn erſt zu gangbaren Münzen ausprägt. Der leidige paſſive Gehorſam trat an deſſen Stelle, und man beſchränkte ſich, die Befehle des unwirſchen Obergenerals nach dem Buchſtaben, ſtatt nach ihrem Geiſte zu vollziehen. Dies galt namentlich von ſolchen Verfügungen, welche die in Angriff genommene Lockerung der Kriegszucht und den Formendienſt berührten oder den Soldaten mit Siegesdurſt, Enthuſiasmus und Vertrauen zum Feldherrn zu erfüllen hatten. Zur bloßen Maſchine erzogen, war der kaiſerliche Soldat jener Zeit überhaupt noch wenig empfänglich für das Feuer zündender Worte. Eine blumenreiche Anſprache für ſich allein war keineswegs im Stande, in ſeinem Herzen die Sehnſucht nach jenen kalten und öden Bergen zu wecken, wo ihn vor kurzem der Froſt geſchüttelt, der Hunger gequält, der Eisregen gepeitſcht und endlich der Feind geſchlagen hatte. Aber Beaulieu beſaß keinen Schlüſſel zu dieſem Herzen, und die Lockerung gewohnter Bande war auch nicht das Mittel, ihn raſch zu finden. Dieſe Befehle blieben überdies in derſelben Faſſung, in welcher ſie von den Lippen des Feldherrn gefloſſen, und dieſe war mitunter ſo bizarr, daß ſelbſt der denkende, außerhalb der kleinlichen Gehäſſigkeiten ſtehende Officier in Zweifel gerieth, ob er mehr den Muth des aufgeklärten Feldherrn bewundern oder deſſen phantaſtiſche Verwirrung zu beklagen habe. Der Eine hoffte, der Andere fürchtete, Alle aber zweifelten an der glücklichen und heilſamen Durchführung der täglich mit mehr Deutlichkeit hervortretenden reformatoriſchen Idee, wie eben Leute, die ſich an dem eingewurzelten Pedantismus ſchon verſucht haben. Hätte Beaulieu die Armee wenigſtens einige Monate früher übernommen, hätte er einige Muße zu ihrer Erziehung gehabt, es wäre ohne Zweifel darin man-

ches beſſer geworden, und er hätte ſich, wenn auch nicht das Vertrauen der im Gamaſchendienſte ergrauten Officiere, doch gewiß das Zutrauen der Denkenden und die Liebe der Mannſchaft erworben. Doch unter den gegebenen Verhältniſſen war nur ſeine Sucht nach Neuerung hervorgetreten; für das Aufſprießen ihrer wohlthätigen Wirkungen hat es an Zeit gefehlt.

Obgleich die Hauptereigniſſe des Jahres 1796 in Italien auf den Schlachtfeldern ſich abwickeln, und dieſer Abſchnitt der großen Action Bonaparte's überwiegend von kriegeriſcher Thätigkeit ausgefüllt iſt, möge der Leſer von dem Vorliegenden doch keine Kriegsgeſchichte erwarten. Den Krieg mit ſeinen Entſcheidungen haben mitunter vortreffliche Federn und an der Hand einer berechtigten Kritik bereits geſchildert, aber der Reflex dieſer kriegeriſchen Entſcheidungen auf die Politik, auf Land und Leute in Italien iſt kaum in den dürftigſten Umriſſen gezeichnet worden. Dennoch müſſen wir den Leſer bitten, wenigſtens für den Zeitraum einiger weniger Tage, in die Sphäre des kriegeriſchen Handelns einzutreten, nicht um eine wohlfeile Kritik zu üben, ſondern um ihm eine Vorſtellung von der Kriegsweiſe Bonaparte's zu geben und von den Wirkungen, mit welchen im thatſächlichen Conflicte die anders geartete Natur der gegenſeitigen Heere in die Erſcheinung trat. Das Bild, welches ſich entrollen ſoll, leidet aber merklich an der Unvollkommenheit des Pinſels, Bläſſe der Farben und Geſtalten. Nur wenige der vielen Fäden, die das ganze Gewebe bildeten, waren an's Tageslicht zu ziehen; die meiſten Geiſteskämpfe, welche das Drama begleitet hatten oder ſeinen einzelnen größeren Acten vorhergegangen waren, ſind verborgen geblieben. Aus dieſem Blicke in die wirkliche Werkſtätte der Handelnden, aus dem Anhauch der Atmoſphäre, welche ſie damals umgab, wird der Leſer aber doch erkennen, daß im Kriege Größen und Elemente mitbeſtimmend in die Handlung treten, die ſich ihrer Natur nach jeder Berechnung und jeder Vorausſicht entziehen, daß der Krieg in ſeinen individuellen Erſcheinungen ein unbeſchiffites Meer voll Klippen und Gefahren iſt, die das Genie bisweilen zu ahnen vermag, die aber das Auge des Feldherrn niemals erblickt hat, und die er nun in dunkler Nacht umſteuern ſoll; daß das Handeln im Kriege zwar ſehr einfach, aber trotz ſeiner Einfachheit ſchwierig ſei und dem Feldherrn Aufgaben ſtelle, deren Berechnung bisweilen über menſchlichen Scharfſinn hinauszugehen ſcheint.

Bonaparte hatte nach ſeinem Berichte an das Directorium vom 6 April 45,000 Mann; die Ueberlegenheit der Verbündeten beſtand alſo bloß in 2500 Mann und war kaum der Rede werth. Alle übrigen Verhältniſſe waren dagegen zu ihrem Nachtheil. Die franzöſiſche Armee war eine einheitliche, aus Einem Volke hervorgegangen, von Einem Intereſſe getragen, von Einem Geiſte beſeelt, von einem einheitlichen organiſchen Bau und von einer und

derſelben Schule. Das Heer Beaulieu's war aus vier ungleichartigen Körpern zuſammengeſetzt, worunter 20,000 Mann von dem kaiſerlichen Obergeneral unabhängig waren und lediglich im Einklang mit ſeinen Operationen zu handeln hatten. Das unduldſame, ja unverträgliche Naturell des letzteren war zu der vermittelnden und ausgleichenden Rolle wenig geeignet, zu welcher ihn das Bundesverhältniß berufen hatte. Die Franzoſen hielten alle Uebergänge der Apenninen-Hauptkette beſetzt und konnten auf jedem Puncte derſelben durchbrechen. Die Verbündeten mußten alle Thäler bewachen, zu welchen jene Uebergänge führen, weil alle angegriffen werden konnten, und waren in ihrer Stellung durch eine Menge vom Hauptkamme abzweigender Nebenketten getrennt. Die kaiſerliche Armee hatte die Lombardei, die piemonteſiſche hatte Turin zu decken. Aus zwei divergirenden Mittelpuncten wurde jede davon vorwärts geſtoßen, von zwei divergirenden Mittelpuncten jede angezogen; es waren verbündete Armeen mit divergirenden Rückzugslinien. Jede hatte ihre beſondere Mitte. Wenn einer derſelben Ungemach widerfuhr, ſo war es ſicher, daß ſie ſich gegen ihre Baſis Turin oder die Lombardei ziehen und von der andern entfernen werde. Die Franzoſen hatten zwar auch eine ungünſtig und in der Flanke liegende Rückzugslinie, aber der verſchanzte Gebirgskamm ſicherte ſie vor Ueberraſchung und die Bewegungsfreiheit auf der Küſtenſtraße vor der Gefahr, en détail geſchlagen zu werden. Dieſe Freiheit der Bewegung und die Unfreiheit der Bewegung der Verbündeten gab den Franzoſen die Sicherheit, jene, auch wenn ſie um ein bedeutendes ſtärker geweſen wären, durch einen plötzlichen Anfall getheilt zu ſchlagen und einzeln aufzureiben.

Eine Bewegung der Franzoſen gegen Genua, um durch Beſetzung von Voltri den financiellen Verhandlungen mit dieſer Republik Nachdruck zu geben, und eine andere im Thale des Tanaro ohne Belang, hatten Beaulieu beſtimmt, ſeine Armee, „um dem Feinde eine Demonſtration zu machen," am 27 März aus ihren Winterquartieren in Bewegung zu ſetzen, alſo an dem nämlichen Tage, an welchem Bonaparte erſt zu Nizza eingetroffen war. Die Diviſion Argenteau wurde aus der Umgegend von Acqui auf Moneſiglio, Cortemiglia, Dego und Spigno dirigirt; die Brigade Pitteni der Diviſion Sebottendorf rückte mit etwas Cavallerie nach Aleſſandria und Tortona nach; der Reſt ſchob ſich langſam gegen Pavia in die verlaſſenen Cantonnirungen zuſammen.

Die fieberhafte Haſt, mit welcher der Kopf Beaulieu's arbeitete, die Bereitwilligkeit, womit er Eindrücken erhaltener feindlicher Nachrichten nachgab, brachten bald Verwirrung in dieſe einfache Bewegung hinein. Man hätte glauben ſollen, daß dieſe Operation zunächſt nichts anderes als den erſten ſtrategiſchen Aufmarſch der aus den Winterquartieren herausgezogenen

Armee und ihre nähere Verknüpfung mit Colli bezwecken könne und vollendet werden müsse, bevor an eine Einleitung irgend eines Angriffes zu denken sei; die Ungeduld führte jedoch Beaulieu gleich beim ersten Schritte zu einer ganz unnützen und folgenschweren Ueberstürzung.

Mit den Lineamenten des Kriegsschauplatzes und der Stellung des Feindes genau vertraut, hatte FML. Colli dem ihm persönlich eng befreundeten kaiserlichen Oberfeldherrn Ende März zwei Pläne vorgelegt als Grundlage der künftigen Operationen. Der eine derselben war ein Angriffsplan. Auf das Zusammenwirken von 32—38,000 Mann begründet, beabsichtigte er einen Durchbruch und ein Abschneiden des rechten Flügels der Franzosen zwischen den Quellen des Erro und der Bormida. Der andere, ein Vertheidigungsplan, basirte auf die Concentration der kaiserlichen Armee bei Acqui und der piemontesischen bei Ceva. In dieser Stellung sollte jene der verbündeten Armeen, welche zuerst angegriffen werden würde, dem Feinde mit ihrer ganzen Kraft entgegentreten, während die andere in seine Flanke oder in seinen Rücken fiele. Beaulieu jedoch war nicht der Mann, fremde Ideen auszuführen, so lange er die Unfehlbarkeit der eigenen zu bezweifeln keinen Anlaß fand. Trotz der Beschränktheit der in den Plänen Colli's abgegrenzten Handlung schienen ihm dieselben noch zu weit. Er entschied sich für einen dritten Plan, der unvergleichlich schlechter war, als einer jener beiden. Er wollte sein erstes Unternehmen noch viel mehr beschränken und bloß mit untergeordneten Kräften auf einen untergeordneten Theil des französischen rechten Flügels richten. Er beabsichtigte also die Brigade, welche der Feind soeben nach Voltri geschoben, hinauszuwerfen, um der Republik Genua „die Unruhen wegen der übertriebenen Prätentionen der Franzosen zu benehmen" und seinen linken Flügel an's Meer zu lehnen. Es war ungefähr der im letzten Jahre von Dewins ausgeführte Plan. Nur ein Theil der Division Sebottendorf ward zu dieser Unternehmung ausersehen.

Während der erste Plan Colli's doch auf das Zusammenhandeln einer Kräftemasse von 32—38,000 Mann, der andere auf die Concentration von je 27,000 und 20,000 Mann und in letzter Instanz auf das Zusammenwirken der Gesammtheit der vorhandenen Kräfte gerichtet war, setzte der Plan Beaulieu's nur die Wirksamkeit von nicht ganz 8000 Mann voraus, während der Rest von 37,000 Mann außerhalb des Kreises der Handlung und außerhalb der Hand des Feldherrn blieb.

Zur Einleitung dieses Angriffes wurde die Brigade Pittoni gegen die Bocchetta geschoben und Argenteau befehligt, die ursprüngliche Bewegung auf Monesiglio und Cortemiglia einzustellen und durch Besetzung von Ovado die Verbindung mit Pittoni herzustellen; das Auxiliar-Corps unter Provera (2500 Mann) rückte in die Lücke hinein, welche durch diese Aenderung der

urſprünglichen Dispoſition zwiſchen der Stellung Colli's und der Diviſion Argenteau entſtand.

Dieſe Bewegungen nahmen einige Tage in Anſpruch und wurden in ihrem Detail noch wiederholentlich modificirt. Sich kreuzende und aufhebende Anordnungen jagten einander, unnütze Aenderungen der ordre de bataille (am 24 März, 1 und 4 April) zerriſſen die Detaildispoſitionen, ermatteten unnöthig die Truppen, ſteigerten die Desorientirung der Untergenerale und erſchütterten das Vertrauen in die Klarheit der Ziele und Zwecke, welche der Feldherr verfolgte. Die convulſiviſche Thätigkeit des Kopfes fand ihren Reflex in den convulſiviſchen Zuckungen des ganzen Körpers dieſer Armee. Es wäre Zeitverluſt, auf die Einzelnheiten der übrigens täglich wechſelnden Aufſtellung einzugehen oder auf die Verwirrung, die allmälich in den Köpfen entſtand. Gleichwohl wird man es nicht umgehen können, in die geiſtige und moraliſche Atmoſphäre einzudringen, in welcher die Handelnden athmeten.

Je länger der einzelne General im Gebirge ſtand, je mehr er mit der ihn umgebenden Localität vertraut wurde, deſto mehr erkannte er, daß er leicht auch von jenen Seiten angegriffen werden könne, gegen welche er keine Aufſtellung genommen hatte, und deſto reger wurde ſein Beſtreben, ſich gegen alle Seiten, gegen alle Angriffe ſicher zu ſtellen. Trotz des beſten Willens, ſeine Truppen zuſammenzuhalten, fand ſich ein jeder General gegen ſeine beſſere Ueberzeugung zur Vertheilung ſeiner Truppen gegen alle Seiten eines möglichen Angriffes getrieben, und da daſſelbe von jedem einzelnen jener Poſten galt, welcher den Hauptpoſten deckte, ſo trat auch dort dieſelbe Erſcheinung, dieſelbe Kraftzerſplitterung ein. Binnen wenigen Tagen fand ſich deshalb der größte Theil der Diviſion Argenteau in eine Reihe vereinzelter Poſten aufgelöst und ohne Möglichkeit einer rechtzeitigen gegenſeitigen Unterſtützung. Jedermann ging bei Beſetzung des einzelnen Poſtens wieder nur von der Vorausſetzung eines Angriffes aus durch gleiche oder nur unbeträchtlich überlegene Kräfte. Sobald jedoch der erfahrenere Officier die Möglichkeit eines Angriffes durch eine entſchiedene Kraftüberlegenheit dem Kriterium ſeiner Vertheidigungsanſtalten zu Grunde legte, mußte er natürlich auch alsbald erkennen, daß in dieſem Falle ein ſolches Spinnengewebe mühelos zerriſſen werden müſſe. So entſtand ein Gefühl unheimlicher Unſicherheit innerhalb dieſer Cordonsſtellung, das ſich in der Regel jedoch zunächſt durch ein verdoppeltes Streben nach ihrer Vervollſtändigung und Ausdehnung oder in der fortdauernden Bitte um Verſtärkung Ausdruck zu ſchaffen mühte. „E. E. müſſen einſehen", ſchrieb Argenteau am 3 April an Beaulieu, „daß ungeachtet meine Diviſion ſtark iſt, ich dennoch bei ſo vielen Poſten ſchwach bin und meine Truppe ungewöhnliche Anſtrengungen machen muß, um dem

Feinde aller Orten zu widerſtehen, wenn er mehrere Poſten zugleich mit 2—3000 Mann angreifen ſollte, denn zwiſchen Montenotte und Ovado iſt der Cordon faſt aller Orten gangbar.“ Tags darauf von einer Recognoscirung des Gebirgsrückens zwiſchen dieſen beiden Puncten heimkehrend, hatte dieſer thätige General keine ermuthigenderen Eindrücke mitgebracht. „Ich muß E. E. aufrichtig bekennen, daß zwiſchen Montenotte und Ovado alle meine Poſten wegen leichter Zugänglichkeit von allen Seiten dergeſtalt ausgeſetzt ſind, daß ich mich glücklich ſchätzen muß, bis nun bei keinem Poſten einen Affront erhalten zu haben; denn ſolche ſind zu 2—3 Stunden von einander entfernt und keiner kann dem andern zu Hülfe kommen, ohne den eigenen Poſten der Gefahr auszuſetzen. Das Reſultat iſt im Ganzen, daß Jedermann, der dieſe Gegend geſehen hat, einſehen muß, daß wenn der Feind über Montenotte oder Saſſello durchdringt, er leicht hinter Dego oder Spigno, längs dem Thale des Erro, auf den Bergrücken und den meiſten Poſten in den Rücken kommt und zu Pareto, Malvicino und Ponzone (es ſind Argenteau's Hauptpoſten) nur auf 2—3 Compagnien ſtößt, welche unmöglich Colonnen von ein paar Tauſend Mann aufhalten können.“ Das war in Wahrheit das Reſultat des Ganzen nicht bloß innerhalb der Stellung Argenteau's, ſondern innerhalb dieſer Gebirgsſtellung überhaupt, die, weil ſie gegen ſchwache Kräfte Alles decken wollte, gegen ſtarke gar Nichts deckte, und weil ſie überall ſtark zu ſein beabſichtigte, endlich überall ſchwach geblieben iſt. Jeder General empfand den Nachtheil der Paſſivität im Gebirgskriege, aber jeder ſuchte dieſer dunklen Empfindung nur durch ein locales Verſchieben der Poſten, durch die Vertheilung möglichſt ſtarker Truppenabtheilungen in und an der vorderſten Linie Luft zu ſchaffen. Die defenſive Tendenz der herkömmlichen Kriegführung der kaiſerlichen Heere ſteckte zu tief in Mark und Gebein. Fortwährend empfahl Argenteau die Wichtigkeit von Dego, von deſſen Beſitz oder Verluſt die Verbindung mit der Armee Colli's oder die Trennung der verbündeten Armeen abhängig war; aber er that dennoch alles Mögliche, um Dego fortwährend zu entblößen und obwohl er überzeugt geweſen war, daß alle Truppen, die in langen Thaldefileen ſtecken, für den Kampf unnütz bleiben, der in einem andern entfernten Thaldefilee ausgefochten wird.

Die Ahnung der in ſolcher Cordonsſtellung liegenden großen Gefahr lag wie ein Alp auf einem Jeden, und Jedermann war bemüht, die Verantwortlichkeit für das befürchtete Unheil von ſich abzuwälzen und ſein Detail-Handeln durch den Feldherrn beſtimmen zu laſſen. Kein General wagte es, ſeine Truppen nach eigenem Ermeſſen aufzuſtellen und auf Grund jener Localkenntniß, welche der Augenſchein ihn bereits gelehrt, und welche der viele Meilen entfernte Feldherr nicht beſaß; und wiederholt mußte dieſer be-

fehlen, ſelbſtändig zu handeln. „Dego darf als ein Hauptpoſten, auf welchen die Armee geſtützt ſein ſoll, nicht einem ſchwachen Bataillone vom Freicorps (Gyulai) anvertraut werden," ſchrieb Argenteau am 4. in's Hauptquartier, „um ſo mehr als, wenn derſelbe übermannt werden ſollte, das Magazin von Acqui, von welchem die ganze Armee leben muß, in Gefahr kommt und viele Poſten in Rücken genommen werden." Er macht nun den Vorſchlag für die Aufſtellung ſeiner Truppen, in welchem jedoch Dego auch nur mit zwei Bataillons bedacht und der Reſt ſeiner Diviſion in Compagnien und Bataillone aufgelöst wird. Jene Vereinigung von zwei Bataillons in Dego erſcheint ihm bereits als eine ſo bedeutende Verbeſſerung, daß er die Abſicht hat, die Truppen, wenn in dem Orte keine Unterkunft vorhanden, campiren zu laſſen, wenigſtens ſo lange bis man erkannt haben würde, was der Feind auf die gegen Voltri eingeleitete Vorrückung unternehmen werde, „maaßen ich die Truppe ſo viel möglich beiſammen halten möchte." Indem ſich aber die Generale mehr und mehr jeder erlaubten und nothwendigen Selbſtändigkeit begaben und ſich ſelbſt zu bloßen Werkzeugen degradirten, ſank die ganze Laſt des Entſchluſſes auf den Kopf des weit entfernten Feldherrn und die Ausführung ſo mancher vom Augenblicke bedingter oder gebotener Maßregel oder Bewegung mußte ſich verſpäten oder ward ganz unmöglich.

Obwohl Beaulieu niemals im Gebirge Krieg geführt, ſo hatte er doch richtig erkannt, daß im Gebirge nur das Princip der Offenſive jeder Art zu einem Erfolge, die Defenſive zur ſicheren Niederlage führen müſſe. In der Anwendung kam ihm das Princip entweder abhanden, oder wo er demſelben treu geblieben iſt, die richtige Anwendungsform. Er verſündigte ſich dagegen kraft der Fehler ſeines Temperamentes und kraft der darin begründeten Flüchtigkeit, mit welcher ſein flammender Geiſt über die materiellen oder mechaniſchen, in ihrem peinlichen Detail freilich nicht immer erquicklichen Grundbedingungen des Handelns hinüberſchritt. Bevor ſein ſtrategiſcher Aufmarſch vollendet, bevor er auf die Abwehr einer wahrſcheinlichen Gegenwirkung des durch ihn aufgeſtörten Feindes gerüſtet war, hatte er ſeinen Angriff gegen Voltri eingeleitet, und bevor ſeine Untergenerale im Gebirge ſich orientirt und für den verwickelten Mechanismus des Gebirgskrieges eingerichtet hatten, von ihnen die Offenſive verlangt. Schon am 5 April, bevor Argenteau die neue ordre de bataille ins Werk geſetzt und ſeine neuen Truppen erhalten hatte, drängte er denſelben, ſeine Poſten auf den Kamm des Hauptgebirgsrückens, den die Franzoſen beſetzt hielten, vorzuſchieben. „Es kömmt blos auf dieſelben an, Ihre nun aus eilf Bataillons und zwei Schwadronen beſtehende Diviſion nach Einſicht zu verwenden und zu dislociren, nur verſehe ich mich, daß kein Tag zur Beſetzung der vorpouſſirten Poſten verſäumt werde." Durch ſolche Haſt meinte Beaulieu allenthalben den na-

türlichen Widerstand, welchen die Unvollkommenheit der Dinge und Menschen dem kriegerischen Handeln entgegenstellt, am leichtesten überwinden zu können; er überwand ihn auch, doch nicht weil er seine Ursachen berücksichtigte oder entfernte, sondern weil er sie zertrat. Da er mit seinem Heere so rücksichtslos verfuhr, vernichtete er mit der überwundenen Reibung auch das Instrument. Seine Ueberstürzung schuf aber innerhalb der ursprünglichen Unvollkommenheiten des letzteren neue und von einer andern gefährlicheren Art und steigerte zugleich alle vorhandenen.

Um auch dem nicht militärischen Leser verständlich zu bleiben, müssen wir einen der wesentlichsten Coëfficienten dieser Reibung in ein gewisses Licht zu setzen suchen, — die Ungewißheit, welche über dem Sein und Handeln im Kriege liegt.

Die höchste Einfachheit aller Grundvorstellungen ist die unerläßliche Bedingung einer gewissen Virtuosität des Handelns im Kriege. Je höher die Stellung ist, je größer und complicirter die Maschine und ihr Wirken scheint, um so größeres Bedürfniß wird die höchste Einfachheit dieser Grundvorstellungen. Der Feldherr muß sich seine Armee wie seinen eigenen Körper denken und so leicht und einfach, wenigstens in der Vorstellung, mit derselben bewegen, wie mit den Gliedern seines eigenen Körpers. In der That ist das Heer ein organischer Körper von größerer oder minderer Vollendung, wie der Körper des Menschen. Der Feldherr ist die belebende Seele, sein Kopf in der geistigen Bedeutung und auch in der physischen, doch nur so weit, als seine unmittelbare Wahrnehmung zur Auffangung von Eindrücken durch die eigenen körperlichen Sinne reicht. Weil die Armee aber Räume überdeckt, die seine körperliche Wahrnehmung nicht beherrschen kann, so bedarf er anderer der Riesengröße des Körpers entsprechender Sinneswerkzeuge, um durch ihre Hülfe geistig zu hören, was sein physisches Gehör nicht zu erreichen, und geistig zu sehen, wohin sein Auge nicht zu blicken vermag. Das geistige Auge muß eben Werkzeuge für seine Wahrnehmungen haben und mit ihrer Hülfe die Nebel zerreißen, welche den Riesenleib des eigenen Heeres von allen Seiten umgeben, ebenso wie den Riesenleib des feindlichen Heeres; es muß die unerläßlichen Anhaltspuncte, die Eindrücke der Außenwelt fort und fort in sich aufnehmen können, weil die Ereignisse dieser Außenwelt das eigene Dasein bedingen und weil jener Riesenleib nicht bloß zu vegetiren, sondern gegen diese Außenwelt zu handeln und von ihr zu leiden hat.

Bei dieser Vorstellungsreihe springt von selbst die Wichtigkeit in's Auge, welche sowohl in der objectiven Richtigkeit dieser Wahrnehmungen als in der Schnelligkeit und Sicherheit liegt, mit welcher dieselben von der Peripherie des Körpers zum Sitze der Seele gelangen. Je vollkommener das Auge, je schärfer das Ohr, je feiner der Nerv, um so deutlicher wird die

Wahrnehmung, und je geübter der Geiſt, um ſo klarer die Vorſtellung. Hier ſtößt man auf einen Maßſtab, welcher den ungeheuren Werth der individuellen Tüchtigkeit innerhalb eines Heeres wenigſtens ahnen läßt. Je thätiger, je gebildeter, kraftvoller und gemüthsfriſcher die Untergenerale ſind, um ſo reichlicher werden die Nachrichten aus der nebelhaften Außenwelt fließen, um ſo zuverläſſiger werden dieſelben ſein, und des Feldherrn geiſtiges Auge wird um ſo ſicherer in Räume ſchauen, die er körperlich nicht überblicken kann. Den Pulsſchlag ſeiner entfernteſten Gliedmaßen, innerhalb der am weiteſten vorgeſchobenen Abtheilung wird er meſſen und gleich der Vorſehung über das Ganze wachen können.

Der Proceß zwiſchen der Wahrnehmung durch die Sinne und der Vorſtellung im Geiſte geſchieht im menſchlichen Körper in faſt unmeßbarer Zeit. Der Menſch bedarf $^1/_{10}$ bis $^1/_6$ Secunde zu einer deutlichen Wahrnehmung nebſt der ihr entſprechenden Vorſtellung. Dieſer verſchwindende Zeitraum ſchwillt aber innerhalb des Rieſenleibes eines Heeres zu rieſigen Proportionen an. Je größer dieſelben werden, um ſo weiter bleiben die Vorſtellungen des Feldherrn von den Dingen in und außerhalb ſeines Heeres hinter der thatſächlichen Wahrheit des Augenblicks zurück und um ſo weniger können ſeine Entſchlüſſe aus dem wahren Bedürfniß der momentanen Lage entſpringen. In dem nämlichen Verhältniß ſteigern ſich alle Diſſonanzen zwiſchen Idee und That. Die Wichtigkeit des inneren Dienſtmechanismus, des Benachrichtigungs- und Correſpondenzdienſtes wird deshalb zu einer nicht geringeren Hauptbedingung, als die Richtigkeit der Wahrnehmung ſelbſt oder die Richtigkeit des auf ihrem Grunde gefaßten Entſchluſſes. Je ſchneller dieſer Mechanismus arbeitet, je näher ſein Mittheilungsvermögen an die Blitzesſchnelligkeit der Nerven heranreicht, um ſo zutreffender wird die Vorſtellung des Feldherrn von dem augenblicklichen Zuſtande ſein, und um ſo zweckmäßiger die Handlung.

Dieſer geläufige Mechanismus der Mittheilung zwiſchen dem Feldherrn und den äußerſten Truppen iſt aber nirgends unentbehrlicher als im Gebirge.

Im Gebirgskriege iſt der Vertheidiger mehr oder weniger zur Vertheilung der Kraft verführt und jeder untergeordnete Theil derſelben erhält in der Regel ſeine beſondere Aufgabe. Der Vertheidiger beſetzt alle Zugänge, weil der Feind bei einem jeden hereinbrechen kann. Weil der erſtere aber Alles beſetzt, ſo folgt daraus keineswegs, daß der Angreifer auch Alles angreifen müſſe. Dieſer beſitzt die volle Freiheit des Angriffspunctes; ſie geſtattet ihm, nur Einen Punct anzugreifen und ſeine ganze Streitkraft zu Einer Geſammtwirkung zu vereinigen. Der Angreifer faßt deshalb beim Angriffe eines Gebirges nicht den einzelnen Poſten, er faßt das ganze Vertheidigungsſyſtem des Gegners in's Auge, mißt danach ſeine Kraft ab und führt ſei-

nen Stoß nach Maß dieſer Kraft. Von daher kommt es, daß er mit erdrückender Uebergewalt vor dem angegriffenen Poſten erſcheinen kann und denſelben natürlich auch leicht überwältigen wird.

Dieſe Ueberlegenheit des Angriffes über die Vertheidigung im Gebirge dauert jedoch nur während einer beſtimmt zugemeſſenen Zeit und verſchwindet von dem Augenblicke an, in welchem die Action begonnen hat. Sind die Kräfte des Angreifers einmal in einer beſtimmten Aufgabe engagirt, in die langen und engen Thaldefileen verwickelt, ſo iſt der Vertheidiger im Stande, ihm nun ſeinerſeits in der nämlichen Weiſe entgegenzutreten, ſeinerſeits auch durch den Angriff mit ſeinen Reſerven und herbeigerufenen Nebenpoſten auf deſſen Front, Flanke und Rücken zu wirken und mit Einem Schlage alle die Vortheile wieder zu gewinnen, welche der erſte Anfall dem urſprünglichen Angreifer gegeben hatte.

Eine ſolche active Vertheidigung ſetzt jedoch eine darauf berechnete urſprüngliche Vertheidigungsſtellung und ein überaus geläufiges Syſtem der Benachrichtigung über die feindliche Bewegung, über die Entwickelung der gegneriſchen Abſichten und eine ununterbrochene und ſchnelle Verbindung mit allen vereinzelt aufgeſtellten Truppen, mit allen Reſerven, gegen die vorderſten Linien, gegen die Flanken und nach allen Seiten voraus, um alle Truppen aus allen Neben- und benachbarten Thälern raſch zu einer Geſammtwirkſamkeit vereinigen zu können.

Heutzutage iſt es damit durch den Feldtelegraphen eine leichte Sache; damals jedoch mußte man ſich durch Organiſirung eines Poſtencurſes und eines Alarmſyſtemes behelfen. Für die Einrichtung dieſes unentbehrlichen Mechanismus war jedoch erſt außerordentlich wenig geſchehen. Bis 5 April war nur ein Cavallerie-Ordonnanzcurs auf der Haupt-Communication zwiſchen Aleſſandria und Rocchetta bei Cairo mit FML. Provera organiſirt; von da ab bis in Colli's Hauptquartier wurde dieſer Dienſt gar nur durch Infanterie beſtritten. Abzweigungen ins eigentliche Gebirge und an die in Seitenthälern ſtehenden Abtheilungen, die ſo überaus nothwendig geweſen wären, beſtanden gar nicht. General Argenteau beſaß keinen Diviſionsſtab und keine Organe; er mußte ſelbſt recognosciren und ſich mit dem Detail des täglichen Dienſtes befaſſen. Er hatte bis zum 10. kaum die Muße gefunden, nur erſt die Aufſtellungspuncte für einige wenige Alarmſtangen zu ermitteln, und von einer Vollſtändigkeit des Alarmſyſtems konnte in keiner Weiſe die Rede ſein. Beaulieu's Ungeduld ließ dazu keine Zeit, ſie trieb ihn vorwärts wie ſein Verhängniß, ſich an der Unmöglichkeit zu zerſchmettern. Am 8. erneuerte er ſeinen Befehl an Argenteau vom 5. — Faites visiter d'abord par patrouilles les postes de Montenotte jusqu' à ce que vous croyez avoir à portée assez de forces pour occuper ce poste important, qui me tient

fortement au coeur; faites vos speculations, mais songez que l'attaque a toujours un tiers d'avantage tout au moins, et préparez vous même votre disposition. Am 8. beherrſchte, wie man ſieht, doch noch Rückſicht wenigſtens auf die unmittelbaren Chancen des Erfolges die Weiſung des ſtürmiſchen Feldherrn, aber ſchon am folgenden Tage war auch dieſe Bedingung vergeſſen und unter allen Zeichen des Verdruſſes gab er Argenteau den Auftrag, „ohne Rückſicht auf die Stärke oder Schwäche, ſeine Poſten ſo weit vorzupouſſiren als nur immer möglich", um die Verbindung mit dem in und vor Maſone ſtehenden Oberſt Vukaſſovich zu unterhalten und den Angriff auf Voltri zu erleichtern. Da Argenteau noch immer zögerte, weil doch noch ſo vieles unvollendet war, ſo kam am 9. bereits ein ganz entſchiedener Verweis. „Uebrigens ſehe ich mich genöthigt, Ew. Hochwohlgeboren mein Mißvergnügen über die ſo lange beibehaltene defenſive Stellung an den Tag zu legen und halte mich nur mit der Verſicherung getröſtet, daß Sie nach Ihrer Einſicht und angeborner Thätigkeit ſelbe ins Offenſive zu überſetzen nicht länger anſtehen werden. — — Nun empfehle ich nochmals zur Vorpouſſirung Ihrer Truppen keinen Augenblick zu zögern und morgen (10 April) mit Anbruch des Tages ganz zuverläſſig vorzurücken und eine ſolche Stellung zu nehmen, welche die Bemeiſterung von Montenotte nach ſich zieht. Die Bataillone müſſen ſo viel als möglich beiſammen bleiben und dürfen nur im größten Nothfalle in Compagnien zerriſſen werden."

Der Zweck dieſer Bewegung, wie Beaulieu ſich denſelben dachte, war alſo die Zurückgewinnung des Apenninen-Hauptkammes bis Montenotte und eine gleichzeitige mittelbare Wirkſamkeit zur Erleichterung des gegen Voltri beabſichtigten Schlages.

Einer ſo bündig formulirten Weiſung war nicht länger auszuweichen, und mit einem fühlbaren inneren Widerſtreben entſchloß ſich Argenteau zu dem Unternehmen.

Seit dem 3 April war dieſem General durch die Streifpartien der Kroaten und durch die Mönche aus Cairo bekannt, daß die Franzoſen in nicht unbedeutender Stärke bei Montenotte ſtänden. Er veranſchlagte dieſe auf höchſtens 2000 Mann. Auf dieſer Grundlage traf er ſeine Dispoſitionen und zog am 10. ſeine Truppen in folgende Stellung zuſammen:

1 Bataillon (1 Karlſtädter) in Saſſello und vorwärts,
3 Bataillons (Preyß, Toscana, Brechaineville) bei Saſſello,
2 Bataillons (E. H. Anton) in Mioglia und Squanetto,
1 Bataillon (Terzy 3) in Malvicino, Ponzone und Murbello,
1 Bataillon (Stain) in Dego und Rochetta del Cairo,
1 Bataillon (Pellegrini) in Cairo,

1 Bataillon (Alvintzi) in Pareto,

1 Bataillon (Terzy 1) in Acqui.

Die Husaren-Division (Erdödy) war im Ordonnanzdienste auf der Linie zwischen Alessandria und Rocchetta del Cairo in kleinen Detachements aufgelöst und hatte für das Schlachtfeld keine Abtheilung verfügbar. Die Artillerie Argenteau's war großen Theils noch unterwegs, ein Theil war bei FML. Provera, und er besaß nicht ein einziges Geschütz.

Während Argenteau am 10. seinen Angriff vorbereitete, hatte Beaulieu den seinigen auf Voltri bereits begonnen.

Oberst Vukassovich mit 4 Bataillons (1 Karlstädter, 1 Alvintzi, 2 W. Colloredo) rückte bei Tagesanbruch von Masone und Campofreddo über Rocca del Dente; General Pittoni mit 4 Bataillons, 4 Compagnien und 2 Schwadronen (1 Terzy, 1 Nadasdy, 2 Reisky, 4 Compagnien Szluiner, Mezaros Uhlanen) von der Bocchetta über Campo Masone, S. Pietro d'Arena gegen Voltri. Aus allen Stellungen wurde der Feind, die Brigade Cervoni der Division Laharpe, vertrieben. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Pittoni lagerte bei Sestri und Voltri, Vukassovich auf den Höhen oberhalb dieser letzteren Stadt. Cervoni räumte unter dem Mantel der Nacht seine letzte Stellung von Voltri und vereinigte sich bei Savona mit dem Gros der Division.

Beaulieu, welcher diesen Angriff persönlich geleitet, fand am nächsten Morgen den Ort geräumt. 8 Officiere und 145 Gefangene nebst einigem Proviant waren die Trophäen. Rittmeister Graf Radetzky, welcher im Generalstabe des Hauptquartieres diente, hatte sich dabei hervorgethan.

Es ist schwer, sich von der Aufstellung des Restes der Armee Beaulieu's, d. i. 16 Bataillons und 16 Schwadronen, an diesem Tage eine klare Vorstellung zu machen. 2 Bataillons (Lattermann) waren auf dem Marsche nach Visone, 1 Bataillon (Reisky) nach Rivalta da Bormida zur Unterstützung Argenteau's, doch beide noch 3 und 4 Märsche von diesem entfernt; 1 Bataillon (Deutschmeister) war noch zwischen Acqui und Alessandria und 3 Bataillons (Thurn) in Alessandria, 2 Bataillons (Strassoldo) zu Casteggio, 2 Uhlanen-Schwadronen (Mezaros) und 2 Husaren-Schwadronen (E. H. Josef) in der Lombardei auf dem Marsche nach Pavia. Der Rest, 8 Bataillons und 12 Schwadronen, dürfte theils als Reserve des Angriffes auf Voltri zwischen Pozzolo Formigaro und der Bocchetta, theils noch jenseits des Po gestanden sein.

Von den bei der Armee angestellten Generalen waren nur Argenteau, Sebottendorf, Pittoni, Rukavina, Nicoletti und Schubirtz dienstbar; FML. Colli hatte im Ganzen nur zwei Generale, wovon einer krank, der andere

gebrechlich war und klagte am 10. über den ſchwankenden Stand ſeiner eigenen Geſundheit.

Man ſieht, Beaulieu hatte ſeine Operationen begonnen, bevor er ſeine Verhältniſſe zurechtgelegt und auch ſeinen zögernden Untergeneral zum Angriff getrieben, bevor dieſer ſich im Gebirge eingerichtet, ſeinen Dienſt organiſirt und ſein Geſchütz erhalten hatte.

Am 11 April ſetzte ſich endlich Argenteau gegen Montenotte in Bewegung. Er hatte zu dieſer Unternehmung folgende Truppen beſtimmt:

1 Bataillon (Pellegrini) aus Cairo,
2 Bataillons (E. H. Anton) aus Mioglia und Squanette,
1 Bataillon (Alvintzi) aus Pareto,
1 Bataillon (Stain) aus Dego und Rocchetta del Cairo,
1 Bataillon (Terzy 3) aus Malvicino, Ponzone und Murbello.

Seine Abſicht war, mit dieſen Truppen Montenotte zu nehmen und ſobald dieſe Stellung geſichert, den Oberſten Lecſenyi, der mit 4 Bataillons (Terzy, Brechaineville, Preyß und Toscana) bei Saſſello ſtand, auf den Hauptgebirgskamm vorzuſchieben, et alors nous occuperons toute la crête qui de la Bocchetta va se perdre vers Carcare. Zur beſonderen Verſtärkung erbat ſich Argenteau noch 7 Compagnien des Freicorps Gyulai von FM. Provera, wovon er 3 gegen Montenotte nahm. J'avais soins aussi, berichtete er an Beaulieu, de me conserver une reserve, ne fusse-t-elle que les quatre compagnies (Gyulai), qui sont destinées à occuper le poste important de Dego.

Wegen Mangelhaftigkeit des Benachrichtigungsdienſtes hatte das Bataillon in Ponzone den Marſchbefehl um 24 Stunden zu ſpät und zwar am 11. Abends erhalten, und konnte das Schlachtfeld erſt am 12. bei Tagesanbruch erreichen.

Dieſe Macht belief ſich jedoch nicht ganz auf 3000 Mann; die Bataillons hatten kaum die halbe Kriegsſtärke. So zählten die 2 Bataillons Erzherzog Anton im Ganzen nur 910 Gewehre. Nichts von Cavallerie außer einigen Stabsdragonern folgte den Truppen und die Artillerie traf erſt am 11. Abends in Dego ein. Zwei deutſche Meilen von Dego ſtanden 4 Bataillons unter Provera in Salicetto und Camerano; Colli in den Lagern von Ceva (mit 8 Bataillons), Piagera (6 Bataillons) und bei der Bicocca (3—4 Bataillons) mit Avantgarden zu Murialdo, Terra bianca und zwiſchen der Mongia, dem Caſotto und der Corſaglia, auf 4, 5 und 7 Meilen Entfernung.

Der Abmarſch der Truppen aus Cairo, Rocchetta del Cairo und Dego hatte nicht nur die Verbindung der kaiſerlichen Armee mit den Truppen Provera's entblößt, ſondern auch, weil letzterer in dieſe Bewegung nicht hineingezogen worden war, die rechte Flanke der Bewegung auf Montenotte.

Dieſer ganze Raum blieb nicht einmal beobachtet. Unbemerkt konnte der Feind ſich hineinſchieben und den Truppen Argenteau's den Rückzug auf Dego verlegen. Bloß Provera kannte die Bewegung des letzteren, aber er blieb unthätig und ſchien ſie ignoriren zu wollen; Colli ahnte nichts davon. Erſt am 12. Nachts kam ihm die erſte Verſtändigung durch Beaulieu.

Um 3 Uhr Morgens war Argenteau aus Pareto aufgebrochen. Bei Giusvalla vereinigte er ſich mit den Truppen aus Mioglia, Squanetto und Pareto (3 Bataillons). Carpazzo war allgemeiner Sammelpunct für die Truppen aus Dego und Cairo (2½ Bataillons), die unter General Rukavina bereits auf der Einſattelung des Monte Caſtlas ſtanden. Unbeläſtigt drangen die beiden Colonnen bis in das Thal vorwärts Montenotte inferiore. Dort ſtieß Rukavina auf einige Hundert Franzoſen der 21. Halbbrigade, die der chef de brigade Rampon aus Cadibona gegen jenen Ort auf Recognoscirung ausgeſendet hatte und trieb dieſelben vor ſich her und gegen Montenotte ſuperiore. Argenteau detachirte 2 Compagnien (E. H. Anton) in ſeine linke Flanke durch das Geſtrüpp über das Thal hinüber, um einige franzöſiſche Abtheilungen von der Höhe Crocetta (Rocca di Crei) zu verjagen. Auf andere Höhen poſtirten ſich einige Compagnien Stain und blieben als Reſerve ruhig unter Gewehr. Der Reſt dieſes Bataillons, die Compagnien Gyulai und die Avantgarde Argenteau's blieben in einem ſtetig vorwärtsſchreitenden Gefechte. Der Gegner wich bis auf den Monte Prà und als Argenteau durch einen Flankenangriff ſogar deſſen Reſerven erreichte, in ſeine Verſchanzungen auf dem benachbarten Gipfel des Monte Negino.

Dieſer iſt ein hoher, ſteiler und ziemlich iſolirter Kegel, 720 Metres über der Meeresfläche mit überaus ſchroffen Böſchungen und mit Monte Prà durch eine tiefe Einſattelung verbunden. Die Verſchanzungen ſelbſt waren im Laufe des vorjährigen Feldzuges von den Kaiſerlichen aufgeworfen worden und ſeitdem durch die Franzoſen vervollſtändigt. Am 11 April bildeten ſie ein vollſtändiges Vertheidigungsſyſtem. Der Kern lag auf dem höchſten Theile der Kuppe; es war ein unregelmäßiges Fünfeck von beiläufig 400 Metres Umfang, mit Graben auf allen und Wolfsgruben auf dreien ſeiner Seiten. Den einzigen Zugang vom Norden, d. i. vom Monte Prà, ſperrten auf dem ſchmalen Grate der Einſattelung, in einer Entfernung von 130 Schritten von der Hauptſchanze, zwei nahe hinter einander liegende Fleſchen, den Zugang vom Süden wehrte, etwas tiefer liegend und bei 250 Schritte entfernt, eine kleine Redoute, die zwar einen Graben, doch keinen Rückenſchutz beſaß, weil ein hervortauchender Felsblock dem Angreifer bis auf Piſtolenſchußweite gedeckte Annäherung erlaubte. Die Hauptredoute, an dieſer Seite ganz unangreifbar, war hier ihr beſter Schirm. Alle Abhänge dieſes Gebirgsrückens ſind kahl und außerordentlich ſteil, jene des Monte Negino

ſelbſt auf drei Seiten ganz unerſteiglich und bloß auf dem ſchmalen Grate vom Monte Prà zu erklimmen; endlich konnten alle Seiten durch das Feuer der Verſchanzung kräftigſt beſtrichen werden.

Der chef de brigade Forneſy hielt dieſe Schanzen ſeit einigen Tagen mit 2 Bataillons der 1. leichten Halbbrigade beſetzt; das 3. Bataillon lagerte eine halbe Stunde thalabwärts als Reſerve am Abhange gegen Madonna della Savona. Ein Bataillon der 21. Linien-Halbbrigade hielt den Palazzo Doria, ein weitläufiges verlaſſenes Gebäude, unterhalb des Monte Regino und auf ſtarken Gewehrſchuß von der Hauptredoute; die zwei anderen Bataillons dieſer Halbbrigade bivouakirten zu Cadibona eine ſtarke halbe Meile vom Monte Regino. Die 2 Bataillons Forneſy's werden von Bonaparte auf 1500 Mann angegeben und die im nahen Bereiche der Schanzen ſtehenden 4 können alſo auf 2900—3000 Mann geſchätzt werden.

Gegen 1 Uhr Mittags hatte Argenteau die Verſchanzungen erreicht und ließ ſie auf dem Grate von Monte Prà her ſofort angreifen. Der erſte Anlauf wirft den Feind aus der nächſten Fleſche, aber die Bewegung kommt jedesmal ins Stocken, ſobald ſie an die zweite hinaus zu gelangen ſtrebt. Vergeblich müht ſich die wackere Truppe an ihrer Aufgabe ab; ihre Bravour kann den Mangel des Geſchützes, namentlich der Haubitzen nicht erſetzen. Dennoch mag ſie von dem ſo hoffnungsreich begonnenen Werke nicht laſſen und ſtößt ſich bis zum Spätabende an der Unmöglichkeit blutig ab. Das vereinigte Feuer der Fleſche und der Sternſchanze war unter den gegebenen Localverhältniſſen nicht zu überwältigen. Ueber 11 Stunden hatte das Gefecht gedauert. FML. Argenteau zieht ſeine Truppen auf den Monte Prà, wo ſie die Nacht über, in mehrere Treffen aufgeſtellt, unter den Waffen bleiben.

Argenteau empfand die Unbehaglichkeit ſeiner ungemein ausgeſetzten Stellung. Faſt ohne Verbindung mit dem großen Reſte der Armee und außer dem Bereiche durch ſie unterſtützt zu werden, ſah er ſich einer halbbegonnenen Aufgabe gegenüber, deren gänzliche Vollendung ſeine beſchränkten Kräfte augenſcheinlich überſchritt. Wenn Ueberraſchung und ein entſchloſſener erſter Anfall dazu am 11. nicht hingereicht haben, würden ſie am 12. wohl ausreichen können, nachdem der Feind vorbereitet und auf die Erneuerung des Angriffes gefaßt iſt? Argenteau wußte, daß der Feind ſeiner Unterſtützung viel näher ſtehe, als er der eigenen, und daß die rechte Flanke der Stellung am Monte Prà gefährdet werden könne. Gleichwohl wagte er es, aus Scheu vor dem unwirſchen Feldherrn, nicht, auf eigene Verantwortlichkeit den einzigen Entſchluß zu faſſen, welchen die Lage gebot, und beſchränkte ſich darauf, den Bericht von dem Zuſtande der Dinge in's Hauptquartier abzuſenden. Voltri, wo er am 11. den Feldherrn vermuthen mußte, iſt von Montenotte gegen fünf Meilen entfernt, die auf den allerſchwierigſten Bergpfaden zurückgelegt

werden müſſen. Am 12. Morgens hatte das Schreiben Argenteau's dieſen Ort erreicht, — als Beaulieu bereits nach Acqui aufgebrochen war, ſo daß er erſt am 12. Mittags die Verhältniſſe kannte, in welchen ſich vor 19 Stunden ſein Unterfeldherr befand. Obwohl am 10. Abends der Angriff auf Voltri als entſchieden zu betrachten und am 11. bei Tagesanbruch zweifellos entſchieden geweſen war, ſo kannte Argenteau den Ausgang in der Nacht und ſelbſt am nächſten Morgen noch nicht. Die Hoffnung, daß die mittelbaren Folgen deſſelben ſeinem Angriffe auf Montenotte zu Hülfe kommen würden, war der Grund, welcher ihn zum Ausharren am Monte Prà bewog. Im Gefühle der Nothwendigkeit von Unterſtützung durch friſche Truppen und beſſerer Sicherung der rechten Flanke ſandte er während der Nacht einen Officier an Oberſt Lecſenyi nach Saſſello, damit dieſer 1 bis 2 Bataillons zur Deckung der linken Flanke auf die Crocetta detachire. Das aus Malvicino erwartete Bataillon (Terzy 3), das in der Nacht Squanetto erreicht hatte, wurde auf den Monte Caſtlas rechts rückwärts der Stellung am Monte Prà gezogen, „um dem von Carcare, Madonna del Monte oder Cadibona allenfalls vorrückenden Feinde die Tête bieten zu können.“ Mittlerweile deckte ſich Argenteau gegen dieſe Seite durch 2 Compagnien (Stain), welche eine Viertelſtunde vorwärts in die rechte Flanke vorgeſchoben wurden. — —

Am 5 April hatte Bonaparte ſein Hauptquartier nach Albenga verlegt. Obwohl er bei ſeiner Armee erſt an dem Tage eingetroffen war, an welchem Beaulieu ſeine Bewegung bereits begonnen, ſo waren ſeine Vorbereitungen innerhalb weniger Tage ſo weit vorgeſchritten, daß er am 6. den Angriffsplan unmittelbar ins Auge zu faſſen begann. Dieſer lehnte ſich in den Hauptzügen an die Grundidee der Inſtructionen des Directoriums und beſtand im Weſen darin, die Stellung der Verbündeten an dem Puncte anzugreifen, an welchem die Armeen Colli's und Beaulieu's an einander ſtießen, und zwar zuerſt den rechten Flügel des Letzteren, weil die kaiſerliche Armee unter jedem Geſichtspunct als die Hauptmacht anzuſehen war.

Man ſieht alſo, daß Bonaparte ſchon ſeinem urſprünglichen Plane nach zwiſchen den beiden Bormida's ungefähr auf demſelben Puncte durchzubrechen beabſichtigte, an welchem er am 11. durch Argenteau angegriffen worden war.

Die franzöſiſche Armee zählte 6 active Diviſionen, deren Stärke aus den unentwirrbaren Widerſprüchen aller vorhandenen Quellen nicht zu ermitteln iſt. Die ordre de bataille, angeblich vom 4 April, welche den Mémoires de Massena angehängt iſt, war am 11. über den Haufen geworfen und Stärke der Armee und Eintheilung eine ganz andere. Die hier angegebenen Stärkeverhältniſſe ſind nach den Dispoſitionen Bonaparte's in jenen Tagen zuſammengeſtellt.

Die Division Laharpe, 7—8000 Mann, campirte am 10. vom Monte Negino bis Voltri und Pegli. Ihre Hauptposten im Gebirge waren Monte Negino, Stella, Madonna della Savona und Voltri.

Die Division Massena, 10,000 Mann, campirte bei Quiliano, Noli und Vado. Ihre Hauptposten im Gebirge waren S. Giacomo, Baracon, Cadibona.

Die Division Meynier, 5—6000 Mann, bivouaquirte von Segno bis Melogno; ihr Hauptposten Melogno.

Die Division Augereau, 7—8000 Mann, lagerte bei La Pietra und Loano.

Die Division Serrurier, 14,000 Mann, stand im Thale des Tanaro bei Ormea, Colli gegenüber.

Zur Ausführung seines Planes beschloß Bonaparte die Divisionen Laharpe, Massena und Augereau, also 24—26,000 Mann, die Hälfte seiner Armee, unmittelbar zu verwenden, und 14,000 Mann unter Serrurier der Armee Colli's gegenüber zu lassen. Meynier's Division sollte als Reserve zwischen Melogno und S. Giacomo stehen bleiben, um nach Umständen entweder zu der Action gegen den rechten Flügel Beaulieu's oder zur Unterstützung Serrurier's bei der Hand zu sein. Mit diesen Kräften hielt er sich stark genug, den rechten Flügel der Kaiserlichen durch einen plötzlichen Anfall zu schlagen.

Bereits am 6. wurden alle Details dieses Planes mit Laharpe und Massena verabredet, welchen dabei die Hauptrolle zugetheilt war. Seit diesem Tage hatten alle vorbereitenden Maßregeln einen ganz bestimmten Charakter angenommen. An den Hauptübergängen in die Thäler der beiden Bormida's, bei S. Giacomo, Altare, bei der Capelle Madonna della Savona wurden Vorräthe an Proviant, Fourage, Munition u. s. w. aufgestapelt; die neugeschaffenen, auf der ganzen Küstenstrecke bis Genua zusammengerafften Train-Brigaden vermehrt und in ihrer Organisation vervollständigt. Schon am 6. kannte Bonaparte die Bewegung Beaulieu's gegen die Bocchetta und Argenteau's auf Dego. Die Absichten, welche diesen ersten Regungen der Kaiserlichen zu Grunde lagen, blieben durch einige Tage unklar. Bonaparte beschloß mit seinem Angriffe zurückzuhalten, bis sie in größerer Deutlichkeit hervorgetreten. Noch am 9. beabsichtigte er für seine Person in das Thal des Tanaro zur Recognoscirung der Stellung Serrurier's herabzusteigen. Er gab aber den Plan auf in Folge der Nachrichten, die aus Genua kamen und auf ein unmittelbares Losschlagen gegen die Brigade Cervoni in Voltri schließen ließen. Nur auf der Hochwacht seines Hauptquartiers, wo ein außerordentlich geläufiges Benachrichtigungssystem seine Fäden vereinigte, konnte er die ununterbrochene Fühlung mit dem Gegner bewahren.

Als jedoch am 10. die Brigade Cervoni zur Räumung von Voltri gezwungen und am 11. vom Monte Negino der Angriff Argenteau's gemeldet worden war, hielt er die Dinge reif und den Augenblick zum Losbruche gekommen. Seine Gegner ſah er in zwei entfernte Aufgaben verwickelt. Die Kräfte Beaulieu's, die bei Voltri und auf der Bocchetta ſtanden, waren von Montenotte mindeſtens vier- bis fünfmal ſo weit entfernt als die Hauptmacht Bonaparte's. Unter ſolchen Umſtänden glaubte er des Sieges völlig gewiß zu ſein, mittelſt Anwendung ſeines hauptſächlichſten Kunſtſtückes, der Herſtellung einer relativen Ueberlegenheit auf jenem Puncte, auf welchem er zu ſchlagen gedachte.

Zu dieſem Ende werden folgende Dispoſitionen gegeben.

Maſſena erhält Befehl, die Brigade Dommartin ins Thal der öſtlichen Bormida auf die Höhen vorwärts Montefredo zu ſchicken, und dieſelben vor Mitternacht zu beſetzen. Mit der Dämmerung ſei der Marſch auf Carcare fortzuſetzen, und dieſer Punct vor acht Uhr Morgens zu erreichen. Die Beſetzung Montefredo's habe General Dommartin durch einen Generalſtabsofficier in das Hauptquartier nach Altare melden zu laſſen.

Die Brigade Joubert der Diviſion Maſſena wird beauftragt, auf dem kürzeſten Wege nach Altare zu marſchiren, dort Abends um 7 Uhr einzutreffen und ihre Ankunft durch einen Generalſtabsofficier in das Hauptquartier nach Savona berichten zu laſſen.

Die Brigade Menard endlich wird befehligt, aus Quiliano, Baracon, Cadibona nach Altare aufzubrechen.

Die Abſicht iſt, den Gegner mit dieſen Truppen zwiſchen Carcare, Altare und Montenotte von ſeinem Rückzuge nach Dego abzuſchneiden.

Die Diviſion Laharpe wird beordert, am 12. eine Stunde vor Tagesanbruch in der Stellung von Monte Negino einzutreffen, 1 Bataillon bei Madonna della Savona in Reſerve zu laſſen, um daſſelbe erforderlichen Falles in die Redoute am Monte Occulto zu werfen, wenn ſich der Gegner zwiſchen Altare und Monte Negino hindurchdrängen wollte. Ce dessein n' est pas probable, mais il est prudent de le prévenir.

Augereau's Diviſion hatte ſchon auf die erſte Nachricht von dem Kampfe bei Montenotte gegen Mittag Befehl erhalten, vier auserleſene leichte Schwadronen auszuwählen und ſich in Marſchbereitſchaft zu ſetzen. Um 8 Uhr Abends erfolgte das Aviſo zum Aufbruch mit der Weiſung, augenblicklich über S. Giacomo auf Mallare zu rücken und dort vor Mitternacht einzutreffen, am nächſten Morgen 5 Uhr früh die Bewegung über Carcare auf Cairo fortzuſetzen und auf den Höhen der linken Flanke gegen Celli und Provera Stellung zu nehmen. Die Brigade Dommartin werde auf den Höhen von Montefredo nächtigen. Mit dieſer ſei die Verbindung zu unterhalten, mit dem Hauptquartier in Altare aber fleißig zu correſpondiren.

Von den Grundzügen dieſer Dispoſitionen wird endlich auch Serrurier in Kenntniß geſetzt mit dem Beiſatze: Vous devez de votre côté faire des démonstrations qui puissent inquiéter l'ennemi sans exposer vos troupes. — Demain nous attaquerons l'ennemi sur tous les points de la droite. Il est possible qu'après demain nous soyons de votre côté. Tenez-vous prêt à exécuter tous les mouvements qui pourront vous être ordonnés.

In der Natur der Zwecke Beaulieu's und Bonaparte's zeigt ſich ein gründlicher Unterſchied. Der erſtere ſuchte bloß nach localen Erfolgen, der letztere nach einem entſcheidenden Siege; jener nach Bodengewinn, dieſer nach Trophäen und Vernichtung der feindlichen Kraft; jener mit untergeordneten Kräften Verſchiedenes, dieſer mit geſammelter Kraft Eines. Allenthalben ſtieß ein ſchwacher Entſchluß mit einem ſtarken zuſammen; es war deshalb unumgänglich, daß ein ſolcher Zuſammenſtoß eine Reihe gewaltiger Reſultate hinterlaſſen mußte.

Bei Einbruch der Dunkelheit eilt Bonaparte mit Berthier und dem Commiſſar Salicetti über Savona auf den Kamm des Apennins und gegen Altare. Unterwegs ſtößt er auf Maſſena, der mit einem Theile ſeiner Diviſion das Gebirge hinaufſteigt, und bleibt nun bei deſſen Colonne. Ein dicker Nebel wälzte ſich träge über die Abhänge und machte die Gegend zu einem trübſeligen Meer. Als gegen zwei Uhr nach Mitternacht die Rapporte Augereau's und Dommartin's in Altare eingelaufen waren und nichts muthmaßen ließ, daß Colli oder Provera ſich rührten oder auch nur die raſche Bewegung der Franzoſen ahnten, brachen Joubert und Menard gegen Flanke und Rücken der Stellung Argenteau's am Monte Prà auf; Menard auf dem Grate gegen den Monte Caſtlas, Joubert durch das Thal von Ferraria auf Montenotte inferiore. Auch die urſprüngliche Dispoſition Dommartin's ſcheint damals eine Aenderung erfahren zu haben und dieſe Brigade ebenfalls der Bewegung Joubert's angeſchloſſen worden zu ſein.

Die Diviſion Laharpe hatte ſich um ein Uhr nach Mitternacht mit den Brigaden Cauſſe und Cervoni in Marſch geſetzt; beim Palazzo Doria vereinigte ſie ſich mit der 1. und 21. Linien-Halbbrigade und vier Geſchützen, welche Maſſena Abends vorher auf den Monte Regino in Marſch geſetzt hatte. Nachdem Laharpe ein Detachement durch die Schlucht des Monte Graſſo in die linke Flanke Argenteau's geſendet, erſtieg er gegen ſechs Uhr die Hauptredoute. —

Seit zehn Uhr Abends hatte der Nebel die feindlichen Lagerfeuer von Cadibona, Baracon, Madonna della Savona und Savona verhüllt. Gegen drei Uhr Morgens fiel ein ſtarker Regen und bei Tagesanbruch war die Nebelhülle viel dichter geworden als je Nachts vorher. Man ſah nicht auf

zwanzig Schritte. Oberſt Lecſenyi hatte mittlerweile das Bataillon Preyß aus Saſſello auf die Crocetta links rückwärts der Stellung am Monte Prà detachirt; auch das Bataillon Terzy war aus Squanetto angelangt und hatte ſich ſeit fünf Uhr Morgens unter Oberſt Stadler mit vier Compagnien unterhalb des Monte Caſtlas am Grate gegen den Monte S. Giorgio neben den daſelbſt ſeit dem Vorabend aufgeſtellten zwei Compagnien (Stain) poſtirt, zwei ſeiner Compagnien zur Flankendeckung am Kogel Caſtlas zurücklaſſend. Auf eine Entfernung von beiläufig drei Viertelſtunden ſtanden zwei Bataillons Erzherzog Anton am Monte Prà; gerade vor ihnen ein Bataillon Alvinzi unter Generalmajor Rukavina und tiefer auf der Einſattelung gegen den Monte Negino in einem Treffen vier Compagnien Stain und ein Bataillon Pellegrini.

Zwiſchen acht und neun Uhr riß der Nebelſchleier auseinander, die Sonne brach wieder durch, und die Redoute wurde ſichtbar. Feldmarſchall-Lieutenant Argenteau erkannte, daß der Feind ſich mindeſtens auf 4000 Mann verſtärkt habe. Es war Laharpe, 7—8000 Mann ſtark, deſſen Reſerven der Berg noch maskirte. Man erblickte nun, wie der Feind mit unſäglicher Mühe Geſchütze in die Verſchanzung hinaufzog. Selbſt ohne eine einzige Kanone, ſah Argenteau ſich genöthigt, ſeine Truppen wenigſtens aus dem Kartätſchenbereich zu ziehen.

Während er dieſe Bewegung ausführen läßt, hat Oberſt Stadler am äußerſten rechten Flügel bemerkt, daß der Feind mit ſtarken Maſſen ſich in ſeiner Flanke zeige. Eine Colonne von 3000 Mann zog auf der Straße von Carcare im Thale von Ferraria aufwärts gegen Montenotte inferiore; eine andere etwas ſchwächere marſchirte auf zwei Fußpfaden, die aus dem Thale hinter den Monte Caſtlas führen; eine dritte zog durch das Thal gerade auf den Monte Caſtlas. Oberſt Stadler ließ augenblicklich dieſen Stand der Dinge Argenteau melden. Die Entfernung bis zu dieſem betrug faſt eine Stunde, und bevor die Befehle Argenteau's zurückgelangen konnten, hatte der Feind, „der mit unglaublicher Schnelligkeit marſchirte," die Stellung des rechten Flügels erreicht.

Jener Nebel, welcher die umgarnende Bewegung des Feindes verbarg und Argenteau's Wahrnehmungen beſchränkte, geſtattet dem Leſer wieder einen Blick auf einen Bruchtheil jener entſetzlichen Reibung, die ſich keineswegs wie in der Mechanik auf einen Punct concentriren läßt, ſondern die überall mit dem Zufalle in Contact bleibt und dann in Erſcheinungen hervortritt, deren Berechnung ſich dem Calculationsgenie ſelbſt eines Newton entzieht.

In dem lebendigen Bewußtſein, daß an die Behauptung des Monte Caſtlas das Schickſal aller anderen Truppen geknüpft ſei, detachirte Oberſt Stadler 2 Compagnien (Stain) rechts, 2 Compagnien (Terzy) rückwärts

zur Deckung ſeines Rückens; 4 Compagnien blieben am Monte Caſtlas dem Feinde in der Front gegenüber. So erwartet der rechte Flügel den Feind. Bald ſtürmte dieſer von allen Seiten heran, und länger als zwei Stunden behaupteten ſich unſere braven Truppen; ja es trat ein Augenblick ein, wo er trotz ſeiner unvergleichlichen Uebermacht von Terzy-Infanterie ganz entſchieden abgeſchlagen ward.

Während ſich hier der Kampf entwickelte, hatte Argenteau die Meldung Stadler's erhalten; auch brachte gleichzeitig ein Bauer die Nachricht, daß der Feind, 5—6000 Mann ſtark, von Cadibona und Altare anmarſchire und bereits ſehr nahe herangerückt ſei. Bald bemerkt Argenteau ſelbſt dieſe Bewegung und giebt ſofort Befehl zum Rückzug en échiquier von Berg zu Berg, den Rückzug eines Bataillons durch ein anderes deckend. Da donnert plötzlich auch vom Monte Negino der erſte Kanonenſchuß und im Rücken vom Monte Caſtlas knattert ein heftiges Gefecht. Allerorten werden nun die feindlichen Heerhaufen ſichtbar. Laharpe ſtürzt an der Spitze ſeiner Diviſion vom Monte Negino herab und fällt mit größter Heftigkeit über das Bataillon Alvintzi her. Der Anordnung gemäß bricht dieſes durch die zunächſt geſtellten 2 Bataillons E. H. Anton hindurch, um deren Rückzug ſeinerſeits durch eine Rückwärtsſtellung zu decken. So geht das Gefecht eine Zeitlang in guter Ordnung fort. Da Argenteau aber aus der zunehmenden Heftigkeit des Feuers in ſeinem Rücken ſchließen muß, daß Stadler ſehr bedrängt werde, ſo ſtellt er ſich an die Spitze des Bataillons Alvintzi und eilt über Felſen und Geſtrüpp zur Unterſtützung deſſelben. Zwei Drittel des Weges waren bereits zurückgelegt, als das Feuer am Monte Caſtlas allmälich erſtarb und ſich zu entfernen ſchien. Argenteau ſchloß daraus, daß Oberſt Stadler unterlegen ſei.

So war es auch. Eine überwältigende Uebermacht hatte dem Feinde reiche Mittel gegeben, jede Schwankung der Wagſchale auszugleichen und endlich über die Tapferkeit der kaiſerlichen Truppen obzuſiegen. Eine ſeiner Abtheilungen war zwiſchen der Diviſion Stain und Terzy in einer Schlucht durchgebrochen und hatte die Stellung im Rücken angegriffen, während andere Umgehungs-Colonnen, über den Rücken des Monte Pracciatto ſteigend, nun ſogar auch in der linken Flanke erſchienen. Die braven Truppen Stadler's fanden ſich plötzlich von allen vier Seiten umringt und das Bajonnet war allein noch im Stande, ihnen einen verluſtvollen Rückzug auf Squanetto zu öffnen.

Nur eine kleine Colonne ließ Maſſena den geſprengten Truppen des rechten Flügels folgen, mit dem großen Reſte rückte er an den Rand des Berges dem heraneilenden Argenteau entgegen. Ein wüthender Kampf entſpinnt ſich von neuem, in welchem das tapfere Bataillon zwar entſetzlich leidet, aber nicht gehindert werden kann, ſich den Rückzug auf Montenotte zu bahnen. Ihm folgt, von

allen Seiten gedrängt, Rukavina mit dem Reſte des Centrums nach. So geht es in fortwährendem Gefechte bis Montenotte inferiore. Aber hier ſteht die Brigade Joubert bereits im Orte und auf allen Höhen. Vergeblich ſind die Verſuche Argenteau's, durch das Dorf durchzudringen. Die Uebermacht iſt zu groß; Joubert, Menard, Dommartin und Laharpe — über 22,000 Mann ſtehen im Kreiſe herum und drohen mit völliger Erdrückung. Gleichwohl gelingt das faſt Unmögliche. Mit einem Theile des Centrums bricht Argenteau ſich endlich Bahn, in einer langen Colonne, Mann hinter Mann auf den ſchwierigſten Fußpfaden und beiderſeits vom Feinde beſchoſſen, durch das Thal des Erro und nach Ponteinorea. Dem unglücklichen General mangelte es dabei weder an Blick noch an Heroismus. Von Zeit zu Zeit ſammelt er einige Mannſchaft und zerſprengt in verzweiflungsvollem Angriffe jede feindliche Abtheilung, die in das Thal herunterſteigt, um ihm den Weg zu verſperren. Da er aber nicht im Stande iſt, die Höhen ſelbſt zu gewinnen, ſo bleibt der Feind im Vortheil und der Rückzug iſt ein verluſtvolles Defiliren in feindlichem Feuer und ein ununterbrochener Kampf.

In Pareto und Mioglia ſammelten ſich die Trümmer dieſer arg mitgenommenen Diviſion. Sie war innerhalb 40 Stunden 14 Stunden marſchirt, 18 Stunden im Kampfe und 8 Stunden in Nebel und Regen unter Gewehr geſtanden.

FML. Argenteau giebt ſeinen Geſammtverluſt zwar auf nur 700 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten an, doch waren am Abend des 12. bei Pareto nur 700 Mann verſammelt, — die Trümmer der 2 Bataillons E. H. Anton, 1 Bataillon Alvintzi und 1 Terzy. Stain und Pellegrini hatten ſich nach Dego durchgeſchlagen. General Rukavina und Oberſt Stadler waren unter den Verwundeten.

Der Bericht, welchen Bonaparte über dieſes Gefecht an das Directorium ſandte, ſtrotzt von Unrichtigkeiten und iſt, um der ganzen Handlung den rechten Schnitt zu geben, tendenziös gehalten, wie alle. Danach hätte Beaulieu am 11. perſönlich und mit 15,000 Mann um 4 Uhr Morgens Montenotte angegriffen. Der chef de brigade Rampon hätte ſeine Leute in der Redoute und mitten im Feuer ſchwören laſſen, de mourir tous dans la redoute, eine Fabel, deren Unwahrheit bereits durch franzöſiſche Federn berichtigt iſt; am folgenden Morgen wären Argenteau und Rukavina verwundet worden; der Verluſt der Kaiſerlichen betrüge zwiſchen 3—4000 Mann und mehr als 2500 Gefangene wären in ſeine Hände gefallen. Man kann ſich hiernach einen Begriff machen, wie die Kriegsgeſchichten ausſehen mögen, die auf Grund ſolcher Schlachtberichte geſchrieben ſind.

Das war der erſte Stoß Bonaparte's. Ohne Mühe war darunter das Spinnengewebe der Stellung Beaulieu's auseinander geriſſen, und keiner der

folgenden Verſuche, ihre Fäden wieder zu verknüpfen, konnte jemals gelingen, weil einem jeden dieſer Verſuche nur ein kleines Ziel gegeben und kleines nur durch kleine Mittel angeſtrebt worden war, wo der Gegner mit großen Mitteln nach ungleich größeren Zwecken jagte und allenthalben das ganze Gewicht ſeiner Energie in die Wagſchale warf.

Als Beaulieu am 12. Mittags in Acqui den Bericht Argenteau's vom Vortage erhalten, war dieſer ſeiner Kataſtrophe bereits erlegen. Eine dunkle Ahnung der Gefahr, in welcher ſein Untergeneral am Monte Prà ſchwebe, erfaßte den Feldherrn. Er begann zu empfinden, daß die Bewegung auf Voltri ein Luſthieb und der Angriff auf Montenotte eine Uebereilung geweſen, ſo lange der ſtrategiſche Aufmarſch unvollendet und die Kraft der Armee zerſplittert war. Aber die Truppen ſeines linken Flügels waren an dieſem Tage noch weit zurück und keine Mittel in der Nähe zu einer directen Unterſtützung Argenteau's. An die Rückberufung deſſelben aus einer gefährlichen Lage und aus einer augenſcheinlich unmöglichen Aufgabe, wie verſpätet ſie damals auch geweſen wäre, dachte er nicht. Auf einem weiten Umwege gelangte er endlich zu einem Entſchluſſe, der ſich ihm doch ſchon am 9. hätte aufdrängen ſollen, und der am 12. Mittags ebenfalls unnütz geworden war. Er wandte ſich an Colli, damit nun dieſer ſeinerſeits „mit dem Auxiliar-Corps (Provera) ſowohl als mit jenem des Königs von Sardinien nicht nur den Feind möglichſt beunruhige, ſondern alle Kräfte aufbiete, denſelben von jenem Poſten (Monte Negino) zu vertreiben, damit wir ſodann vereint und mit Nachdruck denſelben zu verfolgen im Stande ſind." Dabei wird nun Colli ſofort für die möglichen Conſequenzen ſeines Verharrens auf der ſtricten Defenſive verantwortlich gemacht und erneuert beauftragt, von Cairo und Milleſimo „beſonders ſo viel als nur möglich und ſchnellſtens vorzurücken, weil ſonſt alles entſtehende Unglück Ihren rückwärtigen Defenſionslinien zur Laſt gelegt werden müßte."

Dieſe Dispoſitionen wurden bei all ihrer Unklarheit, wie man ſieht, getroffen, ohne daß Beaulieu die franzöſiſche Bewegung während der Nacht vom 11.—12. ahnte, durch welche natürlich die ganze Lage von Grund aus geändert worden war. Während Bonaparte ſich inmitten ſeiner handelnden Truppen befand, war Beaulieu vom Schauplatze der Ereigniſſe zu weit entfernt. In jeder Armee, in welcher, wie damals im kaiſerlichen Heere, Selbſtändigkeit des Urtheils und Entſchluſſes eine ſo überaus ſeltene Tugend war, jeder General zehnmal anzufragen, und ſich nach jeder Richtung gegen die Verantwortlichkeit ſicher zu ſtellen pflegte, bevor er nur einmal zu handeln ſich entſchloß, konnte das Hauptquartier nicht nahe genug bei den handelnden Truppen ſein. Beaulieu hatte dieſe Nothwendigkeit nicht erkannt und that

auch nichts, um wenigstens durch die nachträgliche Organisation und Vervollkommnung des Benachrichtigungsdienstes mit seiner Truppe und dem Feinde in einem ungestörten und dauernden geistigen Contacte zu bleiben. Die Berichte der Untergenerale gelangten verspätet ins Hauptquartier, die Befehle des Feldherrn verspätet an die Untergenerale und jedesmal erst, nachdem die rasch ablaufende Handlung lange bereits über die Bedingungen hinübergeschritten war, welche ihnen zum Grunde lagen. Bald entstand eine vollständige und allgemeine Desorientirung, und die Centralleitung wurde ganz unmöglich. Der Sturmlauf der Ereignisse forderte den einzelnen Befehlshaber zu selbstthätigem Handeln heraus; aber solcher Selbständigkeit entwöhnt, blickte jeder zuerst auf Acqui, fragte wiederholt an, ließ sich zur Handlung drängen vom Feldherrn und vom Feinde, und der innere Widerstand gegen die Verantwortlichkeit nahm dem endlich abgenöthigten Entschlusse den Namen eines solchen.

Die Voraussetzungen, auf welchen jene Dispositionen Beaulieu's sich gründeten, waren von der Lage bereits viel zu weit überholt, um überhaupt noch irgend einen anderen als psychologischen Werth zu haben. Provera war damals übrigens schon außer Stande, sich zu rühren, und Colli hatte 14,000 Mann unter Serrurier in seiner Front, 30,000 Mann unter Bonaparte an seiner linken Flanke. Die Demonstrationen, die Serrurier nach den Dispositionen Bonaparte's vom 11. seit dem 12. Morgens gegen Colli und zur Fesselung desselben ausführen ließ, trafen am Abend mit den Demonstrationen zusammen, die Colli gegen die Stellung Serrurier's und zur Festhaltung desselben auf La Solta ausführen ließ. Beide demonstrirten für dieselben Zwecke, und der Unterschied war nur, daß der Zweck Bonaparte's erreicht und Argenteau bereits vernichtet war, als der getäuschte Täuschende an seinem Täuschungsapparate erst zu rühren begann.

Bonaparte war am 12. bei anbrechender Dämmerung mit seinem Stabe aus Altare auf das Gebirge heraufgeritten und hatte von den Höhen bei Casabianca den Kampf am Monte Castlas eine Zeit lang beobachtet. Als der Ausgang unzweifelhaft schien, eilte er nach Carcare, dem neuen Mittelpunct der Handlung, wohin nun für einige Tage das Hauptquartier verlegt wurde. Die Division Augereau war daselbst eben erst angekommen. Der angestrengte zwölfstündige Nachtmarsch über das Gebirge hatte die Truppen so erschöpft, daß die ursprünglich angeordnete Bewegung auf Caire unterbleiben mußte. Augereau lagerte in der Ebene vorwärts Carcare, Front gegen Cosseria und Caire, und mit ihr später die Brigade Dommartin.

Bonaparte wußte, daß der Sieg von Montenotte in seinem absoluten Resultate wenig zu bedeuten habe, weil er über einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil der feindlichen Kraft errungen wurde, und daß die wahre Bedeutung dieses Theilerfolges bloß in der energischen Ausnützung desselben bis in die letzten Consequenzen enthalten sei. Bei Montenotte war nur die Cordonsstellung Beaulieu's zerrissen worden, und wie unter diesem Schlage die Trümmer der Division Argenteau naturgemäß in der Richtung auf Acqui und das Centrum gewichen waren, so mußte unter einem anderen Schlage der linke Flügel Colli's voraussichtlich gegen Ceva und Turin ausweichen. Nur auf diese Weise war es möglich, eine Reihe kleiner partieller Erfolge zu einer Gesammtbedeutung zusammenzuschweißen, die Trennung beider Armeen zu vervollständigen und jeden einzelnen der kleinen Detailsiege leicht, d. i. mit überlegenen Kräften gegen untergeordnete zu erringen.

Schnelligkeit war selbstverständlich die Grundbedingung des Planes. Hier entfaltete sich nun auch zum ersten Male jene merkwürdige Sturmeile der Handlung, welche den Gegner nicht mehr zu Athem kommen ließ bis er vernichtet darnieder lag, und eine sonst nur äußerst spärlich auftretende Steigerung des Anspruches auf die Leistung des Einzelnen, die mittelst Raschheit der Bewegung den Gebrauch einer Truppe in verschiedenen Aufgaben verlangte, also deren factische Leistungsfähigkeit verdoppelte oder verdreifachte, und in dem Worte: „Der Sieg liegt in den Beinen" ihren bündigsten Ausdruck fand. Sie ist das Hauptprincip der Oekonomie der Kraft.

Bonaparte hatte, wie aus seinem Schreiben vom 11. an Serrurier erhellt, von Haus aus beschlossen, nachdem der Stoß gegen den rechten Flügel Beaulieu's vollführt, sich auf Colli's linken Flügel zu werfen. Er wußte zwar nicht, daß der strategische Aufmarsch des Ersteren noch unvollendet, und Argenteau deshalb isolirt sei, aber er glaubte in der schwerfälligen Methodik seiner Gegner und im Zusammenhalten seiner Kraft hinlängliche Bürgschaft gegen jedes Mißgeschick zu besitzen und ließ nun, um sich gegen Colli zu wenden, die Division Laharpe gegen Argenteau beobachtend stehen, wie er früher Augereau gegen Colli aufgestellt hatte, während Argenteau angegriffen worden war.

Noch als um die Mittagsstunde das Gefecht bei Montenotte in den letzten Zügen lag, ertheilte er die Dispositionen.

Die Division Laharpe erhielt Befehl, die zersprengten Truppen Argenteau's in eine Stellung zu verfolgen, welche gleichzeitig Dego und Sassello bedrohe. Massena werde auf den Höhen zwischen Cairo und Carcare stehen. Laharpe habe diese Stellung des Letzteren entweder persönlich zu recognosciren oder durch einen höheren Generalstabsofficier recognosciren zu lassen. Joubert, Dommartin und Augereau werden sich am 13. zum Angriff auf

Montezemolo wenden, vorausgesetzt, daß der Abendbericht Laharpe's die Disposition nicht ändern sollte.

Die Division Massena wurde befehligt, die Höhen zwischen Cairo und Carcare zu besetzen und letzteren Ort zu brandschatzen. Augereau, Dommartin und Joubert ständen in der Ebene, um am 13. Montezemolo anzugreifen, wenn der Abendbericht Laharpe's diese Disposition nicht ändern sollte. Massena habe deshalb die Stellung der Division Laharpe durch einen höheren Generalstabsofficier recognosciren zu lassen und zur Vermittelung der Correspondenz mit dem Letzteren einen Zwischenposten einzurichten. Tout nous annonce, que la journée d'aujourd'hui et celle de demain compteront dans l'histoire.

Bonaparte hat sich nicht getäuscht. Sie waren die Erstlinge jener erstaunlichen Reihe von Siegen, unter deren Gewicht der Continent weit über ein Jahrzehnd zu seufzen hatte.

FML. Provera, ein tapferer und mit dem Maria-Theresienkreuze ausgezeichneter Officier, hatte am 12 April 7½ Compagnien (Freicorps Gyulai) in Salicetto, 2 Bataillons (Belgiojoso) und 2 Compagnien (Strassoldo-Grenadiere) in Rocchetta di Cengio stehen; 7½ Compagnien (Gyulai) standen nebst seinem ganzen Geschütze theils in Dego, theils waren sie seit dem Gefechte bei Montenotte zersprengt.

Als am 12. Nachmittags 3 Uhr sowohl von der Seite von Dego als von Millesimo und von allen Vortruppen die Meldung kam, daß der Feind in starken Colonnen über Montenotte, Carcare und Biestro vorrücke, sandte er an Colli die Bitte um Unterstützung, weil sich seine ganze Streitmacht, die Detachirung auf Dego abgerechnet, nur auf 1712 Mann belaufe.

In Erwartung der erbetenen Verstärkung zog er die 2 Bataillons aus Rocchetta di Cengio auf den Monte della Pattaria, eine Höhe vorwärts von Cosseria zwischen den beiden Bormida's; er selbst ging mit 7 Compagnien (Gyulai) auf die Höhe bei den Ruinen des Schlosses von Cosseria und stellte die 2 Grenadier-Compagnien zur Verbindung zwischen dem letzteren Puncte und jenem Berge auf. Eine halbe Compagnie sandte er schließlich noch auf die Höhen bei der Capelle S. Lucia zur Beobachtung des von Biestro kommenden Feindes. Er hatte es unterlassen, die in Dego zunächst stehenden Truppen oder FML. Argenteau von dem Anmarsche des Feindes zu unterrichten.

Der Brief Provera's hatte Colli veranlaßt, ein piemontesisches Grenadier-Bataillon zu dessen Verstärkung auf Cosseria und ein anderes auf die Crocetta, einen hohen Berg auf der Straße zwischen Montezemolo und Millesimo, in Marsch zu setzen, die jedoch erst am nächsten Morgen eintrafen. Nichts deste weniger hielt sich Colli durch diese nichtssagenden Maßregeln am rechten Flügel vollkommen gedeckt. Détachez vers le Cairo,

fügte er ſeinem Schreiben aus Ceva vom 12. bei — sur la hauteur de la Pattaria les grenadiers de Belgiojoso avec une division de Gyulai. Si l'ennemi avance vers Cosseria je ferai marcher des autres troupes à Cengio pour vous soutenir. — — Je passe encore demain des troupes vers la Solta pour détourner l'ennemi de Carcare et de Montenotte. Wie die Mehrzahl der Generale jener Zeit hielt Colli, wie man ſieht, einen ſchwachen Druck, eine halbe Drohung gegen eine entfernte feindliche Diviſion für genügend, einen Gegner einzuſchüchtern, der nicht zu drohen, ſondern zu ſchlagen und durch den Schlag den Feind nicht bloß ſich vom Halſe zu ſchaffen, ſondern ihn zu vernichten entſchloſſen war.

Die Vorpoſten Provera's hatten während des Nachmittags fortdauernd mit dem Feinde geplänkelt, der am Abende bis auf eine Viertelſtunde an die Hauptſtellung herangekommen war. Nachts blieben die Franzoſen in folgender Stellung:

Maſſena auf den Höhen gegen Dego und Cairo, Augereau in der Ebene von Carcare, die Brigade Menard auf den Höhen von Bieſtro, die Brigade Joubert in der position intéressante, wie Bonaparte ſie nennt, von S. Margherltta gegen Cairo und Coſſeria. Laharpe erhielt während der Nacht Befehl, durch einen ſchnellen und verſteckten Marſch ſich auf die Höhen von Cairo zu ziehen und durch Unterhaltung großer Lagerfeuer bei Giusvalla den Gegner zu täuſchen. Er ſtand bei Anbruch des Tages in der neuen Stellung.

Mit dem früheſten ordnete am 13. Bonaparte die Vorrückung der Diviſion Augereau, der Brigaden Joubert, Menard und Dommartin gegen die Stellung Provera's an; Laharpe blieb in Reſerve ſowohl für den Angriff auf Coſſeria als für die Stellung Maſſena's gegen Dego auf den Höhen von Cairo. Für die nächſten 24 Stunden, vielleicht noch für länger hielt Bonaparte gegen dieſe Seite ſich zwar ziemlich ſicher, doch wollte er jedenfalls ſich des wichtigen Punctes Dego und der Gegend von Spigno, die er nur von ganz untergeordneten Kräften gehütet glaubte, zuerſt ganz verſichern und gab gleichzeitig Maſſena und einem Bruchtheile der Diviſion Laharpe den Befehl, jenen Ort zu beſetzen und dort, ſowie in Cairo, Contributionen zu erheben.

FML. Provera war merkwürdigerweiſe während der ganzen Nacht und trotz der Nähe des Feindes völlig unthätig geblieben. Sein Geſchütz war mit einem Theile ſeiner Truppen noch in Dego, er hatte es nicht an ſich gezogen; ſeine Munition war unzureichend, er hatte erſt am Morgen nach Montezemolo geſchickt um deren Ergänzung; er hatte es verſäumt, Argenteau von ſeiner Lage zu unterrichten oder ſich auch nur von dem Ausgange des Angriffes auf Montenotte Kenntniß zu verſchaffen. Als die an-

brechende Dämmerung ihm zeigte, daß der Feind während der Nacht nicht, wie er vermuthete, abgezogen sei, sondern sich im Gegentheil noch ganz bedeutend verstärkt habe, sandte er nach Montezemolo, den Posten von seiner Lage zu unterrichten und Munition zu verlangen. .

Augereau rückte mittlerweile mit einer Colonne von ungefähr 4500 Mann und seiner Cavallerie zum Angriffe längs dem Bergrücken vor, der von Cosseria gegen Cairo und die östliche Bormida abfällt; der Rest seiner Division begleitete diese Bewegung in zwei Colonnen, davon eine, 2000 Mann stark, auf der Hauptstraße Carcare - Millesimo; die andere, 1500 Mann, im Thale von Cosseria und mit der Richtung auf die zwischen den Schloßruinen und dem Monte Pattaria aufgestellten zwei Grenadier-Compagnien (Strassoldo). Joubert, 2500 Mann stark, wendet sich von S. Margheritta gerade aufwärts gegen den Monte Pattaria, während Menard, 5000 Mann stark, einen Theil mit der Front gegen Westen stehen lassend, mit dem Reste von Biestro her gegen die Capelle S. Lucia und in den Rücken Provera's langsam heruntersteigt.

Es wurden also auch auf diesem Puncte fast 16,000 Mann zu einer Gesammtaction gegen 1700 Mann ins Gefecht gebracht.

Nachdem Provera's Vortruppen auf allen Seiten schon zurückgedrängt waren, erschien das dritte piemontesische Grenadier-Bataillon, das Colli zur Verstärkung geschickt hatte, doch leider nur 300 Mann stark. Auf der halben Höhe des Schloßberges wurde dasselbe vom Feinde zwar erreicht, konnte aber, durch einen entschlossenen Gegenangriff einiger Compagnien Gyulai unterstützt, an der Vereinigung nicht gehindert werden.

Als Provera bemerkt hatte, daß der feindliche Hauptangriff zunächst sich gegen die 2 Grenadier-Compagnien (Strassoldo) richtete, daß also dieser Punct zum Durchbruch der überaus ausgedehnten Stellung ausersehen sei, ließ er einige Compagnien auf die Flanken der feindlichen Colonnen fallen, während von der anderen Seite Belgiojoso dieses Manöver durch eine gleiche Bewegung unterstützte. Die Uebermacht der Franzosen war aber zu erdrückend, als daß eine von wenigen Compagnien beabsichtigte Gegenwirkung, aller Bravour ungeachtet, einen anderen als momentanen Erfolg hätte haben können, über welchen, nach einer vorübergehenden Stockung, die Handlung ihren naturgemäßen Verlauf weiter nahm. Die Wucht des massenhaft zusammengehäuften Feindes warf die Grenadiere unwiderstehlich von ihrem Posten herab und auf den Monte Cavallo zurück. Die Stellung Provera's war durchbrochen und ungefähr in zwei gleiche Theile getrennt. Von einer Halbbrigade Augereau's in der rechten Flanke, von Joubert in der Front angegriffen, mußten auch die Bataillons Belgiojoso auf die Recchetta di Cengio und Salicette zurückweichen. In der Stellung bei dem Schlosse von Cosseria

ſtanden alſo noch die piemonteſiſchen Grenadiere und 7 Compagnien Gyulai, Alles im Allem 892 Mann.

Dieſen Truppen will, trophäendurſtig, Bonaparte den Rückzug abſchneiden, und ſendet Augereau mit ungefähr 3000 Mann gegen die Grenadiere auf Monte Cavallo im Rücken von Coſſeria. Die Cavallerie und eine ſtarke Reſerve bleiben am Fuße des Berges zur Bewachung der Zugänge; Menard hat die bei S. Lucia ſtehenden Vortruppen zerſprengt und ſchließt nun die Stellung von Coſſeria im Süden ein.

FML. Provera hatte ſehr wohl geſehen, daß der eiſerne Ring der franzöſiſchen Colonnen ihn immer enger umſchließe, und daß ſein Rückzug innerhalb weniger Minuten ganz unmöglich werden müſſe. Aber jeder Gedanke an einen Rückzug lag ihm ferne. In der Ueberzeugung, daß Coſſeria der Schlüſſel der ganzen Gegend innerhalb der beiden Bormida's und das unumgängliche Verbindungsglied zwiſchen den verbündeten Armeen ſei, beabſichtigte er mit Allem, was von ſeinen Truppen noch zuſammenzuraffen war, ſich in die Ruinen des Schloſſes zu werfen, eiligſt eine Bruſtwehr herzuſtellen und dort bis zum letzten Augenblicke in der Gewißheit auszudauern, daß die Behauptung von Coſſeria das einzige Mittel ſei, den Feind eine Zeit lang feſtzuhalten und an Schlägen gegen den Rücken der nicht vorbereiteten Armeen zu hindern.

In der That war dieſer heroiſche Entſchluß von ſeinem Standpuncte durchaus gerechtfertigt. Der Entſatz konnte unmöglich lange ausbleiben. Provera hatte wiederholt den FML. Colli von ſeiner Lage unterrichtet. Montezemolo, wo einige Bataillons lagerten, war nur 2 Stunden, Ceva und Piagera 5—6, Dego $3\frac{1}{2}$ Stunden entfernt. Die Kataſtrophe, welcher mittlerweile Argenteau erlegen, ahnte er nicht im Traume, und rechnete im Gegentheile auf deſſen kräftige Unterſtützung, wenn die Hülfe Colli's unzureichend bleiben ſollte. Demgemäß vereinigte er ſeine noch bei Coſſeria ſtehenden Truppen in den Ruinen des Schloſſes bis auf wenige Abtheilungen, beſtimmt den Feind außerhalb zu necken. Es fehlt zwar jedes Schanzzeug; aber er hilft ſich, indem er die herumliegenden Trümmer auf den gefährlichſten Seiten zu einer Bruſtwehr zuſammentragen, auf andern in Bereitſchaft halten läßt, um ſie beim Beginne des Sturmangriffes die ſteile Höhe hinab gegen den Feind rollen zu laſſen.

Bonaparte hatte erkannt, daß Provera keine Artillerie habe. Er zog deshalb ſeine ganze Macht in einen engen Kreis um den Schloßberg zuſammen und ließ den kaiſerlichen General zur Capitulation auffordern.

„Mon intention est de défendre le poste jusqu'à la dernière extrémité! war die Antwort des Letzteren. In der zuverſichtlichen Hoffnung eines nahen Entſatzes lugten ſeine Beobachtungspoſten von den höchſten

Puncten der Ruinen gegen Montezemolo, Rocchetta di Cengio und Cairo hinaus. Bei der Annäherung der ersten Unterstützung beabsichtigte Provera sich in wüthendem Anfalle über den Feind herzuwerfen, ihn festzuhalten und so den Sieg der Entsetzungstruppen zu erleichtern. Aber auf keiner Seite, weit und breit, ließ sich ein kaiserlicher oder piemontesischer Soldat erblicken — außer den Grenadieren Strassoldo und Belgiojoso, welche in weiter Ferne noch immer mit dem Feinde rangen.

Bonaparte ließ nun sein Geschütz in einer fürchterlichen Nähe auffahren und ein mehrstündiges Feuer eröffnen. Wehrlos gegen den Geschützkampf mußten die kaiserlichen Truppen, das Gewehr bei Fuß und in absoluter Unthätigkeit zuschauen, wie das Feuer ihre zerbröckelnden Wälle auseinander riß und ihre Reihen lichtete. Nach 11 Uhr mußte jedoch Bonaparte, dessen Munitionsreserven noch bei Altare und S. Giacomo standen, um sich Angesichts der Möglichkeit von Entsatzversuchen nicht völlig zu verschießen, das Feuer einstellen lassen. Auch glaubte er die Vertheidiger bereits hinreichend erschüttert. Vous êtes cerné de tous côtés, schrieb er um 11 Uhr an Provera; votre résistance n'occasionnerait qu'un versement de sang, sans aucun avantage. Si dans un quart d'heure vous ne vous rendez tous prisonniers, je ne ferai grâce à aucun.

Eine solche Drohung war eben so wenig als die Kanonade im Stande den tapferen General einzuschüchtern. Sie galt ihm vielmehr nur als der Beweis, daß der französische Feldherr tausend Gründe haben möge, durch Drohungen, wie man solche nur noch in den Türkenkriegen zu vernehmen gewohnt war, Besorgnisse zu maskiren, welche die Lage seines zwischen den verbündeten Armeen eingekeilten Heeres nahe legen mußte, wenn einmal Colli oder Beaulieu, oder wenn beide zugleich und mit bedeutenderen Kräften sich auf seine Flanken werfen würden.

In der That schien ein heftiger Kanonendonner, welcher sich Nachmittags aus der Gegend von Dego vernehmen ließ, diese Erwartungen rechtfertigen zu wollen. Ehe die Antwort Provera's zurückgelangen kann, sprengt Bonaparte mit seinem Stabe gegen Dego, Augereau mit allen übrigen Truppen vor Cosseria lassend.

Um die bei Dego entstandenen Verhältnisse zu überschauen, muß man einen Blick auf die Lage werfen, in welcher die Niederlage Argenteau's diesen Punct zurückgelassen hatte.

Der schwer verwundete General Rukavina hatte sich von Montenotte nach Dego tragen lassen und dort am 12. Abends, außer dem Geschütze Provera's und Argenteau's, nur zwei versprengte Compagnien Stain getroffen, während Bauern ihm berichteten, daß französische Truppen auf den Höhen von Cairo aufmarschirten. Er ließ sofort zwei Bataillons piemontesischer Marine-In-

fanterie, welche auf ihrem Marſche zu Colli eben durch den Ort zogen, halten, benachrichtigte Colli von der Sachlage, vergaß aber merkwürdigerweiſe auch Provera davon zu unterrichten und ſchrieb an Argenteau nach Pareto: „Um Gotteswillen rücken Sie mit den Truppen gleich vor in dieſe Poſition von Dego. Der Feind iſt noch nicht heruntergekommen. Ich habe etwas piemonteſiſche Truppen vorgeſchickt, um dem Feind ein Blendwerk zu machen. Habe auch an FML. Colli geſchrieben, damit von dort aus eine Bewegung vorwärts gemacht werde. Zwei Bataillons Piemonteſen und eine Diviſion Stain ſtehen hier. Ich habe Befehl gegeben zu halten."

FML. Argenteau ſtand noch ſehr unter dem Eindrucke ſeines eben erlittenen Unglücks; er ſandte den verzweiflungsvollen Hülferuf Rukavina's mit einem noch verzweiflungsvolleren Berichte in's Hauptquartier nach Acqui, in welchem er ſich zu der Verrückung auf Dego außer Stande erklärte. Acqui ſei von Pareto beſſer zu decken als aus Dego. Uebrigens bitte er um Befehle, da er ſelbſt zu Allem bereit ſei. Es ſei allerdings wahr, daß Dego eine ſchwache Beſatzung habe, doch befände ſich dort vieles Geſchütz. Wenn der Feind, fügt er in einer Nachſchrift hinzu, die mindeſte Bewegung nach vorwärts machen ſollte, ſo habe er, Argenteau, die Abſicht, mit ſeinen 700 Mann nach Ponzone zu gehen.

In der Nacht hatten ſich einige hundert der Verſprengten mit jenen 700 Mann vereinigt, mit welchen Argenteau nach Pareto gekommen war, und er ſandte die Bataillons Stain und Pellegrini, in Allem 4—500 Mann, zur Verſtärkung Rukavina's nach Dego.

Unter ſolchen Verhältniſſen war hier der Morgen des 13. angebrochen.

Während der Angriff auf Coſſeria eröffnet worden war, hatte Maſſena die Details ſeiner Verrückung auf Dego mit Bonaparte verabredet. Er hatte durch Kundſchafter erfahren, daß Dego nur ſchwach beſetzt ſei, daß aber die Stellung eine große natürliche Stärke habe. Wegen der großen Erſchöpfung ſeiner Truppen ſetzte er ſich erſt ziemlich ſpät am Tage in Marſch, doch nicht gefolgt von Laharpe, deſſen Truppe ebenfalls noch zu ermüdet war.

Auf dem halben Wege, zwiſchen Rocchetta del Cairo und Dego, ſtieß Maſſena auf die Vortruppen der Kaiſerlichen und marſchirte zum Angriff auf. Die Vertheidigungsanſtalten dieſes Poſtens waren indeſſen mit ſo viel Thätigkeit betrieben worden, daß Maſſena allenthalben einem unvermuthet heftigen Widerſtand begegnete. Alle Häuſer der umliegenden Höhen waren beſetzt; ihr Feuer brach den erſten Anlauf des Feindes und jenes einer unerwartet demaskirten Batterie von 15 Geſchützen ſchlug denſelben völlig ab. Maſſena zog ſich aus dem Gefechte und gegen die Rocchetta del Cairo zurück.

Der Donner dieſes Kampfes hatte den franzöſiſchen Obergeneral von Coſſeria weggezogen. In dem Mißglücken dieſes Angriffes glaubte er zu erkennen, daß in Dego ſich bedeutendere Truppen häuften als er erwartet hatte, daß ihnen die Lage Provera's nicht unbekannt geblieben ſein könne und ſie vielleicht bald zum Angriff ſtacheln müſſe. Je länger der Widerſtand Provera's dauerte, um ſo größer wurde die Wahrſcheinlichkeit des Entſatzes und die Verlegenheit der Franzoſen. So hatten ſich vor Coſſeria die Dinge bis zum Abend erhalten. La circonstance devenait pressante, il (le général en chef) balança les avantages certains de la prise du château avec les difficultés de l'entreprise. Sans vivres, ni eau, ni bois le général autrichien serait forcé de capituler au bout de vingtquatre heures; mais l'affaire de Dego étant encore indécise, l'ennemi tenterait peut-être de le secourir. *)

Als Provera die Capitulation neuerdings verweigert und den freien Abzug zur Bedingung der Räumung ſeines Poſtens gemacht hatte, entſchloß ſich Bonaparte zu einem Sturmangriff mit allen Kräften. Er zieht Laharpe näher an das Schloß, Maſſena näher gegen Caire; Milleſimo wird durch einige Abtheilungen Menard's, Cengio und die Rocchetta di Cengio durch Dommartin zur Deckung gegen Colli beſetzt. Um fünf Uhr befiehlt er den Sturm durch die Brigade Joubert, die Diviſion Augereau und einen Theil der Brigade Menard. Laharpe und die Cavallerie bleiben in Reſerve.

In drei furchtbaren Colonnen, jede in drei Maſſen getheilt, rücken die Franzoſen vom Süden und Nordoſten, dazwiſchen eine Menge zerſtreuter kleinerer Abtheilungen, gegen das Schloß. Zwei Stunden dauert nun ein ſchrecklicher Kampf. Kolben und Bajonnet, Steinwürfe und Gewehrfeuer weiſen denſelben endlich überall ſiegreich zurück. 300 todte Franzoſen bedecken im Verlauf einer Viertelſtunde das Schlachtfeld, mehr als 600 liegen ſchwer verwundet ringsum.*) Déjà l'intrépide général de brigade Joubert, grenadier par le courage et bon général par ses connaissances et ses talens militaires, — ſo erzählt Bonaparte in ſeinem Berichte an das Directorium, — avait passé avec sept hommes dans les retranchements de l'ennemi; mais, frappé à la tête, il fut renversé par terre; ses soldats le crurent mort, et le mouvement de sa colonne se ralentit: sa blessure n'est pas dangereuse. La seconde colonne, commandée par le général Banel, marchait avec un silence morne et armes sur le bras, lorsque ce brave général fut tué au pied des retranchements ennemis. La troisième colonne, commandée par

*) Mémoires de Massena.

l'adjudant général Quesnin, fut également déconcerté dans sa marche, une balle ayant tué cet officier général. In raſender Haſt ſtürzten dieſe Colonnen wie eine Lawine vom Schloßberge herunter und waren nicht wieder vorwärts zu bringen.

Dieſer bewundernswerthe Erfolg eines Häufleins von 800 Mann mußte jedoch bei der mehr als zwanzigfachen Uebermacht des Feindes unfruchtbar bleiben. „Hätte der Feind, ſagt F. M. L. Provera, nicht noch 6—8000 Mann friſche Truppen in Reſerve ſtehen gehabt, ſo würde ich den Meinigen erlaubt haben, ihn zu verfolgen."

Colli war von der Höhe von Crocetta Zeuge dieſes Widerſtandes geweſen. Aber er hatte nur ganz unbedeutende Kräfte mitgebracht. Eines der piemonteſiſchen Grenadier-Bataillons hatte er Rocchetta di Cengio, und ein anderes Milleſimo angreifen laſſen; mais ces diversions, geſteht er ſelbſt ein, quoiqu'elles fissent retirer l'ennemi de l'attaque, ne furent pas suffisantes pour dégager le général Provera. Auch die zwei Bataillons Belgiojoſo hatten nur bis auf die Entfernung von zwei Stunden herankommen können.

Hoffnungsreich hatte inmitten des Kampfes Provera die Anſtrengungen beobachtet, die von Montezemolo her geſchehen waren, und hoffnungsreich hatten ſich die Truppen der fürchterlichen Umarmung des Feindes entwunden. Jedermann hatte gefühlt, daß ſeine Unverzagtheit unüberſehbares Unglück von der Armee abwenden, daß durch die Nacht der augenblicklichen Bedrängniß bald der Glorienſchein des Sieges brechen müſſe. Als jedoch die Kraftloſigkeit der Stöße die Ohnmacht von Colli's Anſtrengungen deutlicher hervortreten ließ, da ſtürzte dieſer ſchöne Traum in ſich zuſammen, und die Nachwirkungen der langen Gefechtdauer, die phyſiſche Erſchöpfung und geiſtige und moraliſche Abſpannung fingen an ſich wie ein erdrückender Alp über die Braven zu legen. Zehn Siege ſolcher Art waren zwar im Stande, ihr Häuflein aufzureiben; aber nicht die Macht des Feindes. Das empfand nun Jedermann. Zu einer Handvoll zuſammengeſchmolzen war manche ſtattliche Compagnie, faſt bei allen auch die letzte Patrone verſchoſſen und kein Munitionserſatz zu hoffen. In Schweiß gebadet iſt die glühende Stirn, müde die krampfhaft geballte Fauſt und kaum im Stande, die heiße Waffe noch zu halten. Gleichgültig wird ſie mit der letzten Patrone geladen, gleichgültig und auf's Gerathewohl abgeſchoſſen, und gleichgültig auf den Boden geſtellt. Am Gaumen klebt die dürre Zunge und von der Spannung der Nerven erhöht, martern die Qualen eines brennenden Durſtes. Blöde ſtieren die Augen herab auf den in Maſſen ringsum ſtehenden Feind. Kein heiterer Laut, kein munteres Lachen ſchallt aus den gelichteten Reihen. Stumpfe Gleichgültigkeit und finſteres Schweigen lagert ſich über die Truppe,

unterbrochen von dem herzzerreißenden Stöhnen ringsum liegender Verwundeter, die nach einem Trunke Waſſers jammern, und nur der ſchrille Schrei eines heiſeren Commando's iſt noch im Stande die Truppe zu einer matten Bewegung zu bringen.

Ohne Waſſer, ohne Munition, und das Herz zerriſſen von dieſem Jammerbilde, eröffnet Provera Unterhandlungen wegen Abſchluß eines Waffenſtillſtandes, und ſpäter wegen einer Capitulation. Je me suis décidé, lautet ſein Antrag, à céder le poste aux conditions suivantes: de retourner avec ma troupe, armes et bagages, et les honneurs de la guerre, dans nos foyers jusqu'au terme qui sera fixé de part et d'autre.

Bonaparte, den die Kraftloſigkeit von Colli's Entſatzverſuch ſeiner dringendſten Verlegenheit entriſſen hatte, antwortete vorläufig gar nicht. In der Gewißheit, daß unter den gegebenen Verhältniſſen die Qualen des Durſtes ſeine Alliirten ſeien und das ſtolze Herz ſeines Gegners noch weiter herabſtimmen würden, glaubte er ohne Nachtheil die Nacht hindurch warten zu können, bis ihm angetragen würde, was zu verweigern doch unmöglich war. Unter ſolchen Umſtänden glaubte er die Capitulation mit jeder Minute erwarten zu dürfen. In ſeinen Combinationen von dieſem Abend figurirt Provera bereits als ein rettungslos verlorner Mann, und er hebt ſeinen Blick zu neuen Zielen. Weil aber andererſeits eine kräftigere Erneuerung des Angriffes durch Colli überaus wahrſcheinlich war, entſchloß ſich Bonaparte, ihn darin nicht nur zu lähmen, ſondern mit den Diviſionen Serrurier, Augereau und mit den Brigaden Joubert und Menard den entſcheidenden Schlag gegen ihn zu führen, und auf dieſe Art wieder einem halben Entſchluſſe mit einem ganzen, dem Streben nach einem beſchränkten Theilerfolge mit dem Streben nach einem vollſtändigen Siege entgegenzutreten. Colli ſtand ihm zunächſt, hatte noch am wenigſten gelitten und war vorausſichtlich am ſchnellſten zu erreichen. Maſſena hatte beim Einbruch der Nacht aus der Gegend von Dego beruhigendere Berichte geſendet. In der ganzen Umgegend war eine Bewegung kaiſerlicher Truppen nicht wahrgenommen worden. Die Kataſtrophe vom 12. ſchien die Diviſion Argenteau aufgelöst zu haben. Bonaparte wußte, daß Rukavina verwundet ſei, doch glaubte er auch den Erſteren verwundet und Beaulieu mit der Concentration ſeiner Armee beſchäftigt; und jener Truppen, welche Dego noch hielten, hoffte er durch einen erneuerten Angriff der verſtärkten Diviſion Maſſena's ohne beſondere Schwierigkeiten Herr zu werden.

Demgemäß wurde am 13. Abends die Dispoſition getroffen. Am 14. ſollte Maſſena mit dem früheſten über Dego herfallen, der Stadt 24,000 Livres Brandſchatzung auferlegen und einige Bewegungen gegen Spigno machen. Dommartin's Brigade habe den Angriff auf Dego zu unterſtützen.

Die Diviſion Laharpe werde um 9 Uhr auf der Höhe von Cairo eintreffen und in dieſem Orte eine Contribution von 36,000 Livres erheben; die Diviſion Augereau mit Tagesanbruch über Milleſimo, Rocca-Vignale auf Montezemolo verrücken, Joubert's Brigade über Caſtelnuovo den Feind vor Murialdo feſſeln und nach der Eroberung von Montezemolo gegen Ceva Stellung nehmen, die Brigade Menard auf den Höhen von Bieſtro, die Cavallerie beim Hauptquartier in Carcare bleiben. Le tour de votre division arrive, ſchreibt er weiter Abends an Serrurier, j'attaque aujourd'hui Montezemolo. Faites vos dispositions pour qu'une de vos colonnes se jette dans la ville de Ceva, du moment que je serai maître de Montezemolo. L'autre s'emparera des hauteurs de Battifollo, longera le Tanaro et interceptera la communication de l'ennemi. Postez-vous au pont de Nucetto, afin que notre communication devienne facile. Ne laissez rien sur vos derrières. Zur Flankirung eines jeden auf Milleſimo gerichteten Gegenangriffes ſchiebt er überdies noch in der Nacht die Diviſion Meynier, die, wie früher erzählt, bei Melogno und S. Giacomo als eine Art Reſerve ſtand, gegen Murialdo und Acquafredda und befiehlt, daß ſie ihre Verbindungen mit Augereau über Milleſimo herſtelle und zur Täuſchung des Gegners auf den Höhen von Maramaſſo große Feuer anzünde.

Beaulieu hatte am 12. Abends die erſte Kunde von der Niederlage Argenteau's. Sie gab ihm eine annähernde Vorſtellung von dem wahren Stande der Dinge. Er erkannte, daß der Feind nun trachten würde, ſich zwiſchen ihn und Colli einzudrängen und dieſe Trennung durch ſeine nächſten Operationen zu vervollſtändigen. Doch erſt am 13. hatten ſich ſeine Vorſtellungen zu dieſer Klarheit emporgearbeitet, und nachdem bereits der neue Schlag Bonaparte's auf Provera gefallen war. Wo dieſer ſein Gegner ſtehe, was er im Detail zunächſt beabſichtigen könne, darüber lag ein vollkommenes Dunkel, und Beaulieu beſaß noch am 13. Abends keine Ahnung von den Ereigniſſen bei Coſſeria. Nichts deſto weniger fühlte er die kritiſche Spannung, zu welcher durch den Schlag von Montenotte die Dinge gediehen waren, und zugleich die Calamität ſeines Unvermögens, ſich vor Ablauf von drei bis vier Tagen aus einer Lage herauszuziehen, in welche doch nur ſeine eigene Ueberſtürzung ihn verwickelt hatte. Er wußte ſehr gut, was nun kommen werde, oder was ſeinerſeits zu thun wäre; aber ſeine Truppen waren noch zu weit entfernt, und er konnte ihnen keine Flügel ſchaffen. Weil er gefeſſelt war, ſo wollte er wenigſtens Colli auf den Gegner werfen und durch ihn denſelben ſo lange feſſeln, bis er ſich ſelbſt entfeſſelt hatte. Nachdem er Colli von dem Unglück der Diviſion Argenteau unterrichtet und mit Vorwürfen überhäuft, daß die am 12. angeordnete und von dem Letzteren am 12. veranlaßte Demonſtration

am 12. noch keine Wirkung hervorgebracht, schreibt er am 13: Vous acquereriez beaucoup de gloire, si vous attaqueriez l'ennemi dans son flanc, pour l'empêcher de faire d'autres progrès; car si vous ne le ferez pas, Dego sera perdu et avec Dego le reste. Je rassemble ici mes bataillons qui m'arrivent de ma droite pour pouvoir arrêter la tête de l'ennemi. Si donc vous le prenez en flanc ou en queue l'ennemi lui-même est abîmé. C'est l'unique moyen, il est urgent. J'ai craigné d'avance pour sa droite (d'Argenteau); c'est pourquoi me sentis-je inquiet lorsqu'il m'annonça son premier succès. N'étudiez pas longtems, je vous en prie. C'est le moment du salut ou de la perte. Depêchez-vous, ne balancez-pas; il n'est plus temps.

Ungeachtet dieser von Beaulieu so bündig ausgedrückten und übrigens in der allernächsten Lage mit niederschmetternder Logik enthaltenen Antriebe war Colli außer Stande, sich zu jener Kraft aufzuraffen, welche nur einigermaßen der Stärke der Motive entsprach. Auch er hatte aus der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen am 13. Abends erkannt, daß er mit untergeordneten Kräften gegen die feindliche Hauptmacht nichts auszurichten im Stande sei; aber die ursprüngliche Verzettelung der Kraft in den Lagern von Ceva, Mondovi und Piagera und die ursprüngliche Lässigkeit, womit er seit dem 12. diese Dinge behandelt, schloß wegen der Kürze der nun unwiderruflich bemessenen Zeit von vornherein jede größere Kraftentfaltung aus, selbst wenn in seiner Vorstellungsweise die Rücksicht auf die feindliche Kraft die Oberhand über die Rücksicht auf den zu deckenden Boden behauptet hätte. Seine Anstalten für den 14. beschränkten sich darauf, ein paar schwache Jäger-Bataillons aus Murialdo und einige Grenadiere aus dem Lager von Ceva während der Nacht auf Montezemolo in Marsch zu setzen, so daß bei Tagesanbruch, ausschließlich der von Provera getrennten zwei Bataillons (Belgiojoso) in Allem nur sechs Bataillons zur Stelle waren. Gleichzeitig schrieb Colli an Argenteau, welchen er zu Dego vermuthete, d'attaquer l'ennemi de deux côtés. Dieser Brief scheint von französischen Streifpartien aufgefangen worden zu sein und hatte keine Consequenzen. Von jenen sechs Bataillons sollten sich zwei an die Bataillons Belgiojoso anschließen und bei Tagesanbruch den Feind auf dem Höhenrücken angreifen, der aus dem Thale von Cengio der westlichen Bormida zum Schlosse von Cosseria hinansteigt. Mit dem Reste wollte Colli selbst die Franzosen in Millesimo angreifen. Je crois, schreibt er in der Nacht an Beaulieu, d'avoir fait tout-ce qui est possible pour la sûreté du pays et pour contribuer à la défense mutuelle. Der Form mochte dies wohl genügen, aber nicht dem Wesen oder dem beabsichtigten Zwecke.

Aus dem Ganzen dieſer gegenſeitigen Anordnungen erhellt von neuem, daß die Diſtance zwiſchen dem poſitiven Handeln Bonaparte's und der Negation in der Handlung ſeiner Gegner bereits ſo groß geworden war, daß die letzteren ihr Handeln gegen eine Conſtellation der Dinge niemals noch zurecht gelegt hatten, als dieſe ſich bereits überlebt und in der Anſchauung Bonaparte's wieder einer neuen Platz gemacht hatte.

Als der Morgen zu grauen begann, ſuchten mit entgegengeſetzten Gefühlen die Blicke der zwei Feldherren den Trümmerhaufen von Coſſeria; der eine von den Höhen der Crocetta, ob noch die kaiſerlichen Farben auf den Ruinen flattern, der andere von Carcare, ob die Martern des Durſtes den trotzigen Soldatenſtolz gebrochen und den Sieg vollendet haben. Bonaparte fand ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, und als gegen 6 Uhr Morgens aus den Ruinen kein erneuerter Antrag kam und die unerwartete Verzögerung der Harmonie ſeiner Dispoſitionen Nachtheil zu bringen drohte, entſchloß er ſich zur Beantwortung des Anerbietens vom vergangenen Abend. Toute la troupe sortira du poste avec les honneurs de la guerre; les officiers rendus incontinent sur leur parole, et les soldats prisonniers de guerre en France.

Kaum war dies Blatt ins Schloß gelangt, als ſich von Milleſimo und Cengio der Schall eines beginnenden Gefechtes vernehmen ließ. Colli's Angriff hatte begonnen, und Provera verſchob ſeine Antwort bis zum Ausgange deſſelben. Ein Theil der feindlichen Truppen zog Colli entgegen, ein anderer blieb mit der Cavallerie auf Schußdiſtance um die Ruinen ſtehen. Auf allen Seiten hatte Augereau während der Nacht Schanzen erbaut und mit Geſchützen armirt. Das Durchſchlagen hatte nicht eine einzige Chance für ſich.

Am Monte Cengio hatte ſich mittlerweile ein lebhaftes Gefecht entwickelt; aber die Truppen Colli's waren durch einen vierzehnſtündigen Nachtmarſch erſchöpft und konnten nichts ausrichten. Die Jäger aus Murialdo (chasseurs de Nice) kamen zwar den Franzoſen in die Flanke und bis nach Milleſimo, wurden jedoch durch Menard raſch wieder hinausgeworfen. Auf der Crocetta nahm zwar der Reſt der piemonteſiſchen Truppen einen gewiſſen Anlauf, ließ es jedoch, als die Franzoſen ſich nicht einſchüchtern ließen, dabei bewenden. Gegen 7 Uhr Morgens ſcheint dieſes Gefecht der Hauptſache nach bereits entſchieden geweſen zu ſein. So erloſch die letzte Hoffnung Provera's, und er mußte ſich dem allertraurigſten Looſe fügen, dem ein tapferes Herz je verfallen kann. Er ſandte folgendes Schreiben ins franzöſiſche Hauptquartier:

Dernière demande réitérée, de laisser venir notre troupe avec nous, sous les conditions qu' on voudra dicter, en recommandant,

dans tous les cas, nos prisonniers en France et particulièrement nos blessés.

Donné au poste de Cosseria, le 14 avril 1796, à 7 heures ¾ du matin.

Bonaparte ließ durch Augereau antworten, indem er zwar auf dem Hauptpuncte ſeiner früheren Bedingungen beharrte, dieſelben aber in Form und Weſen nicht unbeträchtlich milderte. Bei Carcare wurden die Waffen dieſes Häufleins niedergelegt. Die Officiere gingen nach Genua, die Mannſchaft nach Finale und Nizza. Während 26 Stunden hatte dieſe Truppe eine zwanzigfache Uebermacht aufgehalten, und war endlich erlegen, überwältigt, nicht durch die größere Tapferkeit des Feindes, ſondern durch die Kunſt ſeiner Ueberzahl, ſeiner Strategie und durch die Qualen eines verzehrenden Durſtes.

Dieſe Gefechte vom 13 und 14 April tragen den Namen der Schlacht von Milleſimo und kommen mit dem Erfolge von Montenotte in ihren Reſultaten dem entſcheidendſten Siege gleich.

Während bei Milleſimo am Morgen auf dieſe Art eine furchtbare Tragödie ihren Abſchluß fand, hatte ſich, zwei Meilen abwärts, bei Dego der Schauplatz für eine andere erſchloſſen.

Die wissenschaftlichen und praktischen Erfolge der Novara-Expedition.

Gerade sechs Jahre sind verflossen, seitdem die Fregatte Novara in einer maritimen, politischen und wissenschaftlichen Mission am 30 April 1857 den Hafen von Triest verließ. Eine großartige, unter den verschiedensten Verhältnissen durchgeführte Uebungsreise sollte den jungen Kräften unserer Kriegsmarine eine besonders günstige Gelegenheit zur praktischen Ausbildung darbieten; dabei sollte die Expedition die Flagge des österreichischen Kaiserstaates an mehreren in commercieller Beziehung wichtigen Puncten der Erde entfalten, wo dieselbe nie früher geweht hatte, sowie Handelsverbindungen und Verträge mit fremden Nationen anbahnen und vorbereiten. Endlich wurde den Forderungen, welche die Wissenschaft in unserer Zeit an derartige Unternehmungen stellt, dadurch gebührend Rechnung getragen, daß mehrere Naturforscher, sowie ein Künstler auf Kosten der kaiserlichen Regierung die Novara auf ihrer Erdfahrt begleiteten, deren Aufgabe es war, allgemein wissenschaftliche Studien und Forschungen anzustellen, Verbindungen und Tauschverkehr mit den verschiedenen wissenschaftlichen Instituten in den besuchten Ländern und jenen der Heimath einzuleiten, Sammlungen namentlich von *solchen* naturhistorischen Objecten zu machen, deren Erwerbung wegen der Kostspieligkeit und Schwierigkeit des Transportes dem mit Privatmitteln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist, sowie endlich von den interessantesten Erscheinungen auf dem Gebiete des Natur- und Völkerlebens Skizzen zu entwerfen.

Sowohl vom damaligen Marine-Obercommandanten, Sr. kaiserlichen Hoheit dem durchl. Erzherzog Ferdinand Maximilian, welcher zuerst die Idee der Erdumsegelung eines österreichischen Kriegsschiffes angeregt hatte, als auch von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, vom Unterrichts-

miniſterium und vom Oberſtkämmereramte wurde eine Anzahl von Fachmännern beſtimmt, welche ſich während der Reiſe der Förderung der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Zwecke unterziehen ſollten.

Man kann mit Recht ſagen, die Augen der ganzen gebildeten Welt waren auf dieſe erſte öſterreichiſche Erdumſegelungs-Expedition und ihre Reſultate gerichtet. Nicht nur patriotiſche Herzen des engeren Vaterlandes folgten dem kühnen Unternehmen mit Vorliebe und Begeiſterung, — aus allen Theilen von Europa gab ſich das regſte Intereſſe für die Novarafahrt kund. Gelehrte aller Nationen, Deutſche, Engländer, Franzoſen, Holländer und Nordamerikaner betheiligten ſich gewiſſermaßen geiſtig an derſelben durch nützliche Winke, Rathſchläge und Empfehlungen. Deutſchland namentlich ſchenkte dem Unternehmen eine wahrhaft warme Sympathie. Der größte Denker und Forſcher unſeres Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, obſchon zur Zeit der Abfahrt des Schiffes leidend, richtete in halber Geneſung eine Anzahl weihevoller Erinnerungen an die öſterreichiſchen Reiſenden und erflehte den Segen des Himmels über dieſes große und edle, zur Ehre des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes ausgeführte Unternehmen.

In allen Ländern, welche die Expedition beſuchte, zeigte ſich das gleiche erhebende Intereſſe. Ueberall wurden ihr der glänzendſte Empfang, die ehrenvollſten Auszeichnungen, zuvorkommende Unterſtützung zu Theil. Beſonders aber in der Bruſt der auf den verſchiedenen Puncten der Erde zerſtreut lebenden Deutſchen erregte die Ankunft der Novara ſtets die lauteſte Freude, die lebhafteſten Hoffnungen! Glaubten ſie doch in dem Erſcheinen des Kriegsſchiffes einer deutſchen Großmacht die Morgenröthe jener heißerſehnten Epoche zu gewahren, wo nicht bloß der in fernen Erdtheilen lebende Engländer, Franzoſe oder Amerikaner, ſondern auch der deutſche Anſiedler ſich mit Stolz erinnern mag, daß ſein Vaterland den Willen und die Kraft beſitzt, ihn ſelbſt im entfernteſten Winkel der Erde zu ſchützen und ſein gutes Recht zu vertheidigen! —

Nach einer allerdings höchſt gefahrvollen, aber ohne ernſten Unfall durchgeführten Reiſe, während welcher die Mitglieder zwar wiederholt Gelegenheit hatten, die ernſthafteſten Dinge am Bord eines Schiffes, wie Drehſtürme und Feuersgefahr zu erleben, aber doch von deren vernichtenden Folgen verſchont blieben, kehrte die kaiſerliche Expedition am 26 Auguſt 1859 wieder glücklich in die Heimath zurück. Sie hatte Gibraltar, Funchal (auf Madeira), Rio de Janeiro, Simonstown (Cap der guten Hoffnung), St. Paul und Amſterdam, Ceylon, Madras, die nikobariſchen Inſeln, Singapore, Batavia, Manila, Hongkong, Macao, Canton, Shanghai, Puynipet (Carolinen-Archipel), Sikayana (Stuarts-Inſeln), Sidney (Auſtralien), Auckland (Neuſeeland), Papeete (auf Tahiti), Valparaiſo und Santiago

de Chile besucht, im Ganzen 51,686 Seemeilen zurückgelegt, 551 Tage unter Segel und 298 Tage vor Anker zugebracht.*) Die Gesammtsumme der Auslagen, einschließlich der Kosten der Ausrüstung des Schiffes und dessen Herstellung für die Zwecke der Expedition betrug 616,560 Gulden österr. Währ.

Ungeachtet des Nachtheils, in welchem sich der Reisende bei einer Erdumsegelung im Vergleich mit einer nach einem einzigen Brennpunct wissenschaftlicher Thätigkeit gerichteten Expedition befindet, und obschon es für naturforschende Zwecke weit weniger lohnend ist, die verschiedensten Länder und Völker in fünf Welttheilen flüchtig zu besuchen, als sich in das Studium eines einzigen beschränkten Gebietes zu vertiefen, ist dennoch das mitgebrachte naturhistorische und literarische Material überaus reich und mannichfaltig ausgefallen.

Die vom Befehlshaber der Expedition, dem dermaligen Contre-Admiral Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair und den Marine-Officieren am Bord der Fregatte sowie auf dem Lande ausgeführten Arbeiten umfassen: astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen, geographische Ortsbestimmungen sowie geodätische Aufnahmen, und bilden als nautisch-physikalischer Theil eine besondere Abtheilung der wissenschaftlichen Publicationen der Novara-Expedition.

Die zoologischen Sammlungen, welche von den beiden Zoologen theils selbst gemacht, theils geschenkt oder angekauft wurden, bestehen aus: 320 Säugethieren, 1500 Vögeln, 950 Amphibien, 2000 Fischen, 6550 Conchilien, 13,000 Insecten, 950 Crustaceen, 500 Strahlthieren, 60 Skeleten, 60 Schädeln, 120 Nestern und 250 Eiern.

Die botanische Ausbeute besteht aus umfangreichen Herbarien und werthvollen Sämereien (mit besonderer Berücksichtigung der für die klimatischen Verhältnisse der einzelnen Kronländer des Kaiserstaates sich eignenden Nahrungspflanzen); aus einer großen Anzahl in Essigsäure und Weingeist conservirter Frucht- und Blüthenstände tropischer Pflanzen, sowie aus indischen, chinesischen und chilenischen Droguen und zahlreichen Proben von Zier- und Nutzhölzern. Mit den niemals vorher in so großen Quantitäten

---

*) Zwei Mitglieder der wissenschaftlichen Commission trennten sich im stillen Ocean im Interesse ihrer Studien von der Expedition und kehrten auf verschiedenen Wegen an Bord von englischen Dampfschiffen nach Europa zurück. Dr. Hochstetter schiffte sich in Auckland auf Neuseeland aus und verblieb noch neun Monate auf dieser wichtigen Insel, von welcher er mehrere Provinzen geologisch untersuchte. Dr. Scherzer verließ die Fregatte in Valparaiso und schlug den Heimweg über Lima, Panama und Westindien ein. Die Reisen beider Forscher wurden hauptsächlich in der Absicht unternommen, um über die besuchten Länder neue Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und die Resultate der kaiserlichen Expedition mit interessanten Thatsachen zu bereichern.

nach Europa gebrachten Blättern der peruanischen Cocapflanze (Erythroxylon Coca) wurden vom Professor Wöhler in Göttingen chemische Untersuchungen in großartigem Maßstabe angestellt, welche die Entdeckung mehrerer neuer organischer Basen, wie Cocaïn, Ecgonin und Hygrin zur Folge hatten. Weitere Versuche sind noch in vollem Zuge, welche namentlich mit dem Cocaïn vom Regierungsrath Professor Dr. Schroff auch auf pharmakognostische und physiologische Experimente ausgedehnt werden sollen.

Die mineralogischen, petrographischen und paläontologischen Sammlungen enthalten von sämmtlichen besuchten Gegenden Suiten an Mineralien, Gebirgsarten und Petrefacten, welche sich auf mehrere tausend Stücke belaufen, und theils von Dr. Hochstetter selbst gemacht, theils von wissenschaftlichen Instituten und Privatpersonen geschenkt, oder durch Ankauf erworben wurden. Dieselben sind namentlich in Folge des verlängerten Aufenthaltes des Geologen der Expedition auf Neuseeland mit einer werthvollen Collection von Resten der ausgestorbenen Riesenvögel Neuseelands (Palapteryx ingens, Dinornis elephantopus, D. dediformis etc.) bereichert worden.

Die ethnographische Sammlung enthält 376 Objecte: Waffen der verschiedensten und seltsamsten Art, Haus- und Arbeitsgeräthe, Ornamente, Amulets, Schnitzereien, Idole, Gesichtsmasken, Kleidungsstücke, Gewebe, Stoffe aus Baumrinde, Musikinstrumente, singhalesische und chinesische Manuscripte, Schriftfragmente auf Palmenblätter, auf Bambusrohr und Baumrinde geschrieben; — alles Gegenstände, von denen einzelne der Culturwissenschaft die letzten Beweise primitiver Kunstfertigkeit liefern dürften, welche sich seit dem häufigeren Contact der wilden Völker mit Europäern immer mehr verliert und in den meisten großen Colonien schon als gänzlich erloschen zu betrachten ist.

Die anthropologische Sammlung zählt über 100 Skelet-Schädel, sowie Kopfhaare der verschiedenen Menschenracen; ferner das complette Skelet eines Buschmannes aus der Cap-Colonie und eine Anzahl physiologischer und pathologisch-anatomischer Präparate.

Außer diesen großartigen naturhistorischen Schätzen, welche dermalen provisorisch in einem Gebäude des k. k. Augartens zur freien Besichtigung aufgestellt sind und außer ihrem hohen wissenschaftlichen Interesse zugleich einen materiellen Werth von mindestens 80 — 100,000 Gulden repräsentiren, haben die einzelnen Mitglieder auch neue Kenntnisse über die todte und organische Natur, über Menschenracen, über Sitten und Sprachen gesammelt, und gleichfalls ein ebenso reichhaltiges als kostbares literarisches Material mitgebracht. Ein Jeder war redlich bemüht, das in ihn gesetzte Vertrauen durch seine Leistungen zu rechtfertigen und nach seinem besten Können

und Vermögen zum Gelingen des großen vaterländischen Unternehmens beizutragen.

Der beschreibende Theil der Reise, welcher gewissermaßen nur als Vorläufer der eigentlichen streng wissenschaftlichen Arbeiten zu betrachten ist, wurde schon bald nach der Rückkehr der Fregatte Novara im Auftrage des Erzherzogs Marine-Obercommandanten von einem der Expeditions-Mitglieder, Dr. Carl v. Scherzer, auf Kosten der Kriegsmarine in Angriff genommen und liegt bereits in drei großen, mit zahlreichen Illustrationen gezierten Octav-Bänden beendet vor. Die lebhafte Theilnahme, welche das Lesepublicum in Oesterreich sowie in Deutschland dem Unternehmen auch nach seiner Durchführung ungeschmälert zuwendete, die schlichte, anregende Schreibweise des Verfassers, sowie die Billigkeit des Werkes, welche es auch minder Bemittelten zugängig machte, hatten die, in der buchhändlerischen Praxis höchst seltene Erscheinung zur Folge, daß die erste Auflage des beschreibenden Theiles, 5000 Exemplare, noch vor Ablauf eines Jahres bereits vergriffen war, und soeben eine zweite Auflage, eine sogenannte Volksausgabe, für Rechnung einer Wiener Verlagsbuchhandlung vorbereitet wird. Der Verfasser erfuhr obenein die Genugthuung, sein Werk nicht nur in der gesammten deutschen Presse äußerst günstig und ehrenvoll beurtheilt, sondern auch auf Kosten fremder Verleger in die englische und französische Sprache übersetzt zu sehen, während die Uebertragung in die italienische Sprache dem Ministerialsecretär im früheren Unterrichtsministerium, Dr. J. B. Bolza, einem gebornen Italiener, anvertraut wurde.

Leider trat seither durch die kritische Zeitlage und die Ungunst der financiellen Verhältnisse des Kaiserstaates in den Publicationen über die Novarafahrt eine zeitweilige Stockung ein, und fast gewann es den Anschein, als wäre mit der Beschreibung der Reise das zur Veröffentlichung bestimmte Material erschöpft, als sollte diese erste literarische Kundgebung von den Resultaten der Erdumsegelung eines österreichischen Kriegsschiffes zugleich auch die letzte sein! Daß dies *nicht* geschah, daß den Forschern, welche die Expedition begleiteten, die Möglichkeit geboten wurde, das mit unendlicher Mühe und Aufopferung Gesammelte und Erfahrene zum Gemeingut der ganzen gebildeten Welt zu machen, diese höchst erfreuliche Thatsache ist hauptsächlich dem erlauchten Urheber des ganzen Unternehmens, Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Ferdinand Maximilian zu danken, welcher die ganze Macht seiner Stellung und seines Einflusses in die Wagschale legte, um die zur Herausgabe der wissenschaftlichen Resultate der k. Expedition benöthigte Summe vom Staate zu erwirken. Es handelte sich hier nicht bloß um die Befriedigung des wissenschaftlichen Ehrgeizes der Expeditions-Mitglieder, — es handelte sich um die Durchführung einer *nationalen Ehrensache*.

Das ganze große Unternehmen lief Gefahr, als verfehlt betrachtet zu werden, wollte man es unterlassen, die heimgebrachten wissenschaftlichen Schätze zum Ruhm des Vaterlandes zu verwerthen, wollte man den Männern, welche die Expedition begleiteten, es versagen, von ihren Leistungen und Erfolgen öffentlich Rechenschaft abzulegen.

Von diesem Gesichtspuncte faßte auch die kaiserliche Regierung die Angelegenheit auf, und es erging in Folge dessen ein Allerhöchstes Handschreiben, laut welchem die wissenschaftlichen Resultate der Novara-Expedition auf Staatskosten und zwar unter der Leitung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und unter Oberaufsicht des Staatsministeriums veröffentlicht werden sollen.

Um diesen kaiserlichen Act in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können, ist die Bemerkung nöthig, daß die Herausgabe der verschiedenen Werke über die wissenschaftlichen Resultate der Novara-Expedition mindestens eine Summe von 80,000 Gulden österr. Währ. in Anspruch nehmen dürfte. Der Durchführung dieses hochherzigen kaiserlichen Beschlusses wurden jene Vorschläge zu Grunde gelegt, welche in Bezug auf Anlage und Form des ganzen Werkes von einem bereits vor längerer Zeit eigens zu diesem Zwecke von Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Ferdinand Maximilian berufenen Comité von wissenschaftlichen Autoritäten und Fachmännern ausgearbeitet und dem erlauchten Prinzen unterbreitet worden waren.*)

In Folge der neuesten kaiserlichen Verfügung gehen die Novara-Angelegenheiten aus den Händen des Marine-Ministeriums, welches dieselben bisher so warm gefördert und unterstützt hat, in die Wirkungssphäre des Staatsministers über, bei dessen erleuchteter Theilnahme für Wissenschaft und Kunst das Unternehmen sich wohl auch ferner des wohlwollendsten Schutzes und der raschesten Förderung zu erfreuen haben wird. Das von Sr. kais. Hoh. dem Erzherzog Ferdinand Maximilian berufene Comité, welches ohnedies zum größten Theil aus Mitgliedern der kaiserl. Akademie der Wissenschaften bestand, wurde auf Wunsch des Präsidenten dieses Institutes, Freiherrn von Baumgartner Exc., um einige Fachgelehrte verstärkt, was bei der Mannichfaltigkeit und Schwierigkeit der zu lösenden Aufgabe nur erwünscht sein kann.**)

---

*) Dieses Comité bestand aus den Herren Hofrath W. Haidinger, als Präses, Hofrath Hyrtl, Professor Fenzl, Dr. Hörnes, Dr. Redtenbacher, Professor Auer, Dr. Felder, Professor v. Hochstetter, G. v. Frauenfeld und Dr. v. Scherzer.

**) Das verstärkte Comité besteht nebst den bereits erwähnten Mitgliedern aus den Herren Freiherrn v. Baumgartner als Präses, dem Generalsecretär der kaiserlichen Akademie Professor Schrötter, Hofrath Rokitansky, Professor Skoda, Professor Miklosich und Bergrath Franz Ritter v. Hauer.

Die Arbeiten selbst dürften schon in den nächsten Wochen in Angriff genommen und nun bis zu ihrer gänzlichen Beendigung ungestört fortgesetzt werden; denn sind auch noch einige Detailfragen ungelöst, so ist man doch über den Plan des Ganzen bereits vollkommen einig.

Die sämmtlichen wissenschaftlichen Publicationen der Novara-Expedition werden aus ungefähr 15 Quart-Bänden mit circa 300 Tafeln und Kartenbeilagen bestehen, und in folgende Abtheilungen zerfallen:

I. Nautisch-physikalischer Theil; 1 Band, welcher sämmtliche während der Reise ausgeführte astronomische, magnetische und meteorologische Beobachtungen und geodätische Arbeiten umfaßt, und vom Chef der Expedition, Contre-Admiral Freiherrn von Wüllerstorf-Urbair, unter Mitwirkung des Hydrographen und Expeditions-Mitgliedes Robert Müller, sowie anderer Mitglieder der hydrographischen Anstalt der Kriegsmarine in Triest bearbeitet wird.

II. Zoologischer Theil; circa 5 Bände (250 Druckbogen) mit 80 Tafeln, unter der Redaction der Herren Dr. C. Felder, G. v. Frauenfeld, Professor Kner und Dr. Redtenbacher.

III. Botanischer Theil; 2 Bände (100 Druckbogen) mit 100 Tafeln, unter der Redaction des Professors E. Fenzl und Dr. S. Reissek.

IV. Geologisch-paläontologischer Theil; 2 Bände (80 Druckbogen) mit 50 Tafeln und einem Atlas von Professor Dr. v. Hochstetter, unter Mitarbeitung von Dr. Hörnes und Bergrath F. v. Hauer.

Der erste Band dieses Theiles wird hauptsächlich die vulkanischen Erscheinungen im allgemeinen, die Korallenbildungen, die Bodenbewegungen im Gebiete des stillen Oceans, die tertiären Schichtencomplexe der nikobarischen und Sunda-Inseln, die Steinkohlenablagerung von Australien und die Art des Vorkommens des Goldes im fünften Welttheile behandeln. Der zweite Band wird die physikalisch-geographischen und geologischen Forschungen des Dr. Hochstetter auf der Insel Neuseeland, sowie die Beschreibung der von ihm mitgebrachten fossilen Pflanzen- und Thierreste umfassen. Diesem Theile wird auch eine große Anzahl von Dr. Petermann in Gotha ausgeführter topographischer und geologischer Karten und lithographirter Tafeln beigegeben werden.*)

---

*) Der Novara-Expedition verdanken wir auch das erste in deutscher Sprache erschienene größere Originalwerk über Neuseeland und dessen physische Verhältnisse, sowie über seine Bewohner und Cultur, indem Dr. Hochstetter seine Beobachtungen, Erfahrungen und Reiseerlebnisse, die nicht zum geologischen Theile gehören, aber für die Kenntniß der wichtigen Doppelinsel ungemein interessant sind, in einem selbständigen Werke: „Neuseeland" betitelt, soeben bei J. G. Cotta in Stuttgart veröffentlicht hat.

V. Statistisch-commercieller Theil; 1 Band mit circa 60 Druckbogen und 5—6 Kartenbeilagen, von Dr. Carl v. Scherzer bearbeitet. Dieses hauptsächlich einen praktischen Zweck anstrebende Werk soll dem Kaufmanne wie dem Industriellen eine möglichst klare Skizze geben von den physischen und politischen Verhältnissen der besuchten Länder, von den wichtigsten Bodenerzeugnissen und Handelsartikeln, von dem Culturzustande und den Bedürfnissen der Eingebornen, von der jährlichen Handelsbewegung und den bestehenden Verkehrsmitteln; es soll sie bekannt machen mit den landesüblichen Maßen, Münzen und Gewichten, den herrschenden Usancen, den muthmaßlichen Aussichten, welche sich der Einführung österreichischer Fabricate bieten dürften, und ein Verzeichniß der wichtigsten Handelsartikel der Erde mit ihren verschiedenen populären und wissenschaftlichen Benennungen enthalten. Zugleich soll das Werk kurze Monographien über die bedeutendsten Colonialpflanzen, über ihre gesammte Production und Consumtion, über die mögliche Ausdehnung ihrer Cultur u. s. w. bringen. Ebenso sollen der hochwichtigen Angelegenheit der deutschen Auswanderung, sowie der Frage der Deportation zwei besondere Abhandlungen gewidmet werden.

VI. Ethnographischer Theil; 1 Band mit 60 Druckbogen und 15—20 Tafeln, von Dr. Carl v. Scherzer im Vereine mit Professor A. Boller und Dr. Fr. Müller bearbeitet. Dieser Theil soll ein umfassendes Bild der verschiedenen von der Expedition besuchten Menschenracen entwerfen, daher Alles vereinigen, was sich auf deren Geschichte, Sprache, Gebräuche, Sagen und Lieder, Regierungsform, sittliche und religiöse Zustände, Lebensgewohnheiten, Nahrungsmittel, Beschäftigung u. s. w. bezieht. Auch sollen diesem Bande an 40 Wörterverzeichnisse von Idiomen, theils wilder, theils halbcivilisirter Völker, sowie eine Karte über die Verbreitung der verschiedenen Racen und der wichtigsten Nahrungsmittel auf der Erde beigegeben werden.

VII. Anthropologischer Theil; 1 Band, 50 Druckbogen mit circa 50 Tafeln. Die Bearbeitung dieses Bandes sollte ursprünglich, in Verbindung mit dem vorhergehenden, durch die beiden Expeditions-Mitglieder, dem Corvettenarzte Dr. Eduard Schwarz und Dr. Carl v. Scherzer gemeinschaftlich erfolgen. Da inzwischen aber Dr. Schwarz leider einer langwierigen Krankheit erlegen ist, so wurden wegen Ausarbeitung des vorhandenen Materials mit einem anderen Gelehrten Unterhandlungen angeknüpft, welche jedoch noch zu keinem Abschluß gediehen sind. Diese Abtheilung wird sich hauptsächlich mit der Beschreibung der von der Expedition mitgebrachten Racenschädel, sowie mit dem während der Reise bei den interessantesten Menschentypen angewendeten anthropometrischen System und den bisherigen Resultaten desselben beschäftigen. Da an jedem einzelnen Körper 78 Messungen

vorgenommen und dieſe über mehrere hundert Individuen der verſchiedenſten Racen ausgedehnt wurden, *) ſo dürfte die Bearbeitung des mitgebrachten Materials ſowohl für die anthropologiſche Wiſſenſchaft als auch für die graphiſche Darſtellung manche neue und werthvolle Thatſachen und Anhaltspuncte liefern.

VIII. Mediciniſch-pharmakognoſtiſcher Theil; 2 Bände, circa 50 Druckbogen. Von dieſem Werke iſt der erſte Band, 37 Bogen ſtark, vom Corvettenarzte Dr. Eduard Schwarz bearbeitet, bereits vor Jahresfriſt erſchienen. Derſelbe ſchildert die hygieniſchen Verhältniſſe des Seefahrers im allgemeinen, den Einfluß der Localität, der Koſt, der Beſchäftigung, des Klima's, der Schiffsbewegung; die wichtigſten chirurgiſchen und mediciniſchen Fälle am Bord, ſowie Krankheiten wie Scorbut und Hemeralopie, deren Localität des Zuſtandekommens vorzüglich die See iſt; Nikobarenfieber, Dyſſenterie und endemiſche Kolik; endlich enthält das Schlußcapitel eine ziemlich umfaſſende Inſtruction für den reiſenden Arzt.

Durch den ſo frühen Tod des hochbegabten Verfaſſers trat in der Veröffentlichung des zweiten Bandes eine Pauſe ein, deſſen Ausarbeitung nun anderen Händen anvertraut werden muß. Nach dem urſprünglichen Plane des Verſtorbenen ſollte der zweite Band hauptſächlich die ſanitariſchen Verhältniſſe der von der Fregatte Novara berührten Orte nach ihrer geographiſchen Lage, die Eigenthümlichkeit ihres Klima's nach den localen Einflüſſen des Bodens, ſowie der Lebensweiſe und Sitten der Bewohner umſtändlich erörtern. Dieſem ſollte eine Schilderung der in den verſchiedenen Ländern angetroffenen Geſundheitsanſtalten und ihrer Einrichtungen folgen. Bei Stationen, wo gewiſſe Krankheiten charakteriſtiſch auftreten, wie z. B. Elephantiaſis in Indien, Malaria auf den nikobariſchen Inſeln,

---

*) Zu vergleichen die in den Mittheilungen der k. k. geographiſchen Geſellſchaft, III. Jahrgang 1859, niedergelegte Abhandlung: „Ueber Körpermeſſungen als Behelf zur Diagnoſtik der Menſchenracen.“ Noch wenige Monate vor ſeinem Tode, im Jan. 1859, ſprach ſich A. v. Humboldt in einem Schreiben an Hofrath W. Haidinger in Wien äußerſt wohlwollend und theilnehmend über dieſe Arbeit aus, und nachdem er auf die hohe Bedeutung von Körpermeſſungen für die Diagnoſtik der Menſchenracen hingewieſen, machte der greiſe Forſcher die intereſſante Bemerkung: „Sonderbar genug hat bei Eintheilung der Racen bisher gerade das unwichtigere Kennzeichen der Hautfarbe die Aufmerkſamkeit am meiſten gefeſſelt; die früheſte Menſchencultur in Aſſyrien, Aegypten, China und Phönicien war aber nicht der ganz weißen Race eigenthümlich. Semiten waren nicht weiß wie Hellenen. Das geographiſche Wort „kaukaſiſche Race“ hat viel Uebel angerichtet.“ Auch der im September 1861 auf Veranlaſſung von Profeſſor R. Wagner und Dr. Baer in Göttingen abgehaltene Anthropologen-Congreß hat das obige Syſtem zur Benutzung für weitere Meſſungen als das umfaſſendſte empfohlen.

Beri-Beri im Sunda-Archipel, Framboisia auf den Südsee-Inseln u. s. w., sollte eine kurze monographische Beschreibung dieser Krankheitsformen beigefügt werden. Auch lag es in der Absicht des Autors, diesem Bande zwölf Abbildungen von weniger bekannten tropischen Hautkrankheiten nach den vom Expeditions-Maler Joseph Selleny an Ort und Stelle entworfenen Skizzen beizugeben.

Die Herausgabe eines Albums, die interessantesten Momente der Novarafahrt darstellend, ist zwar zu wiederholten Malen angeregt, aber die Modalitäten, unter welchen ein solches Unternehmen am leichtesten und erfolgreichsten durchgeführt werden könnte, sind noch keiner Beschlußfassung unterzogen worden. Jedoch ist alle Hoffnung vorhanden, daß im Verhältniß, als die wissenschaftlichen Publicationen vorwärts schreiten, auch die darstellende Kunst (welche allerdings schon im beschreibenden Theil durch circa 300 Illustrationen von der Hand Selleny's vertreten erscheint) noch weitere Berücksichtigung finden werde.

Aus den vorstehenden Mittheilungen, bei welchen wir uns des deutlicheren Ueberblickes und besseren Verständnisses wegen absichtlich einige Weitläufigkeit zu Schulden kommen ließen, ergiebt sich wohl für jeden vorurtheilslosen Leser die zweifach erfreuliche Thatsache, daß nämlich nicht bloß ein gewaltiges, mannichfach wichtiges Material noch zur Bearbeitung vorliegt, sondern daß auch die kaiserliche Regierung mit großmüthigen Händen die Mittel gewährt hat, um die gesammelten wissenschaftlichen Schätze zum Gemeingut Aller zu machen. Eine glückliche Durchführung dieser großartigen aber schwierigen Aufgabe wird der Novara-Expedition sowohl in nautischer als auch in naturwissenschaftlicher Beziehung einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte der Erdumsegelungen einräumen und zugleich einer großen Anzahl österreichischer Gelehrten willkommene Gelegenheit bieten, um der Wissenschaft im Vaterlande ein neues, ihrer würdiges Denkmal zu errichten!

Die
Entwickelung der indirecten Abgaben in Oesterreich.

Von G. v. Plenker, Conceptsadjunct im k. k. Finanzministerium.

I.

Die Zeiten der Kaiserin Maria Theresia.

Der Begriff der indirecten Steuern, wie er in den meisten finanzwissenschaftlichen Lehrbüchern aufgestellt wird, nimmt nur Bezug auf die Einhebungs- und Wirkungsart und umfaßt die Abgaben, bei welchen sich die Steuerforderung nicht unmittelbar an denjenigen richtet, der nach der Absicht des Gesetzgebers zahlen soll, bei welchem man also eine Ueberwälzung voraussetzt. In der Praxis aber legt man sowohl in Oesterreich als auch in Frankreich diesem Begriffe eine viel allgemeinere Bedeutung bei und versteht darunter alle auf einer Handlung ruhenden Abgaben zum Unterschiede von den directen, welche nach einem Zustande (der Qualification oder dem Besitze einer Person) bemessen werden.

Die indirecten Abgaben liefern in Oesterreich bei weitem das größte Contingent zu den Staats-Einnahmen.*)

Sie nehmen den größten Einfluß nicht bloß auf das nationalökonomische Wohl des Volkes, sondern auch auf seine Sitten und Gewohnheiten und haben in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit gerade darum auf sich ge-

*) Nach dem Voranschlage für das (mit 1 November 1862 beginnende, mit letzten October 1863 endende) Verwaltungsjahr 1863 entfallen auf die

directen Steuern	109,814,700 fl.,
indirecten Steuern	184,280,717 „
andere Einnahmen	10,489,677 „
zusammen	304,585,094 fl.

zogen, weil ſich eine volkswirthſchaftliche Schule gebildet hat, die einen heftigen Kampf gegen ſie eröffnet. Noch iſt der Streit nicht entſchieden, ob man der indirecten, ob der directen Beſteuerung den Vorzug geben ſoll, und er wird ſich wohl ſchwerlich je abſolut entſcheiden laſſen. In Oeſterreich dürfte nicht nur die Finanzlage noch lange nicht eine Schwächung des beſtehenden Syſtems der indirecten Abgaben erlauben, ſondern es wird auch die ungleiche Vertheilung der Güter, der noch nicht überall vollendete Uebergang zur Geldwirthſchaft und die hiſtoriſche Entwickelung der beſtehenden Finanzverhältniſſe wenigſtens für jetzt dem Beſtreben hindernd in den Weg treten, die indirecten Abgaben theilweiſe durch directe zu erſetzen. Das Nachſtehende ſoll auch keineswegs ein Beitrag zur Löſung dieſer in England ſo heftig ventilirten — bei uns praktiſch noch wenig erörterten — Frage ſein, ſondern nur in kurzen Skizzen zeigen, wie ſich bei uns aus unbedeutenden und verworrenen Anfängen ein feſt geſchloſſenes und gegliedertes Abgabenſyſtem entwickelt hat.

Die indirecten Abgaben haben ſich in Oeſterreich früher zu feſten Formen entwickelt, als die directen. Während die directen Steuern lange Zeit nur in den Landtagsverwilligungen (Contributionen) beſtanden, die der Staat hinnahm, ohne auf Art und Weiſe der Umlegung Einfluß zu üben, ſind manche der indirecten Abgaben Ergebniß römiſcher Finanzweisheit, andere laſſen ſich aus den Begriffen der Grundhoheit und Regalität entwickeln, ihre Einkünfte floſſen unmittelbar in die fürſtliche Kammercaſſe und es war nicht erſt nothwendig, die Bewilligung oder Vermittelung der oft ſo ſchwierigen Stände anzurufen.

So wie aber die Regalrechte vom deutſchen Reiche an die einzelnen Landeshoheiten gekommen ſind, ſo hat auch die Schwächung der landesherrlichen Gewalt durch die Stände im 15. und 16. Jahrhundert den Uebergang von Steuerrechten an Private erleichtert. Staatsrecht und Privatrecht floſſen in jenen Zeiten oft zuſammen, und ſo wurden auch manche der indirecten Abgaben zu Gütern, die in den Verkehr traten, wie jedes andere; ſie wurden durch Schenkung, Kauf, Tauſch oder Erbſchaft erworben, oder durch Vertrag modificirt.

Es iſt überall eine hiſtoriſche Tendenz, vom Mannichfaltigen zum Einfachen vorzuſchreiten; die Anſchauung erfaßt ja die Dinge zuerſt in ihrer Beſonderheit, die Reflexion ſammelt dann das Gemeinſchaftliche. So finden wir auch in den älteren Zeiten Oeſterreichs die verſchiedenartigſten Geſtaltungen im Abgabenweſen. Nirgend ein Zuſammenhang, nirgend ein durchdachter Plan; eine Abgabe auf den Verbrauch oder auf den Transport wurde dort eingeführt, wo man keinen Widerſtand zu fürchten und einen Ertrag zu hoffen hatte; alle jene ſchwierigen Fragen, die heutzutage die Finanzmänner in Verlegenheit ſetzen, Ueberwälzung, Colliſion der Steuern, ihre Wirkungen

auf die Production existirten noch nicht; wohl aber leiteten oft ethische Principien, und dann wurde die Steuer auferlegt, um dem irgendwo eingerissenen unmäßigen Aufwande oder einem schädlichen Genusse engere Schranken zu ziehen.

Das sind Zustände, wie wir sie in der Steuergeschichte jeder Nation antreffen; in Oesterreich erscheinen sie um so schärfer, als die Verschmelzung der einzelnen Landschaften zu einem Staate so langsam vor sich ging. Die Vielgliederigkeit der Verwaltung bedingte nicht nur eine Vielgliederigkeit der Steuerformen, sondern erschwerte auch die Uebersicht über deren Wirkungen, die man am klarsten in Staaten von größerer innerer Einförmigkeit wahrnimmt. Bevor also von einer einheitlichen Entwickelung des Steuerwesens die Rede sein konnte, mußte sich das Staatswesen selbst einheitlicher gestalten, und dies fand, als Max I. und Ferdinand I. dem Reiche gleichsam seine künftige Gestalt und Bestimmung vorbildeten, Ferdinand II. im Kampfe mit den Landständen die Macht der Krone im Innern aufgerichtet, Leopold I. die Territorialgrenzen des Reiches festgestellt und Carl VI. die verderblichen Bestrebungen, den Schwerpunct der Macht in fremden Ländern zu gründen, aufgebend, die ersten schüchternen Anläufe zur Nachahmung der handelspolitischen Organisation der Weststaaten gemacht hatte, erst im Zeitalter Maria Theresia's statt.

Mehrere indirecte Abgaben bestehen in der Form, welche sie unter ihrer Regierung erhalten, noch heute; andere wieder, die heute in einer wesentlich verbesserten Form erscheinen, haben unter ihr bedeutende Veränderungen erlitten; wenige Abgaben giebt es, die nicht die Spuren der schöpferischen Hand ihrer Staatsmänner und ihrer eigenen unmittelbaren Einwirkung aufzuweisen haben. Unsere Darstellung betrachtet daher zunächst das indirecte Steuerwesen jener Zeit, wird aber selbstverständlich auch die Einrichtungen früherer Perioden berühren müssen, ohne deren Kenntniß das Dargestellte nicht verständlich sein würde.

Als oberstes Organ für die Verwaltung der Finanzen, somit auch der indirecten Abgaben wurde schon durch Maximilian I. die Hofkammer geschaffen. Im Jahre 1498 wurde die Kammer in Innsbruck, im Jahre 1501 die Hofkammer in Wien gegründet, welche die Verwaltung des Kammergutes der Renten, Güter, Gefälle und Nutzungen zunächst in Niederösterreich zu besorgen hatte. Obwohl für das unmittelbare Hofeinkommen und Privatvermögen eine eigene Hauskammer bestand, so hatte doch auch die Hofkammer Maximilian's I. und seiner nächsten Nachfolger auf jenes Einfluß zu nehmen; neben ihren financiellen Aufgaben waren ihr ökonomisch-technische Obliegenheiten, richterliche Befugnisse und administrative Gewalt zugewiesen, so daß sie ungefähr mit der Rentenverwaltung eines ansehnlichen Privat-Dominiums verglichen werden konnte. Als Landesbehörden standen unter

ihr die Vicedomämter in den Provinzen und in Niederösterreich, seit 1552 auch eine eigene Landeskammer. Bei den späteren Theilungen der österreichischen Länder unter verschiedene Linien des Erzhauses erhielt jedes Land seine eigene Hofkammer, die ihre Wirksamkeit auch einige Zeit nach der Wiedervereinigung fortsetzten. Noch unter Leopold I. bestand eine innerösterreichische Hofkammer zu Gratz, die aber bald mit der Hofkammer in Wien vereinigt wurde, welche nun ihre Wirksamkeit auf alle deutschen Kronländer, ja zeitweise und für gewisse Gegenstände (das Salz- und Zollgefälle) auch auf Ungarn ausdehnte, manche Finanzgeschäfte des verfallenden römisch-deutschen Reiches besorgte und mit Rücksicht auf die fortwährenden Kriege eine schwere Aufgabe hatte.

Die Einkünfte, die sie verwaltete, waren noch sehr gering und können etwa auf 6 Millionen veranschlagt werden. Unterschleife waren an der Tagesordnung. Ein Hofnarr soll dem Kaiser gerathen haben, ein mageres Pferd zum Hofkammerpräsidenten zu machen, es werde dann gewiß fett werden.*) Bekannt sind die Betrügereien, welche sich der Präsident Graf Sinzendorf (1657—1679) zu Schulden kommen ließ, die List, mit der er die abgeordnete Untersuchungscommission zu täuschen wußte, so wie seine endliche Verurtheilung.**) Die innere Einrichtung und Geschäftsführung der Hofkammer wurde durch die Hofkammer-Instruction dd. Linz 2 Januar 1681 geregelt, die theilweise noch zu Maria Theresia's Zeiten Geltung hatte. An der Spitze der Hofkammer stand ein Präsident mit einem Gehalte von 2600 fl., unter ihm ein Vicepräsident mit einem Gehalte von 1500 fl. Die Referenten und Hofkammerräthe theilten sich in drei Kategorien, jene vom Herren-, die vom Ritter- und die vom Gelehrtenstande. Ihr Gehalt betrug 1300 fl., ihre Zahl wechselte. Bei der Beförderung zu dieser Stelle war das Verdienst wenig entscheidend, mehr die Geburt oder besondere Gunst.

Unter Joseph I. gab die Errichtung der Wiener Stadtbank Anlaß, der Hofkammer einen Theil der financiellen Geschäfte und namentlich die Verwaltung der meisten indirecten Abgaben zu entziehen. Diese Bank, welche an die Stelle der Leopoldinischen Girobank trat und ihre Wirksamkeit im Monate März 1706 eröffnete, verdankte ihr Entstehen hauptsächlich der Thätigkeit des Hofkammerpräsidenten Grafen Gundacker von Starhemberg, eines erleuchteten Mannes, der hierdurch nicht bloß die Errichtung eines Hülfsinstitutes für den Handel, sondern auch die Tilgung der im Jahre 1701 schon

*) Relation des venetianischen Gesandten G. Sagredo im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen XX. S. 319.

**) Wolf, die Hofkammer unter Kaiser Leopold, in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, phil. hist. Classe XI. S. 440—485.

auf 20 Millionen angewachsenen Staatsschuld beabsichtigte.*) Die Stadt Wien, deren Namen die Bank trug, haftete zwar für die statutenmäßige Führung der Bankgeschäfte und die bestmögliche Benutzung der der Bank zugewiesenen Einnahmequellen, allein ihr Einfluß war nur nominell. Die eigentliche Leitung erhielt eine Behörde, die Hofbanco Deputation, die aus Räthen der Hofkammer und der niederösterreichischen Regierung zusammengesetzt, ursprünglich unter den Vorständen dieser Behörden, bald aber unter Starhemberg allein nicht bloß die Bankgeschäfte, sondern auch die zur Schuldentilgung an die Bank von Seite des Staates abgetretenen Cameralgefälle verwaltete. Diese Einkünfte waren: die Rothenthurm-, Tabor- und Pflastermauth in Wien, der Ertrag der Viehmarktsgebühren am Ochsengries, der Wein-, Bier-, Getreide- und Viehaufschlag innerhalb der Linien Wiens, die in Wien flüssigen Toleranzgelder von Juden, der Tabakaufschlag und die Fleischkreuzer in Niederösterreich; seit 1718 die Mauthen zu Linz und Ybbs, das Zollgefäll in Mähren, seit 1719 die Mauth zu Himberg nächst Wien, 1721 das Salzgefäll in Niederösterreich, Böhmen, Mähren, 1736 verschiedene Aufschläge in Wien, die Accise in Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich, endlich Domänen, Bergwerke und Staatsfabriken in verschiedenen Theilen der Monarchie.

Die Hofbanco-Deputation säumte nicht, nach größtmöglicher Unabhängigkeit von der Hofkammer zu streben, was ihr vorzüglich dadurch erleichtert wurde, daß Graf Starhemberg die von ihm bekleidete Hofkammerpräsidentenstelle niederlegte und sich allein der Leitung der Hofbanco-Deputation widmete (1715). Diese repräsentirte eine Zeit lang den Fortschritt und die neuen Ideen, tüchtige Kräfte standen ihm zu Gebote (der Buchhalter Kirchner und sein späterer Antagonist Schwandtner). Die Gefällserträgnisse nahmen unter ihrer Verwaltung den regsten Aufschwung, während die Hofkammer namentlich unter Leitung des wohlmeinenden, doch energielosen Präsidenten Graf Dietrichstein den bureaukratischen Schlendrian beibehielt und ihre Kräfte, die besser anderswo zu verwenden gewesen wären, in leerem Gezänke mit der Hofbanco-Deputation vergeudete.

Neben diesen beiden Behörden bestanden noch zwei andere oberste Finanzbehörden, die kurz vor Maria Theresia entstanden, nur wenige Jahre functionirten. Die eine war die durch das kaiserliche Patent vom 14 December 1714**) geschaffene Universalbankalität. Sie sollte nach der Gründungsurkunde „den entkräfteten Unterthanen und Insassen auf eine ergiebige

*) Ueber die Geschichte der Wiener Stadtbank s. den Aufsatz Biedermann's im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen XX. 341 ff.

**) Codex Aust. III, 765.

Art aufhelfen, auf den eigentlichen Grund der Staatseinkünfte sehen und die Auslagen nach diesen reguliren, damit der Credit baldigst wieder hergestellt, das Contributionswesen aber seiner Zeit gemindert werden könne." Wie man sieht, hatte sie als Behörde eine sonderbare Stellung, die mit dem Wirkungskreise wohl der meisten Stellen collidirte; es gingen auch aus ihr bald enger begrenzte Organe, wie die Hofrechenkammer, der Hofcommercienrath und die Staatsschuldentilgungscasse hervor. Mit der Universalbankalität war aber auch eine Art Leihbank in Verbindung, die der Stadtbank Concurrenz machte.

Eine andere oberste Finanzstelle war die Finanzconferenz, eine Zusammentretung der höchsten Finanzbeamten unter dem Vorsitze des Kaisers. Sie war ursprünglich bestimmt, die Gegensätze auszugleichen, die sich unter den leitenden Finanzmännern bemerkbar machten. Als durch den Wechsel der Persönlichkeiten diese Uneinigkeiten von selbst verschwanden, war auch diese Stelle nicht mehr nöthig.

Als Maria Theresia zur Regierung kam, war nämlich Starhemberg schon alt und nachgiebig geworden, nach seinem Tode (1745) übernahm Graf Philipp Kinsky und bald darauf (1749) Graf Philipp Chotek*) das Präsidium der Ministerial-Bancodeputation, die bei den tobenden gefahrvollen Kriegen Wichtigeres zu thun hatten, als die alten Händel über Wirkungskreis und Unabhängigkeit mit der Hofkammer zu erneuen. Die Hofkammer wurde noch vom Grafen Dietrichstein geleitet und bestand (im Jahre 1749) aus 4 Räthen aus dem Herrenstande, 5 aus dem Ritterstande, 8 „gelehrten" Räthen, 10 Secretären, 5 Concipisten nebst dem nöthigen Kanzlei- und Buchhaltungspersonale. Die Gehalte waren kaum geringer als heutzutage, der Präsident bezog z. B. 14,000 fl., der Vicepräsident 8000 fl., die Hofräthe 4 — 6000 fl. u. s. w.

Im Jahre 1749 wurde zur Verwaltung der Justiz, die früher der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei anvertraut war, eine eigene oberste Justizstelle errichtet. Dies gab Gelegenheit, die politische und financielle Verwaltung in einer einzigen Behörde, dem Directorium in publicis et cameralibus, zu concentriren. Die Hofkammer bestand nur mehr für die ungarischen Gefälle und das unbedeutende Finanzwesen des deutschen Reichs unter Leitung des Grafen Königsegg-Erbs, mit einem Vicepräsidenten und zwei Räthen; ihre Kosten beliefen sich einschließlich jener für das Hülfspersonal auf 58,555 fl. Der Personalstand des Directorium in publicis et cameralibus war folgender: 2 Präsidenten (Graf Harrach mit 30,000 fl.,

*) Die Charakteristik dieser Männer s. bei Wolf: „Oesterreich unter Maria Theresia."

Graf Haugwitz mit 8000 fl. Gehalt), 7 Hofräthe und geheime Referendarien (mit Gehalten von 7—4000 fl.), 6 Secretäre (mit Gehalten von 3000—1800 fl.) sammt dem nöthigen Hülfs- und Buchhaltungspersonale. Die Gesammtkosten betrugen 119,700 fl. jährlich.

Graf Harrach starb schon 1750, und nun erhielt Graf Haugwitz die Leitung des neugeschaffenen administrativen Monstrums. Das Ziel, Geschäftsvereinfachung, Einheit in der Leitung der gesammten Administration wurde nicht erreicht; die Confusion wurde noch größer, als im Jahre 1759 auch noch die Geschäfte der Hofbanco-Deputation dem Directorium in publicis et cameralibus zugewiesen wurden, und man wußte keinen andern Ausweg, als für bestimmte Gegenstände bestimmte Commissionen zusammen zu setzen, die eine gewisse Selbständigkeit behaupteten.

Die gemachten Erfahrungen leiteten schon 1762 wieder zur Auflösung des unförmlichen Körpers hin. Die böhmisch-österreichische Hofkanzlei hatte wieder die politischen Geschäfte zu leiten; für die Finanzen wurden drei Stellen geschaffen. Die Hofkammer, unter dem Präsidium des Grafen Herberstein, hatte die Verwaltung der directen Steuern (die Contributionen, welche die Landtage nach den Steuerpostulaten der Regierung und nach dem Realbesitze der Inwohner seit 1749 nach den Grundsätzen der Theresianischen Steuerregulirung entrichteten, die Vermögenssteuer mit dem zehnten Theil des Einkommens (1743), die Kopfsteuer in fixen Beträgen nach Classen, die Capitalistensteuer 1758 mit 10% der Interessen u. s. w.), die oberste Leitung der „verschriebenen" sowohl als der freien Cameralgefälle, die Evidenzhaltung der Einnahmen und Ausgaben, das Münz-, Post- und Schuldenwesen zu besorgen. Die deutsch-erbländische Credits-Deputation, unter dem Präsidium des Grafen Hatzfeld, hatte nicht nur die Verwaltung des Stadt-Banco's, sondern auch der in früheren Zeiten zu ihrer Dotation bestimmten Gefälle, sollte aber der Hofkammer die Einsicht in ihre Gebahrung erstatten und ordentlich Rechnung legen. Die Hofrechenkammer endlich, unter Vorsitz des Grafen Zinzendorf, vereinigte in sich die oberste Leitung der Buchhaltungen und des Rechnungswesens. Eine schärfere Begrenzung des Wirkungskreises dieser Stellen wurde im Jahre 1765 festgestellt, namentlich die Grenzen der politischen und financiellen Verwaltung schärfer gezogen und bestimmt, in welchen Fällen das Einvernehmen der verschiedenen Centralstellen zu einer Entscheidung erforderlich war. Die Hofkammer wurde wieder mit dem Banco unter einem Präsidium (des Grafen Hatzfeld) vereinigt, jedoch so, daß die Geschäfte beider nach wie vor in abgesonderter Rathsversammlung entschieden werden sollten. Auch die eine Zeit lang abgesondert bestandene General-Cassa-Direction ging damals in die Hofkammer auf.

Der Banco, die Ministerial-Bancodeputation, wie sie nun officiell benannt wurde, hatte also wieder die Verwaltung der indirecten Abgaben, des Schuldenwesens und der Handelssachen; sie konnte ihrer Aufgabe nun sich um so intensiver widmen, als ihre frühere Bedeutung als Bankinstitut fast bis auf den Namen und die Erinnerung geschwunden war. Unter ihr standen alle die mannichfaltigen Aemter, denen die Verwaltung der indirecten Abgaben anvertraut waren. Zunächst die Bankadministrationen, die im Jahre 1747 aus den alten Bancocollegien entstanden, an der Seite der politischen Landesstellen (der „Repräsentationen") und unter dem Vorsitze des Landeschefs, ungefähr ähnlich wie heutzutage die Finanz-Landes-Directionen die Verwaltung der indirecten Abgaben leiten. Für besondere Zweige der indirecten Besteuerung gab es abgesonderte Organe, die unmittelbar unter der Centralstelle standen, wie in Wien das Handgrafenamt für die handgräflichen Gefälle, das niederösterreichische Waldamt für die Verwaltung der Staatsforsten und Waldmauthe, das niederösterreichische Salzamt u. s. w. Bei den fortwährenden Aenderungen in der Einrichtung und Aufstellung dieser Aemter ist es unmöglich ihren Organismus mit wenigen Worten übersichtlich darzustellen; es genüge hier die Bemerkung, daß in den größeren Provinzen Landeskammern für die directen Steuern und einzelne Gefälle, in kleineren Provinzen Rentämter zu demselben Zwecke bestanden, daß die Vicedomämter die trockenen Gefälle und Einkünfte aus einem gutsherrlichen Verhältnisse verwalteten, daß die Kammern in dem Jahre 1749 gleichfalls mit den politischen Repräsentationen vereinigt und später bei den politischen Länderstellen ein eigener Senat für Finanz- und Cameralsachen gebildet wurde. Wir werden übrigens Gelegenheit haben, bei Besprechung der einzelnen Gefälle noch manche Andeutungen über den Organismus dieser Aemter zu geben.

Wenn wir nun die indirecten Abgaben selbst betrachten, so finden wir, daß an rationelle Einrichtungen und an einen ausgiebigen Ertrag so lange nicht zu denken war, als ähnliche Gefälle sich in Privathänden befanden, so lange die einzelnen Länder in so scharfer Sonderung von einander getrennt waren, und so lange man nicht die Kraft hatte, ohne Rücksicht auf Stand und Ansehen der Person den häufigen Unterschleifen auf wirksame Weise zu begegnen. Die Regiekosten waren überhaupt ein großer Stein des Anstoßes bei so manchen Reformen. Dieselben Unterthanen, welche gleichgültig die Unzahl von hemmenden Anordnungen hinnahmen, durch welche die Regierung den Fortschritt der Gewerbe in weitaussehende Bahnen zu lenken meinte,

wodurch sie Religiosität förderte, Zucht und gute Sitte erhielt, dieselben Bürger, die dem Verfall ihrer Communalfreiheiten geduldig zusahen, ertrugen nur widerwillig und mit Murren auch die nothwendigste Controle. Zum Schutze der Gefälle waren zwar „Ueberreutter", und zwar für jedes Gefälle abgesondert bestellt, diese hatten aber keine Organisation, keine Autorität, keine Disciplin. Zahlreiche Verordnungen beweisen entweder ihr excessives Benehmen, oder daß die Regierung nicht immer den Muth hatte, ihre Untergebenen zu vertheidigen. Begab sich ein „Ueberreutter" in der Verfolgung eines Gefällsübertreters in ein benachbartes Kronland, so konnte er selten auf den Schutz, oft auf offene Feindseligkeit der politischen Organe, der Herrschaften oder Gemeinden rechnen.

Die Strafen waren zwar sehr strenge. Mehrjährige Zuchthausstrafe finden wir oft verhängt; selbst derjenige, der unbedeutendes gethan oder sich bloß verdächtig gemacht hatte, konnte zum Militär abgestellt werden. Allein ein Schutz gegen allzu strenge Behandlung lag schon in dem Verfahren in Strafsachen. Das Erkenntniß war zwar von den Finanzorganen in erster Instanz zu fällen, dagegen ging aber der Recurs an die richterliche Behörde und in dritter Instanz an eine durch Justizräthe verstärkte Abtheilung der Ministerial-Bancodeputation (der Justiz Bancodeputation). Dann galten die strengen Strafgesetze doch nur meistens für Leute aus den unteren Ständen, Personen höherer Stände wußten sich außerhalb des Gesetzes zu stellen.

Die Schwierigkeiten in der Durchführung der Regie führten oft dahin, die indirecten Abgaben auf eine sonderbare Weise direct einheben zu lassen. Ein anderes Hemmniß der Entwickelung indirecter Abgaben war — so paradox es klingt — die fortwährende Geldverlegenheit der Regierung. Wie viele ihrer Einrichtungen gediehen deshalb nicht zur Reife! eine Geldklemme kam, die kaum eingerichtete Abgabe wurde an die Stände verpfändet, die dafür Schulden auf das Land übernahmen oder größere Summen an directen Steuern bewilligten (die Contribution erhöhten). Umsonst stellte man als Princip auf, die Privatrechte auf Gefälle so weit wie möglich zu beschränken und landschaftliche indirecte Abgaben zu Gunsten des Staates einzuziehen, (zu inkammeriren); im Augenblicke der Noth fragte man wenig nach Principien.

Alle heutzutage bestehenden indirecten Abgaben waren zwar schon zu Maria Theresia's Zeiten im Keime vorhanden, doch ist bei den damaligen Einrichtungen eine strenge Sonderung derselben nach heutigen Gesichtspuncten schwierig. Nichts desto weniger müssen wir unserer Betrachtung schon die gegenwärtig bestehenden Namen und Eintheilungen zu Grunde legen. —

Wir erörtern also zunächst die Regalien oder jene Abgaben, die auf ausschließlicher Benutzung von Gewerbsunternehmungen zu Finanz-

zwecken gegründet sind. Sie fallen darum in den Kreis unserer Betrachtung, weil sie nicht nur den Verbrauch gewisser Gegenstände in Form eines zu Gunsten der Staatscasse künstlich erhöheten Preises belasten, sondern auch, weil sie der officielle Sprachgebrauch von jeher zu den indirecten Steuern rechnete. Staatsfabriken wurden zu Leopolds I. und Carls VI. Zeiten vielfach gegründet. Italienische Muster und Projectanten wiesen darauf hin, daß der Staat mit größtem Nutzen Gewerbe betreiben oder mit Waaren handeln könne, wenn er kraft seiner Finanzhoheit Private von der Mitbewerbung ausschließe. Weil aber am Ende denn doch der Staat für Fabrication und Handel zu wenig geschickt war, so zog man es meistens vor, die Regalien zu verpachten; daher der Name der Appalto's für dieselben. So gab es ein Larven-, ein Stärke- und Haarpuder-, ein Spielkarten-, ein Papier-Appalto, ja selbst ein Sensen-Appalto. Auf eine ähnliche Weise erlangte man ein Staatseinkommen, indem der Staat einem Privaten ein Privilegium auf einen bestimmten Betriebszweig oder eine gewisse Handelsthätigkeit ertheilte und sich dafür eine Abgabe entrichten ließ. Auf solche Weise wurde der Baumölhandel monopolisirt, ein Privilegium auf die Errichtung einer Fabrik ertheilt, die Oele aus Weintraubenkernen preßte u. s. w. Die meisten dieser Appalto's hatten nur kurze Dauer; stritten sie ja doch gegen das von Carl VI. proclamirte Princip der Förderung individueller Gewerbs- und Handelsthätigkeit. In den meisten Fällen mag aber das geringe Einkommen, welches sie abwarfen, bei ihrer Aufhebung von entscheidendstem Einflusse gewesen sein.

Eines der wichtigsten Regalien war schon zu Maria Theresia's Zeit das Tabakmonopol.

Der Tabakverbrauch scheint in Oesterreich erst zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges in allgemeine Aufnahme gekommen zu sein. Die Pflanze war zwar an vielen Orten angebaut, *) bessere Fabricate wurden aber doch nur aus dem Auslande bezogen. Im Jahre 1662 suchten die Grafen Fürstenberg, jedoch vergeblich, das Recht der alleinigen Tabakeinfuhr in die österreichischen Erblande zu erlangen; dafür bewilligte Kaiser Leopold I. im Jahre 1670 dem Oberstlandjägermeister des Landes ob der Enns, Graf Khevenhüller (Sohn des Geschichtschreibers), das ausschließliche Recht der Tabakeinfuhr nach Oberösterreich, dafür, daß er die kaiserlichen Jagdgeräthe auf eigene Kosten in gutem Stande erhalte. Ein Graf Königsegg erhielt um dieselbe Zeit das gleiche Recht für Niederösterreich, jedoch ohne zu einer Gegenleistung verpflichtet zu sein. Bald darauf entstand

*) In Nordtirol und in Böhmen stieß der Tabakanbau auf Opposition von Seite der Regierung.

zu Enns die erste Tabakfabrik Oesterreichs, von einem gewissen Geiger gegründet, der zur Aufmunterung seines Unternehmens das Privilegium erhielt, allein und ausschließlich Tabak im Lande fabriciren zu dürfen. Alle diese Privilegien hatten also noch keine financielle Bedeutung; erst im Jahre 1678 treffen wir die erste „Tabakpachtung" in Inneröſterreich, indem Liscadin und Donadoni gegen einen Pachtschilling jährlicher 2400 fl. das Recht zum Alleinhandel mit Tabak in diesen Provinzen erwarben. Diesem „Appalto" folgten bald mehrere auch in den anderen Provinzen, regellos, ohne Zusammenhang und im Ganzen nur wenig einträglich. Die Regierung ergriff dabei nie die Initiative, sondern wo sich Pachtlustige vorfanden und günstige Angebote stellten, nahm sie diese an. Man nahm aber schon wahr, daß der Tabak außer den damals gepriesenen medicinischen und diätetischen Eigenschaften auch eine financielle hatte, nämlich eine Abgabe leicht ertragen zu können. Auf Vorschlag einer eigens zu diesem Zwecke zusammengesetzten Commission wurde am 20 Mai 1701 das erste Tabakpatent *) erlassen, das nun selbst für die böhmischen Länder Geltung hatte und die volle Regalität der Tabakerzeugung und des Tabakhandels aussprach. Nebenbei machte man den Verkauf der Tabakpfeifen zum Monopole. Der Tabakanbau blieb jedoch gegen Ablieferung des Erzeugnisses an das Aerar gestattet.**)

Das Monopol wurde in den verschiedenen Ländern an verschiedene Bestandnehmer verpachtet. Damals war es auch, wo man den freilich verunglückten Versuch wagte, das Monopol in Ungarn einzuführen.***)

Schon 1704 wurde das Monopol wieder aufgehoben, und trat an dessen Stelle ein Tabakaufschlag, †) der nach den Sorten abgestuft, von den Händlern entrichtet wurde. Sein Ertrag wurde der 1703 errichteten Girobank und später natürlich der alle Gefälle verschlingenden Wiener Stadtbank zugewiesen.

Der Aufschlag dauerte mit mannichfaltigen Abänderungen bis 1723, in welchem Jahre das Tabakpatent vom 11. März ††) das Monopol wieder herstellte und dasselbe der unmittelbaren Verwaltung des Staates vorbehielt. Die Leitung des Gefälles kam in die Hände einer kaiserlichen Tabak-Direction, welcher die mit der Leitung des Verschleißes in den Pro-

*) Cod. Aust. III. 439.

**) Der Centner Rohtabak wurde mit 6 fl. eingelöst.

***) Die Civil- und Militärbehörden weigerten sich, das Patent in Ungarn zu publiciren. In einer Schrift, welche die Beschwerden der Ungarn gegen die Regierung zusammenfaßte, ist eine der Hauptklagen: tabaccae, salis nitri et accidularum in appalden redactio. Biedermann, im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen XX. 411. Note 12.

†) Cod. Aust. III. 471.

††) Cod. Aust. IV. 126.

vinzen betrauten Consumtions-Administrationen untergeordnet waren. Ein Jahr vorher war schon die erste kaiserliche Tabakfabrik zu Hainburg an der Donau eingerichtet worden; bald folgten andere zu Prag, Königgrätz, Budweis, Mährisch-Neustadt, Troppau, Neumarkt, Enns, Fürstenfeld und Triest. Die Resultate entsprachen aber nicht den gehegten Erwartungen. Der Hauptdirector war ein ehemaliger kaiserlicher Kammerdiener, ohne Geschäftskenntnisse, die wahrscheinlich auch nicht bei seinen Untergebenen zu finden waren. Das Jahreserträgniß erhob sich nicht über 300,000 fl. Der Antrag eines portugiesischen Juden, Don Diego Aguilar, der in seiner Heimath das Tabakmonopol hatte aufrichten helfen, bestimmte die Regierung aufs neue zum Pachtsysteme überzugehen, und nachdem sich die Verhandlungen an seinen unmäßigen Forderungen (und zwar weniger des Geldpunctes als der angestrebten Auszeichnungen wegen) zerschlagen hatten, übernahm M. Prandau die Pachtung, die nach dem Systeme einer ferme mixte eingerichtet wurde. Der Pächter übernahm nämlich unter dem Titel eines Ober-Administrators und kaiserlichen Hofkammerrathes die Leitung des gesammten Tabakwesens in den damals monopolpflichtigen Provinzen (d. i. Oesterreich ob und unter der Enns, Innerösterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien). Die früher getroffenen organisatorischen Einrichtungen der Tabakfabrication und des Verschleißwesens mußte er beibehalten, und die Verkaufspreise nur im Einverständnisse mit einer eigens für das Tabakwesen bestellten Hofcommission festsetzen. Alle Auslagen trug die Pachtung, nur die Ueberwachungskosten und die Erhaltung des Aufsichtspersonales fiel der Regierung zur Last. Der Pachtzins betrug jährlich 350,000 fl., und außerdem war der ganze Reinertrag über diese Summe hinaus nach Abzug von 20% an die Staatscasse abzuführen. Die Administrationen in den Provinzen standen zum Hauptpächter in dem Verhältnisse einer Art Afterpacht, indem einem jeden eine Summe bestimmt war, die er abführen mußte. Von dem Mehr genossen sie eine Tantieme von $^1/_3$. Im Jahre 1729 betrugen die Ueberschüsse über das Pachtquantum 110,000 fl.

Man erachtete nun die Zeitverhältnisse für günstig genug, um in Ungarn neuerdings die Einführung des Monopols zu versuchen. Wirklich kam in diesem Lande (1732) eine abgesonderte Tabakpachtung zu Stande; doch gelang es den Ständen, bald ihr Land von dieser Auflage zu befreien.

Mittlerweile wurden aber rüstig neue Tabakpatente *) erlassen, oder vielmehr die alten republicirt. Wohl hatte das erwachte bureaukratische Leben eine gewisse Schreibfreudigkeit erzeugt, die sich darin gefiel, Alles

*) 1 März 1725, Cod. Aust. IV. 257; 29 September 1729, Cod. Aust. IV. 599; 1 December 1733, Cod. Aust. IV. 818.

regeln zu wollen und in Ermangelung des Stoffes das oft Gesagte wiederholte; allein im Ganzen kann man doch aus den zahlreichen „Tabakpatents-Erneuerungen" und „Verschärfungen" schließen, daß die alten Tabakpatente nicht gehalten wurden, und daß die Uebertreter namentlich an der Pfarrgeistlichkeit einen Rückhalt fanden. Das Tabakpatent vom 21 Mai 1749, also schon aus den Zeiten Maria Theresia's, enthält daher hauptsächlich Strafbestimmungen, aus welchen wir zur Ergänzung des oben Gesagten einiges mittheilen. Die Strafgewalt in erster Instanz stand den Consumtions-Administrationen zu, der Recurs ging an das Judicium delegatum, in Unterösterreich aber an die Justiz-Bancodeputation, bei welch' letzterer auch Klagen wider Standespersonen anzubringen waren. Geistlichen, welche Schwärzer begünstigten, konnten die Temporalien gesperrt werden. Die Dominien mußten das Tabakpatent alljährlich republiciren; konnte ein Gefällsübertreter nachweisen, daß dies in seiner Heimath nicht geschehen sei, so hatte er das Regreßrecht gegen seine Obrigkeit. Ueberhaupt war zur Schuldigerklärung die Nachweisung des dolus nothwendig. Die Obrigkeiten wurden ermahnt, ihre Unterthanen nicht vom Gebrauche des Tabaks abzuhalten.

Die günstigen Resultate des Monopols veranlaßten die Regierung, ihre Forderung an die Pachtung fortwährend zu erhöhen, so daß 1736 der Ertrag schon auf 665,000 fl. gestiegen war. In demselben Jahre bahnte sich aber ein gänzlicher Umschwung der Monopolsverwaltung an. Kaiser Carl VI. gestattete nämlich den Ständen der böhmischen Länder, das Tabakmonopol ihrer Provinzen von dem Pächter abzulösen, so daß die Stände statt des Pächters die Verpflichtung übernahmen, an die Kammer eine jährliche Reluitionssumme von 450,000 fl. zu entrichten. Dafür erhielten aber die Stände für „immerwährende Zeiten" die Freiheit vom Tabakmonopole und das Recht, das Pauschquantum durch einen Aufschlag auf Tabak (auf dessen Anbau, Fabrication oder Handel) hereinzubringen.

Mähren, das durch die schlesischen Kriege sehr hart mitgenommen worden war, konnte bald seinen Antheil an der Reluitionssumme nicht aufbringen und trat daher schon 1744 die Monopolsbefreiung wieder an das Aerar ab. Dieses versuchte zuerst eine Verpachtung, nahm aber, nachdem diese mißglückt, bald (1747) selbst die Verwaltung des Gefälles in die Hand, und beobachtete hierbei die eigenthümlichen Principien, nach welchen die Stände früher vorgegangen waren. Jeder Kreis, dann in absteigender Linie, jede Gemeinde, jedes Dominium war zur Abnahme eines bestimmten Quantums an Tabak verpflichtet, genoß aber beim Einkauf desselben je nach der bezogenen Menge einen Nachlaß von 10—15% im Preise. Nach einem Jahre übernahmen die Stände abermals das Monopol gegen ein Reluitionspauschale von 50,000 fl., das im Verhältnisse der Tabakconsumtion unter

die einzelnen Theile des Landes repartirt werden sollte. Sie ließen jedoch für den Tabakrauch ganz unschuldige Raucher entgelten, indem sie nämlich eine Kaminsteuer einführten. Jede Herrschaft bezahlte für jeden Kamin ihres Territoriums 10 kr., konnte aber diesen Betrag in einer Auflage von den Tabakhändlern, Producenten, ja selbst Consumenten sich ersetzen lassen.

Um den Ständen die Aufbringung der Contributionen zu erleichtern, um von ihnen die Uebernahme von Staatsschulden auf das Land zu erlangen, vielleicht auch, um Regiekosten zu ersparen, hatte man damals, wie schon oben erwähnt, das Princip adoptirt, indirecte Abgaben an die Stände zu überlassen, die durch die Entrichtung eines Pauschquantums die Freiheit erhielten, dieselben nach Gutdünken zu verwalten.

In Oberösterreich erhielten die Stände durch den Receß vom 16 December 1788 das Tabakmonopol gegen ein Pauschale von 100,000 fl. Sie gestatteten freien Verkehr mit diesem Artikel und brachten das Pauschale durch eine Tabaksteuer herein, die beim Anbau vom Zehentherrn, beim Handel vom Verkäufer entrichtet werden sollte. Fremder Tabak wurde bei der Einfuhr in das Land durch einen Aufschlag getroffen; was abging, um das Pauschale aufzubringen, ergänzte eine mannichfaltig abgestufte Kopfsteuer.

Ein ähnliches Verhältniß wurde in Unterösterreich durch den Receß vom 29 December 1759 hergestellt, das Reluitionspauschale betrug aber hier 240,000 fl. Auch in Innerösterreich wurde noch in demselben Jahre ein gleiches Uebereinkommen mit den Ständen der verschiedenen Provinzen getroffen, wozu die Aufgeregtheit der Bevölkerung über einige Willkürlichkeiten der Pachtung nicht wenig beitrug.

Das Tabakregale lieferte nun in Folge dieser „Abfindungen" ein Jahreseinkommen von 778,000 fl., ein Betrag, der in keinem der früheren Jahre erreicht worden war. Doch sah die Bevölkerung bald ein, daß mit der Aufhebung der Monopolsform eigentlich nichts gewonnen war, und daß die mannichfaltigen directen Steuern, die an deren Stelle getreten, schwerer drückten, als früher die Agenten der Pächter und die Organe der Regie. Die Stände selbst brachten vor, wie die Länder durch neue Kriege unendlich in Anspruch genommen seien, und der Provinzial-Patriotismus machte geltend, daß die Reluitionspauschalien höchst ungleich vertheilt wären. *)

Dies erleichterte der neu hergestellten Ministerial-Bancodeputation, die mit frischen Kräften und mit weitaussehenden Ideen die Reform des in-

*) Die böhmischen Kronländer z. B., in denen der Tabakbau ziemlich allgemein war, und die nach der Volkszählung vom Jahre 1754 2,964,948 Einwohner zählten, entrichteten nur 196,000 fl.; die österreichischen Länder hingegen, wo nur wenig und schlechter Tabak gedieh, und die nicht mehr wie 2,774,378 Bewohner hatten, entrichteten 582,000 fl.

directen Steuerwesens in die Hand nahm, wieder auf die Pachtform zurückzukommen. Eine französische Gesellschaft hatte schon 1754 den Antrag gemacht, das Tabakmonopol in den gesammten Erdländern zu pachten. Die Namensträger der Pachtungsunternehmung waren Casalbigi, Rath des kaiserlichen Rechnungshofes in Brüssel, und ein Pariser, de Bréa; andere der französischen Regierung nahe stehende Persönlichkeiten sollten an dem Unternehmen mitbetheiligt gewesen sein. Von dem mit 2,400,000 fl. bestimmten Unternehmungs-Capital hätte die österreichische Regierung $^1/_3$ an Actien zeichnen müssen. Dafür wurde ihr ein Ertrag von 1,200,000 fl. gewährleistet, wenn das Monopol auch auf Vorderösterreich und Tirol ausgedehnt werden sollte.

Die Regierung nahm jedoch aus politischen Rücksichten das Project nicht an, der Antrag eines Israeliten Löbel Hönig wurde wegen der bekannten Abneigung der Kaiserin gegen die Juden zurückgewiesen, dafür aber eine allgemeine Pachtversteigerung für den 17 August 1763 ausgeschrieben, bei der eine von Dechauer repräsentirte Gesellschaft Bestbieterin blieb. Der Pachtvertrag sollte zehn Jahre dauern (vom 1 Januar 1764 an gerechnet) und sich auf die alt-monopolpflichtigen Länder erstrecken. Der Pachtschilling betrug 1,010,000 fl. für das erste Jahr und 1,210,000 fl. für jedes der folgenden 9 Jahre. Vom 5. Pachtjahre angefangen sollte nebstbei der vierte Theil des diese Summe übersteigenden Reinertrages dem Staate überlassen werden. Außerdem hatte sich die Regierung ein Gratiale von 6000 Stück Ducaten, das gleich beim Beginne der Pachtung zu erlegen war, ausbedungen. Die Rechte der Regierung auf die Controle der Pachtung waren sehr ausgedehnt. Es stand ihr nicht nur das Recht der Einsichtnahme in die Rechnungen, die nach den Andeutungen der Hofrechenkammer geführt werden mußten, sondern auch die Mitwirkung bei Festsetzung der Verschleißpreise zu, und konnte sie durch einen kaiserlichen Commissar alle Amtshandlungen der Pachtung controliren. Merkwürdig ist die Bestimmung des Pachtvertrages, „daß für den Fall, als in Ungarn das Tabakmonopol eingeführt werden sollte, die Pachtung nicht an dem Blättereinkaufe daselbst gehindert werden sollte," ein Beweis, daß weder die aufblühenden Tabakmanufacturen Ungarns, noch die oftmals bewiesene Zähigkeit der Stände in der Bewilligung von Steuern die Finanzverwaltung vermochten, die zweimal mißlungenen Versuche der Einführung des Monopols in Ungarn aufzugeben.

Schon beim Beginne der Pachtung war es bekannt, daß Dechauer nicht über große Geldmittel gebiete, und so hätte man voraussehen können, was bald darauf wirklich eintrat. Die Compagnie war nicht im Stande, den Nachfragen der Consumenten in Bezug auf Quantität und Qualität des Tabaks zu genügen und konnte schon im ersten Pachtjahre den Pachtzins nicht

aufbringen. Es mußte deshalb die Auflösung des Vertrages ſtattfinden, und man verſuchte wieder eine Zeit lang, das Monopol in eigener Regie zu verwalten. Doch ſchon 1765 pachtete eine Compagnie, an deren Spitze der früher erwähnte Löbel Hönig ſtand, das Monopol in Unter- und Oberöſterreich, Böhmen, Mähren und Schleſien gegen einen Pachtſchilling von 900,000 fl. und die Abführung eines Theiles des Reingewinnes, der über dieſe Summe hinaus erzielt werden ſollte.

Die Pachtung des Monopols in Inneröſterreich erlangte Hönig erſt fünf Jahre ſpäter gegen eine Aufbeſſerung des Pachtſchillings um 254,000 fl. Nach dem Ausgange dieſer Pachtungen bildete ſich eine große, mit hinlänglichem Capital ausgerüſtete Geſellſchaft, an deren Spitze abermals Löbel Hönig, dann Moſes Hönig, Großer und Fries ſtanden. Die Pachtung ſollte zehn Jahre, d. i. vom 1 Januar 1775 bis 31 December 1785 dauern; der Pachtſchilling betrug 1,600,000 fl. und zwar, nach der gewöhnlichen Clauſel, außerdem noch den vierten Theil des dieſe Summe überſteigenden Reingewinnes. Als in der Folge das Innviertel zu Oeſterreich geſchlagen wurde, fand eine entſprechende Erhöhung des Pachtſchillings ſtatt. Bei der Erwerbung Galiziens fand man daſelbſt ſchon ein Tabakmonopol vor, deſſen Verwaltung der Compagnie übertragen wurde, die den ganzen reinen Gewinn nach Abzug eines beſtimmten Vergütungsbetrages abführen mußte.*)

War ſchon urſprünglich nach dem Wortlaute des Contractes der Regierung ein ſehr großer Einfluß auf die Gebahrung der Pachtung eingeräumt, ſo ſtrebte man in der Folgezeit dahin, dieſen immer mehr auszudehnen, und unmerklich kam es dahin, daß ſich die Pachtung ſelbſt als eine, unter der Leitung der Hofkammer ſtehende, Behörde betrachtete. Die Beamtenernennungen gingen nun meiſt von der Finanzverwaltung aus, und der wachſende Einfluß der Regierung lähmte am Ende jede ſelbſtändige Thätigkeit der Unternehmung ſogar in kaufmänniſchen Dingen. Bei dem Einkaufe der Tabakblätter intervenirten oft die Commiſſare der Regierung, deren Mitwirkung und Thätigkeit es zuzuſchreiben iſt, daß ſich der Tabakanbau in Galizien mächtig entwickelte,**) und daß Verträge mit ungariſchen Pflanzern abgeſchloſſen wurden. So war denn die Regierung hinlänglich in der Lage, ſich Kenntniſſe über die thatſächlichen Verhältniſſe des Tabakanbaues, der Fabrication und des Handels zu verſchaffen, und konnte nun, als Joſeph II. in allen Gefällen mit dem Pachtſyſteme definitiv brach, im Jahre 1783 gehörig vorbereitet, die

*) Die Bukovina blieb noch bis zu Joſephs II. Zeiten vom Monopole befreit.

**) Die jährliche Ernte Galiziens lieferte damals oft 80,000 Centner, während gegenwärtig die Production des Landes nur 50—60,000 Centner beträgt.

Verwaltung des Tabakgefälles in die eigenen Hände nehmen, um sie nie mehr wegzugeben.*)

Eine der beträchtlichsten Einnahmen der Regierung bildete seit lange das Salzmonopol, das schon zu Leopolds I. Zeiten das vornehmste Kleinod der Kammer genannt wurde.**) Bekanntlich hat das Salzregale den gleichen Ursprung mit dem Bergregale, doch wurde schon früh anerkannt, daß der Bergbau auf Salz kein Gegenstand der Verleihung an andere Personen sei, sondern dem Landesfürsten ausschließlich vorbehalten, sich dem gemeinen Bergrechte entziehe.***) Demzufolge ist auch das Salzmonopol in Oesterreich von sehr altem Ursprunge. Die Salzwerke zu Gmunden, Ischl, Hallstadt in Oberösterreich und Aussee in Steiermark wurden schon früh eröffnet; später kamen hinzu die reichen Salzwerke in der Marmarosch, die Siedereien zu Neusalz und Salza in Schlesien; sogar die galizischen Salzwerke bei Wieliczka waren schon 1657 bei Oesterreich. Die Art und Weise wie das Salzregale in den verschiedenen Provinzen ausgeübt wurde, war aber nach den verschiedenartigsten Principien geregelt, und selbst der gesetzgeberischen Thätigkeit der Kaiserin Maria Theresia gelang es nicht, hier eine Uebereinstimmung herzustellen. Grundsätzlich hatte jede Provinz ihre besondere Salzbezugsquelle, und war die Einfuhr des in einer Provinz verkäuflichen Salzes in eine andere verboten oder nur in seltenen Fällen gegen die Entrichtung eines Aufschlages gestattet. †)

Die oberösterreichischen Salinen und Salzwerke bildeten einen eigenen privilegirten Bezirk, dessen Einwohner, damit sie sich ausschließlich dem Salzwesen widmeten, viele Befreiungen genossen. Die sogenannten Salzlibelle (1563, 1655, 1755) regulirten nicht bloß den Bergbau, die Salzgewinnung und den Salztransport, sondern auch privatrechtliche Verhältnisse, indem die Salzämter zu Gmunden, Hallstadt und Ebensee auch die Jurisdiction über die Bewohner des Salzkammergutes besaßen. Das österreichische Salzkammergut versorgte Oberösterreich, einen Theil von Böhmen, Mähren und Niederösterreich mit Salz. Der Salztransport war zeitweise der Privatindustrie freigegeben, wenn man zahllose Niederlags- und Stapelrechte, drückende Transportcontrolen Freiheit nennen kann; meist erfolgte er durch das Aerar

*) Ueber die letzte Tabakpachtung und ihre Resultate s. Grellmann statistische Aufklärungen über wichtige Gegenstände der österreichischen Monarchie III. 546.

**) Wolf, die Hofkammer unter Kaiser Leopold I., in den Sitzungsberichten der Akad. d. Wissensch. phil. hist. Classe XI. S. 462.

***) Ferdinandeische Bergordnung Art. 7. Bergwerksvertrag mit den Ständen Böhmens von 1575.

†) S. die Salzpatente vom 31 December 1603, 19 Januar 1660, 22 November 1686, die vom 18 Januar 1732, 17 December 1753, 23 Januar 1778 u. s. w.

oder Unternehmer, die mit dem Aerar hierüber Verträge abgeschlossen hatten. Das Salz mußte in die ärarischen Niederlagen abgegeben werden, die unter den Salzämtern standen, und von denen das Salz im Kleinverschleiße an die Privaten abgegeben wurde; der Salzverkauf war durch das Patent vom 17 December 1753 geregelt. Mähren stand unter dem Salzamtmanne für Niederösterreich. Das Salz aus Steiermark war nur auf bestimmten Straßen unter scharfer Controle und nach gewissen Orten Ober- und Niederösterreichs einzuführen erlaubt. Es waren die Städte und Märkte bestimmt angegeben, in welchen es gegen Getreide umgesetzt werden durfte. Zur leichteren Ueberwachung des Salztransportes und zur Verhinderung des Schmuggels war die Verpackung des Salzes nach dem Erzeugungsorte verschieden. In Oesterreich wurde es in kleineren Fäßchen verkauft (Kübelsalz), in Böhmen in größeren Kübeln. Zu Leopolds I. Zeiten waren die Salzämter Oesterreichs meist verpfändet, und hafteten auf ihrem Einkommen nicht unbedeutende Schulden; so waren z. B. die niederösterreichischen Stände mit dem Unterhalte der Stadtguardia auf das Erträgniß des niederösterreichischen Salzamtes angewiesen.

In Oberösterreich machte man schon 1732*) den Versuch, das Salzmonopol auf eine Zeit lang den Ständen zu überlassen. Der Receß vom 11 Mai 1750 bestätigte neuerdings dieses Verhältniß. Die Stände mußten jährlich 40,000 Centner gegen einen Preis von 4 fl. 12 kr. vom Aerar übernehmen und durch die im Lande errichteten Salzlegstätten beziehen. Jeder Gemeinde, jedem Dominium und absteigend jeder Familie (mit Ausnahme der zahlreichen vom Salzzwange befreiten Personen) wurde nach den Ergebnissen einer eingeleiteten Conscription eine bestimmte Quantität Salz zugetheilt, die sie abnehmen mußte. Im Preise des Salzes, der für die Consumenten mit 5 fl. 50 kr. festgesetzt wurde, war nicht allein der an den Staat gezahlte Preis, sondern auch der sogenannte ständische, zu Landeszwecken verwendete Salzaufschlag mit 1 fl. 38 kr. einbegriffen. Dieses Verhältniß fand jedoch durch den Receß vom 6 Juli 1776 sein Ende; der Staat brachte den Salzaufschlag für eigene Rechnung durch Erhöhung der Salzpreise ein und entrichtete den Ständen dafür ein jährliches Pauschquantum von 56,784 fl.

Aehnliche Verhältnisse walteten in Böhmen und in Mähren ob. Laut dem Receß vom Jahre 1749 nahmen die böhmischen Stände dem Aerar jährlich 270,000 Fässer Salz zu dem Preise von 3 fl. 59 kr. pr. Faß ab und verkauften es mit einem Aufschlage von 1 fl. 15 kr. In Mähren übernahmen schon 1748 die Stände das Salzgefälle in ihre Verwaltung. Sie erhielten von der Regierung einen „Verlag" von jährlich 3200 Centnern Sudsalz,

*) Cod. Aust. IV. 129.

welches Quantum unter die Herrſchaften und Städte nach einem beſtimmten Schlüſſel vertheilt wurde. Niemand als dieſe Dominien und Stadtgemeinden war zum Salztransporte oder Verſchleiß berechtigt. Die Quantität des Steinſalzes, welches von der Regierung den Ständen verabfolgt wurde, war nicht beſtimmt, ſondern richtete ſich nach dem Bedarfe. Für jedes Stück Hornvieh mußten aber jährlich vier Centner, für jedes Stück Schaf ein halbes Pfund abgenommen werden; der Preis des Salzes betrug an den Legſtätten 8 fl. pr. Centner, wovon 2 fl. an die Stände als Aufſchlag entrichtet wurde. Später wurde dieſer Aufſchlag in eine Conſumtionsabgabe von Bier umgeſtaltet.

In Inneröſterreich wurde der Salzbedarf theilweiſe durch die Erzeugniſſe der Salinen in Auſſee gedeckt, theils Meerſalz von den Salinen zu Grado, theils auch ausländiſches Salz bezogen; manche Gebiete Kärnthens, namentlich jene, die unter der geiſtlichen Jurisdiction des Erzbiſchofs von Salzburg ſtanden, bezogen auch Salz aus den ſalzburgiſchen Werken zu Hallein.

Die Bewegung des Salzhandels war in den Gegenden, welche auf den Verbrauch des Seeſalzes angewieſen waren, etwas weniger durch Controlen beſchränkt. *) Den Salztransport von den Erzeugungsſtätten zu den Legmagazinen beſorgte zwar auch hier in der Regel ein Unternehmer, auf Grund eines mit der Regierung abgeſchloſſenen Vertrages, doch war es auch Privaten geſtattet, ſich ihren eigenen Bedarf ſelbſt von den Salzmagazinen des Küſtenlandes zu holen. In Kärnthen hoben die Stände außerdem an der Grenze des Landes von dem in's Land eingeführten Auſſeer-, Halleiner- und Meerſalz einen Aufſchlag ein, der aber in den Jahren 1749 und 1766 an das Aerar gegen ein Pauſchquantum abgetreten wurde.

Der größte Theil Tirols wurde durch die Werke zu Hall verſorgt. Durch die Erwerbung Galiziens fielen auch die reichen Steinſalzlager Galiziens **) wieder an Oeſterreich, das mehreren Edelleuten daſelbſt zuſtehende Recht, Privatſalinen zu eröffnen und zu beſitzen, blieb jedoch bis zur Regierung Joſephs II. beſtehen. Auch in Ungarn war die Salzgewinnung ein Regale; das Erträgniß deſſelben war kaum geringer, als jenes der deutſch-erbländiſchen Provinzen; dafür wurde es aber auch von der Bevölkerung zu jeder Zeit unwillig ertragen. Wenn das Erträgniß des Salzmonopols im Verhältniſſe zu den hohen Salzpreiſen und den günſtig gelegenen Salzwerken

*) Salzpatent vom 23 Januar 1778.

**) In der Bukowina beſtand eine beſondere Salzabgabe, Salarit, der jedoch nur die Gegenden um Czernowitz zwiſchen den Flüſſen Pruth und Dnieſter unterworfen waren.

gering war, *) so trägt daran, nebst dem ausgebreiteten Schmuggel, hauptsächlich der Umstand die Schuld, daß fast jedes Kloster, jede Standesperson das Recht zum unentgeltlichen Bezuge von Salz hatte.

Gleichfalls von altem Datum ist das Pulver- und Salpetermonopol, ursprünglich weniger aus financiellen Zwecken, als deshalb eingeführt, um die Bevorräthigung der kaiserlichen Zeughäuser mit Schießpulver zu erleichtern. Schon Ferdinand I. verbot mit Patent vom 18 April 1538 Pulver und Salpeter außer Landes zu führen oder es anderwärts zu verkaufen. Die Privaterzeuger sollten ihr Erzeugniß den Vicedomämtern „ansagen" und dasselbe an die Zeughäuser abführen. Kaiser Rudolph II. setzte in seinem Patente vom 3 September 1607 fest, daß Saliter nicht bei unbefugten Verschleißern, sondern nur bei der in Wien „seit langen Jahren aufgerichteten Saliterkammer" gekauft werden sollte. Nach den Pulver- und Saliterpatenten Kaiser Leopolds I. vom 7 März 1691 und 5 Juli 1703 war nur jenen Personen Saliter zu graben gestattet, die sich ein Patent lösten; dafür war aber ähnlich wie beim Bergregale jeder Eigenthümer von Grund und Boden verpflichtet, gegen eine billige Entschädigung auf seinem Besitze nach Salpeter suchen zu lassen. Das Erzeugniß mußte jedoch an die landesfürstlichen Zeug- oder Münzhäuser abgeführt werden. Die vier Patente vom 28 März 1724, 17 März 1727, 6 Febr. 1742, 3 Febr. 1748 u. s. w. **) hielten an dem Grundsatze fest, daß die Salpeter- und Pulver-Erzeugung zwar von Privaten betrieben werden könne, doch daß der Handel mit diesen Artikeln allein durch die landesfürstlichen Zeughäuser oder die Pulver-Inspection, selten durch besonders privilegirte Personen, geschehen dürfe. Maria Theresia bewilligte zur Förderung der Pulvererzeugung den patentirten Saliterſiedern ein Vorkaufsrecht auf Asche, die also von Privaten an niemanden anders, als an jene verkauft werden durfte.

Zu den Einnahmequellen, die erst unter Maria Theresia's Regierung eröffnet wurden, gehört das Lotterieregale, gegen welches allerdings principiell wichtige Bedenken sprachen, das aber in Oesterreich bei der Spielwuth der niederen Volksclassen in den meisten Provinzen doch wenigstens entschuldigt werden konnte. Glückshäfen und andere Lotterien waren in Oesterreich schon in früheren Zeiten nichts seltenes, die Regierung zog manchmal davon Gewinn, indem sie die Bewilligung zur Errichtung solcher sich abkaufen ließ. Die von der orientalischen Compagnie (1721) errichtete soge-

*) Das Einkommen aus dem Salzmonopole betrug noch 1718 nicht mehr als etwa 2½ Millionen Gulden (wozu aber Ungarn 1,036,000 fl., Siebenbürgen etwa 123,000 fl. beitrugen), 1779 schon 8,900,000 fl.

**) Cod. Aust. IV. 264, 420, V. 28, 275.

nannte hundertfache Lotterie nahm, wie die meisten Unternehmungen der Gesellschaft, ein klägliches Ende, obwohl die Regierung gewissermaßen gegenüber dem Publicum für die Unternehmer Garantie geleistet hatte. Das Patent vom 20 December 1710 *) besteuerte bei allen Arten von Spielen den Gewinnst mit 10%. Erst durch das Patent vom 13 November 1751 **) wurde die Zahlenlotterie als eine ständige Einnahmequelle des Staates eingeführt. Im Patente wurde auf die Spiellust der Unterthanen und auf die besondere Beliebtheit der in Italien heimischen Spielart, des sogenannten Lotto di Genova hingewiesen, und das Spiel nach folgenden Grundsätzen geregelt. Von 90 in eine Urne gelegten Kugeln, deren jede neben der Nummer den Namen eines armen Mädchens trug, wurden in Gegenwart einer Commission von vier k. k. Beamten bei jeder Ziehung fünf gezogen. Es gewann nicht bloß der Einsetzende, dessen Nummern gezogen wurden, sondern auch jedes der fünf Mädchen, deren Namen gezogen wurden, erhielt vom Lotterie-Unternehmer eine kleine Ausstattung von 30 fl. Dem Publicum stand frei, auf das Herauskommen einer, zweier oder mehrerer Zahlen einen Einsatz zu machen, dessen Höhe ursprünglich nicht beschränkt war. Wurde nur eine Nummer gewählt und diese gezogen, so empfing der Einsetzende zwölfmal so viel, als er eingesetzt hatte; bestimmte er aber die Reihenfolge, in welcher die Nummer herauskommen sollte, und errieth er diese, das Sechzigfache des Einsatzes. Hatte Jemand auf zwei Nummern gesetzt, so erhielt er im Fall des Gewinnes (Ambo) das Zweihundert fünf und zwanzigfache; das Errathen von drei Nummern gewann das Dreitausendfache des Einsatzes. Es gab außerdem verschiedene Spielcombinationen; so konnte derjenige, welcher auf einen Terno spielte, gleichzeitig auch den Einsatz für drei Ambo machen. Errieth aber Jemand alle fünf Nummern, so empfing er, weil dieselben zehn Terno's und zehn Ambo's in sich begreifen, das 32,250fache des einfachen Einsatzes. Die Bezahlung des Gewinnstes geschah schon 24 Stunden nach der Ziehung gegen Einreichung des Originallooses.

Das Lotteriegefälle wurde gleich anfangs an den Grafen Ottavio Cataldi auf zehn Jahre gegen einen Pachtschilling von 260,000 fl. in Pacht gegeben. Der Staat behielt sich jedoch ziemlich ausgedehnte Rechte auf die Leitung und Controle der Unternehmung vor, die durch einen kaiserlichen Beamten, der als sogenannter Lotteriesecretär vom Staate bestellt, jedoch vom Pächter besoldet war, ausgeübt wurden. Die Pachtung Cataldi's, später verlängert, dauerte bis 1770, in welchem Jahre das Lotteregale von einer durch Barratta repräsentirten Gesellschaft übernommen wurde, welche

*) Cod. Aust. III. 619.

**) Kropatschek, Theres. Ges. Sammlung I. S. 316, II. 100.

anfangs eine Pachtſumme von 400,000 fl. nebſt dem vierten Theile des reinen Gewinnes über dieſe Summe hinaus, ſpäter 525,000 fl. und $^4/_5$ des reinen Gewinnes zu zahlen hatte. Der Pachtvertrag, welcher das Lotteregale auch auf Ungarn ausdehnte, enthielt folgende neue Beſtimmungen. Das Aerar hatte das Recht an Jahrmärkten Glückshäfen, ferner andere größere Lotterien (Claſſenlotterien), bei denen jedoch das Loos wenigſtens 50 fl. koſten mußte, entweder ſelbſt zu errichten, oder die Conceſſion dazu an andere zu ertheilen. Der Spielplan enthielt einige Abänderungen. Der Pächter ward nicht mehr verpflichtet, bei jeder Ziehung an fünf arme Mädchen eine Ausſteuer zu geben und hatte nur zu Gunſten der Wohlthätigkeitsanſtalten ein jährliches Pauſchale zu entrichten. Der Gewinner empfing beim Einſatze auf nur eine Nummer das Vierzehnfache, falls er aber die Reihenfolge errieth das Sechsundſiebzigfache, bei einem Ambo das Zweihundertvierzigfache, bei einem Terno aber das Zweitauſendachthundertfache des Einſatzes. Der Staat hatte ſich wiederum großen Einfluß auf die Leitung des Lotterieweſens vorbehalten, und ſo war der Gang der nämliche wie beim Tabakmonopol. Die Anſichten änderten ſich; als die Verwaltung gedrungenere Formen angenommen, ſich tüchtige Organe herangebildet hatte, fing man an, Gefällspachtungen für ſchädlich zu halten, und Kaiſer Joſeph II. ließ im Jahre 1787 auch das Lotteregale, das in den letzten Regierungsjahren Maria Thereſia's ſchon 800,000 fl. jährlich getragen hatte, in ärariſche Regie nehmen.

Unter dem Namen *Stempel, Taxen und unmittelbare Gebühren* begreift der officielle Sprachgebrauch eine Reihe von Abgaben, die alle das Gemeinſame haben, daß ſie von den Steuerpflichtigen gleichſam als Vergütung für eine Amtshandlung der Regierung, für die Garantie ſpecieller Rechte oder für Verleihung beſtimmter Befugniſſe bei beſonderen Anläſſen entrichtet werden. Die Beſtandtheile, welche ſich in der heutigen Abgabenform unterſcheiden laſſen, ſtammen aus verſchiedenen Zeitperioden. Der Papierſtempel wurde ſchon mit Patent vom 3 November 1686 *) nach dem Muſter der bereits in andern Reichen beſtehenden Einrichtungen **) für alle Erbländer eingeführt. Die Stempelgebühr war nach drei Claſſen abgeſtuft. Die erſte Claſſe lautete auf 1 fl. und trug als Stempel das Zeichen eines Reichsadlers. Alle Documente über landesfürſtliche Gnadenbezeigungen, über Verleihung von Aemtern und Würden, die eine jährliche Beſoldung von wenigſtens 100 fl. eintrugen, Privilegien, Diplome, Lehensbriefe,

*) Cod. Aust. III. 234, republicirt am 20 October 1692.

**) Der Papierſtempel beſtand ſeit 1624 in Holland, ſeit 1671 in England, und wurde ſchon von Boxhorn, disquisitiones politicae, Amst. 1663 ſehr empfohlen. S. Rau, Finanzwiſſenſchaft II. §. 231.

Fideicommißurkunden, Moraterien, Geleitsbriefe (salvus conductus), Altersnachrichten u. ſ. w., überhaupt alle Documente, die im Namen des Monarchen erlaſſen, und denen daher das kaiſerliche Siegel angehängt zu werden pflegte, gehörten hieher. Verträge, Teſtamente, Schenkungen und andere Urkunden über Vermögensübertragungen unterlagen dann dem höchſten Stempelſatze, wenn der Werth des behandelten Gegenſtandes eine beſtimmte Summe (1000 und 100 fl., je nach der Art des Rechtsgeſchäftes) überſchritt. Die zweite Stempelclaſſe pr. 15 kr. mit dem Stempelzeichen einer königlichen Krone galt für die meiſten Acte richterlicher und adminiſtrativer Entſcheidung, für die von Parteien erhobenen Abſchriften gerichtlicher und landesherrlicher Verfügungen, endlich für Urkunden über Werthe, die nicht unter die Claſſe I. fielen, aber doch nicht weniger als 100 fl. betrugen. In der Claſſe III. koſtete der Stempelbogen 6 kr. und war mit einem Herzogshute bezeichnet. Eingaben von Parteien, minder wichtige judicielle und adminiſtrative Acte, endlich Urkunden über Werthe unter 100 fl. waren hierin begriffen.

Der Stempel war ein weſentliches Erforderniß für die Gültigkeit des Documentes.

Von den zahlreichen Stempelbefreiungen heben wir hier nur jene unterthäniger Bauern und Bürger für ihre Verhandlungen mit der Grundherrſchaft hervor.

Die Verwaltung des Stempelweſens lag in den Händen des Oberſiegelamtes zu Wien, der Siegelämter zu Prag, Brünn, Innsbruck, Breslau und Gratz, endlich der Verſchleißämter zu Linz, Klagenfurt, Görz und Laibach, die ſämmtlich der Hofkammer unterſtanden.

Durch das Patent vom 19 September 1695*) wurde aber die Stempelabgabe wieder aufgehoben und dafür eine Papierſteuer eingeführt, die in einigen Kronländern ſchon 1675—1686 beſtanden hatte. Die Steuer belaſtete direct die Fabrication und war je nach der Güte des Papiers in Sätzen von 6 fl., 2 fl., 1 fl. und 30 kr. für das Rieß abgeſtuft. Bei ausländiſchem Papier wurde dieſe Steuer gleichzeitig mit dem Zolle eingehoben; inländiſches Papier, das damals nur in geringer Qualität fabricirt wurde, genoß einen Steuernachlaß von 25 Procent. Dieſe Papierſteuer machte bald wieder der Stempelabgabe Platz, die in den böhmiſchen Ländern bis zum Erlaß des Thereſianiſchen Stempelgeſetzes vom 3 Febr. 1762 fortbeſtand, während in den öſterreichiſchen Landen neuerdings ein Papieraufſchlag an deſſen Stelle trat.

---

*) Cod. Aust. I. 151.

Das Stempelgesetz vom 3 Febr. 1762*) war ein Ausfluß der Bestrebungen der Finanzverwaltung, so viel als möglich im ganzen deutsch-erbländischen Gebiete gleiche Steuerformen einzuführen, und wurde nicht bloß für die böhmischen Länder, für Ober- und Unterösterreich, die innerösterreichischen Provinzen, sondern auch für Vorderösterreich erlassen. Es unterschied sich wenig von dem alten Gesetze des Jahres 1686 und verzichtete von vorneherein auf den Anspruch, eine der Wichtigkeit und dem Werthe des Gegenstandes proportionirte Abgabe zu sein, indem es nur vier Stempelclassen aufstellte. Die erste Classe mit dem Stempel von 2 fl. umfaßte von jenen Documenten, welche das alte Stempelgesetz in die erste Classe gesetzt hatte, alle Urkunden, die mit der kaiserlichen Namensfertigung oder dem kaiserlichen Siegel versehen wurden, dann alle den Adel oder die hohe Geistlichkeit betreffenden Angelegenheiten. Es waren also hieher gereihet alle Personalangelegenheiten höherer Stände betreffende Urkunden (Tauf-, Trauungs-, Todtenscheine, Testamente, Schenkungsurkunden u. s. w., von Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes ausgestellt), dann Zinsquittungen über höhere Beträge als 1000 fl. Der zweiten Classe mit dem Stempel von 1 fl. unterlagen alle Urkunden, die zwar im Namen des Landesfürsten ausgestellt, jedoch nicht von diesem unterfertigt wurden: Decrete über Amts- und Dienstverleihungen, die einen Gehalt von wenigstens 100 fl. trugen; Vollmachten, Erlasse und Entscheidungen in Vollmachtsangelegenheiten und alle Rechtsurkunden, die von Personen des dritten Standes („den graduirten, geadelten, charakterisirten, privilegirten oder titulirten Personen, Bürgern, die das privilegium possidendi besitzen, Landes-Procuratoren und Advocaten") errichtet wurden, endlich Quittungen über Beträge zwischen 500—1000 fl. Die dritte Classe mit einem Stempel von 15 kr. wurde bei Rechtsgeschäften ständischer, städtischer oder herrschaftlicher Beamten, Pächter oder anderer nicht privilegirter Personen, bei Quittungen über Beträge zwischen 100—500 fl., endlich für die meisten Acte der öffentlichen Verwaltung oder Justiz angewendet. Die vierte Classe mit dem Stempelsatze von 3 kr. galt für Quittungen über Beträge unter 100 fl., Bittschriften, Gesuche, die Schriften im Streitverfahren, sowie für jene gerichtlichen Acte und Urkunden, die meist nur geringe Personen betreffen konnten.

Die Stempelbefreiungen waren auch jetzt zahlreich, indem nicht nur das Aerar für seine Angelegenheiten, sondern auch alle Mendicantenklöster, alle Spitäler ohne Vermögen, endlich alle Personen, die von den Advocaten wegen erwiesener Armuth umsonst vertreten wurden, persönlich die Befreiung genossen. Wechsel mußten nur dann nachträglich gestempelt werden, wenn

*) Cod. Aust. VI. 260 und die Erläuterungen hiezu S. 290.

nach erhobenem Proteſte eine gerichtliche Klage auf Zahlung angeſtellt wurde. War eine Urkunde, die geſetzlich mit dem Stempel verſehen ſein ſollte, nicht geſtempelt, ſo war ſie ungültig; außerdem wurde nicht bloß der Ausſteller geſtraft, ſondern jede Perſon, welche mit dem Documente, ungeachtet es nicht geſtempelt war, eine amtliche Verfügung traf. Bei Urkunden, die von einem Amte ausgingen, mußte von der Partei zuvor bei dem Amte der für den Stempel entfallende Betrag erlegt werden.

Mit dem Stempelpatente ward zugleich ein Geſetz über die Stempelung von Spielkarten und Kalendern publicirt. Beide Gegenſtände waren ſchon ſeit lange Beſteuerungsobject geweſen; die Kartenfabrication war eine Zeit lang ſogar Monopol und verpachtet, 1642 und 1725 wurde zu Gunſten der Erhaltung des Zuchthauſes überdies ein Aufſchlag auf dieſelben gelegt. Im Jahre 1733 ward abermals der Verkauf der Spielkarten in Wien förmlich monopoliſirt, und alle erzeugten Karten mußten an das ſogenannte Kartenamt abgeliefert werden. Bald trat an die Stelle dieſes Monopols wieder ein Aufſchlag, der nach der Qualität der Karten mit 12 kr. und 6 kr. für das Dutzend abgeſtuft war und deſſen Entrichtung durch Aufdrückung eines Siegels auf die Enveloppe oder eines Stempels auf den Karten beſtätigt wurde. Letztere Methode der Stempelung wurde nun durch das Stempelpatent allgemein eingeführt. Die Stempelgebühr betrug für fremde Karten 10 kr., für einheimiſche nach zwei Abſtufungen 2 und 7 kr.; für die in das Ausland verſendeten einheimiſchen Karten wurde die entrichtete Gebühr zurück vergütet. In Wien blieb als Ueberreſt des alten Monopols eine ärariſche Kartenniederlage beſtehen, doch war auch Privaten der Kleinverſchleiß von Karten, welche ſie jedoch aus dem Kartenamte beziehen mußten, geſtattet. Auch der Kalenderſtempel beſtand ſchon im Jahre 1711.*) Das Stempelpatent vom Jahre 1762 regelte nun die bisher nach den Provinzen verſchiedene Beſteuerung, indem es fünf Stempelclaſſen feſtſetzte, je nachdem der Kalender im Inlande oder im Auslande gedruckt war, außer dem Calendarium noch einen anderen Inhalt hatte, mit Kupferſtichen geziert war oder nicht.

Das Stempelgeſetz war einfach und weit entfernt, alle Rechtsgeſchäfte nach ihrer Wichtigkeit zu beſteuern. Das größte Hinderniß ſeiner Entwickelung lag im Patrimonialweſen; denn Beſitzveränderungsacte waren außer durch den Stempel auch noch durch mannichfaltige andere Abgaben zu Gunſten von Privaten getroffen. Die mannichfaltigen unter dem Namen von Mortuarien, Laudemien, Beſtehaupt-, Beſteochs-, Pfundgelder u. ſ. w. von den Dominien bei Sterbefällen und anderen Gelegenheiten abgenommenen Abgaben, waren drückende Ausflüſſe der grundherrlichen Rechte, und zu den Zeiten Maria

*) Cod. Aust. IV, 24.

Thereſia's tritt ſchon ſtark die Tendenz hervor, nicht nur dieſelben innerhalb beſtimmter Normen zu regeln, ſondern auch ſie zu beſchränken (objectiv Beſchränkung derſelben auf das unbewegliche Vermögen, ſubjectiv auf Perſonen, die ſtrenge im nexu subditelae ſtanden). Inſofern die Regierung namentlich in Städten und Märkten Grundherrin war, beſaß ſie natürlich auch hier das Bezugsrecht ſolcher Abgaben, welche in die Caſſen der Vicedomämter floſſen. Dagegen erhob die Regierung ſeit 1759 von Verlaſſenſchaften unter dem Namen der Erbſteuer eine Beſitzveränderungsgebühr, die im allgemeinen 10% (bei unterthänigen Perſonen, die ſchon mit dem Laudemium oder anderen herrſchaftlichen Abgaben belegt waren, aber nur 5%) des Werthes einer jeden Erbſchaft betrug. Geiſtliche Corporationen entrichteten eine, die Stelle der Erbſteuer vertretende, Aequivalentgebühr. Befreit waren Erbſchaften unter den nächſten Verwandten in auf- und abſteigender Linie, zwiſchen Ehegatten, Legate und Erbſchaften unter 500 fl., ſo wie die Hauseinrichtungsſtücke geiſtlicher Perſonen.*)

Ein nicht unbedeutendes Einkommen (jährlich etwa 400,000 fl.) warfen damals auch die Taxen von der Verleihung von Titeln und Würden ab, obgleich zu Maria Thereſia's Zeit ſolche Auszeichnungen noch nicht rein aus financiellen Rückſichten verliehen wurden, wie ſpäter unter Joſeph II. Auch die Arrhen (Gehaltsabzüge) müſſen zu den Taxen gerechnet werden, welche Beamte nicht bloß des Staates, ſondern auch der Stände und Gemeinden beim Antritt eines Dienſtes oder bei Vorrückungen in höhere Gehaltskategorien erlegen mußten.

Die Abgaben vom Verbrauche gewiſſer Gegenſtände, die heute, unter dem Namen der Verzehrungsſteuer nach einem einfachen Syſteme und auf wenige Artikel des allgemeinſten Verbrauches umgelegt, unter allen indirecten Abgaben das größte Einkommen gewähren, waren unter Maria Thereſia noch weit entfernt, auch nur annähernd ein zuſammenhängendes nach beſtimmten Principien eingerichtetes Ganze zu bilden. Sie löſten ſich in eine Reihe nicht nur provinziell, ſondern auch local verſchiedener Steuern auf, die zu den verſchiedenſten Zeiten entſtanden, oft einen und denſelben Gegenſtand wiederholt belegten. Es iſt ſchwer, mit wenig Worten ein Bild derſelben zu geben, und doch gewährt ihre Geſchichte manches Anziehende. Es iſt intereſſant zu ſehen, wie oft die Theorie den verworrenen factiſchen Verhältniſſen unterliegen mußte, wie gerade auf dieſem Felde die häufigſten und mißlungenſten Verſuche gemacht wurden, Verbrauchsabgaben auf directem Wege einzuheben, und wie erſt dann zu einer Reform geſchritten werden

*) S. die Erbſteuerpatente vom 6 Juni 1759; 18 März 1765 in Kropatſcheck Thereſ. Geſ. Samml. III, S. 534 und IV, 323.

konnte, als dieſe Abgaben dem ſtändiſchen Einfluſſe entriſſen wurden. Unter Maria Thereſia waren nämlich dieſe Verbrauchsabgaben meiſt in die Hände der Stände übergegangen, die mit ihrer Hülfe die geſteigerten Contributionen aufbrachten. Das Verhältniß ward durch die Receſſe geregelt, welche periodiſch die von den Ständen zu leiſtenden Summen und die Art und Weiſe, wie ſie aufgebracht werden ſollten, im beiderſeitigen Einverſtändniſſe feſtſetzten. Doch hatte die Regierung ſchon klar das Ziel vor Augen, nach dem ſie ſtreben mußte. Namentlich, als das Zollweſen geregelt war, drängte ſchon die Nothwendigkeit dazu, die inneren Verbrauchsabgaben zu vereinfachen. Eine eigene Commiſſion wurde zu dem Zwecke aufgeſtellt, „die Trankſteuercommiſſion", deren Arbeiten freilich nicht zu dem gewünſchten Ziele führen konnten, ſo lange nicht ein entſcheidender Act der Geſetzgebung die Befugniſſe Einzelner zum Beſten des Ganzen beſchränkte und Beſteuerungsrechte, die im Laufe der Zeiten abhanden gekommen, dem Staate revindicirte. Der Raum geſtattet uns nicht, mehr als einige Andeutungen über die Verhältniſſe zu geben, wie ſie ſich in den einzelnen Provinzen zu Maria Thereſia's Zeiten entwickelt hatten.

In Böhmen ſind die früheſten Verſuche gemacht worden, die Abgaben vom Verbrauche der Lebensmittel nach beſtimmten Geſichtspuncten zu regeln. In alten Zeiten ſchon war die Conſumtion von Bier, Wein und geiſtigen Getränken beſteuert, und hatte ſich der damals gewöhnliche Proceß vollzogen, daß, wenn die Conſumtionsabgaben nach und nach an Private und Stände übergingen, die Regierung doch im Augenblicke der Noth dieſelben Verbrauchsartikel mit neuerſonnenen Abgaben belegte. „Zuſchläge" würden wir es heute nennen; damals war man naiver, und ſcheute ſich nicht, einen und denſelben Gegenſtand vielerlei und verſchieden getaufte Abgaben tragen zu laſſen. Im Jahre 1704 führten die Schwierigkeit, mit der die Stände ihr jährliches Contributionale aufbrachten, und die Ungenauigkeit der alten Vertheilungsſchlüſſel, die Regierung darauf, die Einführung einer allgemeinen Acciſe vorzuſchlagen, in der Art, wie ſie bereits in Glatz, Schleſien und auch in Sachſen beſtand. Sie ſollte die Stelle der auf Grund und Boden laſtenden directen Steuern vertreten; ſtatt des Realeigenthums ſollte künftig das Einkommen zur Steuerbaſis dienen, wie es ſich nach den Verbrauchsacten der Einzelnen vermuthen ließe. Die Stände machten große Schwierigkeiten, ſie wieſen darauf hin, daß eine ſolche Abgabe ihrer Natur nach leicht Kammereigenthum werde und ſich ſonach ihrer Bewilligung entziehen könnte, daß die Conſumtion eine wechſelnde, das Contributionale hingegen, zu deſſen Aufbringung die Conſumtion beſteuert werden ſollte, eine wenigſtens für Jahre vorhinein feſtgeſetzte Größe ſei; ſie betonten ferner, mit Berufung auf die alten Landesfreiheiten, die Eingriffe in das Privat-

leben, das mit der Controle des Verbrauches nothwendig verbunden sein müsse; vor allem aber fürchteten sie eine Schmälerung der den Herrschaften über ihre Unterthanen zustehenden Hoheitsrechte und ihrer Steuerfreiheiten, wenn der Adel in demselben Maße zur Steuerzahlung herangezogen würde, wie die misera glebae adscripta plebs. Die Regierung vertheidigte lebhaft ihr Project der Universal-Accise, so genannt, weil sie von allen verkauften Feilschaften erhoben wurde; sie deutete darauf hin, daß in Schlesien seit der Einführung der Universalaccise sich der Landescredit so gehoben habe, daß England auf dessen Landeseinkünfte wenige Jahre vorher 2½ Millionen Pfund vorgestreckt habe; die sanguinischesten Hoffnungen auf einen ungeheueren Ertrag der Accise erfüllten sie, und endlich gelang es ihr, den Plan durchzusetzen.

Der mit Patent vom 11 December 1709 kundgemachten Universalaccis-Ordnung *) kann man Consequenz nicht absprechen, aber eine Consequenz, die den Ruin des Landes nach sich hätte ziehen müssen, wenn nicht die Ausführung die Schärfen des Gesetzes abgeschliffen hätte. Die Accise sollte also den Ständen Mittel liefern „zu treuherzigen Steuerverwilligungen und Nothdurften des Landes", und steuerpflichtig war jeder Consument, „so etwas zu consumiren hat". In der Steuerpflicht wurde der Unterschied gemacht zwischen Städten und dem offenen Lande; in ersteren war die Einfuhr gewisser steuerbarer Artikel und zwar mit höheren Sätzen belegt, auf dem offenen Lande der Verkauf oder die Veräußerung (Verschenkung). Zu den steuerpflichtigen Gegenständen gehörten Lebensmittel, wie Schlacht- und Stechvieh, Fleisch, Wildpret, Geflügel, Getreide; Getränke: Wein nach verschiedenen Tarifsätzen, beim Ausschanke, der Einfuhr und der Fechsung; Branntwein nach Schrot und Korn (der Maischschüttung); Bier nach dem verwendeten Malze; Handelsartikel, „Kauf- und Kramwaaren", Juwelen, Gold- und Silberwaaren, Tücher, Karten, Bücher u. s. w. Der Unterschied zwischen einheimischen und fremden Producten wurde strenge durchgeführt, bei letzteren natürlich die Accise gleich an der Zollgrenze oder in der ersten geschlossenen Stadt, welche die Waare berührte, eingehoben. Die Durchfuhr ausländischer Waaren war frei, inländische Manufacte zahlten bei der Ausfuhr ⅛ % des Werthes, beim Consumo innerhalb des Landes 1 kr. vom Gulden. Nur Handelswaaren aus bereits versteuerten Rohstoffen, waren frei. Nebstbei bestanden, um jeden Verbrauch, jeden Genuß zu treffen, noch mannichfaltige Nebenabgaben auf Schauspiele, Lotterien, Glückshäfen, auf Marktschreier und Oculisten, Luxuspferde, Landkutschen, auf den Pferdeverkauf, auf Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine; auf Gewerbsunternehmungen,

*) Cod. Aust. III. 559.

Mühlen, Glashütten, Eisen- und Kupferwerke u. s. w.; endlich eine classenmäßig abgestufte Kopfsteuer.

Zur Zeit Maria Theresia's hatte sich diese Generalaccise schon wieder in ihre Bestandtheile aufgelöst; der auf dem Realvermögen ruhende Theil derselben ward in die Contribution einbegriffen, die Accisen von Manufacten verschwanden oder gingen in Zölle über, die eigentlichen Verzehrungsgegenstände aber waren durch mannichfaltige, theils dem Aerar, theils den Ständen gehörige Auflagen belegt. Der Weinaufschlag vereinigte verschiedene, früher auf den Wein gelegte Abgaben und wurde, laut kaiserlichem Rescript vom 29 November 1749, den Ständen mit der Zusicherung überlassen, daß er niemals solle zu Gunsten des Aerars eingezogen werden. Die Tarife wurden im Jahre 1750 regulirt und betrugen 1 fl. pr. Eimer fremden Weines, Branntweines und Essigs nach Abzug des siebenten Eimers (der steuerfrei behandelt wurde). Der im Lande gewonnene Wein wurde bei der Pressung der Quantität nach erhoben und mußte das Jahr darauf vom Winzer mit 20 kr. pr. Eimer versteuert werden, wobei gleichfalls jeder siebente Eimer steuerfrei blieb. Der Ertrag des Weinaufschlages gehörte aber nicht den Ständen ganz, sondern sie mußten jährlich an die Bankaladministration als Entschädigung für die ärarische, nicht mehr besonders eingehobene Extraordinari-Tranksteuer 19,192 fl., dann (seit 1750) 3258 fl. als Entschädigung für den ehemaligen ärarischen Vierpinten-Daz (d. i. eine alte Naturalabgabe mit vier Pinten vom Eimer) abführen. Laut dem Receß vom 1 November 1767 verstanden sich die Stände auch noch, die Hälfte des reinen Erträgnisses ihres Weinaufschlages nach Abzug obiger Beträge an das Aerar abzuführen.

Die Besteuerung des Bieres geschah durch die „Mälzeranlage", die laut dem Decennalreceß vom 30 Juli 1748 den Ständen zur leichteren Aufbringung der Contribution überlassen wurde. Sie betrug 3 kr. vom Faß Malz, wurde jedoch seit 1756 in wechselnden Beträgen eingehoben.

Der Branntweindaz war schon lange ein Eigenthum der Stände, seit 1733 wurde er von den Bankalbehörden für das Aerar eingehoben und den Ständen ein Entschädigungs-Aequivalent von 18,597 fl. angewiesen.

Eine neue Regulirung der Getränkeabgaben erfolgte durch das Patent vom 28 December 1764, indem die Extraordinari-Tranksteuer und Bieraccise wieder in ärarische Regie genommen wurden. Da die österreichische Tranksteuer nach böhmischem Muster eingerichtet wurde, werden wir später noch Gelegenheit haben, diese Abgabe näher zu erörtern.

Das Recht, vom Ausschanke geistiger Getränke eine Abgabe zu fordern, stand Privaten nur in Eger und Görkau zu, dagegen hatten an den meisten Orten die Dominien das ausschließliche Recht, Bier und Branntwein zu erzeugen und diese Getränke auszuschänken; oft waren auch die Wirthshäuser

ihres Territoriums verpflichtet, ihren Bedarf nur von den herrschaftlichen Brauereien und Brennereien zu beziehen.

Der Fleischverbrauch war durch zwei Abgaben getroffen, die Fleischkreuzer, von den Schlächtern zu Gunsten des Cameral-Aerars eingehoben, und der lästige Viehaufschlag, eigentlich eine directe Steuer, da der Betrag von 153,367 fl. 41 kr. durch Repartition auf alle Viehbesitzer eingehoben wurde. Dieser Aufschlag wurde von der Regierung im Jahre 1775 aufgehoben, bezüglich in eine neue ärarische Abgabe von Bier verwandelt, und den Ständen dafür ein noch gegenwärtig entrichtetes Relutum von 153,367 fl. 41 kr. angewiesen.

In Mähren ist auf dieselbe Weise zu Maria Theresia's Zeit die Abtretung der damals bestehenden verschiedenartigen Abgaben von Getränken an die Regierung und dann wieder an die Stände vollzogen worden. Die Trankſteuer gründete sich auf das Patent vom 16 Januar und den Receß vom 24 Juli 1777 und ersetzte ältere Abgaben, wie die Bier- und Weintrankſteuer, die Salzaufschlag-Surrogatsteuer, die Contribution der unterthänigen Schankberechtigten, die städtischen Consumtions- und Bieraufschläge, endlich den einträglichsten von allen, den Consumoaufschlag. Sie war auf Branntwein, Bier und Wein gelegt und durch die sogenannte Grenztrankſteuer, welche seit 1750 zum Schutze des mährischen Weinbaues auf die fremden, namentlich aus Oesterreich eingehenden Weine gelegt war, ergänzt. Die Einkünfte aus der Trankſteuer flossen in einen eigenen Fond, der auch die Entschädigungen an das Aerar für die früher in dessen Besitze gewesenen Verzehrungssteuern (den Wein- und Bierpönalbaz, den Fleischkreuzer, den Viehaufschlag und andere) zu leisten hatte. Die Trankſteuer wurde bei Branntwein und Bier bei der Erzeugung, sonst bei der Einfuhr eingehoben; nicht bloß die Einfuhr in's Land, sondern auch die nach Brünn war besteuert, der einheimische Wein wurde, ähnlich wie in Böhmen, bei dem Winzer getroffen.

In den österreichischen Ländern ward der Ausschank geistiger Getränke schon seit alten Zeiten durch die Baz- und Umgeld-Abgaben besteuert. Das Umgeld, im Jahre 1359 von den Ständen zur Verbesserung der Münze bewilliget, bestand ursprünglich in dem zehnten Pfennig vom Kaufschillinge der ausgeschänkten Getränke; im J. 1500 wurde die Gebühr mit drei Achtring vom Eimer*) festgesetzt und durch die Vicedomämter zu Gunsten der kaiserlichen Kammer eingehoben. Bald fing die Regierung wegen der Regieschwierigkeiten an, diese Auflage zu verpachten, auch wohl zu veräußern, und schon in der Umgeldordnung vom 3 Januar 1639 wurde sie den Dominien förmlich zum Kaufe angetragen. Die Veräußerungen dauerten bis

*) Ein Eimer hatte 35, später 38 Achtring (Maße).

1745, in welchem Jahre erſt die Stadt Wien das Umgeld in ihrem Gebiete erwarb. *)

Unter dem Namen Daz oder „doppelte“ Zapfenmaß wurde eine weitere Abgabe auf die Verleutgebung von Getränken verſtanden, welche mit Patent vom 8 November 1556 eingeführt und urſprünglich mit dem gleichen Ausmaße wie das Umgeld eingehoben wurde.**) Dieſe Abgabe iſt alſo eigentlich nichts anderes als das verdoppelte Umgeld; der hiſtoriſche Unterſchied zwiſchen beiden Abgaben liegt darin, daß der Daz ſchon ſeit 1564 an die Stände entgeltlich überlaſſen und erſt von dieſen ſeit 1658 an Private verkauft wurde, während das Umgeld, wie oben erwähnt, von der Regierung unmittelbar an die Dominien veräußert wurde.

Neben dieſen beiden Abgaben gingen in den öſterreichiſchen Ländern noch zahlreiche, oft von Jahr zu Jahr wechſelnde Aufſchläge auf die verſchiedenſten Gegenſtände; wir berückſichtigen hier nur diejenigen Abgaben, die längere Zeit Beſtand hatten und mit den heutzutage erhobenen Verzehrungsſteuern in Verbindung ſtehen.

Der Bieraufſchlag gründete ſich auf das Patent vom 1 Juli 1691 und frühere Vorſchriften, und erhob von jedem Eimer des nach Wien geführten Bieres 15 kr. Damit die Bräuer in der Verwendung der Brauabfälle nicht gehemmt wären und den Bieraufſchlag leichter tragen konnten, ward die Einfuhr fremden Branntweins nach Niederöſterreich verboten. Im Jahre 1697 wurde der Bieraufſchlag auf 30 kr. pr. Eimer erhöht. Der Fleiſchaufſchlag, der früher bloß Rindfleiſch und zwar mit zwei Pfennig pr. Pfund traf, wurde durch das Patent vom 26 März 1698***) auf alle Fleiſchgattungen ausgedehnt und erſtreckte ſich ſeit dem Patent vom 22 September 1698 †) auch auf Privatſchlachtungen. Durch das Patent vom 24 Juni 1708 ††) wurde der Fleiſchverbrauch der Privaten (die „Hausnothdurft“) vom Aufſchlage befreit; aus den Beſchwerden der Stände vom 18 October 1712 erſehen wir aber, daß dieſe Befreiung nicht eingehalten wurde, und unter Maria Thereſia mußte neuerdings dieſe Steuerfreiheit ausgeſprochen werden. Neben den Fleiſchaufſchlägen liefen Aufſchläge auf Getreide und Mehl. Ein Getreideaufſchlag mit 6 kr. vom Metzen „ſo durch die Mühlſteine lauft“ wurde ſchon 1661 eingeführt und konnte entweder in Geld oder in Körnern entrichtet werden.

---

*) Cod. Aust. V, 169, 632.

**) Umgeldordnung vom 3 Januar 1639, Cod. Aust. II, 385.

***) Cod. Aust. I. 98.

†) Cod. Aust. I. 100.

††) Cod. Aust. I. 101.

Die Einhebung dieses Aufschlages wurde eine Zeit lang sistirt, dann in eine Abgabe von Rauchfängen umgewandelt und endlich (1701) ganz aufgehoben.

Im Jahre 1714*) war aber schon wieder ein Mehlaufschlag eingerichtet; Haarpuder und Stärke unterlagen einer besonderen Abgabe. Der Roßaufschlag war eine Gebühr vom Pferdehandel und schon durch Kaiser Rudolph II. eingeführt; erst zu Josephs II. Zeiten wurde er aufgehoben.

Die meisten dieser Aufschläge wurden unter dem Namen der handgräflichen Gefälle vom Handgrafenamt verwaltet. Die handgräflichen Gefälle wurden seit 1703 der Girobank (später Stadtbank) zugewiesen und an die Stände verpachtet. Seit 1724 verwaltete sie wieder die Hofbanco-Deputation; die Tarifgebühren, welche sich auch auf die Besteuerung der Einfuhr von Lebensmitteln nach Wien bezogen, wurden mehrfach regulirt, zuletzt unter Maria Theresia.**) Für die Einrichtung derselben hafteten Käufer und Verkäufer zu ungetheilter Hand.

Eine Abgabe, die gleichfalls nur in Wien eingehoben wurde, war der Illuminationsaufschlag, hauptsächlich eingeführt, um die Kosten der Beleuchtung in Wien tragen zu helfen. Die alte Steuergesetzgebung liebte Analogien; dieser Aufschlag wurde daher auch zunächst auf Beleuchtungsmaterialien gelegt, dann aber auch auf ausländische Weine, denen man wahrscheinlich die Illuminationsgabe im höheren Maße zuschrieb. Auch noch andere Artikel, z. B. türkische Waaren, wurden dadurch getroffen.***)

Mehrere Aufschläge wurden in Wien zugleich mit den Zollgebühren eingehoben, wie denn überhaupt, so lange die Zollschranken nicht an die Landesgrenzen verlegt wurden, die Consumtionsabgaben von den Zöllen nicht zu scheiden sind.

Die Abgaben auf Getränke wurden durch das im letzten Regierungsjahre Maria Theresia's erlassene Trankſteuerpatent vom 1 Mai 1780 wesentlich vereinfacht. Die hauptsächlichsten der böhmischen und mährischen Trankſteuer nachgebildeten Einrichtungen waren folgende. Als steuerbare Getränke wurden erklärt: Wein, Obstmost, Bier, Meth und Branntwein. Nach jeder Weinlese, längstens bis 1 October jedes Jahres, hatten die Weinproducenten und Besitzer von Weinkellern unter Intervenirung des Gemeindevorstandes ihren Weinvorrath anzugeben, und wurde die Richtigkeit der Angabe durch periodische Revisionen der Trankſteuerbeamten constatirt. Diejenige Menge, die im Großen

*) Cod. Aust. III. 761.

**) Handgräfliches Patent vom 5 Juli 1724, Cod. Aust. IV, 196; handgräfliche Taxordnung von demselben Datum, Cod. Aust. IV. 215; vom 14 Juli 1749, Cod. Aust. V. 432.

***) Illuminationsaufschlag auf Unschlitt, Patent vom 16 Februar 1688, auf ausländische Weine, Patent vom 4 August 1705, Cod. Aust. III. 554, IV. 232.

verkauft wurde, blieb unversteuert; was hingegen ausgeschänkt oder im Hause consumirt wurde, mußte versteuert werden, und zwar betrug die Steuer für den ausgeschänkten Wein 1 fl., für den zu Hause verzehrten Wein 40 kr. vom Eimer. Bei Bier und Meth mußte die Steuer bei der Erzeugung, und zwar vor dem Unterzünden des Kessels, entrichtet werden; sie betrug bei Bier 40 kr., beim Methe 1 fl. vom Eimer. Jeder sechste Eimer war steuerfrei. Auch der Branntwein war bei der Erzeugung besteuert, doch wurde auf die Stärke des Productes keine Rücksicht genommen, sondern die Steuer nach den verwendeten Rohstoffen abgestuft, wobei man keinen andern Zweck hatte, als die Verwendung des einen oder des andern Stoffes zur Branntweinerzeugung zu erschweren oder zu erleichtern. Die Erzeugung von Branntwein aus Kornfrüchten blieb verboten. — Durch die Einführung der Tranksteuer wurden alle übrigen in Oesterreich unter der Enns bestandenen Abgaben auf Getränke, mit Ausnahme der an den Linien Wiens abgenommenen Gebühren, dann der städtischen Aufschläge auf ungarische Weine, welche den Charakter eines Schutzzolles hatten, aufgehoben; dennoch ließen einestheils die hohen Tarifsätze, anderntheils die scharfe Controle, welche den Transport, die Kellerwirthschaft und die Fabrication gleichmäßig behelligte und sogar in das Innere der Privathäuser drang, die Wohlthat einer Vereinfachung der alten verworrenen Getränkesteuer-Vorschriften kaum empfinden.

In Oberösterreich bestanden hinsichtlich der Verbrauchsabgaben von Lebensmitteln einfachere Verhältnisse. Daz und Umgeld waren meist in den Händen von Privaten. Die Aufschläge auf Mehl, Fleisch und Getränke, die auch hier nicht mangelten, hatten die Stände vom Aerar gegen die Uebernahme von Schulden erhalten und meist durch Uebereinkommen mit den Steuerpflichtigen oder durch directe Repartition nach einem gewissen Schlüssel hereingebracht. Der Bieraufschlag z. B. wurde im Jahre 1721 den obern drei Ständen auf drei Jahre gegen einen Betrag von 12,000 fl. überlassen. Diese gaben ihn wieder in Afterpacht, so daß die Lambacher Brauer die Steuer in allen Landestheilen am rechten, die Leopoldschlager Brauer am linken Donauufer einhoben. Im Jahre 1776 übernahm das Bankale die Einhebung des ständischen Landesaufschlages (auf Getränke und Viehschlachtungen) gegen ein Entschädigungspauschale jährlicher 42,000 fl.

In Steiermark hatten die Stände den Weinaufschlag schon im Jahre 1700 eingeführt, um Kaiser Leopold I. ein Geschenk von 100,000 fl. machen zu können. Die Einhebungsart war verschieden. Zuerst war es eine Abgabe vom Verkaufe, dann vom Consume des Weines. Nachdem eine Zeit lang der Aufschlag im Besitze des Staates gewesen war, übernahmen in den Jahren 1753 und 1754 die Stände wieder die Einhebung und repartirten den bisherigen jährlichen Ertrag von 40,000 fl. im directen Wege auf die

Weingartenbesitzer. Diese Last wurde 1755 erhöht, als den Ständen wegen Uebernahme weiterer Staatsschulden bewilligt wurde, den Betrag von 120,000 fl. durch Repartition von den Weingartenbesitzern einzuheben. Insoweit hatte also der Weinaufschlag aufgehört eine Verbrauchssteuer zu sein; eine weitere Abgabe, welche von dem in's Land eingeführten ungarischen Weine entrichtet wurde, wirkte als ein Schutzzoll zu Gunsten der steirischen Weinproduction. Bier und Branntwein wurden nach den in den übrigen Provinzen geltend gemachten Principien bei der Erzeugung und zwar mit niedrigeren Tarifsätzen getroffen,*) der Ertrag aber meist nur zu Landeszwecken und zur Aufbringung der Contribution verwendet. Die Fleischbesteuerung war gleichfalls analog den andern Provinzen eingerichtet **) und wurde wechselnd von den Ständen und dem Aerar bezogen.

Die übrigen innerösterreichischen Länder hatten ähnliche Abgaben, wie Steiermark; nur Kärnthen befand sich in einer exceptionellen Stellung, indem dieses arme Land, welches seine Contribution stets sehr schwer aufbrachte, mit Zwischenzolllinien, den „Mitteldingsmäuthen", eingeschlossen war, an welchen die nach Kärnthen eingeführten Nahrungsmittel so wie Salz versteuert werden mußten. Diese Mauthe gehörten früher den Ständen, später dem Aerar, welches dafür an die ständische Casse ein Pauschale von 14,000 fl. entrichtete. Der Getränke-Aufschlag wurde durch das Patent vom 4 Februar 1769 eingeführt und für's Camerale verrechnet, während der Fleischaufschlag (Patent vom 1 October 1764) dem Bankalgefälle zustand.

Auch Nordtirol entrichtete seine Consumtionsabgaben an den Zwischenzolllinien, welche es umgaben; im Innern wurden nur wenige und unbedeutende Verbrauchssteuern erhoben. In Südtirol waren deren schon mehrere; bei ihrer Entwickelung wirkten bereits italienische Muster.

In Galizien wurde sogleich bei dessen Erwerbung die Trankſteuer eingeführt, freilich nach eigenthümlichen Grundsätzen. Das Patent vom 19 August 1775 ordnete nämlich principiell eine Abgabe von 6 kr. per Garnetz***) Branntwein und 4 kr. per Garnetz Meth an, die nur die Consumenten treffen, dagegen den Handel frei lassen sollte. Aber auch diese Abgabe wurde bald in eine directe umgestaltet. Man erhob die Anzahl der im Lande seßhaften Familien, nahm an, daß jede derselben aus fünf Köpfen bestehe und jährlich 6 Garnetz Branntwein, so wie $1\frac{1}{2}$ Garnetz Meth consumire und ließ die Auflage von den Dominien einheben. Wein unterlag keiner Aerarialabgabe, die Bierbesteuerung wurde erst im Jahre 1800 in Galizien eingeführt. —

---

*) Patent vom 10 November 1773.

**) Patent vom 3 Juli 1764.

***) 1 Garnetz ist = $2\frac{1}{2}$ Maß.

Somit hätten wir mit wenigen Zügen die wichtigsten der damaligen Verzehrungssteuern angedeutet; wir fügen nur noch hinzu, daß die Abgaben, welche von Consumtionsartikeln bei deren Einfuhr in die größeren Städte der deutschen Provinzen entrichtet wurden, meist in den Zollpatenten ihren Grund hatten, daß fast in allen Ländern Luxussteuern (auf Pferde, Kutschen, Haarpuder u. dgl.) vorkamen, und daß endlich vorübergehend, namentlich zu Maria Theresia's Zeit, Consumtionsartikel ausländischen Ursprungs, wie Thee, Caffe, Zucker, französische Waaren u. s. w., neben der Zollgebühr durch Aufschläge („Impoſten") belegt waren.

Durchgreifender als bei den inneren Verbrauchsabgaben waren die Reformen, welche die Regierung Maria Theresia's auf dem Felde der Zollgesetzgebung vornahm. Freilich war die Aufgabe leichter, da schon Carl VI. in die alten verworrenen Verhältnisse einige Ordnung gebracht hatte. In älteren Zeiten war nämlich, wie überall in Deutschland, auch in Oesterreich das Zollwesen ein rein locales Institut. Die Zollhebestätten waren noch nicht an den Landesgrenzen aufgerichtet, sondern im Innern an den besuchtesten Verkehrslinien, den Wasserstraßen, den Alpenpässen, wo früher die Raubritter ihr Handwerk aus dem Stegreif getrieben, erhoben sich zwar mit ehrsamerer Miene, aber kaum weniger gefürchtet die Mauthschranken. An der Donau waren die bedeutendsten Aschach, Linz, Mauthausen, Struden, Ybbs, Stein, Krems, Klosterneuburg, Nußdorf, Tabor bei Wien, Fischament, Petronell und Hainburg. Waaren, die z. B. von Baiern nach Ungarn gingen, mußten alle diese Stätten passiren und nach geschriebenen und ungeschriebenen Ordnungen, oft auch nach der Willkür des Amtes steuern. Zudem hatte jede Verkehrsrichtung ihre eigenen Gesetze, und als die löbliche Absicht aufzutauchen anfing, der Industrie und dem Handel durch positive Vorschriften auf die Beine zu helfen, ward es noch weit schlimmer. Um nur ein Beispiel anzuführen, so durfte das in Vordernberg auf der südlichen Seite des steierischen Erzberges erzeugte Roheisen nur bis Leoben, das auf der nördlichen Seite zu Eisenerz (Innerberg) gewonnene nur bis Steyer verführt werden, denn den Bürgern jener Städte stand allein das Recht zu, Eisen von den Producenten zu kaufen und weiter zu verhandeln. *)

Andere Orte genossen Stapelrechte: die durch dieselben durchgeführten Waaren mußten oft Tage lang daselbst feilgeboten werden. Später kam die Regierung und gründete selbst Fabriken oder schrieb mit minutiöser Genauigkeit vor, wie das technische Verfahren vorgenommen werden sollte, und doch

*) Ueber die steirisch-österreichische Eisenindustrie jener Zeit und die zu ihrer Hebung angewandten Mittel s. F. H. Prity, Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyer (besonders S. 397 — 415), über die Propole und Stapelrechte einzelner Orte; Kurz, Oesterreichs Handel in älteren Zeiten.

tönten durch alle Zeiten bis auf Horneck *) die lauten Klagen, daß das Manufacturweſen in Oeſterreich im Argen liege, trotzdem daß dem Lande Hülfsquellen zu Gebote ſtänden, wie keinem anderen. Das Mittel zur Abhülfe ſchien in der Anſicht der franzöſiſchen Schule zu liegen, daß durch Zölle nicht nur das für fremde Manufacte abſtrömende Geld im Lande behalten, ſondern auch das Aufblühen der einheimiſchen Fabriken erreicht werden könne.

Schon Patente Leopolds I. bedauern, daß durch das Hereinführen fremder Waaren ſehr viel Geld aus dem Lande gezogen werde, und beginnen mit Einfuhrverboten. **) Carl VI. ſcheint die Emporbringung der Induſtrie mehr von ſeinen Handelscompagnien, ſeinen Staatsfabriken, ſeinen großartigen Straßenbauten und ſeinen Handelstractaten erwartet zu haben, als von einer ſtrengen Durchführung des mercantiliſtiſchen Syſtems; doch ſchenkte auch er dem Zollweſen große Aufmerkſamkeit. Die Zolllinien wurden nun nach außen gedrängt, freilich vorerſt nur an die Grenzen der Provinzen, deren noch jede für ſich ein abgeſondertes handelspolitiſches Ganze zu ſein vermeinte und nicht ſelten mit Eiferſucht auf die demſelben Herrſcher unterworfene, oft von demſelben Volksſtamme bewohnte Nachbarin blickte. Um die Privatmauthen ſo viel wie möglich zu beſchränken, mußten deren Eigenthümer ihren Beſitztitel nachweiſen und ſich auf die Abnahme von Gebühren für Fuhrwerk und Pferde beſchränken. Nichts deſto weniger gab es noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Oeſterreich nicht weniger als 77 Privatmauthen (die ſehr einträgliche Grenzmauth zu Bruck an der Leitha gehörte dem Grafen Harrach, der ſie 1625 gekauft hatte). ***) Auch die Verpachtungen der Zollſtationen hörten nach und nach auf, und blieb die Leitung des geſammten Zollweſens der Hofkammer, beziehentlich der Miniſterial-Bancodeputation, überlaſſen.

Die deutſchen Erblande bildeten folgende Zollgebiete: Ober- und Unteröſterreich, †) Böhmen und Glatz, ††) Mähren, †††) Schleſien, †*) Inneröſterreich, Tirol. Die allgemeinen Grundzüge des Zollverfahrens waren in den meiſten Provinzen ſo ziemlich dieſelben. Die Zollgebühr ſollte künftig nur einmal und zwar im Conſumtionsorte der Waare, oder wenn daſelbſt kein Zollamt aufgeſtellt war, beim nächſten Zollamte („Laagſtätte") entrichtet werden.

---

*) Oeſterreich über alles, wenn es nur will; zuerſt 1685, dann öfter aufgelegt.
**) Cod. Aust. I. 374, II. 408.
***) Brucker Mauth- und Vectigalordnung vom 23 December 1767.
†) Mauthordnung vom 10 December 1725, Cod. Aust. IV. 298.
††) Mauthordnung vom 17 September 1737, Cod. Aust. IV. 937.
†††) Mauthordnung vom 17 Auguſt 1731, Cod. Aust. IV. 678.
†*) Mauthordnung vom 1 Juli 1739, Cod. Aust. IV. 1063.

Die an den Grenzen aufgeſtellten Zollämter hatten aber die Waaren-Anſage des Waarenführers entgegen zu nehmen, die Unterſuchung zu pflegen, deren Reſultat in einer dem Fuhrmanne verſiegelt zugeſtellten Bollette angemerkt wurde, und die Waarenſendung an die Legſtätte zur Stellung und Zollentrichtung anzuweiſen. Weniger werthvolle und zum täglichen Gebrauche dienende Waaren konnten auch die Grenzämter in Verzollung nehmen. Ueber Ausfuhr und Durchfuhr beſtanden ſehr complicirte Beſtimmungen. Es war früher üblich geweſen, von den tranſitirenden Waaren ſowohl den Einfuhr- als auch den Ausfuhrzoll zu erheben; erſt unter Carl VI. iſt man davon abgegangen, und ſetzte eigene Tranſitozölle feſt, die aber nach den Richtungen der Waaren verſchieden abgeſtuft waren. Eine wichtige Beſtimmung war auch die, daß erbländiſche Waaren, die bereits einmal irgendwo die Hauptmauth (den Einfuhrzoll) bezahlt hatten, beim Uebergange in andere Provinzen nur die Tranſitomauth zu entrichten hatten. *) In manchen Provinzen war auch der Einfuhrzoll verſchieden abgeſtuft, je nachdem die Waaren aus dem Auslande oder aus den deutſch-erbländiſchen Provinzen kamen. Im Ganzen waren die Zölle aber nicht ſehr hoch (ſo giebt es in den ziemlich übereinſtimmenden mähriſchen und öſterreichiſchen Tarifen keinen höheren Zoll als 50 fl. pr. Zentner für Seidenmanufacte und wenig Werthzölle), doch finden ſich ſchon viele Einfuhrverbote. Trieſt und Fiume waren „freie Meerporte", in welche alle Waaren mit Ausnahme von Eiſen, Stahl, Kupfer, Queckſilber, Salz, Pulver, Spiegel und Gläſer frei eingeführt werden durften. Alle, Inneröſterreich auf dem Wege nach Trieſt paſſirenden Güter zahlten eine geringe Tranſitomauthgebühr. Ebenſo unterlagen die in den Trieſter Fabriken erzeugten Waaren bei der Einfuhr in die anderen Provinzen nur der Tranſitomauth.

Eigenthümlich war die Einrichtung der Hauptmauth in Wien ſammt ihren mannichfaltigen Filialen, die nebenbei auch zur Einhebung von Aufſchlägen beſtimmt waren. **) Sie hatte zwei Tarife, einen für den Verkehr zu Lande, und einen für die zu Waſſer anlangenden Waaren, die Tarifſätze des letzteren waren geringer. Außerdem theilten ſich die daſelbſt eingehobenen Gebühren in die „Ordinari Mauth", die eigentlichen Zollgebühren, die Ueberfuhr und Schlagbrückengelder, eine Art Wegmauth, endlich die ſogenannte kalte Mauth, die nur im Winter von Lebensmitteln und ſelbſt einigen Handelsartikeln eingehoben wurde, welche ſonſt vom Aufſchlage befreit blieben. Die Hauptmauth in Wien hatte auch die Waſſergerichts-Jurisdiction, und bezog

*) Patent vom 27 Juni 1714, Cod. Aust. III. 749.

**) Hauptmauthamtsverrichtung vom 17 Mai 1695 und 16 December 1715.

aus dieſem Titel mannichfaltige Gerichtsgebühren (die Lehrenbecheramts-Gebühren).

Vergleicht man das Chaos, welches Carl VI. beim Beginne ſeiner Regierung im Zollweſen antraf, mit den geregelten Zuſtänden am Schluſſe derſelben, ſo muß man bekennen, daß allerdings ſehr bedeutendes geleiſtet wurde. Der Handelsſtand wußte nun wenigſtens, was zu bezahlen ſei, er wurde vor der Willkür der Zollbedienſteten durch eine geordnete Geſetzgebung geſchützt, und das neu eingeführte Tranſitoverfahren ermöglichte es, daß in den meiſten Fällen von den in die Erbländer eingeführten Waaren nur einmal der Zoll entrichtet werden durfte. Das Mercantilſyſtem war endlich noch nicht auf die Spitze getrieben und ein ausgedehnter Einfuhrhandel möglich. Es war erſt Maria Thereſia und Joſeph II. vorbehalten, die letzten Conſequenzen dieſes Syſtems zu ziehen, und, indem ſie den Schutz der einheimiſchen Arbeit proclamirten, die ausgedehnteſten Prohibitivmaßregeln zu ergreifen.

Abgeſehen vom principiellen Standpuncte, konnte man es aber der Regierung auch gar nicht verdenken, wenn ſie dieſen Weg einſchlug. Alle Staaten Europa's, mit Ausnahme der kleineren deutſchen, denen es die räumliche Beſchränktheit und das beengte Leben nicht verſtatteten, dann höchſtens eines oder des andern italieniſchen, wo in der That die beſſere Einſicht in die Natur des Handels wirkte, hatten damals das Banner des Prohibitivſyſtems erhoben und ſchützten die Induſtrie, die ſonſt den verworrenen inneren Zuſtänden erlegen wäre, durch Verbote und hohe Zölle. Ließen ja ſchon die ſchlechten Verkehrsmittel und die unſicheren politiſchen Zuſtände es wünſchenswerth erſcheinen, in allen Zweigen der Production auf eigenen Füßen zu ſtehen. Das Bewußtſein der erlangten abſoluten Gewalt erzeugte den Gedanken, daß die Regierung alle Dinge regeln nicht bloß *könne*, ſondern auch *müſſe*, und ließ die Wirkungen der Selbſtthätigkeit und des eigenen Intereſſes der Menſchen unterſchätzen. Daher wurde fortgefahren, das Gewerbsweſen nicht bloß in ſeiner äußeren Seite (den Zünften und Innungen), ſondern auch in ſeinen techniſchen Beziehungen auf das engſte zu beſtimmen.

Und in der That konnte der erſte Erfolg dieſe Anſchauungsweiſe nicht Lügen ſtrafen. In Wien allein waren etwa 200 Fabriken. Das böhmiſche Glas fing an das venetianiſche zu verdrängen. Seidenſtoffe wurden bereits im Inlande erzeugt, Tücher vorzüglicher Qualität in Böhmen und Mähren geliefert, die Leinen-Induſtrie in Oberöſterreich beſchäftigte 36,000 Webſtühle, ſieben Fabriken von bedeutendem Umfange verarbeiteten Baumwolle, und die öſterreichiſchen Eiſenfabricate behaupteten ihren alten Ruhm. Schon damals gebührte der öſterreichiſchen Ariſtokratie das Verdienſt, ſich an dem Aufſchwunge der öſterreichiſchen Induſtrie betheiligt zu haben; die beden-

tendſten und beſtgeleiteten Fabriken waren durch ihre Mitglieder errichtet worden. Aber alle Productionszweige verlangten von der Regierung Schutz, ausgiebigen Schutz. Und der ſollte ihnen auch in überſchwänglichem Maße zu Theil werden.

In den erſten Zeiten der Regierung Maria Thereſia's galt noch das alte Syſtem, jede Provinz als ein für ſich beſtehendes Handelsgebiet zu betrachten und nicht bloß vom Auslande, ſondern auch von den Nachbarprovinzen durch Mauthſchranken abzuſchließen. Doch wurde das Gefühl der Zuſammengehörigkeit immer lebendiger und äußerte ſich auch in den neuen Zollordnungen,*) durch welche die früheren weiter gebildet wurden. Der Handel zwiſchen den einzelnen Provinzen erhielt bedeutende Erleichterungen; ja ſelbſt Provenienzen aus Mailand, Belgien, Tirol und Vorderöſterreich wurden zu ermäßigten Zöllen zugelaſſen.

Der Zolltarif für Ober- und Unteröſterreich vom 2 April 1755 unterſcheidet ſich, wenn auch nicht in ſeinem formellen, ſo doch im materiellen Theile, den Zollſätzen, ſehr von dem früheren Tarife des Jahres 1725, und werden einige Beiſpiele klar die Tendenz zeigen, welche die Regierung in ihren Zollreformen verfolgte.

Die Eingangszollgebühr für ausländiſche Waare betrug nach dem Tarife vom Jahre 1725 — 1755

für Cacao	v. Gld. d. Werthes	— fl.	5 kr.,	v. Ctr.	4 fl.	12 kr.,
„ Caffe	„ „ „ „	— „	6 „	„ „	2 „	55 „
					bis 5 „	50 „
„ Thee	„ „ „ „	— „	5 „	„ Gld.	— „	5 „
„ Branntwein	„ „ „ „	— „	5 „	„ „	— „	18 „
„ rohe Baumwolle	„ Ctr.	— „	30 „	„ Ctr.	— „	21 „
„ Baumwollgarne	„ „	1 „	30 „	„ „	— „	48 „
„ türkiſchroth Garn	„ „	5 „	— „	„ „	2 „	— „
„ Tücher, feine	„ Gld. „ „	— „	5 „	„ „	— „	18 „
„ Rohſeide	„ Ctr.	5 „	— „	„ „	5 „	— „
„ Seide, gefärbt	„ „	36 „	— „	„ „	8 „	— „
„ Ganzſeidenzeuge, Atlas, Chagrin, Gros de Naples	„ „	50 „	— „	„ „	300 „	— „

Dieſe Beiſpiele zeigen, daß, während die Zölle auf Rohſtoffe und Halbfabricate ermäßigt, jene auf Ganzfabricate erhöht wurden, alſo der financielle Zweck bei der Zollgeſetzgebung immer mehr in den Hintergrund trat und der mercantile überwog. Noch deutlicher geht dies aus den ſich raſch mehrenden Einfuhrverboten hervor. Es war unterſagt, Roheiſen,

*) Zollordnung für Böhmen, Mähren und Schleſien vom 5 April 1753, für Ober- und Niederöſterreich vom 2 April 1755, für Inneröſterreich vom 18 October 1766, für Fiume und Trieſt vom 27 April 1769.

Eisenblech, Eisenguß, Gitter-, Stangen-, Rad- und Faßreifeisen, Nadeln, Sensen, Säbel, Stahl- und andere Metallwaaren, Blei, Tomback, Messing, Zink, Gold- und Silberwaaren, Fayence, Majolika, Glas- und Glaswaaren, die meisten Webe- und Wirkstoffe, Kleidungsstücke, und eine Zeit lang in Inner- und Niederösterreich auch Raffinatzucker einzuführen. Vielen Roh- und Hülfsstoffen, wie Asche, Pottasche, Hanf, Hasenhaaren, Hornspitzen, Blei, rohen Häuten war auch der Austritt aus Oesterreich untersagt. Dagegen fand die Ausfuhr inländischer Fabricate in das Ausland oder nach Ungarn besondere Begünstigung. So wurde auf die Ausfuhr inländischer Tücher in das Ausland sogar eine Prämie gesetzt,*) und um die Handelsthätigkeit der Erblande zu erhöhen, für die Ausfuhr gewisser (auch ausländischer) Waaren unter dem Namen eines Rückzolles eine bestimmte Vergütung zugesichert, die meist etwa 5% des Eingangszolles betrug.**)

Rascher und entschiedener schritten aber die Reformen vorwärts, als der zur Leitung der Handels- und Gewerbesachen errichtete Hofcommercienrath im Vereine mit der Hofbanco-Deputation auch die ungarischen Verhältnisse in's Auge faßte, und die Verwaltung des daselbst bestehenden „Dreißigstzollwesens" an sich zog.

Bisher war das ungarische Zollwesen nach sehr einfachen Principien eingerichtet gewesen. Schon alte Privilegien befreiten den Adel und die Städte von jeder Mauth auf Waaren im Innern des Landes, und sollte nur an den Grenzen ein Zoll entrichtet werden, der ohne Unterschied der Bestimmung der Waare zur Ein-, Aus-, oder Durchfuhr, mit dem dreißigsten Theile des Werthes derselben (d. i. mit 3 fl. 20 kr. von hundert Gulden Werth) abgenommen wurde. Provinzielle Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Ungarn brachten es im Jahre 1625 dahin, daß der Zwischenverkehr, namentlich mit Landesproducten, durch neue Auflagen belastet wurde. Der Ertrag derselben floß anfänglich in die ständischen Cassen, wurde aber später für die königliche Kammer eingehoben und mit den Dreißigstzöllen vereinigt, so daß dieser Zoll von nun an 5% betrug. Kaiser Carl VI. schied das eigentliche Ungarn durch Zwischenlinien vom Banate, Kroatien, Slavonien und Serbien. So fand sich der Handel in Ungarn bald in der gedrücktesten Lage, wozu auch nicht wenig die Begünstigungen beitrugen, welche die türkischen Kaufleute laut dem mit der Pforte abgeschlossenen Tractate für ihren Handel mit Oesterreich genossen.

---

*) Patente vom 7 September und 20 October 1768, Cod. Aust. VI. 1136 und 1155.

**) Anhang zum österreichischen Zolltarif vom Jahre 1755, und §. 35 der innerösterreichischen Mauthordnung.

Indeß konnte die nationalökonomiſche Bewegung in den deutſchen Erbländern nicht ohne Einfluß auf Ungarn bleiben.

Im Jahre 1754 erſchien ein neuer Dreißigſtzolltarif, der die Grundſätze des Mercantilſyſtems auch in Ungarn zur Anwendung brachte und die gleichförmige Belegung der verſchiedenſten Waaren mit demſelben Procentenſatze aufhob. Als Regel blieb jedoch, daß der Zoll für die Einfuhr 5%, für die Aus- und Durchfuhr aber 2 und 1% betragen ſollte. Die für die deutſchen Provinzen beſtehenden Einfuhrverbote wurden nun auch auf Ungarn ausgedehnt, der Verkehr zwiſchen Oeſterreich und Ungarn jedoch mannichfaltig begünſtigt.

Ungariſche Stimmen beklagten damals, daß das Streben des Commercienrathes darauf gerichtet ſei, bloß die deutſchen Erblande zu fabricirenden Staaten zu erheben, die ungariſchen hingegen immer auf dem Standpuncte der Naturalproduction zu belaſſen. In der That ſind auch einige Verfügungen offenbar darauf berechnet geweſen, öſterreichiſchen Fabrikanten den Markt in Ungarn zu ſichern. So waren manche Waaren bei der Einfuhr aus dem Auslande nach Oeſterreich mit Werthzöllen von 20% belegt, während an Ungarns Grenzen gegen das Ausland Zölle mit 30% eingehoben wurden. Dieſe Maßregeln wären allerdings ſtrenge zu tadeln geweſen, hätte ſich damals in Ungarn auch nur eine Spur ſelbſtändiger Induſtrie gezeigt. Das war aber nicht der Fall; der ungariſche Adelige war gewohnt, ſich die einfachſten Producte von Wien bringen zu laſſen, und für ſeine Perſon vom Zolle befreit. Die große Maſſe des Volkes hatte keine Bedürfniſſe, die nicht die Hausarbeit befriedigen konnte, es mangelte an Capitalien, an Arbeitskräften und an Verkehrsmitteln. Wenn alſo die Regierung die Einfuhr erbländiſcher Fabricate nach Ungarn begünſtigte, ſo ſanctionirte ſie nun auf ziemlich überflüſſige Weiſe den factiſchen Zuſtand, und daß ſie nicht daran dachte, Ungarn von den deutſchen Erbländern ganz abhängig zu machen, beweiſen die Begünſtigungen, die dem Einfuhrhandel über die ungariſche Seeküſte zu Theil wurden, mehr aber noch der Plan, den man faßte, Ungarn in das Zollſyſtem der übrigen Länder der Monarchie hineinzuziehen, die Verkehrsbeziehungen zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Hälfte des Reiches inniger zu geſtalten und hierdurch beiden Theilen den Vortheil des ungehinderten Austauſches der beiderſeitigen Producte zuzuwenden.

Im Jahre 1766 war nämlich eine neue Zollordnung ſammt Tarif für Inneröſterreich erſchienen, ſo ſtreng prohibitioniſtiſch, daß überall laute Klagen über ungleich vertheilten Schutz oder über neue Handelserſchwerniſſe laut wurden, je nachdem die Kläger Fabrikanten oder Kaufleute waren. Die Regierung war aber ſtolz auf ihr Werk und beſchloß, die Zolltarife aller Erb-

länder nach gleichen Grundsätzen zu reformiren, die Zwischenzolllinien fallen zu lassen und auch Ungarn bei den Reformarbeiten in's Auge zu fassen.

Es war der ursprüngliche Plan des Grafen Cobenzl, dem die Ausarbeitung des neuen Zolltarifes anvertraut wurde, alle österreichischen Lande, insoferne sie ein zusammenhängendes Ganze bildeten, zu einem Zollgebiete dem Auslande gegenüber zu vereinigen und bei Entwerfung des neuen Zolltarifes alle financiellen Rücksichten zu beseitigen.

Cobenzl erkannte, daß „die Freiheit die stärkste Triebfeder der Handelschaft sei und zu deren Beförderung viel mehr als alle erdenklichen Zwangsmittel beitrage"; er gab zu, daß „kein Land so unfruchtbar sei, daß es nicht einige gute Tauschgüter erzeuge, die einem anderen Lande anständig seien, ja daß eine allgemeine Handelsfreiheit unter allen handelnden Nationen der Welt zur Vermehrung der Bevölkerung und des allgemeinen Wohlstandes nicht wenig beitragen würde. Allein da alle Nationen bisher nur für ihren eigenen „Particularwohlstand" sorgen, so sei auch jede einzelne „bemüssigt, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, daß nicht allein ihre eigenen Kräfte vermehrt, sondern auch gleichzeitig jene der anderen Völker so viel als möglich geschwächt würden." So schnell war man also von der theoretischen Handelsfreiheit beim praktischen bellum omnium contra omnes angelangt und zögerte nun nicht weiter, dessen volle Consequenzen zu ziehen, wobei man freilich viel vom ursprünglichen Plane, namentlich was die Zollverhältnisse Ungarns betrifft, aufgeben mußte. Man glaubte nun, daß alle Länder, in denen Ackerbau, Industrie und Handel nach verschiedenen Grundsätzen besteuert sind, in zollamtlicher Beziehung von einander gesondert werden müßten, so daß die Erzeugnisse des minder besteuernden Landes bei dem Uebertritte in das höher steuernde mit Zöllen zu belegen wären. Ebenso könnten Landestheile, welche vom Hauptkörper des Staates durch fremde Länder getrennt sind, nicht mit jenen zu einem Zollgebiete verbunden werden, da sonst Gelegenheit zu vielen Unterschleifen gegeben würde. Doch könnten dem Verkehre zwischen den Theilen des Staates, die nach den eben erwähnten Regeln nicht zu einem Zollgebiete vereinigt werden, mannichfaltige Erleichterungen zugestanden werden.

Als nach langen Verhandlungen der neue Zolltarif vom 15 Juli 1775 sammt der dazu gehörigen Zollordnung zu Stande kam, waren dabei auch diese Grundsätze maßgebend gewesen. Nur die deutsch-erbländischen Provinzen, mit Ausschluß von Tirol, bildeten zusammen ein Zollgebiet, während Ungarn, das in Steuern so vielfach begünstigte, abermals ausgeschlossen blieb. Alle Waaren wurden in fünf Classen eingetheilt; in die niederste mit einem Zolle von $^1/_2$ Proc. des Werthes fielen die meisten Rohproducte; in die zweite mit einem Zolle von $2^1/_2$ Proc. jene Waaren, welche zwar in den Erblanden

erzeugt wurden, doch nicht in einer den Bedarf derſelben deckenden Menge; die dritte Claſſe belegte Conſumtionsgegenſtände mit 5 Proc.; die vierte und fünfte Claſſe, mit Zollſätzen von 10 und 20 Proc., enthielt jene Artikel, die im Inlande erzeugt, und deren ungehinderte Einfuhr in irgend einer Hinſicht der vaterländiſchen Induſtrie Schaden zufügen konnten. Nebenbei wurde bei vielen Artikeln, namentlich ſolchen, die auch im Inlande einer Steuer unterlagen, noch ein Finanzzoll angenommen, der jedoch ſelten mehr als $^5/_{12}$ Proc. des Werthes betrug. In der Ausfuhr war ein Zollſatz von $^5/_{12}$ Proc. Regel, doch wurden mehrere Abfallsproducte, dann Pottaſche, Lederlohe, Knoppern mit 20 Proc., Flachs, Hanf, Schafwolle, Seidencocons mit 10 Proc., altes Eiſen, Kupfer, Holz, Kohlen, Bienenkeulen und Fernellſeide (seta greggia), Getreide mit 5 Proc., Loth- und Webegarne mit $2^1/_2$ Proc. belegt. Die Tranſitozölle wurden in der Regel mit 1 Proc. des Werthes beſtimmt, doch finden ſich auch niedrigere Sätze und beſonders begünſtigte Richtungen.

Was das Verhältniß zu Ungarn betrifft, ſo wurde an dem Grundſatze feſtgehalten, daß der Handel der erbländiſchen Provinzen nach dieſem Lande allen möglichen Vorſchub verdiene. In der Ausfuhr nach Ungarn ſollten daher nur die Minimal-Zollſätze (in der Regel $^5/_{12}$ Proc.) angewendet werden, ungariſche Naturproducte ſollten nur gegen den allgemeinen Zollſatz (5 Proc.) zugelaſſen werden, hingegen ungariſche Manufacte eine Eingangszoll-Ermäßigung (von 50 Proc.) genießen. Bei den ausländiſchen Waaren, welche aus Ungarn in die deutſchen Erbländer eingeführt wurden, galt der Unterſchied, ob der natürliche und regelmäßige Zug dieſer Waaren durch Ungarn gehe, oder ob dies nicht der Fall ſei. Im erſteren Falle war kein höherer Zoll beim Uebertritt in die deutſchen Länder zu entrichten, als jener begünſtigte Satz, der für ungariſche Producte und Manufacte feſtgeſetzt war; im zweiten Falle aber wurde der Zoll in der Höhe eingefordert, wie er für ausländiſche Waaren überhaupt tarifmäßig feſtgeſetzt war.

Es darf nicht überſehen werden, daß die Abſicht der Regierung, an der ungariſchen Zwiſchenlinie den Zoll nur einmal einheben zu laſſen, für jetzt noch nicht verwirklicht werden konnte, und daß noch immer daſelbſt neben dem deutſch-erbländiſchen Zolle die ungariſche Dreißigſtgebühr eingehoben wurde.

Die Einfuhrverbote, welche im Jahre 1774*) eine Milderung erfahren hatten, blieben in Wirkſamkeit, und wenn für ſolche verbotene Waaren der Tarif einen Anſatz enthielt, ſo galt er nur für die Fälle, wo ausnahmsweiſe Privaten der Bezug ſolcher Waaren geſtattet worden war. Mit der Zolltarifregulirung wurde weiter eine Vereinfachung und ſelbſt theilweiſe Aufhebung der mannichfaltigen Conſumtionsabgaben verbunden, die unter

*) Patent vom 14 October 1774.

verſchiedenen Titeln auf den innern Verbrauch ausländiſcher Waaren gelegt waren (die „Impoſten", der Aufſchlag für Soldatenkinder, der arme Leut' Aufſchlag, die im Jahre 1741 gleichſam als Repreſſalie eingeführten Aufſchläge auf franzöſiſche Waaren), und das Wegmauthweſen geregelt. *)

Wir haben nun unſere Rundſchau über die indirecten Steuern zu Maria Thereſia's Zeit vollendet; wir haben geſehen, welch' ſchöpferiſche Thätigkeit auf allen Gebieten des Steuerweſens entfaltet wurde. Manches lag noch im Keime und trug erſt ſpäter Früchte; doch kann man im allgemeinen ſagen, daß ihre Inſtitutionen Mittel ſchufen, um die furchtbarſten Kriege zu tragen, und daß das Volk, ſo vielfach es in Anſpruch genommen wurde, doch am Ende ihrer Regierung wohlhabender war, als es beim Beginne derſelben geweſen.

---

*) Die Wegmauthe wurden nur nach der Art des Fuhrwerkes oder der Beſpannung, oder der Anzahl des ledig gehenden Viehes entrichtet; Lohn- und Miethwägen, Extraposten, kurz die Perſonentransporte, inſoferne ſie nicht durch eigene Pferde und Wägen des Reiſenden geſchahen, unterlagen noch einer beſonderen Mauthgebühr, der Paſſagemauth (ſiehe Patent vom 16 Mai 1760, Kropatſchek IV. 25).

Studien über den Bergbau in Oesterreich.

Vom Ober-Bergrath und Professor Frhr. v. Hingenau in Wien.

II.

Wurde in der ersten dieser Studien nachgewiesen, daß der Bergbau in Oesterreich ein naturwüchsiger Gewerbszweig sei, dessen Anspruch auf Pflege sowohl in historischer Grundlage als in rationeller Berechtigung wurzele, so folgt daraus, daß auch untersucht zu werden verdiene, welcher Art diese Pflege sein solle, und von wem sie auszugehen habe.

Es wird heutzutage wohl kaum Jemand daran zweifeln, daß die dem Bergbau zuzuerkennende Pflege und Förderung der Natur desselben entsprechend — daß sie eine fachkundige, eine in vollster Bedeutung des Wortes „angemessene" sein müsse. Aber auch die Fachkunde des Bergbaues hat ihren historischen Entwickelungsgang.

Wie die Kunst der Färberei der Wissenschaft der Chemie voranging, auf deren Grundwahrheiten sie sich doch stützt; wie der praktische Ackerbau weit älter ist als die Landwirthschafts*lehre*; wie das wirthschaftliche Leben der Völker sich früher entwickelte als die Wissenschaft der Nationalökonomie, so hat sich auch der Bergbau zuerst auf empirischer Basis ausgebildet, ja er hat gleich dem Ackerbau heute noch nicht überall diesen Standpunct verlassen, obwohl derselbe im stets lebendiger pulsirenden Kreislaufe technisch-wissenschaftlicher Fortschritte zu einem täglich unhaltbarer sich erweisenden geworden ist.

Weil aber die Anhäufungen nutzbarer Mineralien des Bergbaues selten in ihrer ganzen Ausdehnung schon an der Erdoberfläche erkennbar sind, sondern meist im Innern derselben verborgen, von andern Gesteinen überdeckt sich vorfinden, so war seit jeher die Entdeckung und Benutzung solcher Minerallager minder allgemein, als es die Occupation und Urbarmachung des

Jedermann erkennbaren und zugänglichen Wald- und Ackerbodens war, welcher nur die ergreifende und gestaltende Menschenhand erforderte, um der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienstbar zu werden.

Aber nicht nur die gänzliche oder theilweise Verborgenheit metallführender und anderweitig nutzbarer Mineralvorkommnisse, sondern auch deren räumlich vertheiltes, anscheinend unregelmäßiges, nur an einigen Orten nachweisbares, in Ausdehnung und Richtung begrenztes Auftreten charakterisirt diesen Theil der Urproduction ganz eigenthümlich und schied ihn frühzeitig schon von der allgemeinen Bodennutzung, wenigstens durch den Umstand, daß, während Ackerbau und Viehzucht gewissermaßen Jedermanns Sache sein konnten — nur Einzelne Lust und Geschick zeigten, die äußeren Anzeichen verborgener Minerallagerstätten aufzuspüren, den Eigenthümlichkeiten und der Nutzbarkeit gewisser Gesteinsarten nachzuforschen und die Mittel zur Erbeutung derselben und des in ihrer Masse mehr oder minder sichtbar vertheilten Inhaltes gewisser Stoffe zu ersinnen.

Neben der, einer höheren theoretischen Ausbildung allerdings fähigen, aber derselben allgemein noch keineswegs bedürfenden Landwirthschaft, erschien die auf bestimmte Oertlichkeiten angewiesene, mancherlei Forschungen und Combinationen erfordernde Aufsuchung und Nutzbarmachung erzführender Gesteine bereits in den Anfängen dieses Beschäftigungszweiges als — besondere Kunst und behauptete selbst auf dem empirischen Standpuncte, den sie lange Zeit hindurch einnahm, die Verwandtschaft mit dem formgebenden Gewerbe (der Industrie), welchem sie auch schon dadurch enger verbunden war, daß die Gewinnung rohen Gesteines aus besonderen Minerallagerstätten wenig oder gar nichts werth war, wenn nicht die weitere Geschicklichkeit hinzutrat, die eigentlich nutzbaren Bestandtheile von der Masse des minder oder gar nicht Verwendbaren zu trennen und in derjenigen Reinheit darzustellen, welche die Brauchbarkeit für menschliche Zwecke erheischte.

Es zeigt sich solcher Art eine ganz naturgemäße Gliederung der Bergwerksbeschäftigung in drei Haupt-Aufgaben: nämlich

A. Aufsuchung der nutzbare Mineralien führenden Lagerstätten auf und innerhalb der Erdrinde.

B. Gewinnung der nutzbaren Mineralien und Emporbringung derselben aus dem Innern der Erdoberfläche.

C. Reine Darstellung des nutzbaren Gehaltes aus den in mannichfachen Verbindungen mit anderen Mineralien zu Tage gebrachten Roherzeugnissen des Bergbaues.

Die technische Fach-Terminologie bezeichnet diese drei Theile der Bergwerksarbeit mit den Ausdrücken: A. das Schürfen, B. den Abbau

(Bergbau im engeren Sinne), C. die Zugutebringung oder das Hüttenwesen.

Man kann diese drei Hauptaufgaben*) getrennt von einander verfolgen oder mit einander in einer und derselben Unternehmung verbinden, oder sonst mannichfach und theilweise unter einander combiniren; eben das Sach- und Naturgemäße dieser Eintheilung zeigt sich selbst dann, wenn die ausübende Bergwerkstechnik eine solche Verbindung durchführt, in der wirthschaftlichen Behandlung der drei großen Abtheilungen, weil jede derselben in Bezug auf die ihre Hebung und Förderung bezweckenden Maßregeln besondere und eigenthümliche Anforderungen stellt, welche nicht mehr allein das Gebiet der ausübenden Technik, sondern sehr wesentlich den Bereich der Volks- und Staatswirthschaft berühren.

Eine nähere Kenntniß davon ist also insbesondere auch für Denjenigen nothwendig, welcher in die volks- und staatswirthschaftlichen Beziehungen des Bergbaues Einsicht und Einfluß nehmen will, dem Gesetzgeber, Finanzmann, dem an der Verwaltung des Staates oder vermögenbesitzender Corporationen Betheiligten u. s. w.

Das in alten Zeiten als eine abgesonderte — beinahe abgeschlossene — Kunst und vorwiegend empirisch-technisch und privatwirthschaftlich betriebene, höchstens in das engere Gebiet fiscalischer Reservate eingreifende Bergwesen ist eben mit den wissenschaftlichen und socialpolitischen Fortschritten der Zeit aus diesem Bannkreise herausgetreten, und ist nicht mehr ausschließlich für den ausübenden Bergmann oder eine ganz besondere Gattung von Staatsbeamten, sondern für einen viel weiteren Kreis von Interesse geworden, welcher sich in demselben Maße erweitern mußte, als die allgemeine wirthschaftliche Bedeutung des Bergwesens in umfassenderer Weise als früher Geltung erlangte, und als zur Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, — wozu die volks- und staatswirthschaftlichen in hervorragender Weise gehören, — auch andere als streng fachmännische und beamtete Factoren herbeigezogen wurden.

Ein solches Hereinziehen der Bergwerksangelegenheiten in die moderne öffentliche Behandlung von Staats- und Volksangelegenheiten erfordert aber auch von Seite Jener, in deren Händen sie fortan sich bewegen soll, einige Kenntnißnahme von der Natur und dem Wesen jener Dinge, und von der geschichtlichen Ausbildung jener Rechts- und wirthschaftlichen Verhältnisse,

---

*) Diesem entsprechen auch die drei hauptsächlichsten Mittel der Pflege des Bergbaues: Sorge für Kenntniß der vorhandenen Lagerstätten; Sorge für rationelle und nachhaltige Gewinnung der Bergbauschätze, und Sorge für deren vortheilhafteste und lohnendste Verarbeitung.

auf welche gesetzgebend, verwaltend oder financiell Einfluß geübt werden soll. Geschähe dies nicht, so würde sehr bald die engste, zunftmäßigste Fachbehandlung und Abgeschlossenheit trotz ihrer Mängel und Gebrechen zurückgewünscht werden, weil sie immer noch vortheilhafter für das Fach erschiene, als dessen Mißhandlung durch seichten, staatsmännischen Dilettantismus ohne nähere Kunde von dem speciellen Objecte einer solchen öffentlichen Aufgabe.

Erweiterte staatsbürgerliche Rechte haben auch erweiterte Pflichten in unabweislichem Gefolge; und zu diesen gehört auch die, sich von den Gegenständen zu unterrichten, welche man beurtheilen, über welche man sogar entscheiden soll!

Weil aber specielle und eingehende Fachkunde weder so leicht noch so schnell erworben werden kann, als es in jener Rücksicht vielleicht gewünscht wird, andererseits aber richtige und allgemein gehaltene Grundbegriffe vom Wesen der Sache und ihrem Zusammenhange mit der Staats- und Volkswirthschaft vollkommen genügen, um im Zusammenwirken mit eigentlichen Fachmännern (an welchen es weder in der Verwaltung noch in öffentlichen Vertretungskörpern gänzlich fehlen darf) den rechten Weg zu finden, ist es wieder fachmännischer Seits eine Pflicht, diesem öffentlichen Bedürfnisse durch eine kurze und gemeinfaßliche Behandlung des fremdartigen Stoffes und insbesondere der nächstliegenden Fragen desselben entgegen zu kommen.

Solche Fragen sind z. B.: Soll der Staat auf eigene Rechnung Bergbau treiben? Welche Bildungsanstalten sind für den Bergbau die ersprießlichsten? Wie lassen sich Entdeckungen und Aufschließungen neuer Mineral-lagerstätten befördern? Bedarf es besonderer aufmunternder und begünstigender Gesetze für die Emporbringung des Bergbaues im Staate? Ist der Bergbau ein Glücksspiel? und dergleichen mehr. Und man darf mit Zuversicht behaupten, daß keine legislative Versammlung, keine Regierung sich der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen entziehen kann, welche unfehlbar auftauchen, wenn in einem Staate Bergbau besteht oder die natürlichen Bedingungen dazu vorhanden sind.

Diese Fragen sind, obwohl keineswegs unlösbar, doch dem Räthsel der Sphinx darin ähnlich, daß ein Staat, welcher sie fehlerhaft beantwortet, seinen Bergbau zu vernichten und damit eine der Quellen seines Reichthums und seiner Wohlfahrt zu zerstören Gefahr läuft.

Denn eine der bedenklichsten Eigenthümlichkeiten des Bergbaues ist die, daß — einmal durch äußere Ursachen zu Grunde gerichtet, ehe die natürlichen Schätze der Tiefe erschöpft sind, der Bergbau sich entweder gar nicht mehr oder doch nur mit weit größeren Opfern wiederherstellen läßt, als es bei fast allen anderen Productionszweigen der Fall ist.

Wir haben die traurigen Beispiele im eigenen Lande. Nebst manchen Bergbauen in Ungarn und Siebenbürgen sind es ganz vorzüglich manche böhmische Bergbaue, an welchen sich historisch nachweisen läßt, daß nicht Erschöpfung ihrer metallführenden Erzlagerstätten, sondern Kriegsnöthe und verfehlte wirthschaftliche Maßregeln dieselben bis auf einen Grad zu Grunde gerichtet haben, daß selbst die heutige, an Fortschritten der Technik und Wirthschaftswissenschaft reiche Zeit leichter neue Bergbaue rasch emporgebracht, als die in ihrer Ergiebigkeit ins Stocken gekommenen wieder aufzurichten vermocht hat. Böhmen, in kurzen auf einander folgenden Perioden durch die leidenschaftlichen Hussitenkriege und durch die langwierigen Drangsale des 30jährigen Krieges verheert und ausgesogen, nach kaum einem Jahrhundert neuerdings der theilweise Schauplatz der beiden schlesischen Kriege und durch die Kriege des ersten Decenniums unseres Jahrhunderts in seinem materiellen Aufschwunge beengt und gehemmt, hat dennoch seine Bevölkerung, welche nach dem 30jährigen Kriege auf ein Minimum zusammengeschmolzen war und durch die bewegten Zeiten bis 1815 fort und fort decimirt wurde, wieder derart vermehrt, daß es zu den bestbevölkerten Ländern Oesterreichs gehört; es hat seinen gänzlich zu Grunde gerichteten Ackerbau auf eine Stufe erhoben, auf der er nie zuvor gestanden, und Gewerbe und Industrie sind üppig emporgewachsen auf dem blutgedüngten Boden 300jähriger Bürgerkriege. Nur ein großer Theil seines Bergbaues blieb vernichtet — oder siecht dahin, weil die vor Alters mit unsäglicher Mühe und Kosten geöffneten Tiefen des Gebirges zusammengebrochen und, von Wässern ersäuft, unzugänglicher geworden sind, als sie damals waren, da man sich durch Felsen den Weg in die Tiefe bahnen mußte, weil die Teiche zerstört und die sie nährenden Wälder und Wassergräben verschwunden sind, welche die mechanische Kraft zum Betriebe lieferten, weil die Documente und Karten der einstigen Grubenbauten zerstört oder verloren sind, welche allein die Leitsterne bilden können bei der Wiederaufnahme von Bergwerken, die lange darniedergelegen.

Denn es ist weit leichter, mit Hülfe der Gesteinskunde noch unbekannte und unabgebaute Lagerstätten aufzufinden, als auf den verwischten Spuren alter Bergbaue einhergehend zu errathen, wo der Bergmann der Vorzeit vorhanden gewesene Schätze schon vollständig ausgebeutet hatte, wo er noch mitten in ihrem Reichthum verjagt und unterbrochen wurde. Die Geologie kann vielleicht von Oben nach Unten auf das Vorhandensein erzführender Lagerstätten schließen lassen, aber sie giebt keinen Aufschluß über die innere Geschichte des einstigen Bergbaues, welcher allein vor der Gefahr schützen kann, die aufgewendeten Kosten mühevoller Wiedergewältigung auf ein bereits ausgenommenes Nest verschwendet zu haben!

Weil alſo die Unfälle und Mißgriffe, denen der Bergbau unterliegen kann, ſchwerer gut zu machen und zu heilen ſind, als viele andere volkswirthſchaftliche Sünden, erfordert eben der Bergbau eine mit Sachkenntniß betriebene Pflege, mehr als viele andere Gewerbszweige.

Dieſe Rückſicht auf die Zukunft und auf den ſtetigen, auch durch zeitweilige pecuniäre und Handelsſtockungen leicht gefährdeten und unterbrochenen Betrieb, ſo wie die Bedachtnahme auf die Schwierigkeiten einer Wiederaufnahme verlaſſener aber nicht erſchöpfter Bergbaue, mag in den Augen mancher Freunde des Bergbaues einige Analogie mit dem Forſtweſen darbieten, bei welchem ebenfalls die Sünden der Vergangenheit und Gegenwart in der Zukunft gar nicht oder nur mit ſchweren Opfern gut gemacht werden können. Es iſt daher auch erklärlich, warum in beiden Productionszweigen — ganz abgeſehen von hiſtoriſchen Entwickelungen, wie ſie im Bergbau nachweisbar ſind, und von nationalökonomiſchen Vorurtheilen (z. B. dem von manchen Montaniſten heute noch nicht ganz überwundenen Mercantilismus) — die Meinung gehegt werden kann, ſie ſeien nur in der Hand des Staates vor verderblichen Schwankungen ſichergeſtellt und daher vorzüglich geeignet, im allgemeinen volkswirthſchaftlichen, ſowohl als ſtaatswirthſchaftlichen Intereſſe durch den Staatsbetrieb gepflegt — ja ſelbſt demſelben ausſchließend vorbehalten zu werden!

Es iſt nicht zu verkennen, daß während im Forſtweſen mancherlei Erfahrungen die Vorliebe für eine ſtaatliche Monopoliſirung oder doch Oberleitung aller Wälder und Forſte zu begünſtigen ſchienen, gegentheilige Erfahrungen die vor einigen Decennien noch ziemlich zahlreichen Anhänger des „Staatsbergbau-Syſtems" namhaft verringert haben, ſo daß demſelben ſogar eine ſtets wachſende Menge von Gegnern erſtanden iſt, welche ſowohl die ſtaatliche Bevormundung des Bergbaues, als den eigentlichen Staatsbergbau aus volks- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Gründen verwerflich erachten und die Freigebung des Privatbergbaues ſo wie die Veräußerung aller und jeder Staatsbergwerke verlangen.

Dieſe Frage iſt eine keineswegs bloß theoretiſche mehr, ſie iſt in den vorzüglichſten Staaten Europa's zu einer praktiſchen geworden, ſie hat insbeſondere in jüngſter Zeit in Oeſterreich und ſeinem bedeutendſten montaniſtiſchen Nachbarſtaate — Preußen — unmittelbar in der Verwaltung und Geſetzgebung, in Regierungsmaßregeln und in den Verhandlungen repräſentativer Körper Ausdruck gefunden.

Was iſt denn nun das Richtige? das wirthſchaftlich Anzurathende?

So ganz einfach ſteht die Frage allerdings nicht, außer dort, wo noch gar kein Bergbau beſteht und es ſich erſt um den Beginn deſſelben handelt. So einfach ſteht die Frage auf keinen Fall in Oeſterreich (und Preußen), wo

neben einem mächtig aufblühenden Privatbergbau ein nicht unbedeutender Staatsbergbau thatsächlich vorhanden ist, dessen Entstehung größtentheils älterer Zeit angehört, aber eben in ihr gerechtfertigt ist, und dessen radicale Abschaffung selbst nicht von allen Denen gefordert wird, welche theoretisch gegen den Staatsbergbau sind und, — bestände keiner, — gewiß nicht dessen Entstehen befürworten würden.

Auch wir sind weit davon entfernt, die fruchtbaren Wirkungen der Privatthätigkeit auf dem Gebiete des Bergbaues principiell zu verkennen; denn seit Jahrhunderten ist die Mehrzahl unserer Bergbaue durch vereinte Kräfte der Privatthätigkeit aufgeschlossen und empergebracht worden. So z. B. begründeten venetianische und südtirolische Unternehmer in nachweisbarer Gemeinschaft mit deutschen Fachbergmännern den jetzt beinahe erloschenen Bergbau um Trient, der sich schon im 12. Jahrhundert autonome Satzungen gab, welche durch landesherrliche Bestätigung geschriebenes Bergrecht wurden. So bauten mittelaltrige „Hinterwäldler" in dem abgelegenen Gebirgsknoten der norischen Centralalpen die vielleicht noch älteren Bergbaue in den Hochthälern der Enns, der Möll und der Rauris, von denen noch spärliche Reste am Radhausberge*) bei Gastein und in Schladming zeugen, und gaben sich ebenfalls selbst ihre bergmännischen Statuten, deren geschriebene Zusammenfassung die Schladminger und Zeiringer Bergordnung und ihre Ableger, die salzburgischen Bergordnungen bilden. Der Landesherr bezog für den Schutz einen Antheil, bald in Gestalt einer Naturalabgabe des Zehnten oder des Neunten, bald durch die freie Verantheilung zum neunten Theil (nona pars, gratis laborata).

Auch in den böhmisch-mährischen Landen bezeugen der nun ganz verschollene, einst aber mächtige Bergbau der Stadtbürger von Iglau und deren mit dem Stadtrechte verknüpftes Bergrecht den aus der Thatkraft privaten Unternehmungsgeistes empergeblühten „gewerkschaftlichen" Bergbau, welcher auch in Kuttenberg in Böhmen vorherrschte, obwohl wir dort nicht nur eine mächtige Einwirkung königlicher Beamten, sondern auch eine Mitwirkung des königlichen Fiscus bemerken können.

Die mindestens zum Theile aus Deutschland berufenen und eingewanderten Colonisten, welche den Bergbau um Schemnitz, Kremnitz, Neusohl, Schmöllnitz und in den Zipserstädten emporbrachten, waren Private; die Ge-

*) Man schreibt gewöhnlich „Rathhausberg," aber irrig: denn der Name rührt von dem Bergwerksgebäude her, in welchem ein großes Rad als Motor wirkte, und welches deshalb das Radhaus genannt wurde. Heute noch heißen die Hochofenbesitzer in Vordernberg deshalb „Radgewerken," weil das Wasserrad zum Betriebe des Gebläses ihren Etablissements den Namen „Radwerk" verschaffte.

meinwesen, welche sie begründeten — die königlichen Bergstädte — genossen besondere Prärogative und standen unter der königlichen Kammer, welche anfangs aus den Naturabgaben des Bergbaues eine Einkommenquelle zu schaffen verstand und sich später am Bergbaue selber mitbetheiligte.

Vom 12. bis zum 15. Jahrhundert erblühte der Bergbau in Oesterreich meist und vielleicht in analoger Art wie heutzutage in Californien und Australien durch Einwanderer, durch Colonisten, durch „Squatter's", welche in abgelegenen Gebirgen, wo sie die Pioniere künftiger wirthschaftlicher Civilisation wurden, ihr Glück und ihren Erwerb suchten. Die Landesherren begünstigten diese nützliche Thätigkeit, schützten die Ansiedlungen der neuen „Waldbürger" und „Bergleute", bestätigten ihre selbstgemachten — echt autonomen — Stadt- und Bergordnungen, und begnügten sich mit dem Bezuge gewisser Abgaben, mit der Ueberwachung der Selbstverwaltung dieser Berggemeinden durch landesherrliche Aufsichtsorgane.

So finden wir gerade im eigentlichen Mittelalter eine auf wirthschaftlicher Volksthätigkeit beruhende Blüthezeit des Bergbaues, ein überraschendes Gedeihen freier, bergmännischer Municipien und innerhalb derselben besonderer Corporationen für einzelne Bergbauobjecte (Gesellenschaften, Gewerkschaften), einen auf die Ueberwachung und Besteuerung eingeschränkten Einfluß der landesherrlichen Autorität (welche sich noch nicht zum abstracten und omnipotenten Staatsbegriff entwickelt hatte) und eine selten gestörte und in Collisionsfällen meist siegreich behauptete Unabhängigkeit von den Eingriffen landsässiger Territorialherren. Wo sich aus deren Herrschaft die halbsouveraine Territorialhoheit entwickelte, trat dieselbe höchstens in das landesherrliche Verhältniß zum schutzbefohlenen Bergbau, und nur allmälich in eine wirthschaftliche Association mit Grund und Boden, mit Capital und Arbeit.

Diese *erste* Periode des Bergbaues in Oesterreich — war die: *vorwiegender Privatthätigkeit, corporativer Vereinigung und fast ungeschmälerter Selbstbestimmung.*

Allein betrachten wir diese Periode genauer, so finden wir, daß dieser selbständige, selbstthätige, corporative Charakter wesentlich bedingt war durch die *Einfachheit* der damaligen Verhältnisse, durch die *Gleichartigkeit* der Bildung einer lediglich mit handwerksartiger Empirie zu gleichem Ziele hinwirkenden Anzahl von Menschen und durch die im allgemeinen vorwiegende Naturalwirthschaft, welche der Bergbau erst gegen Ende dieser Periode mit geringem und ratenweise hinzutretendem Capitale zu modificiren begann.

Mit den mechanischen und chemischen Kenntnissen sah es um jene Zeit gar dürftig aus. Der Bergbau wurde wie der Landbau und das niedere Gewerbe empirisch, wie man es von andern sah, betrieben, und die ersten bergbaueröffnenden Hinterwäldler hatten oft so wenig Begriff vom Bergbau

als die Abenteurer Amerika's und Australiens, welche anfangs zu den Goldgräbereien strömten. Mit der Zeit bildeten sich im Bergbau so wie in den Gewerben traditionelle Kunstregeln aus, welche von tüchtigen, geistig begabteren Bergmännern aus längeren Erfahrungen, scharfen Beobachtungen und angeborenem mechanischen Talente (wie es heute noch bei Gebirgsbauern gefunden wird) geschöpft worden waren, und sich erst local und dann durch Wanderungen des freizügigen Bergvolkes in weiteren Kreisen verbreiteten. Ueber die Natur der Lagerstätten und deren Aufsuchung, über die Methoden der Gewinnung und die der Verarbeitung zu Grunde liegenden Principien herrschte große Unklarheit, Unwissenheit und selbst Aberglaube, und darin unterschied sich der erfahrenere gemeine Bergmann wenig oder fast nur zu seinem Vortheile vom Unternehmer und Dirigenten des Werkes. So wie die Urform des Gemeinwesens mehr oder minder eine geistige Gleichheit — ein demokratisches Niveau — der Urglieder voraussetzt und nothwendigerweise mit der geistigen Ungleichheit und durch diese zum Uebergewicht von Einzelnen, einer hervorragenderen Classe oder einer nach präsumirter geistigen Ueberlegenheit gewählten Repräsentation übergeht, so machte auch die corporative Verfassung des Bergbaues diese Phasen mit.

Die Vereinigung Mehrerer zu gemeinsamer, meist alternativer Arbeit im Bergbaue mit theilweise noch materieller Theilung der Grube und jedenfalls ihrer Producte — bildet in Form der Gesellenschaft- oder Neuntelsvertheilung das erste Stadium; dann kommt eine Art Einzel-Unternehmung mit Zuziehung Anderer, welche durch Arbeit und kleine Capitalbeiträge gegen entsprechenden Antheil an der Ausbeute sich associirten, vor — eine kleine Gewerkschaft, an deren Spitze der Lehenträger als eigentlicher Unternehmer (oder „Gründer") stand. Wo die Theilung der Ausbeute in natura stattfand, oft sogar einzelne Theilhaber die auf sie repartirten Erze für sich abgesondert verschmelzen, war auch der Entgelt für jene Art Capital, welches nicht in Umlaufsmitteln bestand, durch eine Naturaltheilung zu beschaffen. Der Grundherr bekam für die Grundablösung einen oder zwei Antheile (Grundkuxe) für das gelieferte Holz, Holzkuxe, der Staat nahm für seinen Schutz und für die Bestätigung der autonom entworfenen Statute — ebenfalls 10% der Erze in natura oder den Zehnten, anderwärts den Neunten; Kirche, Schule und Humanität bekamen später auch Kirchen-, Schul- und Spital-Kuxe! Die Verwaltung war einfach, der empirisch Erfahrenste konnte, ohne daß seine Gelehrsamkeit sich bis zum Lesen, Schreiben und Rechnen zu versteigen brauchte, Leiter der Grube sein, das Kerbholz ersetzte die complicirten Rechnungs-Folianten der heutigen Zeit, und als die Geschäfte wuchsen und das Kerbholz nicht mehr ausreichte, bestellte man zum Verrechnen der Arbeitslöhne (Schichten) einen rechnenkundigen

Schreiber — den Schichtenschreiber, auch Schichtenmeister, dem nach und nach auch die Abrechnung mit den Theilhabern (Gewerken) zufiel und der, wo eben keine bergmännisch hervorragende Capacität an der Spitze stand, in der Lage war, auf die eigentliche Leitung in ähnlicher Weise Einfluß zu gewinnen, wie ihn die schriftkundigen und rechtsgelehrten Kanzler an den Höfen, die Syndici in den Städten, die Gemeindeschreiber auf dem Lande erlangt haben.

Die erste Reaction gegen den Empirismus findet man, gleichzeitig mit dem Eindringen des römischen Rechtes im 14. Jahrhundert. So z. B. versuchten die „Wenzeslaischen Constitutionen" — in Böhmen — v. J. 1300 die unsystematischen bergstädtischen Statuten zu verdrängen, und die königlichen Oberzehentner (Urburarii), Bergrichter und derlei Oberaufsichtsbeamte begannen in dem Grade auf die Leitung des Bergbaues Einfluß zu nehmen, in welchem bei Zunahme der Gewerkenzahl und ihres Reichthums die ursprüngliche Einfachheit verloren ging, gewählte, oft ganz unfähige Leute zur Leitung der Gruben gelangten, und die ursprüngliche Gleichheit der bergmännischen Hinterwalds-Gemeinwesen in der natürlich entwickelten Ungleichheit des Unternehmers, Gehülfen, Arbeiters, des Reichgewordenen, des Armgebliebenen, des fleißigen Nachfolgers eines tüchtigen Vaters und des leichtsinnigen Vergeuders väterlicher Errungenschaften zerfiel.

Aus derlei innerer Auflösung der einst auf fähigen, selbstwirkenden Werksgenossen beruhenden Autonomie und Selbstverwaltung — mußte sich unter durch Zufall gewählten, oft unfähigen Repräsentanten theils Verfall des Bergbaues selbst, theils Mißwirthschaft mit den durch ihn gebildeten Capitalien entwickeln. Daraus entstand vermehrtes Eingreifen der Staatsverwaltung, welche durch percentuelle Abgaben von den Producten indirect mitbetheiligt war, und deren Oberaufsichtsrecht von den unzufriedenen Mitgewerken angerufen wurde, so wie deren richterliche Autorität bei inneren Unruhen in Bergorten, an denen es bald nicht mehr fehlte, zur Geltung kam. Je mehr die königliche Gewalt überhaupt (und nicht ohne Einfluß des römischen Rechtes) in jener Zeit stieg, um so geneigter war man dort, wo die Capitale zum Bergbau, der immer kostspieliger wurde, je tiefer er ging, nicht mehr zureichten, den Staat zu Hülfe zu rufen, dessen Organe vermöge höherer, wenn auch noch empirischer Fachbildung über das Niveau der bergmännischen Theilnehmerclasse hervorzuragen anfingen, und mit der zunehmenden Kenntniß vom Bergbau und dessen Verhältnissen auch in die Lage kamen, die regierenden Fürsten auf die Wichtigkeit desselben nicht bloß in volkswirthschaftlicher, sondern hauptsächlich in financieller Hinsicht aufmerksam zu machen.

So vorbereitet begann allmälich der Uebergang des bisher vorwiegend privaten und autonomen Bergbaues in einen mit dem Staate vielfach verflochtenen und durch positive Gesetze desselben reformirten und beeinflußten Produc-

tionszweig mit dem Ende des 15. Jahrhunderts und gedieh im 16. Jahrhundert zu einem typiſchen „Culminationspunct," welcher in geſetzlicher und volkswirthſchaftlicher Hinſicht fortgewirkt hat bis ins 19. Jahrhundert.

Die Reform der Berggeſetzgebung im 16. Jahrhundert, aus welcher für die drei öſterreichiſchen Ländergruppen die drei bis zum Jahre 1853 in Gültigkeit gebliebenen Hauptbergordnungen hervorgingen, *) ging — im Gegenſatze zu der ſtatutar-legislativen Bewegung des 13. Jahrhunderts — direct von der Krone aus, und umfaßte nebſt der Regelung der ſtaatsrechtlichen und privatrechtlichen Verhältniſſe des Bergbaues auch ſeine gewerbliche und volkswirthſchaftliche Seite und ganz beſonders die Organiſation einer auch in den Betrieb eingreifenden Oberaufſicht der Staatsorgane — welche jedoch beſondere Fachbehörden waren — über allen und jeden Bergbau. Die Macht und Bedeutung des landbeſitzenden Adels in den böhmiſchen Ländern errang ſich zwar eine Antheilnahme an der Ausübung des ſtaatlichen Bergbau-Aufſichts-, Gerichtsbarkeits- und Beſteuerungsrechtes innerhalb ſeiner Herrſchaftsgrenzen, aber ohne principiell dem bereits allgemein anerkannten Grundſatz Abbruch zu thun, daß Jedermann auf fremdem Grund und Boden nach Bergbaumineralien zu ſuchen geſtattet ſein ſollte, und daß die Zuweiſung eines abgemeſſenen Raumes zum Bergbaubetrieb (Verleihung) vom oberſten Bergherrn (dem Landesfürſten) ausgehe, welchem ein Regalitätsrecht an den Bergwerken zugeſchrieben ward. Doch reichte dieſes nicht bis zum fiscaliſchen Eigenthume, ſondern ſelbſt der Staatsbergbau bedurfte der Verleihung und erhielt ſie in offener Concurrenz mit dem Privatbergbaue lediglich nach der Priorität des Fundes und des Begehrens. (Recht des erſten Finders und Muthers.) Dieſe Hauptgrundſätze der Bergbau-Verfaſſung fanden im Bergrechte des 16. Jahrhunderts ihre ſyſtematiſche Ausführung unter landesfürſtlicher Oberleitung, ſo wie in demſelben auch das bergmänniſche Aſſociationsweſen in Geſtalt von Normen für die Einrichtung der Gewerkſchaften ſich in einer Form conſolidirte, welche den heutigen Actiengeſellſchaften vielfach verwandt, gewiſſermaßen deren Vorläufer genannt werden kann.

In mehr fiscaliſcher Weiſe wurde in den Alpenländern, insbeſondere in Oberſteiermark, das Eiſenweſen behandelt, welches in einer ſtreng zünftigen — ja beinahe fiscal-ſocialiſtiſch gemengten — Organiſation ſcharf zuſammengezwängt und gemaßregelt wurde, über welche ausführlich ſich zu verbreiten, eine eigene Abhandlung erfordern würde.

---

*) Die Ferdinandeiſche vom Jahre 1553 für die Alpenländer, die Maximilianiſche von 1573 für die Karpathenländer und die Joachimsthaler (1548) für die böhmiſch-mähriſche Ländergruppe, nebſt manchen Local- und Particulargeſetzen innerhalb jeder Gruppe.

Aber es ist im allgemeinen erklärlich, daß der gestiegene Einfluß der Staatsverwaltung auf den Bergbau überhaupt und die wachsende Macht der sich centralisirenden Regierung gegenüber materieller und geistiger Abnahme der Corporationen und Standesgruppen, die Ausbildung der wirthschaftlichen, damals herrschend werdenden Theorie des Mercantilsystems und der darauf basirten Cameralistik naturgemäß beitragen mußten, den eigenen Bergbau des Staates neben dem privaten und gesellschaftlichen zu höherer Geltung und Ausdehnung zu bringen, und es geschah dies auch im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Oesterreich, sowie in andern deutschen Ländern. Nur muß hier hervorgehoben werden, daß die Bevormundung des Privatbergbaubetriebes durch den Staat in Oesterreich auch in dieser Periode sich niemals so weit entwickelte, als es in den deutschen Nachbarstaaten, zumal in Preußen und Sachsen der Fall war, wo man erst mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts *angefangen* hat, die längst mündig gewordene Montan-Industrie von den Fesseln behördlicher Curatel zu befreien, welche der österreichische Bergbau niemals in solcher Art zu tragen hatte.

Da es sich uns hier nicht um eine Geschichte der Entstehung des Staatsbergbaues und auch nicht lediglich um *allgemeine* theoretische Erörterungen über dessen Vorzüge oder Nachtheile, sondern um die denselben betreffenden Verhältnisse in Oesterreich und um die parlamentarisch und publicistisch mehrfach angeregte Frage der *Erhaltung oder Aufgebung* des Staatsbergbaues handelt, so wollen wir auch diese Frage zunächst vom concreten Standpuncte der vorhandenen heimischen Zustände erörtern.

Der in Oesterreich gegenwärtig bestehende Staatsbergbau muß vorerst in einen *reinen* und in einen *gemischten* eingetheilt werden.

Unter *reinem Staatsbergbau* wäre derjenige zu verstehen, welcher entweder ursprünglich schon auf Rechnung des Staates unternommen und von demselben fortgesetzt wurde, oder aus früherem Privateigenthum in das gänzliche Eigenthum des Staates übergegangen ist.

Unter *gemischtem Staatsbergbau* kann derjenige verstanden werden, welcher entweder von seinem Ursprung an oder im Laufe der Zeit durch *mittelbare Erwerbung* einer Anzahl von Bergwerksantheilen und daher nur theilweise in das Eigenthum des Staates übergegangen ist, indeß andere Antheile im Eigenthume von Privaten geblieben sind. In den meisten Fällen wird er von den Organen des Staatsbergbaues geleitet, welche das Erträgniß sodann nach dem Verhältnisse der Verantheilung zwischen dem Staate und den übrigen Privattheilhabern vertheilen.

In officieller Sprache wird diese Gattung von Staatsbergbau bei uns „k. k. und gewerkschaftlicher" Bergbau genannt.

Beispielsweise mag hier angeführt werden, daß gerade einige unserer wichtigsten Bergbaue sich in diesem gemischten Verhältnisse befinden. So die sogenannte k. k. Innerberger Hauptgewerkschaft, nämlich die Eisenwerke, welche von der k. k. Eisenwerksdirection zu Eisenerz in Steiermark geleitet werden und welche aus einer ehemaligen Privatvereinigung von Eisenwerks-Besitzern, durch Uebernahme und Ankauf von Antheilen (sogenannten hauptgewerkschaftlichen Einlagen) zum größten Theil in den Besitz des Staates gekommen sind. Gegenwärtig ist der Staat mit $^{19}/_{20}$ daran betheiligt, während davon $^{1}/_{20}$ noch in dem Besitze verschiedener zum Theil sehr kleiner Mitgewerken sich befindet. — Der umfangreiche Edelmetall-Bergbau von Schemnitz ist ebenfalls kein reiner Staatsbergbau, sondern nur die Mehrzahl der Antheile ist nach und nach Staats-Eigenthum geworden; es sind aber noch mehrere Antheile in Privathänden, und dieser gemeinsame Bergbau wird daher auch im officiellen Style „königlich gewerkschaftliche Ober-Bieberstollner-Berghandlung" genannt. Ebenso ist der reiche Přibramer Bergbau nach überwiegender Mehrzahl der Theile an das Aerar gelangt, welches noch im Jahre 1721 nicht mehr als zur Hälfte, nämlich mit $64\frac{3}{4}\frac{3}{7}\frac{2}{5}\frac{3}{2}\frac{2}{7}$ Kuxen (Antheilen) daran verantheilt gewesen. Er heißt darum auch: „k. k. und gewerkschaftliches Caroliboromäi-Hauptwerk am Birkenberge bei Přibram", an welchem das Aerar gegenwärtig $92^{1}/_{12}$, die Privaten zusammen $8^{11}/_{12}$ besitzen.

Das bedeutendste regelmäßig betriebene Goldbergwerk in Siebenbürgen, Naghág, ist gegenwärtig noch vorwiegend gewerkschaftlich, indem von den 128 Kuxen (Antheilen) das Staatsärar nur 32 besitzt. Unter den übrigen Gewerken befindet sich aber das Allerhöchste Kaiserhaus selbst mit 40 Kuxen und die Verwaltung führt die oberste Leitung des Staatsbergbaues in Gemäßheit einer speciellen Uebertragung seitens der Mitgewerken.

Auch das tirolische Eisenwesen war zum Theil Staats-, zum Theil gewerkschaftliches Eigenthum.

Ein ähnliches Verhältniß waltet noch bei einigen einzelnen Objecten des Staatsbergbaues ob; es mag aber genügen, auf die wichtigsten Hauptbergbaue hinzudeuten, welche wir oben angeführt haben, um darauf aufmerksam zu machen, daß das, was man in Oesterreich gemeiniglich Staatsbergbau nennt, nicht bloß ein reines fiscalisches Staatseigenthum ist, sondern sich in mehr oder minder complicirten privatrechtlichen Verhältnissen zum Privatbergbau befindet.

Dieses Verhältniß zum Privatbergbau ist in den meisten Fällen dadurch entstanden, daß bei eingetretenem Verbau*) von Privatbergwerksunter-

*) Verbau nennt der Bergmann jenes Verhältniß der Bergwerke, bei welchem die Ausbeute des Bergbaues die Kosten der Gewinnung nicht deckt, und daher zur

nehmungen das Aerar entweder um Beihülfe angegangen wurde oder ihm Antheile von Gewerken, welche die weiteren Zuschüsse zu den Bergbaukosten nicht mehr tragen konnten oder wollten, zum Kaufe angeboten wurden. Ja in Přibram wäre vor noch keinem ganzen Jahrhundert beinahe selbst der letzte Rest der städtisch-gewerkschaftlichen Antheile in den Besitz des Staates gekommen, da die Bürger bei dem damals herabgekommenen Bergbaue die Hoffnung auf einstigen Erfolg fast aufgegeben hatten; nur die Ueberredung des damaligen ärarischen Bergbauleiters, sie möchten sich doch eines in der Zukunft wieder aufschwungsfähigen Bergbaubesitzes nicht so leichthin entschlagen, hat der Stadtgemeinde ihre Antheile erhalten, welche gegenwärtig an dem reichen Ertrage des Přibramer Werkes participiren.

Wenn es sich daher in Oesterreich um die Frage handelt, ob financiell und volkswirthschaftlich ein Weiterfortführen des Staatsbergbaues oder dessen gänzliche Beseitigung anzurathen sei, so wird man zunächst zwischen solchen Staatsbergbauen unterscheiden müssen, welche sich als reines Staatseigenthum herausstellen, und solchen, welche durch den privatrechtlichen Charakter der Besitzverhältnisse das Verfügungsrecht des Staates einigermaßen beschränken. Allein auch beim reinen Staatsbergbau wird man zwischen solchen Bergbauen unterscheiden müssen, welche von ihren Anfängen her reines Unternehmen des Staates gewesen sind, und solchen, welche auf entgeltlichem Wege durch mittelbare Erwerbung in das volle Eigenthum des Staates gelangten.

Eine andere Hauptfrage, über welche man sich bei der Erörterung über Sein oder Nichtsein der Staatsbergwerke klar werden muß, sind die *Motive*, aus welchen die Beibehaltung oder die Verwerfung des Staatsbergbaues verfochten wird. Die Gründe, welche gegen den Staatsbergbau vielfach geltend gemacht werden, sind theils *volkswirthschaftlicher*, theils *financieller* Gattung. Man macht geltend, daß überhaupt in heutiger Zeit kein Grund vorliege, eine gewerbliche Thätigkeit, zu welcher die Privaten im Staate, oder Fremde, welche ihre Kenntnisse und ihr Capital darauf verwenden, unstreitig befähigt sind, und welche ein geeignetes Gebiet für den Unternehmungsgeist und die Capitalsanwendung der Staatsbürger bietet, mit Staatskräften und obendrein vielleicht in minder vortheilhafter Weise zu betreiben, als es Privatkräften möglich wäre. Auch sei, wenn man zugebe, daß der Staat schon deshalb günstige Aussichten habe, weil er die

---

Fortsetzung weitere Zuschüsse (*Zubußen*) nothwendig werden. Steigt der Ertrag so weit, daß er die Kosten und die vorhergegangenen Zubußen wieder hereinbringt, so hat sich das Bergwerk „frei gebaut"; die *reine Ausbeute* beginnt erst dann, wenn über die Kosten des freigebauten Bergwerkes sich noch Ueberschüsse ergeben, welche als „Dividende" — wie man heutzutage sich ausdrückt — den Theilhabern ausbezahlt werden können.

Steuer von diesem Betriebe sich selbst zahle, die momentanen Verlegenheiten und das laufende Betriebscapital leichter überwinden könne, oder sich eben durch seine, die allgemeinen Verhältnisse des Staates beeinflussenden Behörden manche andere Begünstigungen zuzuwenden im Stande wäre, eben dadurch der Privatbergbau einer künstlichen Concurrenz ausgesetzt und könne gewissermaßen zurückgedrängt werden. Es wäre somit, wenn auch nicht ausdrücklich, wie es beim Salzbergbau der Fall ist, so doch wenigstens indirect und in verdeckter Weise eine Art *Monopol des Bergbaues* zu befürchten, ohne daß die Vortheile eines Staatsmonopols in financieller Beziehung die volkswirthschaftlichen Nachtheile desselben überwiegen würden.

In *financieller* Beziehung wird eingewendet, daß der Staatsbergbau als Einkommenquelle des Staates sich wenig empfehlenswerth zeige, weil die Staatsregie bekanntlich durch vielfache Controllen beengt und daher weniger energisch sein müsse, weil sie die Conjuncturen des Handels bei der mercantilen Verwerthung der Bergwerksproducte weniger rasch benutzen könne, als es ein Privater vermöge, welcher keine weitläufigen Anfragen an Oberbehörden, keine verspäteten Erledigungen und beschränkenden Instructionen kennt und in jedem Augenblicke jede sich ihm bietende günstige Gelegenheit zur Einführung neuer Betriebsfortschritte zur Verwerthung seiner Producte, zum Abschluß vortheilhafter Verträge u. s. w. benützen kann. Auch zeige der Erfolg, daß der Ertrag der Staatsbergwerke ein verhältnißmäßig geringer sei, dessen Entgang sich bei der Ueberlassung der Staatsbergwerke an die Privatthätigkeit auf anderem Wege reichlich ersetzen lasse, z. B. durch den gesteigerten Ertrag der Besteuerung von diesen in der Privatverwaltung aufblühenden Bergwerken, durch die Ersparung der unverhältnißmäßigen Regiekosten des Staatsbergbaues, durch eine productive Verwendung der aus dem Verkauf der Staatsbergwerke zu erwartenden Capitalssummen u. dgl. m.

Das sind die hauptsächlichsten Argumente, welche gegen den Staatsbergbau angeführt werden, und denen sich an und für sich eine gewisse Richtigkeit nicht absprechen läßt. Es fehlt begreiflicherweise auch nicht an Vertheidigern des Principes, daß der Staat selbst Bergbau treiben soll, und wir finden dieses Princip gerade in zwei bedeutenden Bergwerksstaaten, nämlich in Oesterreich und Preußen auch praktisch durchgeführt und können bei der späteren Untersuchung uns auf dem Felde ziffermäßiger Thatsachen bewegen.

Wir sind weit davon entfernt, die fruchtbaren Wirkungen der Privat- und Associations-Thätigkeit auch auf dem Gebiete des Bergbaues principiell zu verkennen. Wie die Geschichte des Bergbaues in Oesterreich zeigt, ist eben die Mehrzahl der damaligen Bergbaue durch *vereinte Kräfte privater Unternehmer* aufgeschlossen und emporgebracht worden. Aber eben so wenig darf andererseits übersehen werden, daß gerade bei einer nicht unbeträcht-

lichen Zahl bedeutenderer Bergwerke ſich die Kräfte einzelner und vereinigter Gewerken thatſächlich unzureichend erwieſen haben, und ſo wie die reichen Ausbeuten zu verſiegen begannen, entweder direct der Staatsſäckel zur Beitragsleiſtung und Theilnahme angerufen, oder indirect durch Anerbieten verkaufluſtiger Theilhaber, welche beſſere Zeiten abzuwarten nicht geneigt oder nicht in der Lage waren, zur Beſitzverantheilung herangezogen wurde. Dieſe Thatſachen enthalten eine nicht zu verachtende Lehre. Das claſſiſche donec eris felix, multos numerabis amicos gilt auch vom Bergbau. So lange die glückliche Zeit, — der „Bergſegen", wie ſich der pietätvolle Bergmann ausdrückt — anhält, hat der Bergbau zahlreiche Freunde; gerne betheiligt ſich das Capital an einem Unternehmen, welches reichen Gewinn verſpricht. Aber bei vielen, insbeſondere den Edelmetall-Bergbauen, bringt es die Natur der Lagerſtätten mit ſich, daß auf die ſieben fetten Jahre auch oft ſieben magere Jahre folgen, während deren minder reiche Erze gewonnen oder gar taube Baue zur Wiederauffindung der Erzadern gemacht werden müſſen, welche vorweltliche Erdreactionen aus ihrer regelmäßigen Lagerung verſchoben oder verworfen haben. Da verzagt das Privatcapital und, minder geduldig als in alten Zeiten, — deren Ausdauer der heutigen überhaſtigen Gewinnjagd beinahe fabelhaft erſcheint, — ſucht es eine andere Verwendung; alſo raſch weg mit der mager gewordenen Kuh des Pharaoniſchen Traumes, und da ſie kein anderer mag, ſo ſoll der „Staat" ſie kaufen und wieder groß und dick auffüttern! Gelingt es ihm mit Hülfe aller ſeiner Mitglieder und ihrer Beiträge zu den Staatslaſten, dann werden ſich vielleicht Bergwerks-Intereſſenten und Capitaliſten wieder bereit finden laſſen, zu beweiſen, daß ſich das Füttern und Melken ſothaner nun wohlgepflegten Pharaoniſchen Kuh für den Staat gar nicht recht zieme und auch uneinträglich ſei, und werden — vielleicht aus lauter Patriotismus — ſich herbeilaſſen, die nun wieder kräftig gewordene Kuh möglichſt wohlfeil an ſich zu kaufen und ſie, was ſie gewiß beſſer verſtehen als der Staat, möglichſt auszunützen!

Wir rathen jedem unbefangenen Volks- und Staatswirth, dieſem Gleichniſſe einiges Nachdenken zu widmen, und man wird finden, daß es ein und anderes Körnlein Wahrheit enthalte. Man wird dies um ſo mehr, wenn man die Thatſache ſich in Erinnerung bringt, daß der Staat, welcher ſeit einigen Jahren mit dem Verkauf von Bergwerken begonnen hat, für die nicht oder wenig rentablen auch wenige oder keine Käufer gefunden hat, während mit vieler Energie gerade auf den Verkauf von ſolchen Montanwerken gedrungen wird, welche ſich notoriſch unter Staatsregie zu Muſterwerken aufgeſchwungen oder doch aus früherem Verfall gehoben haben, und darum als vollſtändig zu künftigem Ertrag vorbereitet, willkommene Auctions-Objecte für die „patriotiſche" Speculation wären, welche das ſtaatsmän-

niſche Axiom, daß der Staatsbergbau (zumal der gut inſtruirte und wohlfeil verkaufte) in Privathänden höhere Renten gewähre, auch durch das Experiment zu illuſtriren bereit iſt.

Wir mußten dieſen Excurſus auf das praktiſche Feld machen, um auf die breitgetretene Straße der gewöhnlichen Anti-Staatsbergbau-Argumente, insbeſondere auf das Verlangen nach ſogleichem Losſchlagen gewiſſer, beſtimmt angedeuteter Bergbau-Objecte des Staates ein etwas minder ideales Licht fallen zu laſſen!

Nachdem wir uns dieſer Pflicht entledigt und vor der Vermengung objectiv-volkswirthſchaftlicher Argumente mit ſubjectiv-ſpeculativen Corollarien gewarnt haben, können wir in der nächſten Studie in aller Ruhe und Objectivität uns der Betrachtung zuwenden: Inwieferne und unter welchen Bedingungen heutzutage Staats- und Privatbergbau neben einander beſtehen können, und welche Vortheile oder Nachtheile der eine und der andere nach der Natur des Bergbaubetriebes und nach der Form, in welcher er ſtattfindet, in volks- und ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung nachweiſen.

Aus dem hier Geſagten dürfte bereits erkennbar ſein, daß wir der Privatthätigkeit zumal im 19. Jahrhundert den Beruf keineswegs abſprechen, neuerdings vorwaltenden Einfluß auf die Hebung des Bergbaues auszuüben und in manchen Partien deſſelben die Selbſtwirthſchaft des Staates zu erſetzen; daß wir aber andererſeits die geſchichtliche Entwickelung unſeres Staatsbergbaues und deſſen Berechtigung auf eine minder wegwerfende Beurtheilung, als die ihm in neueſter Zeit hie und da wiederfahren, uns vor Augen halten, und, wie ein Mitglied des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes in der Sitzung am 10 Juni 1862 bei Verhandlung dieſes Gegenſtandes ſich ausdrückte, nicht glauben, „daß eine als mangelhaft geſchilderte Wirthſchaft dadurch reformirt werde, daß man ſie verſchleudert!“ — Die Reform des Staatsbergbaues, ſo wie die des Privatbergbaues, muß aus der Natur des Bergbaues und aus allgemeinen volkswirthſchaftlichen Grundſätzen abgeleitet werden und iſt ſprungweiſe nicht durchführbar.

Otto Frhr. v. Hingenau.

Die Landwirthschaft Oesterreichs.

Eine Studie über deren Gegenwart und Zukunft und ihre Beziehungen zur Volks- und Staatswirthschaft.

Vom Wirthschaftsrath und Domänen-Centraldirector Komers in Prag.

Wie lange ist es, daß man Oesterreich an den Rand eines financiellen Abgrundes angekommen glaubte. Die Feinde blickten mit kaum zu verbergender Freude auf den Verfall, dem der Kaiserstaat nach ihrer Meinung, die nur in ihren Wünschen eine Begründung fand, unmöglich mehr werde entrinnen können; und selbst die Freunde sahen nur mit Besorgniß der nächsten Zukunft entgegen. Die Staatsschuld war in raschem Steigen begriffen, die Zinsenlast hatte im Jahre 1860. bereits die Höhe von 110 Millionen erreicht, das ordentliche und außerordentliche Deficit hatte schon im Jahre 1858, also vor Ausbruch eines verhängnißvollen Krieges, die Summe einer Milliarde überschritten. Obwohl in Bezug auf eine rapide Verschlimmerung des Staatshaushaltes Oesterreich nicht isolirt stand, sondern nur das Schicksal der meisten europäischen Staaten theilte, so kamen hier zu der allgemeinen Calamität unseres Welttheiles noch Factoren hinzu, welche die Lage des Vaterlandes bis zu einer gefährlichen Krisis führten, deren Verlauf man mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte.

Der Wendepunct ist eingetreten, und es wird kaum einen der bedeutenderen Staaten geben, der sich rühmen kann, so entschiedene Fortschritte zum Besseren gemacht zu haben, wie Oesterreich. Das Vertrauen in Oesterreichs Zukunft ist, wenn auch langsam, zurückgekehrt, und selbst die bedächtigsten Börsen constatiren das allmäliche Schwinden des Mißtrauens, welches noch vor kurzer Zeit die ausländischen Capitalien ferne gehalten hatte. Das in unserem Reichsrathe wiederholt ausgesprochene Princip unerschütterlicher Rechtsachtung gegenüber allen Staatsgläubigern erhöht von Monat zu Monat den Werth der österreichischen Staatspapiere und der hauptsächlich wegen

der Staatsschuld mißachteten Banknoten, obgleich wir der Wiederaufnahme der Baarzahlungen durch die Nationalbank noch ferne stehen und die Noteneinlösung vor Verlauf einiger Jahre kaum möglich, vielleicht auch kaum räthlich sein dürfte.

Kämpft übrigens Oesterreich auch jetzt, in Friedenszeiten, noch mit einem nicht unbeträchtlichen Deficit, so verbürgen doch die im Jahre 1859, im October 1860 und Februar 1861 gesprochenen kaiserlichen Worte, die im Staatshaushalte zum Princip erhobene Oeffentlichkeit, die Reichsverfassung und die dadurch begründete Theilnahme aller Völker an dem Aufbaue der neuen Institutionen um so sicherer eine bessere Zukunft, als die zum Neubaue des Staates berufenen Reichs- und Ländervertretungen vereint mit der Regierung an die bedeutungsvolle Aufgabe der Hebung der Volkswohlfahrt und des Volksvermögens durch Belebung der vorhandenen Productivkräfte schreiten werden. Niemand kann die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe unterschätzen, aber eben so wenig darf man die mannichfaltigen Hülfsquellen übersehen, welche zu Gebote stehen und, mit geschickter Hand eröffnet und in consequenter Weise benutzt, das gewünschte Resultat herbeiführen müssen.

Der Uebergang zum Besseren in der Staatscredit- und Valutafrage bis zur Erreichung geordneter Finanzzustände wird kaum erfolgen können, ohne einzelnen bestehenden Zweigen des gewerblichen und landwirthschaftlichen Lebens, so wie den verschiedensten Berufskreisen manche neue Opfer aufzuerlegen, die um so empfindlicher sein können, je tiefer der Krankheitsstoff in die verschiedenen Organe des ganzen Staatskörpers eingedrungen. Die Schmerzensrufe über die Nothlage großer Industriebezirke, die Mitleidenheit in den Kreisen der Klein- und Großgrundbesitzer, des Handelsstandes, der Groß- und Kleingewerbe jüngsten Datums ist nicht, wenigstens sicher nicht allein die Folge der Baumwollkrisis oder des Krieges in den Vereinigten Staaten. Die alle Erwerbsschichten hart berührende Verkehrsstockung ist ein Begleiter des Ueberganges zur Herstellung der Valuta, ein durch die Heilkrisis hervorgerufenes secundäres Leiden. Das durch 13 Jahre andauernde Schwanken unserer Bankvaluta und das länger anhaltende hohe Agio leitete manchen Erwerbszweig in unnatürliche Bahnen, erschloß auch für landwirthschaftliche und gewerbliche Producte neue Absatzgebiete, erzeugte künstliche Schutzzölle, brachte mitunter große Nominalgewinnste, forcirte Productionen mit dem vorübergehenden Exportumfange, erweiterte gewerbliche Einrichtungen u. s. w., während die rascher als erwartet wurde eingetretene Annäherung an den Paristand der Valuta in den verschiedensten Erwerbszweigen Mangel an Absatz, plötzliches Herabgehen der Preise selbst unter die Productionskosten, Anhäufung der Lager mit landwirthschaftlichen Producten und gewerblichen Erzeugnissen, und damit Productionsverluste, Creditanstrengungen

und empfindliche Capitalsſchmälerungen bewirkend, die mannichfachſten Kräfte und darunter vorwiegend die Arbeitskraft brach legt, ſo wie Verlegenheiten und Erwerbsmangel hervorruft.

Trotz der Schwierigkeiten, die ſich der Regelung der Finanzverhältniſſe durch Beſeitigung des Deficits entgegenſtellen; ungeachtet der vielen, neu hervortretenden Calamitäten, welche die Uebergangskriſe begleiten, hat ſich doch die Ueberzeugung allgemein geltend gemacht, daß Oeſterreich in ſich ſelbſt die vollkommen ausreichende Kraft beſitze, um die mannichfachen Uebel zu überwinden und mit der Zeit als ein in ſeinen Finanzen wohlgeordneter Staat aus dem gegenwärtigen Kampfe mit allen zeitweiligen Widerwärtigkeiten hervorgehen werde.

Ein unbefangener Blick auf die Grundlagen und Quellen des Staatseinkommens in Oeſterreich, welche in noch lange nicht entſprechend benutzten Productivkräften enthalten ſind, zeigt dem Staatsmanne wie dem Bürger ein weites Gebiet von Hülfsmitteln für die Deckung der Staatsbedürfniſſe, als ſicherſte Baſis des Staatscredites ſelbſt. Schon eine Vergleichung der Budgets der Jahre 1847 und 1860 zeigt, was die Bevölkerung des Kaiſerſtaates bei dem allmälichen Fortſchreiten der Urproduction, der Induſtrie und des Handelsverkehrs für die geſteigerten Staatsbedürfniſſe zu leiſten im Stande war. Es betrugen nämlich:

die directen Steuern	im Jahre	1847	47.9	Mill.,	1860	99.7	Mill.
die indirecten	„	„	„	95.	„	„	178.	„
vom Geſ.-Staats-Eigenthum	„	„	„	6.	„	„	8.8	„
diverſe Einnahmen	„	„	„	3.7	„	„	11.2	„

Allein es wäre eine folgenſchwere Täuſchung, wollte man annehmen, daß die Steuerkraft des Volkes in derſelben Weiſe und in gleicher Progreſſion wie bisher ſich ſteigern könne, ohne daß andere Vorbedingungen erfüllt werden. Die Bedenken, welche von den gewichtigſten Stimmen des Reichsrathes im Jahre 1862, bei Gelegenheit der Prüfung des Reichsbudgets, in Bezug auf die präliminirten Steuern und Zuſchläge ausgeſprochen worden ſind, die Rufe nach Steuerreformen dürfen nicht unterſchätzt werden; ſie ſprachen ehrlich und offen aus, daß in manchem Landestheile, in manchem Steuerſatze und in verſchiedenen Steuergattungen die Steigerung an jener Grenze angelangt iſt, über welche hinaus nach finanzpolitiſchen Principien die Umlage zur Beeinträchtigung der Productionsquellen, zur Schmälerung der Capitalskraft und in Folge deſſen auch zur Schwächung der Steuerfähigkeit ſelbſt führen muß. Nur gewiſſe Vorbedingungen vermögen eine weitere Steigerung des Cenſus, die Eröffnung neuer und die Belebung ſchon vorhandener Quellen zu vermitteln. Die productive Thätigkeit des Volkes und dadurch das Volkseinkommen muß erſt geſteigert, die Induſtrie, das Gewerbsleben

und der Handelsverkehr muß erst gekräftiget und ausgebildet, vor allem anderen aber die Urproduction (Landwirthschaft und Bergbau) gehoben und vervollkommnet werden, ehe das Volk zu neuen und höheren Leistungen herangezogen werden darf.

Diese Anstrengung kann aber nur dann befriedigende und dabei dauernde Erfolge haben, wenn sie sich auf den gesammten Organismus des volkswirthschaftlichen Lebens erstreckt, wenn allen einzelnen Factoren eine der großen Aufgabe angemessene rationelle Pflege zu Theil wird; denn das Aufblühen des einen ist bedingt durch die kräftige Entfaltung des anderen. In einer harmonischen Entwickelung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie in Oesterreich liegt allzeit die sicherste Garantie für die Hebung des Volkswohlstandes und dadurch des Staatseinkommens.

Wir überlassen es den dazu berufenen Fachmännern, die Angelegenheiten und Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft und insbesondere die Entwickelungsfähigkeit der österreichischen Industrie und des Handels zu erörtern. Da ernste und unparteiische Erwägungen über die productive Volksthätigkeit gerade im gegenwärtigen Stadium des Angriffes großer Staatsaufgaben und erneuerter Wirksamkeit der Reichsvertretung von unbezweifelt großem Nutzen sind, so dürften auch eingehende Besprechungen in jener Richtung nicht lange auf sich warten lassen. Für die vorliegende Abhandlung schwebt uns die Sache der österreichischen Landwirthschaft allein vor und zwar in ihrem Wesen und losgelöst von vorübergehenden Einflüssen, so wie sie sich in dem schon gegenwärtig übersehbaren Resultate der Vergangenheit und den berechtigten Ansprüchen für die Zukunft dem unbefangenen Urtheile des Volks- und Landwirthes darstellt.

Uns leitet dabei die Ueberzeugung, daß die Landwirthschaft Oesterreichs das Hauptfundament der gesammten Volkswohlfahrt und der materiellen Staatsmacht sei, und daß jeder für sie ermöglichte allgemeine Fortschritt diesen beiden Staatszwecken im hohen, ja relativ am schwersten wiegenden Grade diene. Die Erringung des erreichbaren Aufschwunges in der Landwirthschaft vermag in kaum berechenbaren Dimensionen den Reichthum der Völker und damit die materielle Staatsmacht Oesterreichs zu steigern. Pflege und Fortschritt der Landwirthschaft werden sich zugleich als die mächtigsten Hebel einer regen Industrie und Handelsthätigkeit bewähren, so wie nicht minder ein gekräftigter Industrie- und Handelsverkehr dem immer productiveren Fortschreiten der Landwirthschaft selbst die ausgiebigsten Mittel bietet.

Staats- und Volkswirthe können diese Ueberzeugung nur befestigen. Die Begründung der letzteren in specieller Beziehung auf Oesterreich werden wir im Verlaufe dieser Abhandlung liefern; welche Würdigung aber die

Landwirthſchaft zu allen Zeiten und bei allen Völkern fand, und welche reichen Früchte ein fortgeſchrittener Ackerbau Völkern und Staaten brachte, dafür enthält die Geſchichte des Alterthums ſo wie jene der neuen und neueſten Zeit die unleugbarſten Beweiſe. Auch in modernen Staaten findet man ſich durch die Erfahrung und das Streben, den Wohlſtand der Bevölkerung ihrer Staatsgebiete auf die ſicherſten Grundlagen zu ſtellen und für die Staatsbedürfniſſe die verläßlichſten und ausgiebigſten Deckungsquellen zu gewinnen, — bewogen, den Zuſtänden der Landwirthſchaft und allen ſie fördernden Mitteln in Legislatur und Adminiſtration die umfaſſendſte Theilnahme zuzuwenden. Wir berufen uns auf die Entwickelungsgeſchichte der Landwirthſchaft beinahe in allen deutſchen Staaten, beſonders aber Württemberg, Preußen, Sachſen, Bayern, Heſſen-Darmſtadt ꝛc., ſo wie auf jene in England, Belgien, Frankreich. Auch Oeſterreich bethätigte ſchon in der älteſten Geſetzgebung die aufrichtige Intention der Förderung der landwirthſchaftlichen Cultur. Nach dem folgenreichen Geſetze von 1848 und der dadurch bewirkten Befreiung des Grund und Bodens kann nicht bezweifelt werden, daß ferner auch in unſerer Zeit Regierung und Volksvertretung die Tragweite des landwirthſchaftlichen Fortſchrittes würdigend, deſſen Pflege in hervorragender Weiſe zum Gegenſtande directeſter Aufgaben machen werde und müſſe.

Um die hohe Bedeutung der Landwirthſchaft für Oeſterreich ganz beſonders zu motiviren, hat man den Staat oft einen Ackerbaustaat genannt. Allein es wäre unſchwer darzuthun, daß dieſe Motivirung unentſcheidend, ja ſogar irrig iſt, und daß weder durch Verwerfung noch durch Anerkennung dieſer Bezeichnung das Maß der Bedeutung der Landwirthſchaft gewinnen oder verlieren kann. Die Landwirthſchaft war und iſt für alle Staaten von ſchwerwiegender Bedeutung, — ihr Zuſtand von entſcheidendſtem Einfluſſe auf den Volkswohlſtand und die materielle Staatsmacht. Gerade Induſtrieſtaaten im Gegenſatze von Ackerbauſtaaten dürfen ohne Gefahr für ihre blühende Induſtrie es nicht unterlaſſen, die Landwirthſchaft auf dem ihr zugewieſenen Terrain dem höchſten Entwickelungsgrade zuzuführen und darauf zu erhalten; denn im Weltverkehr und bei der allgemeinen Concurrenz iſt die Billigkeit der Arbeitslöhne eine ſehr wichtige Bedingung. Dieſe Billigkeit ſetzt eine angemeſſene Wohlfeilheit der wichtigſten Nahrungsmittel, dieſe aber eine hoch entwickelte Bodenproduction im Lande voraus, weil die Induſtrie erſt auf dem Culminationspuncte ihrer Entwickelung bei einer andere Concurrenten erdrückenden Maſſen- und ausgebildeten Production höhere Lebensmittelpreiſe erträgt. Mag man Belgien, England, ſelbſt Frankreich und mehrere deutſche Bundesſtaaten auch Induſtrieſtaaten nennen, ſo ſind nichts deſto weniger ihre Anſtrengungen für Hebung der Landwirthſchaft muſterhaft und achtenswerth für eigentliche Ackerbauſtaaten.

Oesterreich ist übrigens auch nicht mehr ein eigentlicher Ackerbaustaat, seitdem theilweise Benutzung seiner unerschöpflichen Kohlenlager, sonstiger Bergwerksschätze, seiner überaus werthvollen Wasserkräfte, der Arbeitskraft seiner rührigen Bevölkerung auf dem Gebiete der Industrie so hoffnungsreich eingeleitet, seit sein Industrie- und Handelsverkehr zum Nutzen der Landwirthschaft in so achtbarer Weise an Aufschwung und Umfang gewonnen hat. — Also nicht etwa, weil Oesterreich im eigentlichen Sinne ein Agricultur-staat ist, sondern weil es dessen Landwirthschaft im Vergleiche mit anderen Staaten mit so colossalen Bodencapitals-Dimensionen zu thun hat, die landwirthschaftlichen Zustände in der Gegenwart und Zukunft einem so großartigen Aufschwunge nachweisbaren Spielraum gewähren, und weil endlich in dem Aufschwunge der Landwirthschaft so mächtige Hebel für Industrie, Handel und so mächtige Potenzen für wachsende Consumtionsfähigkeit, somit für den Wohlstand aller Volksclassen begründet werden, fordert und verdient die gesunde und kräftige Entfaltung der österreichischen Landwirthschaft alle intensive Aufmerksamkeit des Staats- und Volkswirthes. — Von bedauerlicher Kurzsichtigkeit zeigt es, wenn Vertreter der Industrie und des Handels der Meinung Raum geben, daß directe Förderung des agricolen Fortschrittes eine Art Bevorzugung des Ackerbaues sei, oder als unterschätzende Verkürzung des Industrie- und Handelsverkehres gelte. Im Gegentheile; jene Fortschritte dienen und nützen der Industrie und dem Handel in erster Linie.

Zur Constatirung dessen genügt der Hinweis darauf, wie die Nothlage des Ackerbaues schon in ein- bis zweijähriger Dauer die Verbrauchsfähigkeit der ländlichen Bevölkerung für alle Industrieproducte und den inländischen Absatz schmälert, und wie dagegen erhöhete Bodenerträge, günstigere Ernten im Kreise der Ackerbautreibenden einen gesteigerten Bedarf an Industrieartikeln auf allen Marktplätzen — und so eine regere Industrie- und Handelsthätigkeit bewirken.

Auch nur kurzsichtige Landwirthe folgen in unserer Zeit im Hinblicke auf die heutigen wirthschaftlichen Zustände Europa's mißtrauisch dem Aufschwunge des Industrie- und Handelsverkehres; denn die Fortschritte des letzteren nützen nicht weniger direct dem Landbauer, weil sie den nächstliegenden vom Auslande unabhängigen Markt für landwirthschaftliche Producte aller Art schaffen, und dem Landbaue mit dem gesteigerten Bodenertrage auch die Tragung der höheren Lasten und Bedürfnisse ermöglichen.

Die hier ausgesprochenen Behauptungen lassen sich durch Zahlen und Thatsachen erweisen; aber all das könnte, wenn uns auch der Raum eine weitere Auseinandersetzung gestatten würde, nur die Ansicht zu einer unwidersprechlichen gestalten, daß die reellen und nachhaltigen Fortschritte der Landwirthschaft allen Volksclassen ebenso wie dem Staate nutzbringend, und

daß die Einflußnahme auf die Verallgemeinerung der Fortschritte eine dankbare Aufgabe für die Regierung, für Staats- und Volkswirthe, ebenso wie für alle Kreise der Bevölkerung sei. Da übrigens nur ein weiter vorgeschrittener Ackerbau Oesterreich die bisherigen Lasten ohne Capitalsverluste zu tragen und die durch Ereignisse des letzten Decenniums ihm aufgelegten Opfer zu ersetzen ermöglicht, ja das Reich nur auf diesem Wege zur gesteigerten Leistungsfähigkeit gebracht werden kann, so gelangt der unbefangene Beurtheiler durch diese Erwägungen zu einer Reihe von Beweggründen, die alle die Lage der Landwirthschaft Oesterreichs zum Gegenstande eines schwerwiegenden Interesses für Staat und Volk machen, ehe noch die factischen und eigentlichen Verhältnisse der Bodencultur Oesterreichs zu veranschaulichen versucht wurde.

Wir erlaubten uns im Vorhergehenden die Meinung auszusprechen, daß in Oesterreich die Landwirthschaft vorzugsweise wegen der großartigen Dimensionen ihres Bodencapitals und in Rücksicht auf den Standpunct, auf dem sie sich befindet, unter den wirthschaftlichen Zweigen die hervorragendste Bedeutung habe.

Wir wollen nun, um uns über das Terrain, auf welchem die landwirthschaftliche Thätigkeit so ausgedehnten Raum findet, zu orientiren, in einigen Zügen das Gebiet der Bodencultur in Oesterreich, so weit uns statistische Behelfe zur Verfügung stehen, darlegen.

Der Flächeninhalt des Gesammtstaates Oesterreich (11,751,45 geographische Quadratmeilen) umfaßt an productivem Boden 97,749,964 österr. Joch zu 1600 Quadratklaftern, welcher sich folgendermaßen auf die einzelnen Culturarten vertheilt:

Kronland.	Productive Bodenfläche in n. ö. Jochen.						
	Acker und Reisfelder.	Weingärten.	Wiesen und Gärten.	Weide.	Waldungen.	Sümpfe mit Rohrschlag.	Zusammen.
Im Ganzen	35,854,995	1,091,984	13,785,989	14,569,318	31,864,873	612,893	97,749,964
In den Königreichen und Ländern:							
Oesterreich unter der Enns	1,414,383	79,816	447,534	249,559	1,109,517	3202	2,304,011
„ ober der Enns	736,174	—	371,919	80,871	703,434	245	1,892,643
Salzburg	117,237	—	133,402	76,296	670,626	1797	999,358
Steiermark	863,180	54,655	455,247	374,521	1,832,374	757	3,580,734
Kärnthen	239,284	114	199,183	182,128	968,303	1306	1,590,318
Krain	236,755	16,768	287,096	361,337	746,396	852	1,649,204
Görz, Gradisca, Istrien, Triest	240,803	32,094	168,923	501,661	352,990	7947	1,304,423
Tirol und Vorarlberg	259,608	61,689	466,421	817,514	1,426,940	—	3,032,172
Böhmen	4,331,372	2050	1,065,184	684,417	2,614,377	—	8,697,900
Mähren	1,961,221	41,652	330,614	390,519	1,000,216	959	3,725,181
Schlesien	416,450	—	66,497	94,481	284,178	—	861,606
Galizien	5,551,217	—	1,765,214	1,144,609	3,468,628	—	11,929,668
Bukowina	445,505	—	270,406	217,730	832,524	—	1,766,165
Dalmatien	244,154	120,078	48,177	1,254,521	475,592	23,025	2,165,547
Lombardisch-venetianisches Königreich	1,746,771	26,035	575,172	730,939	522,083	220,084	3,821,070
Ungarn	10,151,761	429,507	3,860,335	4,494,463	7,748,671	254,159	26,938,896
Serbische Wojwodschaft und Temeser Banat	2,501,698	75,269	480,713	886,457	669,117	74,193	4,687,447
Kroatien und Slavonien	890,147	57,124	574,984	325,888	1,253,260	20,330	2,921,733
Siebenbürgen	2,161,345	46,989	1,575,635	913,775	3,563,511	4037	8,265,292
Militärgrenze	1,365,835	48,144	793,333	787,632	1,621,636	—	3,616,580

Wird von der productiven Gesammtfläche das Waldareal mit 31,864,873 Joch abgeschlagen, so beträgt das eigentlich landwirthschaftliche Areal 65,885,091 Joch. — Was den Grundwerth dieser productiven Fläche anlangt, so ist es bei den so sehr verschiedenen Verhältnissen der einzelnen Königreiche und Länder allerdings nicht leicht, den Capitalswerth des productiven Gesammtareals von rund 98 Millionen Joch auch nur annähernd zu veranschlagen.

Das k. k. Finanzministerium ging bei einer solchen Grundbewerthung von den im Jahre 1851 bis 1856 aus Anlaß von Besitzveränderungen entrichteten Gebühren und dem erhobenen Turnus derselben, dann von dem Aequivalente der hundertfachen Realsteuer aus, und veranschlagte den gesammten Geldwerth des Realbesitzes auf 9,500,969,276 Gulden österr. Währ. oder rund auf circa 9600 Millionen, welche Summe sich auf die einzelnen Königreiche und Länder, wie oben ersichtlich, vertheilt.

Eigentlich besteht das angemessenste Mittel für eine solche Bodenwerthveranschlagung in dem Brutto- und Nettoertrage des productiven Bodens. — F. Schmitt nimmt den Bodenwerth, mit Rücksicht auf diese Momente, im Durchschnitte aller Culturarten nach Verschiedenheit der Länder mit 39 bis 210 Gulden per 1 Joch, und im Durchschnitte aller Länder mit 92 Gulden per Joch ohne Gebäude und Bauareal ꝛc. an, und gelangt unter Benutzung officieller Vorlagen und Ausarbeitungen des statistischen Bureau's zu einer Gesammtwerthsumme von 9070 Millionen Gulden. *)

---

*) Der Werth des productiven Bodens beträgt im Durchschnitte aller Culturgattungen und in österr. Währung per Joch:

In Niederösterreich	180	Gulden	581	Mill.	Gulden
„ Oberösterreich	170	„	323	„	„
„ Salzburg	78	„	78	„	„
„ Steiermark	115	„	414	„	„
„ Kärnthen	85	„	135	„	„
„ Krain	105	„	172	„	„
„ Küstenland	85	„	110	„	„
„ Tirol	102	„	304	„	„
„ Böhmen	203	„	1577	„	„
„ Mähren	189	„	706	„	„
„ Schlesien	130	„	110	„	„
„ Galizien	73	„	872	„	„
„ der Bukowina	55	„	73	„	„
„ Ungarn	64	„	1708	„	„
„ Wojwodschaft	76	„	350	„	„
„ Kroatien und Slavonien	74	„	215	„	„
„ Siebenbürgen	40	„	330	„	„
„ der Militärgrenze	45	„	208	„	„
„ Dalmatien	39	„	83	„	„
„ Venedig	210	„	721	„	„
„ der ganzen Monarchie	92,4	„	9070	„	„

Da aber die angenommenen Werthfactoren im Verhältnisse zu dem factischen Verkehrspreise jedenfalls viel zu niedrig gegriffen sind, und da in der eben erwähnten productiven Fläche die wohl uneigentlich so genannte unproductive, etwa bestehend in Baugrund, Straßen, Wegen, Flüssen, Canälen und Steinbrüchen ꝛc., mit ca. 15 Millionen Joch ganz unberücksichtigt gelassen ist, so dürfte das Culturareal von rund 96 Millionen Joch, im Gesammtdurchschnitte von 125 fl. pr. Joch, mit 12,000 Millionen Gulden ö. W. zwar noch immer sehr mäßig, aber dem factischen Verhältnisse wenigstens annähernder zu veranschlagen sein.

Davon mag approximativ auf die

Waldfläche pr. 31 Mill. Joch zu 45 fl. ..... 1395 Mill. fl.

und auf das landwirthschaftliche Areal pr. 65 Mill. Joch zu 163 fl. ..... 10,605 „ „

als Bodenwerth ohne Gebäude ꝛc. entfallen.

Um nun die Betriebsverhältnisse und Resultate der Bewirthschaftung des oben dargestellten landwirthschaftlichen Culturlandes einigermaßen überblicken zu können, sei es uns gestattet, die wesentlichen statistischen Zahlen hier aufzunehmen:

Landwirthschaftliches Betriebscapital.

Dieses besteht:

a) in dem Viehstande,
b) in den Geräthen,
c) in dem umlaufenden Betriebscapital.

a) Viehstand.

Nach der Zählung vom October 1857 und den Aufstellungen des Frhr. v. Czörnig in dem neuesten Länderbestande:

Viehgattung.	Stücke.	Preis. fl.	Preis. kr.	Geldwerth. fl.
Pferde	3,460,399	80	—	276,831,920
Esel und Maulthiere	112,064	20	—	2,241,280
Ochsen und Stiere	3,256,271	60	—	195,376,260
Kühe	6,353,086	45	—	285,888,870
Jungrindvieh, 1 bis 3jährig	4,647,759	20	—	92,955,180
Schafe	16,964,236	3	—	50,892,708
Ziegen	1,517,825	2	75	4,174,019
Schweine	8,151,608	12	—	97,819,296
				1,006,179,533
Hiezu:				
Geflügelvieh	.....	.....	.....	10,500,000
Bienen	.....	.....	.....	12,600,000
		Im Ganzen Werth		1,029,279,533

b) Das Geräthecapital.

Dieſes Capital wird von Frhr. v. Czörnig, einſchließlich des Wirthſchaftsgebäudewerthes, zu 1271 Millionen angenommen. Es würde dies im Vergleiche mit dem Grundwerthcapital pr. rund 10,000 Millionen nur 12.7 % des letzteren betragen.

Da aber nach landwirthſchaftlichen Erfahrungen das zur Bewirthſchaftung erforderliche Geräthe-Inventar wenigſtens 8—12 %, die nöthigen Wirthſchaftsgebäude 12—30 %, beide zuſammen daher 20—42 % des Grundcapitals in Anſpruch nehmen, ſo muß das Geräthe- und Wirthſchaftsgebäudecapital der öſterreichiſchen Landwirthſchaft mit wenigſtens 2000 Millionen berechnet werden.

c) Das umlaufende Betriebscapital.

Dieſes für die Wirthſchaftsführung ſo wichtige Capital und ein über die Reinertragsgröße eigentlich entſcheidender Betriebsfactor wird in der Regel bei Veranſchlagungen des geſammten Capitals überſehen. Dieſer Betriebscapitalstheil beträgt bei extenſiver Wirthſchaftsführung ca. 8—15%, bei intenſiver Wirthſchaftsführung 15—30 % des Grundcapitals, und wir müſſen hiernach das umlaufende Capital der öſterreichiſchen Landwirthſchaft zu wenigſtens 1000 Mill. annehmen.

Die in der Landwirthſchaft Oeſterreichs benutzten Capitalien würden ſich ſomit wie folgt beziffern:

a) Grundcapital	10,605	Mill.
b) Betriebscapital.		
α) Viehſtand	1,006	„
β) Geräthe und Gebäude-Inventar.	2,000	„
γ) umlaufendes Betriebscapital	1,000	„
Zuſammen	14,606	Mill.

oder rund 14,000 Mill. Gulden.

Wir ſchließen hieran eine Ueberſicht der jährlichen Production der öſterreichiſchen Landwirthſchaft, reſp. ihres Bruttoertrages.

Landwirthschaftliche Production.

Producte.		per Joch	im Ganzen Mill.	Geldwerth einzeln Mill.	Geldwerth zusammen Mill.
I. Bodenproducte.					
A. Vom Ackerlande.					
Weizen	n. ö. Mtz.	15	48.5	170.0	
Halbfrucht	„ „	13	15.0	39.4	
Roggen	„ „	12	64.5	146.8	
Gerste	„ „	14	49.9	87.4	
Hafer	„ „	20	99.5	113.2	
Mais	„ „	30	43.0	83.0	
Hirse und Haidekorn	„ „	15	9.7	20.4	
Reis	Ctr.	8	0.5	4.3	
Hülsenfrüchte	Mtz.	10	4.9	15.5	
Kartoffeln	„	90	119.5	50.0	
Kraut	Ctr.	100	59.6	28.0	
Zuckerrübe	„	240	18.5	8.6	
Stoppelrübe	Mtz.	200	10.0	2.6	
Futterrübe	„	160	19.6	7.0	
Lein und Hanf	Ctr.	3.6	2.6	50.4	
Lein- und Hanfsamen	Mtz.	10	2.2	10.0	
Rapssamen	„	10	1.2	10.2	
Tabak	Ctr.	10	1.1	10.5	
Handelspflanzen	„	10	0.2	2.1	
Streh	„	23	398.0	93.4	
Futterkräuter	„	30	202.0	157.5	
Hopfen	„	4	0.037	2.1	1112.9
B. Vom Weinlande.					
Wein	Eim.	—	33.25	—	140.0
C. Von Wiesen und Gärten.					
Olivenöl	Ctr.	2.5	0.1	2.8	
Gemüse	„	—	15.6	19.6	
Obst	„	—	13.2	10.3	
Heu	„	—	317.0	191.0	223.7
D. Vom Weidelande.					
Heuwerth	„	3–4	52.0	36.0	36.0
Die landwirthschaftliche Bodenproduction					1512.6
Hiezu E. Vom Waldboden.					
Holz	Klftr.	¾	29.5	52.0	
Nebennutzungen		—	16.0	16.0	68.0
Daher die gesammte Bodenproduction					1580.6
II. Animalische Production.					
Milch	Eim.	—	95.00	127.0	
Jungvieh	Stck.	—	18.80	40.0	
Fleisch und Fett von Fleischthieren	Ctr.	—	17.50	190.0	
Häute	Stck.	—	12.00	26.0	
Schafwolle	Ctr.	—	0.67	56.7	439.7
Seiden-Cocons	„	—	0.26	21.6	
Honig und Wachs	„	—	0.56	11.0	
Eier	Stck.	—	2400.00	10.0	
Geflügel	„	—	60.00	10.5	
Jagd		—	—	25.0	
Fischerei		—	—	21.0	99.1
Geldwerth der animalischen Production					538.8

Digitized by Google

Mit Weglaſſung der Erträge des Waldbodens erſcheint demnach die jährliche landwirthſchaftliche Bodenproduction mit.....1512.6 Mill.
und unter Hinzurechnung der animaliſchen Production per... 539.0 „

die geſammte Bruttoproduction der öſterr. Landwirthſchaft mit 2051.6 Mill.

Es iſt aber ein, in ſtatiſtiſchen Aufſtellungen ſo häufig begangener Irrthum, zu der geſammten landwirthſchaftlichen Bodenproduction einſchließlich des Futter- und Strohertrages vom Acker, des Heu- und Weideertrages vom Wieſen- und Weideland auch noch den animaliſchen Bruttoertrag hinzuzurechnen und ſo die Bruttoeinnahme der Landwirthſchaft darzuſtellen; denn die animaliſche Production iſt ja das Ergebniß der ſchon einmal bewertheten Futtermittel, und der Landwirth iſt in der Regel ſehr zufrieden, wenn er die nicht direct verkauften, ſondern dem Viehſtande zugewendeten Futtermittel durch die animaliſche Production ſo hoch verwerthet oder ausnützt, als ſie bei der ſtatiſtiſchen Werthveranſchlagung der Bodenproduction zu Geld berechnet wurden.

Die landwirthſchaftliche Bruttoproduction kann daher auf Grund der officiellen ſtatiſtiſchen Daten und der ihnen entnommenen Anſätze bloß (wie oben ermittelt) mit 1512.6 Mill. berechnet werden, und es könnte nur noch allenfalls der, von den ſchon veranſchlagten Futtermitteln unabhängige animaliſche Productenwerth von 99.1 Mill. hinzugezählt werden, wonach der Jahresbruttoertrag der Landwirthſchaft mit rund 1600 Mill. ſich beziffern würde.

Ehe wir zur Beurtheilung eines ſolchen Bruttoertrages und deſſen Verhältniſſes zum Nettoertrage und zu dem landwirthſchaftlichen Grundcapitale übergehen, dürfte es noch zweckmäßig ſein, einiger anderen Beziehungen der Landwirthſchaft zu dem Staatseinkommen und zu den übrigen wirthſchaftlichen Factoren zu gedenken.

Zu den geſammten directen Steuern pro 1860 per 97.6 Mill. trug die Landwirthſchaft in der Grundſteuer 58.9 Mill., ſonach faſt $^2/_3$ bei. Von den geſammten indirecten Abgaben per 178 Mill. beträgt die Verzehrungsſteuer allein pro 1860 51.5 Mill. Laut Budget für 1862 trug die Landwirthſchaft aus den verſchiedenen landwirthſchaftlichen Gewerben folgende Antheile:

vom Branntwein.....14 Mill.
„ Wein und Moſt..... 7.2 „
„ Bier circa.....16.0 „
„ Zucker „ ..... 5.6 „
„ Fleiſch und Schlachtvieh ..... 6.9 „

Von der Gesammtbevölkerung Oesterreichs entfallen:

	Selbstthätige.	Hülfsarbeiten.	Summa.
auf Land- und Forstwirthschaft .	21.3 %	40.5 %	61.8 %
„ Industrie	4.7 „	7.9 „	12.6 „
„ Handel und Verkehr	1.3 „	0.7 „	2.0 „
„ Kunst und Wissenschaft	—	—	3.1 „
„ sonstige Beschäftigungen ...	—	—	6.8 „
„ Personen ohne bestimmten Erwerb	—	—	14.2 „

Die Bedeutung der die vorgeschrittene Landwirthschaft begleitenden landwirthschaftlichen Gewerbe ist mit Rücksicht auf die durch sie erzielten höheren Werthe der Oel-, Bier-, Spiritus- und Zuckerfabrication unschwer nachzuweisen (s. v. Czörnig, Oesterreichs Budget, 1862).

Während die landwirthschaftliche Bodenproduction ohne Wald jährlich auf 1500 Mill. berechnet wird, veranschlagt Frhr. v. Czörnig in seinem statistischen Handbuche den Werth der industriellen Production bei der Großindustrie auf 623 Mill., bei Kleingewerben auf 211 Mill., zusammen auf 834 Mill., mit dem Bemerken, daß der Werth der industriellen Gesammtproduction für die österreichische Monarchie in der Gegenwart mit 1200 Mill. Gulden angenommen werden könne.

Der kurzen Uebersicht der Verhältnisse der österreichischen Landwirthschaft entlehnen wir nun zunächst die Grund-Capitalswerthsumme mit rund . . . . . 10,600 Mill. fl.
und die Summe der Betriebscapitalien mit . . . . 4,000 „ „

damit also eine Unternehmungs-Capitalssumme von 14—15,000 Mill. fl.
dieser gegenüber steht der Werth der jährlichen Bruttoproduction vom Boden mit . . . . . 1,600 „ „
und von den Wirthschaftsthieren mit . . . . . 440 „ „

In diesen Ziffern liegt nach unserer Meinung das objective Bild der Gegenwart der österreichischen Landwirthschaft, und es dürfte wohl außer der Hinweisung auf die Größe dieser Ziffern, die auf mäßigen Veranschlagungen beruhen, nicht nothwendig sein, weiteres zur Begründung des volkswirthschaftlichen Gewichtes solcher Größen hinzuzufügen.

In Anbetracht ihrer Bedeutung liegt unbezweifelbar dem Staats-, Volks- und Landwirthe, welcher zugleich von Patriotismus erfüllt, die Lage des Gesammtvaterlandes zu würdigen versteht, nichts näher als die Frage: „Entspricht dieses Bild der Gegenwart den Anforderungen, wie sie durch die heutigen wirthschaftlichen Kenntnisse und Erfahrungen gestellt werden oder nicht, und ist ein weiterer Aufschwung oder Fortschritt und in welchem Umfange möglich?“

Soll die Antwort auf diese tiefernsten Fragen würdig und wahr sein, dann darf sie nur auf unwidersprechliche Thatsachen und auf unbefangenste Ermittelung des Thatbestandes begründet werden. Diesen Erfordernissen wollen wir jetzt einige Worte widmen. Vorerst müssen wir constatiren, daß, wie bereits erwähnt, die Veranschlagung des Grundcapitals eine sehr mäßige, — ja im Vergleiche mit den in den Nachbarländern angenommenen Bodenwerthen eine geringe genannt werden muß.*)

Doch angenommen, daß die Bewerthung wenigstens annähernd eine angemessene sei, so stellt sich zugleich in der landwirthschaftlichen Grundcapitalziffer, und ganz abgesehen von den Betriebscapitalien, der Anspruch an eine berechenbare Brutto- und Nettoertragsgröße dar. Die oben ermittelte landwirthschaftliche Bruttoproductionsziffer mit rund 1500 Mill. Gulden repräsentirt eine Verzinsung des Grundcapitals allein pr. 10,605 Mill. Gulden mit 14.1 %.

Da nun erfahrungsmäßig circa $^4/_5$ oder 80 % des landwirthschaftlichen Bruttoertrages (wenn in diesen auch der Futter- und sonstige Wirthschaftsverbrauch eingerechnet wird) für die Bewirthschaftungskosten selbst bei einer entsprechenden Bruttoproduction nothwendig sind, so würde von einem Bruttoertrage von 14 % des Grundcapitals eine Nettoverzinsung von nur 2.8 % des letzteren erübrigen und das ganze noch viel zu geringe Betriebscapital ganz unverzinst bleiben.

Von einem Bruttogeldertrage des landwirthschaftlichen Bodens von 65 Mill. Joch mit 1500 Mill. Gulden ausgehend, würde auf ein Joch landwirthschaftlichen Culturbodens etwa 9 Metzen Roggenwerth (zum Preise von 2 fl. 50 kr. pr. Metzen) entfallen. Dieser durchschnittlichen Berechnung des Bruttobodenertrages entsprechen auch statistische unter officiellem Einflusse zu Stande gebrachte Veranschlagungen; denn nach Schmitt's Statistik des österreichischen Kaiserstaates (Wien, 1860) wird der Productionsertrag von einem Joch Ackerland nach Abschlag der Aussaat im Durchschnitte der Monarchie mit 7.34 Metzen angegeben. Wenn man zu diesem, nach Roggenwerth berechneten Ackerertrage pr. Joch an Marktfrüchten oder Getreide noch die Production an Futter, Oel- und Handelsfrüchten ꝛc. mit circa $^1/_3$ bis $^1/_5$ des auf Roggenwerth reducirten Getreide-Ertrages hinzu-

*) In Bayern wurde schon nach Ruthard im Jahre 1825 ein Tagwerk Acker mit 116 fl., ein Tagwerk Wiesen mit 160 fl., ein Tagwerk Wald mit 60 fl. veranschlagt (s. die Landwirthschaft in Bayern 1860); 1 bayrisches Tagwerk = 0.59 österreichische Joch — wonach die von uns angenommenen Einheitspreise des österreichischen Bodens um mehr als die Hälfte sich steigern würden.

rechnet, so wird die obige Annahme von 9 Metzen Roggenwerth pr. Joch in Uebereinstimmung gefunden. *)

Wäre nun die, auf verschiedenen Wegen (und dies müssen wir betonen) ermittelte Bodenproductionsziffer pr. 9 Metzen Roggenwerth pr. Joch durch die statistischen Erhebungen auch um einen Theil zu gering veranschlagt (es könnte dieser Unterschied wohl nur einen Bruchtheil bis etwa 1 Metzen pr. Joch betragen), so lassen sich hierauf immerhin berechtigte Folgerungen gründen.

Jeder Landwirth muß zunächst anerkennen, daß eine solche, und selbst wesentlich höhere Production in Anbetracht der wenigstens auf der Hälfte des Acker- und Wiesenareals bestehenden hohen Fruchtbarkeit und in Hinblick auf die factischen Ergebnisse vorgeschrittener ganzer Länder und einzelner österreichischer Bezirke außer allem Verhältnisse zu der Productionsfähigkeit und zu den Anforderungen an einen zeitgemäßen, rationellen Landwirthschaftsbetrieb stehen; denn unter den heutigen Verhältnissen können im großen Durchschnitte die Productions- und Bewirthschaftungskosten per 1 Joch Ackerland ohne Saat unter 12 Metzen Kornwerth kaum beschafft werden, und es folgt daraus die betrübende Schlußfolgerung, daß die Landwirthschaft, obige Bruttoerträgnisse als mittlere Jahresergebnisse angenommen, auf mehr als der Hälfte des Ackerlandes ohne einen Nettoertrag, ja mit einem nicht unbeträchtlichen Schaden des Grundbesitzers, somit ohne Verzinsung des Grundcapitals betrieben werde. — Leider steht diese, aus statistischen Zahlen sich ergebende Schlußfolgerung in Uebereinstimmung mit dem nachweisbaren Factum, daß bei Eintritt niedrigerer Preise und unter dem obigen mittleren Gesammtdurchschnitte bleibender Jahreserneten die Grundbesitzer zur Vermehrung ihres Schuldenstandes genöthigt sind.

---

*) Der Ertrag der 7.34 Metzen Roggenwerth per 1 Joch Ackerland vertheilt sich im Einklange mit den Ausarbeitungen des statistischen Bureau's (s. Schmitt's Statistik S. 143) auf die einzelnen Länder in folgender Art:

	Metzen Roggenwerth		Metzen Roggenwerth:
Niederösterreich	8.4	Galizien	5. 2
Oberösterreich	8.8	Bukowina	7. 4
Salzburg	10.5	Ungarn	7. 3
Steiermark	15.2	Wojwodschaft	7. 8
Kärnthen	10.6	Kroatien u. Slavonien	7. 6
Krain	9.0	Siebenbürgen	8. 1
Küstenland	8.1	Militärgrenze	5. 1
Tirol und Vorarlberg	9.5	Dalmatien	3. 3
Böhmen	8.6	Venedig	6. 7
Mähren	7.2		
Schlesien	4.6	in der Monarchie	7.34

Da die Aufgabe der österreichischen, so wie jeder anderen Landwirthschaft aber darin besteht, nicht nur dem Boden im Gesammtdurchschnitte das höchstmögliche, die obige Annahme per 9 Metzen Kornwerth bedeutend übersteigende Quantum von Producten abzugewinnen, sondern auch dem Grundbesitzer einen Ertragsüberschuß als Verzinsung des Grund- und Betriebscapitals zu bieten, so geht aus der Darlegung des Thatbestandes hervor, daß die bisherige Production des landwirthschaftlichen Bodens eine viel zu geringe ist, ferner daß, insofern sich in der Productionsziffer der Brutto- und Nettoertrag, somit das Bewirthschaftungsresultat der Gegenwart darstellt, dieses keineswegs den Anforderungen unserer zeitgemäßen Erkenntnisse und Erfahrungen entsprechend ist, und um diesen und den mannichfachen Anforderungen der Volkswirthschaft zu genügen, ein bedeutend höheres sein müßte. — Diese Folgerung aus der statistischen Bodenproductionszahl befindet sich weiter im vollen Einklange mit den wohlbegründeten Behauptungen urtheilsfähiger Männer, mit der Beurtheilung der landwirthschaftlichen factischen Zustände und mit der Vergleichung der landwirthschaftlichen Verhältnisse anderer Länder und endlich mit der Vergleichung der wirklich in einzelnen Bezirken und Wirthschaftsobjecten in Oesterreich selbst schon erzielten Ertragserfolge.

Frhr. v. Czörnig, ein unbefangener Beurtheiler des volkswirthschaftlichen Lebens in Oesterreich, schließt die Darlegung der statistischen Verhältnisse der österreichischen Landwirthschaft*) mit der Behauptung, daß die Landwirthschaft Oesterreichs eine sehr mäßige Rente abwerfe, und im ganzen genommen, immer noch keine hohe Stufe der Ausbildung erlangt habe. — Zu einer ganz gleichen Anschauung gelangte unser zu früh verstorbener Statistiker Hein, der sie auf vergleichende Studien der landwirthschaftlichen Statistik vieler anderen Länder gründete.

Auch der Statistiker Schmitt fühlte sich bei Zusammenstellung statistischer Daten (Statistik Oesterreichs, Wien 1860) zu derselben Meinung gedrungen. Unser geachteter Fachmann Kleyle erklärte in seinem im Mai 1857 in Wien gehaltenen Vortrage (amtlicher Bericht von Professor Dr. Fuchs, Wien 1858): In allen Gegenden, in allen Zweigen der Wirthschaft müssen wir zu höherer Cultur schreiten; unsere Aufgabe ist eine große und schwierige, aber wir dürfen uns nicht täuschen, daß der größere Theil derselben noch vor uns liegt, da wir in einer Uebergangsperiode begriffen sind, die außerordentlicher Anstrengungen bedarf.

Hlubek wies bereits im Jahre 1851 in einer trefflichen Abhandlung über Wirthschaftssysteme nach, welch' bedeutend vermehrte Bevölkerung ein vorgeschrittener Landbau Oesterreichs zu ernähren vermöge.

---

*) v. Czörnig, Neugestaltung Oesterreichs.

Aehnlichen Stimmen begegnen wir in der in- und ausländischen Literatur, und insbesondere in Mittheilungen jener ausländischen Schriftsteller, welche sich das Studium der wirthschaftlichen Zustände Oesterreichs zur Aufgabe machen.

Kein mit den landwirthschaftlichen österreichischen Betriebsverhältnissen aus unmittelbarer Erfahrung vertrauter Fachmann wird diesen Behauptungen berechtigt entgegentreten können; wohl aber muß jeder der Meinung, die auch entschieden die unsrige ist, sich zugesellen, daß der dermalige nicht befriedigende Standpunct der österreichischen Landwirthschaft im Gesammtdurchschnitte und in allen Zweigen wesentlicher Fortschritte fähig sei, und die Anstrebung höher liegender Ziele gestatte.

Diese unsere unbefangene Meinung erhält ihre Begründung nicht nur durch den Ueberblick der vorangeführten, der Wahrheit nahe liegenden Verhältnißzahlen, sondern auch durch die Orientirung über den Wirthschaftsbetrieb in einzelnen Objecten in den verschiedenen österreichischen Ländern. Sie wird aber zu einer innigen Ueberzeugung gestaltet mittelst der vergleichenden Studien der landwirthschaftlichen Ergebnisse in anderen Staaten, z. B. eines großen Theiles von Deutschland, eines Theiles von Frankreich, jener Belgiens, Englands, Schottlands.

Wir bedauern, daß wir es uns nicht gestatten können, eine vergleichende Darstellung über Bodenproduction und Nettoerträge, wie sonstige begründete Thatsachen in Betreff anderer Länder aufzunehmen. Wir könnten dadurch ein Bild entrollen, welch' wesentlich bestehende Gesammterfolge in anderen Ländern auf einem Boden von durchschnittlich weit geringerer Fruchtbarkeit zum Nutzen des allgemeinen Volkswohlstandes und zum Nutzen des Staates schon errungen und welch' unermeßliche Erfolge der österreichische Ackerbau noch zu erstreben berufen ist, und wir könnten es mit Genugthuung, die bei der constatirten, betrübenden Sachlage eine so freudige ist, behaupten, zu erstreben in jüngster Zeit beginnt. *)

---

*) Frankreich: Gesammtareal 85 Mill. österreichische Joche, davon 42.5 Mill. Acker, 3.4 Mill. Weingärten, 8.5 Mill. Wiesen, 3.0 Mill. Gärten, 13.6 Mill. Weiden, 13.6 Mill. Waldungen.

Preußen: Gesammtareal 43.2 Mill. österr. Joche, davon 22.2 Mill. Acker, 0.6 Mill. Garten, 3.8 Mill. Wiesen, 10.0 Mill. Wald.

England: 52 Mill. überhaupt, davon Culturland 34 Mill., und zwar Ackerland 13.2 Mill., künstliches Wiesenland 5.1 Mill., natürliches Wiesenland 13.6, Wald 1.7 Mill.

Bayern: Gesammtareal 13.3 Mill., davon Acker 5.2 Mill., Garten- und Weinland 0.17 Mill., Wiesen 2.1 Mill., Weiden 0.5, Wald 4.4 Mill.

Wer unbefangen beobachten will, begegnet in allen einzelnen Ländern des Reiches Belegen, wie die schon früher ausgesprochenen Anschauungen und Meinungen sich immer mehr in der landwirthschaftlichen Bevölkerung aller Schichten Bahn brechen, wie das Verständniß der Lage der Länder für die Gegenwart und eine bestimmte Richtung für eine bessere Zukunft immer klarer wird.

Als im Jahre 1790 Arthur Young*) das damals noch auf tiefer Stufe der Entwickelung der Landwirthschaft stehende Frankreich bereiste, sagte er: „Mon Dieu, donnez moi patience pour voir un pays si beau, si favorisé du ciel, traité si mal par les hommes."

Sachsen: Gesammtareal 2.5 Mill., hiervon Ackerland 1.29 Mill., Weingärten 0.002 Mill., Wiesen 0.35 Mill., Weiden 0.653, Wald 0.79 Mill.

Die Bruttoproduction der französischen Landwirthschaft beträgt nach dortseitigen statistischen Nachweisungen, und zwar:

die Bodenproduction mit Weglassung des Eigenverbrauchs der Wirthschaften an Futter ꝛc. 3400 Mill. Francs und die animalische 1600 Mill. Francs, somit zusammen 5000 Mill. Francs.

De Lavergne, dessen Werk: „Economie rurale de la France" wir diese Angabe entnehmen, ermittelt auf Grund dieser summirten Bruttoproduction von 85 Mill. Joch Culturlandes den Bruttoertrag per 1 Hectar mit 100 Francs, was per 1 österr. Joch circa 60 fl. ö. W. beträgt.

Diesem Ergebniß der französischen Bodencultur stellt de Lavergne in folgender Weise die Ergebnisse der englischen Bodencultur entgegen. Die englische Landwirthschaft producirt an animalischen Erzeugnissen (Fleisch, Wolle, Milch, Pferde und Geflügel) 2000 Mill. Francs und an Bodenproducten 2000 Mill. (mit Weglassung des Eigenverbrauchs der Wirthschaften an Futter ꝛc.). Zu diesem Ergebniß der Gesammtwirthschaft von Großbritannien trägt England allein (ohne Schottland und Irland) 1325 Mill. Francs mittelst der animalischen und 1275 Mill. Francs an Bodenproducten, zusammen 2600 Mill. Francs bei. Der Bruttoertrag per 1 Hectar Culturlandes in England beziffert sich aber mit 200 Francs, daher mit circa 120 fl. per 1 österr. Joch. Wir stellen es der eigenen Vergleichung dieser landwirthschaftlichen Ergebnisse von Frankreich und England mit den von uns hervorgehobenen Bruttoproductions-Verhältnissen (die auf dem angegebenen Areal circa 3700 Millionen Gulden eigentlicher Boden- und animalischer Production betragen, wovon auf 1 Joch Areal mit Ausscheidung des Waldlandes circa 22½ fl. ö. W. entfallen) anheim, die Consequenzen zu ziehen. Es wird dabei klar, welche Dimensionen die Gesammtproduction Oesterreichs erreichen würde, wenn sie sich auch nur mit der französischen per 1 Joch Areal gleichstellt. Das Belehrendste aber aus dieser Zusammenstellung ist für den Fachmann das Verhältniß, in welchem die animalische Production zu der Werthsumme der Bodenerzeugnisse in England und Frankreich einerseits und in Oesterreich andererseits steht. Während in Oesterreich die animalische Production circa ⅓ der Bodenproduction beträgt, verhält sie sich in Frankreich wie 8:17 und in Großbritannien wie 2:2, in England allein sogar wie 13:12.

*) Essai sur l'economie rurale p. M. L. de Lavergne, Paris 1858.

Dieſen bezeichnenden Ausruf hätte ein zum Urtheil gleich berechtigter Mann noch im Jahre 1840 in Oeſterreich wiederholen müſſen. Aber heute fände er in allen öſterreichiſchen Ländern, bei Landwirthen jeder Claſſe den Drang zur verſtändigen Nutzung der reichen Gaben, die der Himmel auf Oeſterreichs Boden ergoſſen.

Die in Oeſterreich geſetzlich geregelte Befreiung des landwirthſchaftlichen Bodens von der gezwungenen Arbeit und von der unfreien und dadurch mangelhaften Bearbeitung hat den Angriff der ſegenbringenden Umgeſtaltung des landwirthſchaftlichen Betriebes begründet. Der im Groß- und Kleingrundbeſitze inzwiſchen und als unmittelbare Folge jener legislativen Maßregel gewonnene Aufſchwung mannichfacher Art läßt ſich nicht leugnen. Man begreift ſchon die Wahrheit der Worte Montesquieu's; „Les pays ne sont pas cultivés en raison de leur fertilité, mais en raison de leur liberté“ — und wir werden noch Veranlaſſung erhalten, unwiderſprechliche Belege der Wirkſamkeit des zum Fortſchritte drängenden Geiſtes in der landwirthſchaftlichen Bevölkerung anzuführen. Aber es hieße das erreichbare Ziel, das der folgenreiche Grundentlaſtungsact für die öſterreichiſche Landwirthſchaft inaugurirte, vollſtändig mißkennen, wollte man behaupten, das Ziel ſei ſchon auch nur halb erreicht, oder es ſei in den letzten 10 bis 15 Jahren in der Landwirthſchaft Oeſterreichs mehr als die Bahn zum Beſſeren eröffnet oder vielleicht betreten worden. Wir ſtehen erſt am Anfange jener in Mittel und Erfolg großartigen Umgeſtaltung, deren die Geſammtlandwirthſchaft in ihren rieſigen Dimenſionen in Oeſterreich fähig iſt. Doch die Fortſchrittsbahn iſt einmal gelegt! ſie, die zu wunderbaren Erfolgen führen wird, iſt netzartig im ganzen Reiche verbreitet, und ihre Benutzung wird Jahr für Jahr zunehmen. Das Decennium machte uns vertraut mit den ferneren Zielen, denen wir öſterreichiſche Landwirthe beherzt und mit Ausdauer zuzueilen haben. Wir erkennen, woran es uns noch gebricht, Urſachen und Wirkungen unſeres Zurückgebliebenſeins, hervortretend in der Vergleichung mit den Ergebniſſen und Leiſtungen in anderen Ländern, die wir nicht mehr wie früher bloß anſtaunen, ſondern ſchon für unſere eigenen Fortſchritte zu benutzen anfangen.

Dieſer Standpunct, wenn einmal von den aufgeklärten Gliedern einer landwirthſchaftlichen Bevölkerung gewonnen, iſt ſchon ein Fortſchritt, vielleicht der wichtigſte, gewiß entſcheidend über das Fortſchreiten in der Zukunft. Dieſer Standpunct berechtigt aber auch zu einer, keinem Zweifel unterliegenden Ueberzeugung: ein weiterer Aufſchwung der landwirthſchaftlichen Productions- und Nettoergebniſſe iſt nicht nur möglich, ſondern derſelbe kann in Oeſterreich, in Rückſicht auf die Ausdehnung des Areals, auf das bisherige Nutzungsreſultat, auf die vorherrſchende Bodenfruchtbarkeit,

dann die heutigen herrſchenden volkswirthſchaftlichen Verhältniſſe und begründet auf die jetzigen Betriebserkenntniſſe, Zielen und Dimenſionen nachſtreben, welche Uneingeweihte geradezu fabelhaft nennen mögen, Unterrichtete aber als beiſpiellos großartig mit Recht bezeichnen müſſen. *)

Es liegt uns nun noch ob, die Richtung und den Umfang unſerer landwirthſchaftlichen Fortſchritte näher zu bezeichnen. Uns Landwirthen dient die Erfahrung als bewährt, daß jede noch ſo ſehr vorgeſchrittene Einzelbewirthſchaftung weitere Fortſchritte geſtatte, daß Intelligenz, Arbeit

---

*) Ein für jeden Fachmann höchſt intereſſantes, aber auch jeden Oeſterreicher mit Genugthuung erfüllendes Bild, in welchem Maße Oeſterreichs volkswirthſchaftliche Thätigkeit nach allen Richtungen hin in den letzten dreizehn Jahren an Entwickelung gewonnen und wie es dieſen langen Zeitraum benutzt hat, liefert uns Frhr. v. Czörnig in ſeinem neueſten Werke: „Das öſterreichiſche Budget 1862", in dem Abſchnitte: „Die Steuerfähigkeit Oeſterreichs und die Vermehrung ſeines Wohlſtandes." Nach jener Darſtellung betrug der Erzeugungswerth der öſterreichiſchen Induſtrie

im Jahre 1845 approximativ ..... 840 Mill. fl. öſt. Währ.,
„ „ 1861 „ ..... 1321 „ „ „

der Werth der Baumwollwaaren ſtieg von 47 auf 115 Mill.; jener der Flachs- und Hanfwaaren von 79 auf 130 Mill.; — der Schafwollwaaren von 77 auf 140 Mill.; — der Werth der mercantiliſchen Erzeugniſſe (einſchließlich der Ausrüſtung der Eiſenbahnen) von 8 auf 70 Mill.; zur Erzeugung des inländiſchen Zuckers wurden

1847 ..... 2 Mill. Centner
1860 ..... 16 „ „ Rüben

verarbeitet. Im Durchſchnitt der drei Jahre 1845 bis 1847 wird eine Einfuhr von 129 Mill., in jenem von 1859 — 1860 eine ſolche von 244 Mill. nachgewieſen; dagegen betrug die Ausfuhr von 1844 — 1847 ..... 114 Mill. fl.,
„ 1859 — 1861 ..... 297 „ „

Der Geſammtverkehr mit dem Auslande ſtellte ſich

1845 — 1847 auf ..... 2438 Mill. Gulden,
1859 — 1861 dagegen auf ..... 5415 „ „

Die Länge der in Betrieb ſtehenden Eiſenbahnen, welche 1847 218 Meilen und 1854 344 Meilen betrug, erſtreckt ſich bereits auf 756 Meilen. Bei den verſchiedenen Genußmitteln (Fleiſch, Salz, Bier, Zucker, Caffe, Tabak ꝛc.) ergiebt ſich in den letzten dreizehn Jahren eine Vermehrung von 22 auf 117 Proc. Eingehend auf die in dieſer Zwiſchenzeit von circa dreizehn Jahren vorgekommene Anſammlung von Capitalien und dieſe ſpecialiſirend, ſchätzt Frhr. v. Czörnig ſolche productive Anſammlung von Capitalien auf 2000 — 2500 Mill. Gulden, worunter z. B. zum Bau neuer Häuſer in Wien 40—50 Mill., die Vermehrung der in Credit- und Induſtrieunternehmungen angelegten Capitalien mit 383 Mill. fl., die Zunahme der Einlagen in Sparcaſſen mit 55 Mill. u. ſ. w. gerechnet ſind. — Die Rückwirkung ſolcher Veränderungen und Fortſchritte in dem öſterreichiſchen Güterleben und die Hoffnung des weiteren Fortſchreitens darin wird gewiß auch nicht ohne mächtigen Einfluß auf den, wie wir im Verlaufe der Abhandlung berühren werden, möglichen und ſo vielſeitig eingeleiteten Aufſchwung der Bodencultur und den inländiſchen Verbrauch der wachſenden landwirthſchaftlichen Production bleiben.

und Capital den Fortschritt überall, um so mehr also dort zu steigern vermag, wo der Standpunct ein tieferer, oder wie wir für die Gesammtlandwirthschaft Oesterreichs im Durchschnitte statistisch nachgewiesen, ein sehr unbefriedigender ist. Wenn wir auch mit Genugthuung anerkannten, daß in der neueren Zeit der landwirthschaftliche Fortschritt in allen österreichischen Ländern Boden gewann, und daß sich aus allen ehrende Beispiele des nicht nur eingeleiteten, sondern auch erzielten Aufschwunges anführen ließen, so darf doch der Freund des Fortschrittes, der es mit der weiteren glücklichen Entwickelung ernst und aufrichtig meint, sich nicht verhehlen, daß der Aufschwung lange noch nicht ein allgemeiner sei, und die Mehrzahl der ausübenden Landwirthe mehr oder weniger erst dafür gewonnen werden müsse. Eine überwiegend größere Fläche des Acker-, Wiesen- und Weidelandes harret jener auch schon im österreichischen Nachbarlande oder am Nachbargrunde bewährten Umgestaltungen, welche durch den bekannten Bodenreichthum Oesterreichs im großen Ganzen so lohnend gemacht werden können. Noch wird ein überwiegender Theil des Areals in Bewirthschaftungssystemen gehalten, welche ausgedehnte Flächen geradezu brach legen oder unter den heutigen Verhältnissen die Möglichkeit eines angemessenen Brutto- und Nettoertrages ausschließen.

Millionen Joche an sich fruchtbaren Landes harren der zeitgemäßen Culturumwandlung, Entwässerung und Ausnützung des bisher unbenutzt vorüberfließenden Wassers, — Millionen Metzen der werthvollsten Bodenfrüchte werden nicht producirt, weil die werthvollsten Düngmittel unbenutzt den Meeresgestaden zufließen oder an andere, sie richtig verwerthende Länder verkauft werden. Bei jedem einzelnen Zweige des landwirthschaftlichen Betriebes ist der Gewinnung von viel mehr Werthen, Steigerung der Verwerthbarkeit, Erzielung höherer Bodenrente Gelegenheit gegeben. Die allgemeine österreichische landwirthschaftliche Ausstellung — abgehalten aus Anlaß der fünfzigjährigen Jubelfeier der niederösterreichischen Landwirthschaftsgesellschaft in Wien (Mai 1857) — entrollte ein erhebendes und anregendes Bild der großen Reichthümer der österreichischen Landwirthschaft. Sie zeigte, was in den verschiedenen Theilen des Kaiserstaates durch Intelligenz und Thatkraft schon errungen wurde; sie bewirkte aber noch mehr, sie legte im Vergleich mit den Weltausstellungen in London und Paris jedem urtheilsfähigen Fachmann dar, was den österreichischen Landwirthen in Allem zu leisten noch erübrigt, und welche Richtung und Vielseitigkeit sie ihrer Wirksamkeit zu geben berechtiget und verpflichtet sind. Alle Einsichtsvollen unter ihnen sind darüber einig, daß wir in Oesterreich, fortschreitend bis zu einer noch sehr ferne liegenden Stufe, weit mehr Getreide, Handels-

früchte aller Art, weit mehr landwirthſchaftlich techniſche Producte, Zucker, Oel, Spiritus, Bier, Stärke ꝛc., weit mehr animaliſche Producte, Vieh, Fleiſch, Wolle, Seide, Butter, Honig ꝛc. zu gewinnen vermögen, als bisher auf den fruchtbaren Landflächen gewonnen, und ebenſo unbezweifelt iſt es, daß überdies für beſſere Qualitäten der Producte, für günſtigere Einheitswerthe, — ſomit nach allen Richtungen hin für Hebung der niedrigen Bodenrente ein unendlich weiter Spielraum eröffnet ſei.

Als die Ausfuhr landwirthſchaftlicher Producte in einer langen Reihe von Jahren weſentlich geringer war wie die Einfuhr, wiederholten Freunde einer guten Handelsbilance und unſeres, im Auslande hart beurtheilten Vaterlandes ſehr oft die Klage, wie bedauerlich es ſei, daß der Agriculturſtaat Oeſterreich nicht halb Europa mit einem großen Ueberſchuſſe landwirthſchaftlicher Producte überfluthe. Eine ſolche Klage war mit der damaligen allgemeinen wirthſchaftlichen Lage der öſterreichiſchen Bevölkerung eine doch nur zum Theil gerechtfertigte; aber ſie hat die Wahrheit des volkswirthſchaftlichen Axioms, daß es nur arme Bevölkerungen ſind, welche landwirthſchaftliche Rohproducte und Nahrungsmittel in Maſſen anderen Ländern zuführen, geleugnet. Nur ein Wort ſei hier zur Beweisführung geſagt. Ungeachtet einer nicht gerade weſentlich geſtiegenen Bodenproduction geſtalteten die Valutaverhältniſſe die Sachlage der landwirthſchaftlichen Ein- und Ausfuhr in neuerer Zeit anders. Der Werth der Einfuhr landwirthſchaftlicher Producte betrug im Jahre 1860 — 40 Millionen, die Ausfuhr dagegen 46 Millionen; die Ausfuhr überſtieg daher die Einfuhr um circa ſechs Millionen, einen unbedeutenden Bruchtheil der öſterreichiſchen landwirthſchaftlichen Geſammtproduction pr. 1600 Millionen. Der Handelsbilance-Unterſchied bewirkte allerdings eine namhafte Steigerung der Nominalpreiſe, verſchaffte den Landwirthen ein beſſeres Einkommen und neue Mittel für Vervollkommnung ihres Wirthſchaftsbetriebes oder Erſatz für frühere, mehrjährige Verluſte. Die Patrioten freuten ſich einer ſolchen, dem Landwirthe nach Jahren drückender Verhältniſſe zu ſtatten kommenden Sachlage; allein in derſelben liegt einerſeits nicht gerade Veranlaſſung zu dauernder Freude und andererſeits, wie wir gleich ſehen werden, eine eindringlich conſtatirte volkswirthſchaftliche Lehre, auf welcher allein für die fortgeſchrittene öſterreichiſche Landwirthſchaft eine glückliche Zukunft begründet werden kann; denn die plötzlich in Folge der Valutabeſſerung eingetretene Stockung des landwirthſchaftlichen Abſatzes nach andern Ländern bewirkt ſchon heute ein Anhäufen unverkäuflicher Vorräthe gerade in den fruchtbarſten Ländern, einen im Jahre 1860 und 1861 kaum für möglich gehaltenen Preisrückgang der landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe und eine beklagenswerthe Verſchlimmerung der Lage der Landwirthe.

Die volkswirthschaftliche Lehre aber, auf die wir hinwiesen und die uns geworden, besteht darin, daß der Aufschwung der österreichischen Landwirthschaft nicht auf die Ausfuhr landwirthschaftlicher Producte nach dem Auslande, sondern nur auf der fortschreitenden Kräftigung unserer lebensfrischen Industrie, auf der dauernden und lohnenden Ausnutzung der Arbeitskraft, auf der Steigerung der Consumtionsfähigkeit der arbeitenden Bevölkerung — somit auch auf der dauernden Verbesserung des Wohlstandes aller Bevölkerungsclassen aufgebaut werden könne.

Der Selbstverbrauch nahezu der ganzen österreichischen Bodenproduction, aber nicht bloß in dem bisherigen Werthe von 1600 Mill. Gulden, sondern in jenem verdoppelt zu ermöglichenden von 3200 Mill., wird die gesammte österreichische Bevölkerung zu Wohlstand und Reichthum führen, und in gleichem Verhältnisse die materielle Macht des Staates steigern!

Die Volkswirthschafts-Politik, Nationalökonomie, Wissenschaft der politischen Oekonomie, oder wie man sonst die Wissenschaft nennen will, die über die Grundlage, die Bedingungen und Gesetze des socialen Güterlebens der Volkswirthschaft und des Volkswohlstandes den Völkern Aufklärung bietet, — hat den Beruf, die Factoren aufzudecken, durch deren Zusammenwirken dieser allgemeine Wohlstand in Oesterreich sicher und bald zu erringen ist. — Die österreichischen Landwirthe, ihre praktische Aufgabe festhaltend, werden gewiß bei gesichertem oder ermöglichtem inländischen Verbrauche und Absatze zu der oben mit 3200 Mill. angegebenen gesteigerten Production von Rohstoffen und Nahrungsmitteln sich nicht nur angeregt finden, sondern auch für dieselbe sorgen; mögen nur andere, der ganzen volkswirthschaftlichen Thätigkeit Richtung und Umfang vorzeichnende Kräfte den inländischen Verbrauch ermöglichen und für die Dauer consolidiren. Uns dünkt, daß zunächst der mit Weisheit gepflegte und auch bezweckte Aufschwung ausgebreiteter inländischer Industrie und Handelsbewegung es ist, welcher der nicht Landbau treibenden Bevölkerung, in lohnender Arbeit Erwerb und Gewinn bietet, und daß die Ausfuhr von Gewerbeproducten den Rohstoff, die Nahrungsmittel und die nationale Arbeitskraft (die unbeschäftigt vom Almosen lebt) vergütet. Sicher führt eine rege durch Anwendung aller zweckdienlichen Mittel beförderte Industrie und Handelsthätigkeit zunächst zu einem belebten Umtausche der Producte der einzelnen Länder Oesterreichs, zu einem lebhaften inländischen Handel, dem zum Nutzen des ganzen Volkes und Staates auch ein dauernd blühender Handel nach Außen, ein potenzirtes wirthschaftliches Verkehrsleben nach allen Richtungen folgen kann, — der nach unerschütterlichen Gesetzen auch immer einen verbesserten Volkswohlstand zur Folge hat.

Nachdem wir in dem bisher Gesagten die Möglichkeit des Fortschreitens auf dem Gebiete der österreichischen Landwirthschaft und die Bedeutung derselben für alle Volkskreise, dann die Solidarität und Wechselwirkung der einzelnen Elemente des allgemeinen Volkswohlstandes dargelegt haben, wollen wir es versuchen, die sich wechselseitig ergänzenden Fortschrittsmomente in der landwirthschaftlichen Thätigkeit zu berühren. Im großen Ganzen und auf Grund der Erfahrung, in Oesterreich so wie in den vorgeschrittensten Ländern, können hauptsächlich drei Hauptmomente unseres landwirthschaftlichen Fortschreitens als diejenigen bezeichnet werden, innerhalb deren das rationell praktische Streben sich zu bethätigen hat. Rufen wir uns zunächst ins Gedächtniß, daß der jährliche Productionswerth pro Joch Areal als Gesammtdurchschnitt aller österreichischen Länder nach Maßgabe der Bodenbeschaffenheit und im Vergleiche mit dem Ergebnisse vorgeschrittener, minder fruchtbarer Länder als ein unbefriedigender erkannt werde, und daß derselbe schon bei Vergleichung des Erfolges der einzelnen österreichischen Ländergebiete unter einander viel zu gering und ein solcher sei, daß dessen namhafte, ja mehrfache Steigerung bewirkbar ist, so müssen wir die Hebung der Bodenproduction als das erste Fortschrittsmoment der österreichischen Landwirthschaft erklären. Die Hebung der Bodenproduction um ein, zwei, drei bis fünf Metzen Roggenwerth pro Joch Ackerland, von zwei, vier und sechs Metzen Roggenäquivalent pro Joch Wiesenland, von drei, sechs und neun Metzen Roggenäquivalent pro Joch Weideland, dessen Culturumwandlung ausführbar ist, in einzelnen, noch so ausgedehnten Wirthschaftsobjecten, hält bei dem heutigen Stande der landwirthschaftlichen Kenntnisse kein erfahrener durchgebildeter Fachmann für eine auch nur schwere Aufgabe, falls das Object nicht schon auf einem sehr hohen Productionsstandpuncte sich befindet. Die Anwendung der bekannten und auch bewährten Mittel (zweckmäßige Einleitungen für Grundmelioirung, für rationelle Vervollkommnung der Bearbeitung, Bodenkraftpflege, Feststellung des Wirthschaftssystems ꝛc.), welche in einzelnen Objecten und Ländertheilen derlei Ergebnisse liefern, würde also die jährliche Production unserer 35 Mill. Joch Ackerlandes um 35—70—105 — 175 Mill. Roggenwerth erhöhen. Veranschlagt man diesen mit $2\frac{1}{2}$ fl. öst. Währ. pr. Metzen, so ergiebt dies einen Zuwachs der jährlichen Ackerbodenproduction um $87\frac{1}{2}$ — 175 — $262\frac{1}{2}$ — $437\frac{1}{2}$ Mill. Gulden jährlich.

Und doch befände sich der ursprüngliche Productionswerth pro Joch auch selbst bei Erreichung eines Plus von 5 Metzen noch nicht auf dem Standpuncte mehrerer anderer außerösterreichischen, minder fruchtbaren Länder. Erfahrungsmäßig bezieht sich aber nach Anwendung zweckmäßiger Einleitungen für nachhaltige Hebung des Ernteertrages die Steigerung nicht bloß auf Getreide, sondern auf alle jene Culturgewächse, welche in das entsprechende

Fruchtfolgeſyſtem aufgenommen ſind, ſomit auch auf Handelsfrüchte, Blatt- und Hackfrüchte; ferner iſt bei der Ziffer einer ausgeſprochenen möglichen Productionsſteigerung, der thunlichen Productionsſteigerung des Wieſen- und Weidelandes von circa 30 Mill. Joch, dann der möglichen Hebung der Futterverwerthung mittelſt vorgeſchrittener animaliſcher Production gar nicht gedacht.

Wenn wir daher oben den Werth der bisherigen öſterreichiſchen landwirthſchaftlichen Bodenproduction ohne Wald per 1600 Mill. Gulden eine mögliche Verdoppelung, d. h. 3200 Mill. jährlichen Productionswerthes entgegengeſetzt haben, wird wohl kein Fachverſtändiger dieſen Gedanken in das Gebiet unreifer Plan- und Projectenmacherei verweiſen.

Jedes Procent Steigerung fügt dem bisherigen Jahreseinkommen der Landwirthſchaft 16 Mill. Gulden jährlich hinzu, und gewiß kann jeder Fachmann, welcher im praktiſchen Wirkungskreiſe (ausgehend von der oben angegebenen, oder einer ähnlichen Productionseinheit pro Joch) eine procentuale Erhöhung nachhaltig durchgeführt hat, die mögliche Steigerung mit 10 — 15 — 20 % für die nächſtliegende Zukunft, und eine Steigerung von 50 — 100 % für die entfernten Ziele als eine gemeinſchaftliche würdige Pflicht aller Landwirthe erklären.*) — Ebenſo ſollte ſich jeder Staatsbürger, jeder pflichtgetreue Regierungsbeamte angeregt finden, zur Geltendmachung der Vorbedingungen für die Erreichung ſolcher bedeutungsvollen Ziele, und zu der allgemeinen Verbreitung und Anwendung jener Fortſchrittsmittel beizutragen, die wir ſchon in unſeren Ländern im einzelnen bethätigt vorfinden.

Der Sorge für Hebung der Bodenproduction zunächſt, muß als zweites Fortſchrittsmoment die Geltendmachung aller derjenigen Behelfe anerkannt werden, durch welche a) eine größere Mannichfaltigkeit, b) die erreichbare

---

*) Viele unſerer Fachgenoſſen ſind, ſo wie der Verfaſſer, durch die eigene Erfahrung belehrt, daß die Steigerung der Bodenproduction, wenn von einem tieferen Standpuncte ausgegangen wird, in Folge Durchführung der die Bodenkraft ſteigernden und ſonſtigen rationellen Hülfsmittel um ſo höher iſt und um ſo raſcher erfolgt, je geringer der durchſchnittliche Bodenertrag bisher war, und daß dieſe Steigerung erſt proportional geringer wird, wenn die Productionsziffer eine mittlere Maximalgrenze der gegebenen Oertlichkeit erreicht hat.

So iſt es unter den mannichfachſten Bodenverhältniſſen durch vieljährige Erfahrung feſtgeſtellt, daß die Hebung der Bodenproduction, z. B. von 8 Metzen auf 12 bis 16 Metzen Roggenwerth pro Joch (nachhaltig) unſchwerer und auch raſcher zu erzielen iſt, als wenn dann noch eine weitere Steigerung von z. B. 16 auf 20 u. ſ. w. erlangt werden will, und doch beträgt in dem erſteren Falle die Productionsvermehrung 50 und 100 %, in dem zweiten Falle nur 25% über die beim Beginne der landwirthſchaftlichen Reform vorgefundene Bodenproductions-Größe.

Vollkommenheit und c) eine beſſere Verwerthung der Producte bezweckt werden kann.

Was die Mannichfaltigkeit der Bodenproducte anlangt, ſo dürfte kaum ein Land der Welt zu einer ſolchen Verſchiedenheit aller nur denkbaren Bodenproductionen Gelegenheit bieten, wie Oeſterreich kraft der Verſchiedenheit und vorwiegenden Fruchtbarkeit des Bodens, der klimatiſchen und Lagenverhältniſſe, und der nationalen verſchiedenartigen Geſchicklichkeit und Neigung.

In Bezug auf Qualität der Producte haben die Ausſtellungen in London und Paris in den exponirten landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen aus allen Theilen der Erde belehrende Belege geboten, denen der öſterreichiſche Landwirth im großen Ganzen mit ſehr beachtenswerthem Gewinnſterfolge nachſtreben kann, weil beſſere Qualitäten der Bodenproducte bei denſelben Gattungen beträchtliche Werth- und Preisunterſchiede begründen. Die ausgeſtellten Wirthſchaftsthiergattungen boten dem vergleichenden Blicke das anregende Bild, welche Werthſteigerungen bei der Thierzucht überhaupt der verbreiteten Anwendung rationeller Grundſätze bei der Züchtung, Haltung und Nutzung zugänglich ſind.

Die Wirthſchaftsthierhaltung iſt dem Landwirthe neben dem Düngergewinn zunächſt nur die Gelegenheit zur Verwerthung der erzielten, in weiſe gewählten Wirthſchaftsſyſtemen auch reicher producirten Futtermittel; aber die Höhe der Verwerthung hängt ab von dem Vollkommenheitsgrade der Züchtung und Haltung. Der Verwerthungsfactor (Nutzungspreis) eines jeden Centner Heuwerths Futteraufwand ſchwankt in der Wirklichkeit zwiſchen 20 kr. und 2 fl. und darüber. Welch' großartiger Unterſchied iſt mit dieſen zwei Einheiten im großen Ganzen für die nur mit 600 Mill. Centner angenommene Heuäquivalentſumme Futteraufwandes in dem jährlichen Einkommen der öſterreichiſchen Landwirthe ausgeſprochen, und doch kann und wird ein im allgemeinen vorgeſchrittener Ackerbau dieſe 600 Mill. Centner Futter zur weiteren Steigerung der Bodenproduction verdoppeln und verdreifachen.

Wenn ſchon in der eben erwähnten möglichen höheren Ausnutzung der Bodenproducte mittelſt Verbeſſerung der Qualität und in der höheren Ausnutzung der Futtermittel ein unmeßbarer Kreis des geſteigerten landwirthſchaftlichen Ertrages ſich nachweiſen läßt, ſo wird ſich auch weiter und überall die Erwägung als ſehr dankbar erweiſen, in welchem erweiterten Maße die Umwandlung der verſchiedenen Rohproducte, Getreide, Kartoffel, Rüben, Oel, Geſpinnſte, Farbenpflanzen ꝛc. mittelſt landwirthſchaftlicher Nebengewerbe, zur Erhöhung der Bodenrente, zur Benutzung auch des entfernteſten Marktes und zur Gewinnung von Futterſtoffen und neuen Bodenkräftigungsmitteln (in den Rückſtänden) beizutragen vermag. — Ebenſo gewiß iſt es, daß die Beachtung des Marktbedürfniſſes, die Benutzung der ſich zum Segen Oeſter-

reichs immer mehrenden Verkehrsmittel, die Wahrnehmung der specifischen Unterschiede der betreffenden Kronländer zum in- und ausländischen Handel, zur gesicherten angemessenen Bodenproductivverwerthung führen.

Wir glauben uns daher nicht zu täuschen, wenn wir hiernach in der gesteigerten Mannichfaltigkeit, Vervollkommnung und angemessenen Verwerthung der landwirthschaftlichen Production einen ebenso mächtigen Hebel für lohnenderen landwirthschaftlichen Betrieb nicht minder als in der Productionshebung erkennen, und man wird es uns nicht verargen, wenn wir dem österreichischen Landbau die Kräftigung und Erweiterung der Industrie und Handelsthätigkeit, hier als Mittel angemessenerer Verwerthung, als Sporn höherer Verbrauchsfähigkeit für die gesteigerte Bodenproduction, dort als landwirthschaftlichen Beitrag zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes wünschen.

Ein drittes Fortschrittsmoment besteht unseres Erachtens in der Rückführung der landwirthschaftlichen Productionskosten auf eine angemessenere Einheit per Joch Areal oder per Centner Bodenproduction. Zwar führt schon eine gesteigerte Bodenproduction durch eine günstigere Vertheilung der Kosten aller Art zu einem günstigeren Verhältniß der allgemeinen Auslagen (Steuer, Umlagen, Zinsen ꝛc.), dann sonstiger Erzeugungskosten der producirten Einheiten; allein die Lage der Landwirthschaft verlangt im Hinblick auf die mäßige Nettorente auch eine directe Reduction der Productionskosten selbst.

In allen österreichischen Ländern sind die landwirthschaftlichen Productionskosten im letzten Decennium in empfindlicher Weise gestiegen; mit Ausnahme der Jahre, in welchen der durch Valuteneutwerthung angeregte Export der landwirthschaftlichen Producte auch bessere Nominalpreise brachte, sind die Preise landwirthschaftlicher Producte mit den Gestehungskosten im gleichen Verhältnisse nicht höher gegangen. — Nicht nur die Kosten der Menschenarbeit, sondern auch alle Bedürfnisse des Landwirthes, z. B. an Eisen, Geräthen, Zugkraft, Holz, an allen Inventar- und Magazinsartikeln sind theuerer, die Umlagen auf Grund und Boden ꝛc. sind größer geworden.

In Böhmen ist diese Steigerung der Productionskosten per Joch Areal bei Entgegenhaltung der Jahre 1847 und 1862 mit 30—50% und darüber nachweisbar.

In so weit die durchschnittlichen Productenpreise nicht gleichmäßig gestiegen, sondern zurückgegangen sind,*) kommt der Landwirth in die Lage, die landwirthschaftlichen Producte selbst auch unter dem wahren Erzeugungspreise

*) Ein Metzen Roggen kostete in Böhmen im Durchschnitte aller Märkte: im Jahre 1846 fl. 3.23, 1847: fl. 4.23, 1848: fl. 2.25 kr. C. M. und kostet heute — Mai 1863 — am Prager Platze fl. 2.50 österr. Währ.

abgeben zu müſſen, wenn nicht günſtigere Ernten oder Sicherung nachhaltiger Productionsvermehrung die Geſammt-Bruttoeinnahme erhöhen.

Nur wenige Gruppen der landwirthſchaftlichen Productionskoſten ſind dem Willen des Landwirthes unterworfen; um ſo wichtiger iſt es, daß er wenigſtens auf dieſe Einfluß üben möge; darunter gehört insbeſondere der Gebrauch zweckmäßiger Geräthe und Maſchinen für billigere Geſtaltung des Arbeitsconto, das Aufgeben der Verſchwendung beim Saatgute, die Wahl der Productionen und Syſteme nach Maßgabe der Boden-, klimatiſchen und ſonſtigen Verhältniſſe; demnächſt der Erzeugungspreis des Düngerquantums, mittelſt deſſen die Bodenkraft erhalten und für größere Ernten vermehrt wird. Dieſe Auslagenpoſt, gewöhnlich unbeachtet und doch bei richtiger Rechnung ſo hoch, hängt von der erzielten Verwerthung des Futters ab und verdient eingehende Beachtung des Landwirthes.

Zur Wahrnehmung der hier entwickelten drei Fortſchrittsmomente drängen den Landwirth mannichfache Verhältniſſe. Die Anſicht, daß die öſterreichiſche Landwirthſchaft auf ihrem heutigen Standpuncte auch von mächtiger Concurrenz bedroht ſei, gilt heute nicht mehr als unbegründet. Die ſehr fruchtbaren und dünnbevölkerten öſtlichen Länder des Kaiſerſtaates ſelbſt, noch mehr aber die Nachbarländer im Oſten und Süden können viel Getreide und Vieh wohlfeiler produciren; in Folge der Erweiterung der Communicationswege und Erleichterung des Verkehres ſteigert ſich die Ausfuhr aus denſelben mit jedem Jahre und dadurch wächst die Concurrenz mit den weſtlichen Provinzen, wo die Preiſe deshalb unbefriedigend bleiben müſſen.

Die weſtlichen öſterreichiſchen Länder können daher wohl von anderen glücklichen Umgeſtaltungen ihres Betriebes, keineswegs aber von höheren Rohproductenpreiſen Beſſerung der Rente erwarten, da hohe Preiſe kaum zu hoffen, und ſoll eine concurrenzfähige, inländiſche Induſtrie den nächſten und flotten Markt zu ſchaffen in der Lage ſein, — nicht einmal zu wünſchen ſind.

Wenn ſchon jetzt über die geringe Bodenrente, die oft kaum die Zinſenzahlung von Hypothekarcapitalien dem Landwirthe ermöglicht, Klage geführt wird, ſo mahnen nicht nur die Verhältniſſe in Bezug auf die Lage des Staates und die allgemeine Volkswohlfahrt, ſondern auch der Blick in die zukünftige Geſtaltung der Lage der Landwirthſchaft ſelbſt, daß die Landwirthe ſich mit Aufbietung aller Thatkraft und Energie der ſo eben hervorgehobenen drei Hauptmomente des Fortſchrittes bemächtigen. Uns ſcheint darin Beſſerung der noch unbeneidenswerthen Lage der landwirthſchaftlichen Bevölkerung zu liegen.

Nur in der nach jenen drei Richtungen energiſch ergriffenen Fortſchrittsbewegung der Landwirthe glauben wir auch die Berechtigung der Förderung zu ſuchen, daß auch an anderen, maßgebenden Orten für Hebung

des allgemeinen Volkswohlstandes jene Einflüsse und Hülfsmittel zur Geltung gebracht werden, an deren Wirksamkeit das zukünftige Wohl und Wehe der Landwirthschaft geknüpft ist.

Gerne bekennen wir offen, daß wir uns auch in dieser Beziehung von dem besten Vertrauen in die Zukunft erfüllt finden. Es bürgt uns dafür das in die Kreise der österreichischen landwirthschaftlichen Bevölkerung neuerer Zeit als Frucht trauriger Erfahrungen gedrungene Bewußtsein der Lage der Gegenwart, die Möglichkeit der Umgestaltung und einer gedeihlichen Zukunft.

Die verständigen Landwirthe, Groß- und Kleingrundbesitzer, erkennen schon, daß die Wirthschaftsform in den einzelnen Objecten und Ländertheilen nicht bloß nach dem engen Gesichtskreise des Gehöftes oder Dorfes geregelt werden solle.

In der Mannichfaltigkeit der Verhältnisse der einzelnen österreichischen Länder ist die Möglichkeit wechselseitiger Unterstützung und Ergänzung der einzuschlagenden Wege begründet, und die österreichische Gesammtlandwirthschaft kann in nicht ferner Zukunft zu einer Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Entwickelung gelangen, wie sie nur in wenigen Staaten Europa's möglich ist.

Eben so wie die Verschiedenheit der Volksstämme auf dem österreichischen Staatsgebiete die Nothwendigkeit der Reichseinheit begründete, eben so sind es auch die verschiedenen agricolen Verhältnisse,*) die ein segenbrin-

---

*) Wir schulden es dem Andenken an den zu früh verstorbenen Kleyle, hier aus seinem bereits citirten Vortrage (Mai 1857) noch jenen Theil zu entlehnen, in welchem er auf den Hauptcharakter der landwirthschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Länder Oesterreichs einging. Er theilte Oesterreich in folgende vier Hauptgruppen ein:

I. Alpenländer: Oesterreich unter und ob der Enns, Salzburg, Tirol, Krain, Kärnthen, Steiermark, — angewiesen hauptsächlich auf Gebirgswirthschaft und Thierzucht, mit mäßigem Getreidebau in den Ebenen, Weinbau an den südlichen Abhängen.

II. Oestliche Länder: Ungarn, Banat, Kroatien, Slavonien, Militärgrenze, Siebenbürgen. Die Karpathen gleichen den Alpen; doch gestatten die ausgedehnten Ebenen mit meist sehr fruchtbarem Boden, in den Niederungen mit scheinbar unerschöpflicher Bodenkraft den Bau aller landwirthschaftlichen Culturgewächse, die vielen Millionen Joch Weideland eine ausgedehnte Weideviehhaltung. Schon jetzt erzeugen diese Länder ziemlich die Hälfte der Getreideernte des Kaiserreiches und benutzen eine namhafte Wollproduction und Schweinezucht. Daneben beträgt die Weinproduction ca. 30 bis 40 Mill. Eimer und der Tabak liefert 5—600,000 Centner Ernte.

III. Nördliche Länder: Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Bukowina. Während Böhmen neben einem bedeutenden Gebirgskranze zum Theile Hügelland ist, und dazwischen auch fruchtbare ausgedehnte Ebenen aufzuweisen hat, umfaßt Mähren

gendes thätiges Fortschreiten in allen österreichischen Ländern mittelst zielbewußter Gemeinsamkeit der Zukunft sichern werden.

Neben vielen anderen Einflüssen der Neuzeit haben die neugeschaffenen Communicationsmittel, die achtbaren Dimensionen des inländischen Industrie- und Handelsverkehrs, die einst kaum gekannten Absatzverhältnisse als anregende Motoren die Beziehungen des Landwirthschaftsbetriebes schon wesentlich umzugestalten begonnen und in neue Bahnen gelenkt. Weitere Einflüsse werden gleichen Schritt halten mit der progressiven Verbreitung besserer Einsicht im Kreise der Landwirthe selbst. Schon erkennen wir in der Gegenwart die nächstliegenden Früchte derselben.

Die reine Brachwirthschaft, die ausschließliche Getreideproduction, welche mit allmälicher Bodenverarmung ungenügende, oft gar keine Reinerträge begründet, verschwindet immer mehr und auf fortschreitend größeren Flächen. Pflege der animalischen Production, Einführung entsprechender Bewirthschaftungssysteme, die Sorge für Erhaltung und Steigerung der Bodenkraft, die Unternehmung von Culturumwandlungen, radicaler Bodenverbesserungen, die Einführung guter Maschinen und Thierracen, die Vervollkommnung der landwirthschaftlich-technischen Gewerbe, dies und so vieles andere sind Belege gesteigerter Selbstthätigkeit, begründet in dem Bewußtsein der Nothwendigkeit, Möglichkeit und Nützlichkeit eines allseitigen Aufschwunges. Wir könnten eine ganze Reihe von Thatsachen anführen, die

---

vorherrschend ausgedehnte, fruchtbare Ebenen; Schlesien ist meist Hügelland. Galizien zeigt von der Höhe der Karpathen bis an die Ufer großer Flüsse alle Abstufungen der Lage. Hier ist die Hackfrucht-Wirthschaft auf weiten Flächen ermöglicht; der Getreideanbau deckt den Bedarf und läßt von mittelguten Ernten Ueberschüsse über den eigenen Bedarf. Die landwirthschaftlich-technischen Nebengewerbe vermitteln nicht nur die Verwerthung der Hackfrucht, sondern begünstigen bei dem Mißverhältnisse des Graslandes in den Abfällen Futtererzeugung für Mastung und Wollproduction.

IV. Südliche Länder: Venedig und Dalmatien. Die südliche Lage befördert im ersteren eine üppige Vegetation. Der Mais wird die Hauptfrucht und Maulbeerbäume mit der Weinrebe nehmen das freie Feld ein. Die Käsefabrication bildet daselbst einen Hauptartikel der Thiernutzung, — dagegen wird Dalmatien seines ausgedehnt felsigen Bodens wegen theilweise zum Feldbau ungeeignet, aber die Olivenöl-Erzeugung (75,000 Centner) ist nicht ohne Bedeutung.

In dieser Gruppirung und glücklichen Unterscheidung liegt auch der Fingerzeig, welcher Hauptwirthschaftsform als Basis für Hebung der Gesammtlandwirthschaft jede der vier Ländergruppen sich vorzugsweise bedienen könne; denn gewiß ist es, daß der Vorgang in einem Kronlande oder in einer Gruppe, wenn auch in dieser noch so ersprießlich, nicht zugleich für die anderen zur Nachfolge angezeigt sei. So förderlich die wechselseitige Unterstützung in Absicht auf den günstigen Enderfolg für die Gesammtheit zu wirken vermag, so nachtheilig würde ein gleichartiges Vorgehen aller für sie werden.

alle von der Einkehr eines den Fortschritt belebenden Geistes im Kreise der österreichischen Landwirthe aller Schichten unwiderlegbare Zeugenschaft ablegen. Man blicke auf die Thätigkeit und praktische Richtung der hunderte von landwirthschaftlichen Vereinen, auf die hunderte von Fragen, die darin Erwägung und Lösung finden; auf das potenzirte, erwachte und in den kleinsten Bezirken sich aussprechende Bewußtsein der Klein- und Großgrundbesitzer: „wir wollen, wir können, wir müssen vorwärts." Die einst auf die Hauptstadt beschränkten landwirthschaftlichen Ausstellungen sind zum Bedürfnisse der meisten Local- oder Bezirksvereine geworden und tragen nach allen Richtungen den Impuls zum ernsten Nachdenken, Vergleichen — zur vervollkommneten That.

Nicht nur Großgrundbesitzer bringen Opfer zur Verbreitung nützlicher landwirthschaftlicher Kenntnisse, zur Steigerung des landwirthschaftlichen Intelligenzcapitals; auch der Kleingrundbesitzer fordert und unterstützt das Werden geeigneter Schulen. Dem praktischen Fortschritte, der Verbreitung zeitgemäßer landwirthschaftlicher Einsicht dienen aber nicht bloß ganze Vereine, — wir sehen auch einzelne hervorragende Personen, wir sehen, wie selbst einzelne Fachgenossen, mit Aufopferung von Bezirk zu Bezirk die Fahne des landwirthschaftlichen Fortschrittes tragend, durch Lehre und That, durch Geldopfer und Vorbild dem Aufschwunge dienen, dessen Verständniß zu verallgemeinern streben. Unter den als sehr vorsichtig bekannten Rusticalgrundbesitzern entstehen aus eigenem Antriebe Genossenschaften für Sicherung des Eigenthumes, für größere landwirthschaftlich-gewerbliche Unternehmungen, für wechselseitige Unterstützung, Aneiferung, Belehrung u. s. w. Man vergleiche dies mit einem älteren Jahre auch des jüngsten Decenniums und wird zugeben, daß ein reger, verständiger Sinn in die landwirthschaftliche Bevölkerung der einzelnen Länder Oesterreichs gedrungen, der sie auch weiter auf der Fortschrittsbahn zum Besseren führen wird.

Schon gilt vielseitig das Zögern in Würdigung der geänderten Verhältnisse als unersetzlicher Verlust, Rückweisung der Forderungen der Zeit unverkennbar als Bedrohung und Erschütterung des Wohlstandes der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung. Doch mit dem Wachsen der Gefahr wächst auch Selbstvertrauen und Muth; auch die Zögernden werden sich der ausgesprochenen Fortschrittsmomente bemächtigen, in jedem österreichischen Lande nach Maßgabe der specifischen Verhältnisse des Bodens, der Lage, der Bevölkerung, und so wird die Landwirthschaft all der verschiedenen Länder und Königreiche Jahr für Jahr immer mehr beitragen zu den Schätzen Oesterreichs.

Durch die bisherigen Betrachtungen wird die Behauptung, daß die Gesammtlandwirthschaft Oesterreichs in allen Zweigen bedeutungsvolle Fort-

ſchritte machen werde und könne, ebenſo begründet ſein, wie Wiſſenſchaft und Erfahrung die Ziele und Richtung andeuten, in welcher erſtere zu erreichen ſind, und dem Volks- und Staats-Einkommen große, und zwar größere Summen zuführen können, als in irgend einem Staate Europa's.

Man könnte ſich vielleicht veranlaßt finden, uns den Vorwurf unfruchtbaren Theoriſirens zu machen, wenn wir es unterließen, der gegenwärtigen Darſtellung auch die Beſprechung der Mittel und Bedingungen anzureihen, durch welche die ſo großartigen Reſultate des verallgemeinerten Fortſchrittes in Oeſterreich erreicht werden können. — Der Tadel wäre nicht unbegründet, wenigſtens in ſo weit als er dem Stehenbleiben auf halbem Wege gälte.

Indem wir uns eine ausführlichere Darlegung in dieſer Richtung für ſpäter vorbehalten, müſſen wir uns für jetzt damit begnügen, die Umriſſe anzudeuten.

Die ſämmtlichen Mittel und Bedingungen für Erreichung unſerer hohen Ziele laſſen ſich zunächſt in drei Hauptgruppen theilen:

1. in Einleitungen, welche in das Gebiet der Legislatur, ſomit zum Reſſort des Reichsrathes und der Landtage gehören, und ſowohl dabei, als auch bei der Vollziehung ſelbſtändiger Verfügungen die Wirkſamkeit der Regierung in Anſpruch nehmen;

2. in ſolche, welche nur durch Vereinigung vieler Landwirthe nach Gemeinde-, oder Bezirks-, oder Landes-Gebieten oder von eigentlichen landwirthſchaftlichen Vereinen verwirklicht werden können, und

3. in Einleitungen, deren der einzelne Landwirth ſich zu bemächtigen, die er ſelbſtthätig in ſeinem Wirthſchaftsobjecte durchzuführen hat.

Mehrere der Fortſchrittsmittel fallen der Thätigkeit des Einzelnen und der Vereinigung zu; wenigſtens wird der Erfolg mittelſt der letzteren ſicherer, raſcher und umfaſſender erreicht werden.

Objectiv beurtheilt ſcheiden ſich alle näher anzudeutenden Mittel des Aufſchwunges in zwei Haupt-Kategorien:

a) Verfügungen, durch welche Hinderniſſe der Fortſchrittsbewegung beſeitigt werden;

b) Einleitungen, welche den Fortſchritt der Geſammtlandwirthſchaft Oeſterreichs befördern.

Nur zu oft wird die Meinung geltend gemacht, es müſſe auch auf dem landwirthſchaftlichen Gebiete alles und jedes von der Regierung erwartet und verlangt werden. Der Verfaſſer bekennt offen, nicht zu dieſer Meinungsgenoſſenſchaft zu gehören, und geſellt ſich vielmehr aus Ueberzeugung zu jenen Fachmännern, welche anerkennen, daß auf dem landwirthſchaftlichen Gebiete die, durch eine weiſe Regierung auf Grundlage geläuterter und bewährter

Axiome allgemeiner Volkswirthschaftspolitik zeitgemäß und kräftig geschützte und beförderte freie Selbstthätigkeit der Landwirthe zum Ziele führe. Schon im eigenen Interesse, wie nicht minder im Hinblick auf die Wohlfahrt des Volkes, erkennt eine weise Regierung die Bedeutung des landwirthschaftlichen Fortschrittes auch unter weniger bedeutungsvollen Verhältnissen als jene Oesterreichs sind, an, und sie vermag dann durch Ermunterung und Beförderung viel, sehr viel, aber nicht Alles.

Ein großer Theil der Aufgabe und damit die Erfüllung der meisten Bedingungen fällt den Landwirthen selbst zu, und sie werden, dessen sind wir gewiß, das Vertrauen der Regierung nicht täuschen.

Die österreichische Regierung selbst hat einen Theil ihrer großen Aufgabe schon vollzogen oder in Angriff genommen. Das richtig erkannte Staatsinteresse wird das weitere Vorgehen motiviren. Der Durchführung der Grundentlastung, der Servituten-Ablösung, der Einleitung zur Befriedigung der landwirthschaftlichen Unterrichtsfrage, mit deren glücklicher Lösung ein unermeßliches Intelligenz-Capital zu gewinnen ist, der Erleichterung der Colonisation in Ungarn, dem Wassergesetze, der Sorge für landwirthschaftliche Credit-Institute u. s. w. — diesen und anderen nothwendigen Regierungs-Maßregeln werden bald nicht minder einflußreiche Thaten auf dem Gebiete der Finanz- und Volkswirthschaftspolitik, der Zoll- und Handelsgesetzgebung folgen. In der neuen Verfassung ehrt das österreichische Volk dankbar und vertrauensvoll die Bürgschaft seiner Wohlfahrt nach allen Richtungen hin und somit auch auf dem Gebiete der Landwirthschaft und ihrer Zukunft.

In dem bisher Gesagten haben wir neben Darlegung des großartigen Werthcapitals, der annähernden Ermittelung der Production, als dem bisherigen Resultate des gesammten österreichischen Landwirthschaftsbetriebes, eine flüchtige Rundschau gewidmet und fügten dieser unsere Ansichten über die Fortschrittsmomente, über die Bedeutung und Möglichkeit eines kaum zu begrenzenden Aufschwunges bei.

Wir dürften wohl hiernach auch berechtigt sein, noch der Zukunft der österreichischen Landwirthschaft, wie wir sie uns in der Gegenwart begründet vorstellen, ohne Selbsttäuschung, einige Worte im allgemeinen zu widmen. Die Zukunft im Entwickelungsleben der Völker überhaupt und in dem wirthschaftlichen oder socialen Güterleben insbesondere ist eine nothwendige Folge der aus der Vergangenheit hervorgegangenen Factoren.

Wir haben über die letzteren Niemanden zu täuschen gesucht, wir verhehlten weder uns noch anderen das Betrübende, das Unbefriedigende der, der Vergangenheit angehörigen Zustände, insofern sie auf die österreichische Landwirthschaft Bezug haben.

Wir sind aber auch überzeugt, daß wir uns über die befruchtende Wirksamkeit der in ihrem bisherigen Walten wahrgenommenen Factoren nicht

täuſchen, wenn wir der öſterreichiſchen Landwirthſchaft eine glänzende Zukunft vorherſagen.

Keinem Staate in Europa können und werden die nächſten Decennien einen ſolchen Aufſchwung, eine ſo namhafte Steigerung der Bodenproductionswerthe bringen, wie Oeſterreich, wenn es ernſtlich will. Die in der Bodencultur vorangeeilten Staaten: Belgien, England, ein Theil Deutſchlands und Frankreichs, ſind im großen Durchſchnitte bereits auf einem Standpuncte des landwirthſchaftlichen Erfolges angelangt, von dem ein weiteres Fortſchreiten nur noch langſamer ſtattfinden kann. Der Staat, den die Natur mit noch größeren bisher ruhenden Bodenſchätzen geſegnet — Rußland — muß, bevor er in ſeinen Grenzen und im großen Ganzen mit ſeiner Bodencultur auf den dermaligen Standpunct der öſterreichiſchen Landwirthſchaft gelangt, und bevor er von dieſem aus weitere namhafte Fortſchritte anſtreben kann, vorerſt in ſeinen ſtaatlichen Einrichtungen, in ſeinem volkswirthſchaftlichen Leben manchen Umwandlungsproceß als Vorbedingung durchführen, wozu in dem großen Reiche, bei dem anerkennungswürdigſten Willen ſeines Herrſchers, Jahre, viele Jahre erforderlich ſind, während Oeſterreich derlei Vorbedingungen bereits fruchtbringend erfüllt hat.

Die öſterreichiſche Landwirthſchaft kann und wird ſich in nicht ferner Zukunft als der großartigſte Hebel des Volkswohlſtandes, als der wirkſamſte Motor eines kräftigen Induſtrie- und Handelsverkehrs, und neben und durch dieſe als die ſolideſte und reichſte Quelle eines alle Staatsbedürfniſſe deckenden, den Staatscredit kräftigenden Staatseinkommens bewähren, wenn ſeine Staatsmänner und Volksvertreter die nahe liegenden Bedingungen der volkswirthſchaftlichen Geſammtthätigkeit würdigen und erfüllen, und zugleich die aufſtrebende Thätigkeit der landwirthſchaftlichen Bevölkerung anregen, ſchützen und fördern.

Auf dieſem Wege wird es aus den Jahren ſchwerer Prüfungen glücklich und mächtig hervorgehen!

A. E. Komers.

Oesterreich auf den bisherigen Weltausstellungen.

Vom Ministerial-Concipist F. Schmitt in Wien.

I.

London 1851.

„Es wird Niemand, welcher den besonderen Richtungen unseres gegenwärtigen Zeitalters einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, auch nur einen Augenblick zweifeln, daß wir in der Zeit eines wunderbaren Ueberganges leben, welche der Verwirklichung des großen Zieles, auf das in der That die ganze Weltgeschichte gerichtet ist, — der Darstellung der Einheit der Menschheit, — rasch zustrebt; nicht einer Einheit, welche die Grenzen niederreißt und die besonderen Charakterzüge der verschiedenen Nationen der Erde vernichtet, sondern einer Einheit, welche das Ergebniß und Erzeugniß der nationalen Verschiedenheiten und mit einander wetteifernden Volkscharaktere ist. Die Entfernungen, welche die verschiedenen Nationen und Theile des Erdkreises trennen, verschwinden schrittweise vor den Vervollkommnungen der neueren Erfindungen, und wir können sie jetzt mit unglaublicher Leichtigkeit zurücklegen; die Sprachen aller Völker sind bekannt, und ihre Leistungen sind in den Kreis des Erreichbaren für Jedermann gestellt; der Gedanke wird mit der Schnelligkeit und ebenso mit der Gewalt des Lichtstrahles verbreitet. Auf der anderen Seite wird der große Grundsatz der Arbeitstheilung, welche die bewegende Kraft der Civilisation genannt werden mag, auf alle Zweige der Wissenschaft, des Gewerbfleißes und der Kunst ausgedehnt. Während früher die größten geistigen Anstrengungen sich zu einem universellen Wissen zerstreuten, und dieses Wissen auf Wenige beschränkt war, sind sie gegenwärtig auf specielle Fächer und in diesen wieder auf die kleinsten Puncte gerichtet; aber das errungene Wissen wird auf einmal Eigenthum des großen Ganzen.

Während früher Entdeckungen geheim gehalten wurden, veranlaßt die Oeffentlichkeit unserer Tage, daß sobald eine Entdeckung oder Erfindung gemacht, ganze Welttheile zu unserer Verfügung stehen, so daß wir nur den besten und wohlfeilsten Plan für unsere Zwecke zu wählen haben, und gewaltige Productionskräfte dem Anreize der Mitbewerbung und des Capitals zu Gebote stehen."

Diese Worte sprach Prinz Albert im Jahre 1850 bei Gelegenheit eines von dem Lord-Mayor von London für die Gemeindevorstände des vereinigten Königreiches veranstalteten Festes; dies waren die Gedanken, welche den genialen deutschen Gemahl einer verehrten englischen Königin bestimmten, aus der für 1851 projectirten Ausstellung für Großbritannien und seine Colonien eine internationale Weltausstellung zu machen und sich als Privatmann an die Spitze dieser riesigen Unternehmung zu stellen.

Allen Hindernissen, deren Zahl Legion war, zum Trotze wurde das Project in seinem vollen Umfange durchgeführt, die erste „Ausstellung aller Völker" zu London am 1 Mai 1851 durch Ihre Majestät die Königin Victoria feierlichst eröffnet.

Nicht weniger als 13,937 Aussteller hatten die mannichfaltigsten Producte der Bodencultur, der Forstwirthschaft, der Viehzucht, des Bergbaues, der gewerblichen Industrie und des Kunstfleißes aller Zonen und Theile der Erde in dem Krystallpalaste des Hyde-Parks zu einem Gesammtbilde des menschlichen Erfindungsgeistes und der productiven Thätigkeit vereint.

Es liegt in der Natur der Sache und hat sich bei den später folgenden zwei Ausstellungen bestätigt, daß das Land, in welchem die internationale Exposition abgehalten wird, das größte Contingent der Theilnehmer stellt; Großbritannien, Irland und die britischen Besitzungen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien hatten mehr als die Hälfte der Ausstellerzahl aufzuweisen; in die andere Hälfte theilten sich 40 Staaten Europa's, Amerika's und Asiens.

Unter den fremden Staaten stand das benachbarte Frankreich mit der Zahl von 1760 namentlich katalogisirten Ausstellern obenan; zunächst kamen der deutsche Zollverein einschließlich der übrigen (außerösterreichischen) deutschen Staaten mit 1720, Oesterreich mit 748, Belgien mit 512 und Nordamerika mit 566 Ausstellern.

Abgesehen von den bedeutenden materiellen Opfern, welche den österreichischen Ausstellern aus den Transportspesen erwuchsen, müssen noch zwei wesentliche Momente ihre Berücksichtigung finden, wenn dieses Resultat der Antheilnahme Oesterreichs an dieser ersten Weltausstellung ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigt werden soll. Die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 hatten Oesterreichs landwirthschaftliche und gewerbliche Production bis auf den innersten Nerv erschüttert; kaum hatte sie gegen die zweite Hälfte des

Jahres 1850 wieder aufzuleben begonnen, kam die Aufforderung, die Ausstellung zu London zu beschicken, und die Ausführung der der österreichischen Ausstellungs-Commission geleisteten Zusage endlich fiel gerade in jene Periode, wo mit der Consolidirung der staatlichen Zustände der Consum nicht allein in sein gewöhnliches Geleise wieder eintrat, sondern neben dem laufenden Bedarfe auch den Ersatz der in den vorausgegangenen Jahren aufgegebenen oder hinausgeschobenen Anschaffungen an Manufacten aller Art beanspruchte. Daneben machte sich überdies noch die theils aufrichtige, theils vorgeschützte Besorgniß geltend, daß, weil die Preisangabe an den Ausstellungsgütern selbst nicht gestattet war, die Wohlfeilheit österreichischer Fabricate bei ihrer Beurtheilung durch das Preisgericht sowohl als durch das Publicum nicht zur gebührenden Anerkennung gelangen werde.

Die Theilnahme Oesterreichs an der ersten internationalen Ausstellung zu London war weit bedeutender, als jene an den österreichischen Ausstellungen zu Wien in den Jahren 1835 und 1839 (594 und 732 Aussteller); nur durch jene an der nächst vorausgegangenen Wiener Exposition im Jahre 1845 (1868 Aussteller) wurde sie hinsichtlich der Menge der Aussteller und Ausstellungsobjecte übertroffen. Was aber die Qualität der zu London exponirten Erzeugnisse betrifft, so hatte die österreichische Industrie das Möglichste gethan, um die Fortschritte darzuthun, welche sie seit dem Jahre 1835 gemacht. Es liegt außer dem Zwecke dieser Darstellung, auf eine Vergleichung der österreichischen Abtheilung der Weltausstellung mit einer der vorausgehenden Wiener Ausstellungen des nähern einzugehen. Nur so viel mag hier als Beispiel erwähnt werden, daß, während die erste österreichische Ausstellung in der Abtheilung der Arbeitsmaschinen (Motoren) lediglich Modelle, in der Classe der Zündwaaren einige Hydrogen- und Platinschwamm-Zündmaschinen und die eben erfundenen Zündhölzchen mit chlorsaurem Kali enthielt, bei der Londoner Weltausstellung die österreichische Maschinen-Industrie ungeachtet des kostspieligen Transportes bereits durch eine Dampfmaschine, die Zündwaaren-Industrie durch fünf Fabriken vertreten war, deren vorzügliche und wohlfeile Producte (Phosphorzündhölzchen) ihre Absatzwege schon damals zum großen Theile nach dem Auslande gefunden hatten.

Zwar geben Ausstellungen überhaupt kein nach allen Seiten abgeschlossenes und vollständiges Bild der productiven Thätigkeit einzelner Staaten, da die Betheiligung eine freiwillige und von der Bereitwilligkeit, die damit verbundenen Geldopfer zu bringen, abhängig ist. Je mehr aber andererseits die aus der Betheiligung erwachsenden Vortheile erkannt werden, bilden die Repräsentanten der einzelnen Branchen durch ihre exponirten Objecte doch die wesentlichsten Anhaltspuncte zur Beurtheilung jenes Standpunctes, den die einzelnen Industriezweige in dem bezüglichen Lande ein-

nehmen. Aufgabe der Landes-Commissionen bleibt es jederzeit, dieses Bild durch Beifügung statistischer Nachweisungen zum Kataloge zu ergänzen.

Die folgenden Betrachtungen verfolgen den Zweck, aus der Betheiligung an den Weltausstellungen den Gang der Entwickelung der productiven Thätigkeit Oesterreichs zu erforschen und jenen Einfluß zu constatiren, welchen die Ausstellungen selbst auf diese Entwickelungsgeschichte genommen haben. Dieser Zweck erscheint um so bedeutungsvoller, als unmittelbar auf den Schluß der ersten Weltausstellung der wichtigste volkswirthschaftliche Umschwung in Oesterreich dadurch eintrat, daß der Zolltarif nach den Anforderungen des Systemes der Schutzzölle seine Umgestaltung erhielt.

Begreiflicherweise wird es erforderlich sein, das erste Erscheinen der österreichischen Erzeugnisse bei einer internationalen Ausstellung etwas ausführlicher zu behandeln, als dies bei einer folgenden ähnlichen Gelegenheit noth thun wird; die dem österreichischen Kataloge beigefügten statistischen Notizen bieten zugleich Gelegenheit, über die Gesammtheit der Production der einzelnen Thätigkeitszweige die erforderlichen Aufschlüsse zu erhalten.

Es entfielen bei der Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 auf die einzelnen Abtheilungen:

Classe.	Producte.	Oesterreichische Aussteller.	Zuerkannte Auszeichnungen		
			Medaillen.		Ehrenvolle Erwähnungen.
			Große Verdienst-	Preis-	
1.	Bergbau, Steinbrüche, Hüttenwesen und mineralische Erzeugnisse	50	1	7	11
2.	Chemische und pharmaceutische Processe und Producte	17	—	5	9
3.	Stoffe, die als Nahrungsmittel gebraucht werden	16	—	2	4
4.	Stoffe, animalische und vegetabilische, die zu gewerblichen Zwecken gebraucht werden	36	—	12	11
5.	Maschinen zum unmittelbaren Gebrauche, einschließlich Fuhrwerke und mechanische Triebwerke für Eisenbahnen und Schiffe	5	—	1	—
6.	Gewerbsmaschinen und Werkzeuge	1	—	1	—
7.	Civil-Ingenieurwesen, architektonische und bauliche Arbeiten	—	—	—	—
8.	Schiffs- und Kriegs-Bauwesen, Geschütze, Waffen und Ausrüstungsgegenstände	13	1	—	2
9.	Maschinen und Geräthe zum Acker- und Gartenbau	6	—	—	—
10.	Physikalische, musikalische, horologische und chirurgische Instrumente	46	—	3	9

Classe.	Producte.	Oesterreichisch. Aussteller.	Zuerkannte Auszeichnungen: Große Verdienst-Medaillen.	Zuerkannte Auszeichnungen: Preis-Medaillen.	Zuerkannte Auszeichnungen: Ehrenvolle Erwähnungen.
11.	Baumwollwaaren	10	—	1	—
12.	Streich- und Kammwollwaaren	50	—	5	2
13.	Seiden- und Sammetwaaren	31	—	8	10
14.	Erzeugnisse von Flachs und Hanf	18	—	1	2
15.	Gemischte Gewebe einschließlich Shawls	26	—	6	4
16.	Leder- einschließlich Sattler- und Riemerwaaren, Pelzwerk, Federn und Haare	26	—	1	1
17.	Papier und Schreibmaterialien, Buchdruckerei und Buchbinderei	15	1	4	2
18.	Erzeugnisse der Druckerei und Färberei an gewebten, gesponnenen und gefilzten Waaren	12	—	2	—
19.	Tapisserie einschließlich Teppiche, Fußdecken, Phantasie- und Modewaaren	13	—	1	3
20.	Bekleidungsgegenstände zum unmittelbaren persönlichen oder häuslichen Gebrauche	13	—	7	3
21.	Messerschmiedwaaren und Schneidwerkzeuge	111	—	4	10
22.	Metallwaaren überhaupt	41	—	8	16
23.	Arbeiten in edlen Metallen	5	—	1	1
24.	Glas	24	—	3	6
25.	Thonwaaren	15	—	2	2
26.	Ausschmückungsgegenstände: Möbel, Tapeten, Papiermaché und lackirte Waaren	22	1	5	4
27.	Fabricate aus Mineralstoffen zum Bau oder zur Decoration	6	—	2	4
28.	Waaren aus animalischen und vegetabilischen Stoffen, die in den übrigen Classen nicht enthalten sind (Kautschuk ꝛc.)	19	—	5	—
29.	Verschiedene Fabricate und kurze Waaren (Parfümerien, Seife, Reisebedürfnisse, Regenschirme ꝛc.)	52	—	11	6
30.	Skulpturen, Modelle und Bildhauerarbeiten	49	—	6	4
	Zusammen...	748	4	114	126

Der Bergbau und das Hüttenwesen, in Oesterreich so ausgedehnt, daß beide nahezu 150,000 Arbeiter beschäftigen, und so vielseitig, daß außer Platin alle nutzbaren Metalle gewonnen werden, waren durch 50 Aussteller so ungenügend vertreten, daß die Jury sich veranlaßt sah, in ihrem Berichte diesen Umstand bedauernd zur Sprache zu bringen, gleichzeitig aber dadurch zu erklären, „daß Oesterreich nur an einigen Puncten an die See

grenzt, und die durchschnittliche Entfernung von London über 500 Seemeilen beträgt."

Unter den 50 Nummern dieser Classe gehörten nicht weniger als 30 dem Eisen-Hüttenwesen an. Von dem Interesse der internationalen Jury an der österreichischen Eisen-Industrie giebt die Gründlichkeit Zeugniß, mit welcher sie die Nachrichten über die Bergbau- und Verhüttungs-Verhältnisse der einzelnen Kronländer sammelte und in ihrem Berichte niederlegte. Die Anerkennung, welche der Qualität des österreichischen Eisens und Stahles gezollt wurde, finden wir ebenso durch Zahl und Grad der Auszeichnungen, als durch den gedachten Bericht ausgedrückt. Das dünne Eisenblech aus dem Eisenwerke zu Neudeck (Böhmen), „Eisenpapier (paper iron)" genannt, wurde einstimmig als der höchsten Auszeichnung würdig befunden und erhielt die Council-Medaille.

Auf die übrigen Aussteller von Eisen und Stahl entfielen 7 Preismedaillen und 7 ehrenvolle Erwähnungen; in der Motivirung der Zuerkennungen der Medaillen wechselt der Ausdruck „ausgezeichnete (excellent)" eben nur mit dem Worte „bewunderungswerthe (admirable)" Qualität. Weitere fünf Firmen wurden der Güte ihrer Erzeugnisse wegen der einfachen Erwähnung werth befunden.

Durch die zwanzig Aussteller sonstiger Metalle und mineralischer Producte war begreiflicherweise der Mineralreichthum des Kaiserstaates außerordentlich schwach vertreten. Besonders auffallend war die Vertretung des Steinkohlenbergbaues, der doch schon im Jahre 1848 bei 17 Millionen Centner förderte, durch einen einzigen Aussteller. Diesem, so wie zwei Ausstellern von Nickel und Kobalt, einem Aussteller von Arsenik und zwei Ausstellern von böhmischen Granaten wurde die ehrenvolle Erwähnung zuerkannt; vier andere Aussteller dieser Abtheilung wurden im Berichte erwähnt.

War diese Anerkennung der Leistungen der wenigen Repräsentanten des österreichischen Bergbaues und Hüttenwesens auf solche Weise besonders rühmlich, so gilt dies im verstärkten Maße von der folgenden Classe der chemischen Producte, wo auf siebenzehn Aussteller 5 Preismedaillen und 9 ehrenvolle Erwähnungen entfielen. Erstere wurden für eine Sammlung von seltenen Metallsalzen, für eine andere von Salzen zu pharmaceutischen Zwecken, für Chrom- und Uran-Oxyde, für Bleiweiß und für Orseille-Extracte, letztere für Bleiweiß, für Minium, für zinnsaures Natron, für Weinstein, für Ultramarin (2), endlich für Malerfarben zuerkannt.

Im Verhältnisse zur vorausgehenden Classe zeigt sich hier sonach eine auffallend günstige Ziffer der Zuerkennung von Auszeichnungen. Es bleibt jedoch zu berücksichtigen, daß einerseits die Zahl der an der Ausstellung betheiligten chemischen Fabriken in ihrer Vergleichung zu den überhaupt in

Oesterreich bestehenden Etablissements dieser Gattung eine weit größere war, als bei den Bergbauen und Hüttenwerken, andererseits aber, was von besonderem Gewichte ist, mehr chemische Seltenheiten oder Producte, für welche die Rohstoffe in besonderer Güte in Oesterreich vorhanden, ausgestellt und beurtheilt wurden, als solche Chemikalien, denen, wie Soda, Alaun, Säuren u. dgl., ihres großartigen Consumes wegen eine besondere volkswirthschaftliche Bedeutung zukommt. Es mag übrigens hier sogleich die Bemerkung ihren Platz finden, daß Oesterreichs chemische Industrie mit ihrem Bestande kaum in das vorige Jahrhundert zurückreicht, während die Bergbaue auf Gold, Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Salz u. s. f. in Oesterreich zum Theile schon seit undenklichen Zeiten betrieben werden.

In der Classe der Nahrungsmittel war Oesterreich bei dieser ersten Weltausstellung auffallend schwach vertreten und zählte nur sechszehn Aussteller, und zwar sechs Exponenten von Runkelrüben-Zucker, einen Exponenten von raffinirtem Colonialzucker, sieben Exponenten von Mehl, einen Exponenten von Bierstein, endlich die Ausstellung von Schnupftabak von Seite der k. k. Tabakfabriken-Direction. Die Mahlproducte zweier Dampfmühlen wurden durch die Preismedaille ausgezeichnet, ebenso die Proben von raffinirtem Rübenzucker aus Königssaal; mit der ehrenvollen Erwähnung wurden weitere vier Rübenzucker-Fabriken bedacht. Die sechs Aussteller von Rübenzucker repräsentirten diesen so höchst wichtigen Zweig der österreichischen Industrie somit rücksichtlich der Qualität des Erzeugnisses auf die glänzendste Weise; die Beurtheilung „beautiful in quality and colour" für den doppelt raffinirten Zucker von Königssaal war um so ehrender, als Engländer aus leicht begreiflichen Gründen alle Surrogate für Colonialzucker und Caffe eben nicht mit günstigem Auge betrachten. Auch bezüglich der Zahl der Aussteller war die Rübenzucker-Industrie für den damaligen Stand derselben ziemlich zahlreich vertreten; denn im Jahre 1851 beschränkte sich noch der Umfang derselben auf 59 Etablissements mit einer jährlichen Verarbeitung von wenig über drei Millionen Centner Rüben.

Weniger vollständig im Vergleiche zur Zahl der im Betriebe stehenden Mühlen waren die Mühlenfabricate Oesterreichs bei dieser Weltausstellung betheiligt. Doch wurde die vorzügliche Güte, namentlich des Weizenmehles, einstimmig anerkannt. Sonderbarerweise wurde der Banater Weizen von den Engländern consequent „kroatischer Weizen" genannt; dem daraus erzeugten Mehle wurde das Lob der „unübertrefflichen Güte" (exceedingly good).

Im allgemeinen war diese Gruppe österreichischer Erzeugnisse eben nicht zahlreich vertreten; zumeist mag die Nichtbeschickung dieser ersten Weltausstellung daraus entstanden sein, daß man sie lediglich für eine Industrie-

Ausstellung, und auf solche Weise die dieser Classe zugewiesenen Rohstoffe für ausgeschlossen hielt. So erklärt sich auch der Umstand, daß von Seite der k. k. Tabakfabriken-Direction bloß Tabakfabricate — Schnupftabak — exponirt waren, während doch England und andere Staaten vorwiegend Rohtabak eingesendet hatten.

In der Ausstellungs-Abtheilung für vegetabilische und animalische Rohstoffe, die zur industriellen Verarbeitung sich eignen, waren die Nutzhölzer Englands und seiner Colonien außerordentlich zahlreich vertreten. Oesterreich hatte derlei Hölzer nicht eingesendet, und die 36 österreichischen Aussteller dieser Classe vertraten vorwiegend nur die Oel-, Flachs-, Hanf-, Schafwoll- und Seiden-Production des Kaiserstaates, welche übrigens der wärmsten Anerkennung sich erfreuten. Nicht weniger als 4 Preismedaillen und 2 ehrenvolle Erwähnungen entfielen auf österreichische Wolle, 3 Preismedaillen und 6 ehrenvolle Erwähnungen auf die Seiden-Industrie; sämmtliche Exponenten von Schafwolle wurden einer Auszeichnung würdig befunden, unter den zwanzig Exponenten von Seide (darunter 7 Lombarden) nahezu die Hälfte. Weitere Auszeichnungen in dieser Classe trafen, und zwar 3 Preismedaillen den Flachs und Hanf (fine samples of strong and well prepared flax), 1 Preismedaille die Sparterien von Zinnwald (ingenious application of fibrous wood), 1 Preismedaille die (excellent) Leinöle von Mauthausen und 1 Preismedaille die Proben von Dextrin aus Carolinenthal; ehrenvolle Erwähnungen wurden je einem Aussteller von Karden, Resonanzholz, Feuerschwamm und Rüböl zuerkannt.

Mit den bisher besprochenen vier Classen ist die Reihe der Bergbau- und landwirthschaftlichen Producte erschöpft, welche im allgemeinen unter der Bezeichnung „Rohproducte und Nahrungsmittel" zusammengefaßt werden, obgleich manche derselben (Hütten- und chemische Producte, Mehl, Rübenzucker u. a.) in dieser ihrer Gestalt schon eine bedeutende Veredlung durch gewerbliche Thätigkeit erfahren haben. Dieser Eintheilung folgend, zählen wir bei der ersten Weltausstellung in dieser Gruppe 119 österreichische Exponenten, von denen 62, also mehr als die Hälfte, durch Zuerkennung von 1 Verdienstmedaille, 26 Preismedaillen und 35 ehrenvollen Erwähnungen ausgezeichnet wurden.

Die nächsten sechs Classen umfaßten alle Erzeugnisse des Maschinenbaues, der Ingenieurkunst und der Instrumentenmacher. Der Maschinenbau war von Seite der österreichischen Industrie (mit Einrechnung der Erzeugung von landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen) durch zwölf Aussteller vertreten. Wie bei den Hüttenproducten, mag auch hier die Kostspieligkeit des Transportes als Hinderniß einer größeren Betheiligung aufgetreten sein; zwei andere Thatsachen scheinen jedoch weit mehr Einfluß

auf diese Erscheinung geübt zu haben. Die Maschinen-Industrie Oesterreichs zählte, als die erste Weltausstellung zu London stattfand, kaum zwanzig Jahre ihres Bestandes. Wird nämlich von der Thätigkeit der in einzelnen Hauptstädten vordem schon ansässigen Maschinenschlosser und anderer mechanischer Kleingewerbe abgesehen, welche vorwiegend mit Reparaturen der aus dem Auslande bezogenen Maschinen beschäftigt waren, so hatte erst der Bedarf der Eisenbahnen an Fahrbetriebsmitteln die fabrikmäßige Erzeugung von Maschinen ins Leben gerufen. Die im Jahre 1851 bereits in größerer Anzahl in Betrieb stehenden Maschinenfabriken waren jedoch derart mit Organisirung ihrer Arbeit und mit Ausführung von Bestellungen beschäftigt, daß Zeit und Capital fehlte, um Maschinen für die Weltausstellung anzufertigen. Dazu kam noch die überhaupt von vielen Industriellen gehegte Ansicht, daß es unbescheiden oder doch nutzlos sei, österreichische Fabricate solcher Art nach London zu senden, in welchen England durch Entwickelung des Betriebes bis zur Massenproduction ein entschiedenes Uebergewicht erlangt habe. So kam es, daß eine einzige Wiener Maschinenfabrik, die (nebenbei gesagt) schon seit längerer Zeit in Thätigkeit gestanden war, mit einer Dampfmaschine und dem Modelle einer Brückenwage Oesterreichs Maschinenfabrication in der Classe der Gewerbsmaschinen vertrat, der Neuheit der Regulator-Construction wegen aber durch Zuerkennung der Preismedaille ausgezeichnet wurde.

Die österreichische Abtheilung für Maschinen zum unmittelbaren Gebrauche beschränkte sich auf drei Aussteller von Modellen, und zwei Wiener Sattler; dem Modelle eines Jacquardstuhles wurde die Preismedaille zuerkannt.

In der Classe des Militär-Ingenieurwesens wurde (unter 13 Ausstellern) die Verdienstmedaille den vorzüglichen Karten des k. k. militär-geographischen Institutes, ehrenvolle Erwähnungen zwei Waffenerzeugern zugewiesen.

Landwirthschaftliche Geräthe waren von sechs österreichischen Ausstellern exponirt. Leider ging die englische Jury bei der Beurtheilung ausschließend vom Standpuncte des Maschinenbetriebes in der Bodencultur aus; dieser Umstand, so wie die Unkenntniß localer Bedürfnisse waren Veranlassung, daß die Vorzüge mancher der in der österreichischen Abtheilung aufgestellten Pflüge, Cultivatoren u. dgl. unbeachtet blieben, — eine Unterlassungssünde, die eben nur bei dieser ersten Weltausstellung vorkam.

In der Classe der Instrumente (10. Classe) hatte Oesterreich die verhältnißmäßig sehr bedeutende Zahl von 46 Ausstellern aufzuweisen; davon entfallen 10 Aussteller auf die mathematischen und physikalischen Apparate, 29 Aussteller auf musikalische Instrumente, 10 Aussteller auf Uhren. An

Auszeichnungen wurden in dieser Classe zuerkannt: 2 Preismedaillen (für chemische Apparate und für eine Setzmaschine für Blinde), dann 3 ehrenvolle Erwähnungen für physikalische Instrumente (für Dynamometer, Balance-Wage und geodätische Instrumente), endlich 5 ehrenvolle Erwähnungen für musikalische Instrumente. Eine Preismedaille und eine ehrenvolle Erwähnung für Photographien ist hier noch hinzuzurechnen, da die bezüglichen Aussteller nachträglich dieser Jury-Classe zugewiesen worden waren.

Der officiellen Eintheilung zufolge umfaßte die nächste Gruppe der Ausstellungs-Gegenstände in 10 Classen, als „Manufacte", alle Erzeugnisse der Webe-Industrie sammt ihrer weiteren Verarbeitung bis zum unmittelbaren Gebrauche, außerdem aber noch die Papier- und Lederwaaren. Ein Blick auf die oben gegebene Tabelle der Aussteller in den einzelnen Classen genügt, um zu zeigen, wie auf die Betheiligung Oesterreichs nicht der thatsächliche Umfang des bezüglichen Industriezweiges entscheidend einwirkte; so war die ausgedehnte Baumwollwaaren-Production nur durch 10 Expositionsnummern, die Leinen-Erzeugung durch 18 Aussteller vertreten, während die Seidenwaaren-Industrie 31 Exponenten, die Schafwollwaaren-Production 50 Aussteller zählte. Was bereits von der Besorgniß gesagt wurde, bei der Beurtheilung in Vergleichung zu englischen Betriebsverhältnissen gesetzt zu werden, findet hier abermals seine Bestätigung; nach den Ergebnissen der Beurtheilung in einzelnen Abtheilungen war leider diese Besorgniß nicht gänzlich grundlos, hat jedoch bei den folgenden beiden Weltausstellungen jeden Halt, jede Berechtigung verloren.

Werden Baumwollwaaren (11. Classe) mit den Erzeugnissen der Druckerei und Färberei (18. Classe), welche österreichischerseits ausschließend den Baumwollwaaren angehörten, zusammengefaßt, so zählte Oesterreich im Ganzen nur 22 Aussteller. Garne waren von neun Spinnereien eingesendet worden; sie blieben, wie die Garne aller übrigen Länder, ohne Auszeichnung, da die Jury von der Ansicht ausging, daß bei der sich gleichbleibenden Leistung der Spinnmaschinen die Qualität lediglich von der verwendeten Baumwolle abhänge, und deshalb nur drei Exponenten von besonders hohen Garnnummern (Nr. 600—2150) die Preismedaille zusprach. Auf die übrigen 13 Aussteller roher und gedruckter Baumwollgewebe kamen drei Preismedaillen, welche der Vorzüglichkeit der Farben sowohl als der Druckmuster galten. In welchem Mißverhältnisse die angeführte Betheiligung der österreichischen Baumwoll-Industrie zu ihrer factischen Ausdehnung und Bedeutung stand, mag daraus entnommen werden, daß schon im Jahre 1847 in 206 Spinnereien 1,422,000 Spindeln in Thätigkeit waren, und daß die Weberei außer dem inländischen Garne von jährlich 400,000 Wiener Centnern noch bei 45,000 Ctr. importirtes Garn verarbeitete.

Nach allen Richtungen vollständig vertreten fand sich schon bei dieser ersten Weltausstellung die österreichische Schafwoll-Industrie. Streichgarn und Kammgarn, Tuch, tuchartige Stoffe, Kammgarngewebe aller Art, sowie Teppiche waren exponirt. Im allgemeinen war die Jury dieser Classe sehr sparsam in Zuerkennung von Auszeichnungen; indem sie die Vorzüglichkeit aller exponirten österreichischen Schafwollwaaren in ihrem Berichte lobend erwähnte, votirte sie doch nicht mehr als fünf Preismedaillen und zwei ehrenvolle Erwähnungen. Zwei Medaillen wurden der Spinnerei zu Theil, eine für Streichgarn, eine für Kammgarn. Zwei Medaillen und zwei ehrenvolle Erwähnungen trafen die Streichgarngewebe; in erstere theilten sich Brünn und Reichenberg, und der Bericht motivirt diese Zuerkennung durch die Ausgezeichnetheit (excellence) der Erzeugnisse. Von den ehrenvollen Erwähnungen wurde eine den Tuchen eines zweiten Reichenberger Ausstellers, die zweite den Egalisirungs-Tuchen von Klagenfurt (for the beauty of colours) zuerkannt. Endlich wurden die Möbeldamaste und Teppiche einer Wiener Firma ihrer Dessins sowohl als ihrer sonstigen unbestreitbaren Verdienste (unquestionable merit) wegen durch die Preismedaille geehrt. Daß die Qualität der Brünner und Reichenberger Streichgarngewebe anerkannt wurde, war um so ehrender, als deren Zurichtung, der Mangel einer Glanz-Decatur, dem Geschmacke der Engländer nicht zusagte, daher sie diese Tuche „alte Waare" (old make) nannten, nichts desto weniger aber deren beachtenswerthe Verdienste (considerable merit) würdigten.

Ueber die Abtheilung der Erzeugnisse der Seiden-Industrie, welche durch 31 Aussteller vertreten war, spricht sich der officielle englische Bericht dahin aus, daß „die ausgestellten Producte mehr oder weniger von dem hohen Stande der Seidenwaaren-Erzeugung in Oesterreich Zeugniß geben." Demgemäß war auch die Zahl der zuerkannten Auszeichnungen in dieser Classe eine verhältnißmäßig sehr bedeutende. Abgesehen von zwei Preismedaillen und zwei ehrenvollen Erwähnungen, welche vier lombardische Aussteller von Organzin und Trama trafen, entfielen auf die Seiden-, Sammt- und Bandfabrication von Wien nicht weniger als sechs Preismedaillen und acht ehrenvolle Erwähnungen. Alle Branchen der Wiener Seidenweberei vom glatten Stoffe bis zum Brocate, von der ordinären wohlfeilen Waare bis zu den Kirchenstoffen, fanden auf solche Weise ihre wohlverdiente Anerkennung. Es darf jedoch nicht außer Acht bleiben, daß neben den Seidenwaaren der durch Medaillen und Erwähnungen ausgezeichneten Aussteller, ein guter Theil von Erzeugnissen exponirt war, die weder durch Qualität oder Ausstattung, noch durch wohlfeile Preise sich auszeichneten; auf solche Weise erscheint es nicht auffällig, daß Frankreichs Seiden-Industrie, welche durch 80 Aussteller

vertreten war, 31 Medaillen und ſieben ehrenvolle Erwähnungen von London nach Hauſe trug.

Irlands Leinen-Induſtrie ſtand bereits zur Zeit der erſten Weltausſtellung auf jenem Puncte, daß zur Verwebung des Maſchinengarnes die mechaniſchen Stühle Eingang gefunden hatten. Oeſterreichs Leinen-Induſtrie verarbeitete faſt durchweg Handgarn, da zu jener Zeit die Maſchinen-Flachsgarnſpinnerei kaum eine nennenswerthe Bedeutung erreicht hatte; auch war die Production noch größtentheils in der Hand der Haus-Induſtrie. Kein Wunder daher, daß die Zahl der Ausſteller gering war und die Waaren aus Handgarn wenig Anklang fanden. Doch wurde die feine Leinwand des Rieſengebirges durch eine Preismedaille und eine ehrenvolle Erwähnung, die ordinäre Leinwand von Schönberg durch eine ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.

Die Production der gemiſchten Stoffe und der Shawls von Wien war zu London durch 26 Ausſteller vertreten. In die zuerkannten ſechs Medaillen theilten ſich die Shawls und Weſtenſtoffe; ehrenvolle Erwähnungen wurden drei Shawlsexponenten und einem Ausſteller von Stickereien zuerkannt. Namentlich war es die Wohlfeilheit der Wiener Shawls und Weſtenſtoffe, welche vorzugsweiſe gewürdigt wurde; doch auch Qualität und Deſſins finden im officiellen Berichte lobende Erwähnung.

Die Betheiligung Oeſterreichs an der 19. Ausſtellungsclaſſe, welche alle Phantaſie- und Modewaaren umfaßte, war allerdings eine geringe; namentlich war die Spitzenklöppelei des Erzgebirges durch einen einzigen Ausſteller vertreten. Doch erregte die Wiener Feinſtickerei die Aufmerkſamkeit des internationalen Preisgerichtes und erntete für ſich eine Preismedaille und zwei ehrenvolle Erwähnungen; eine dritte ehrenvolle Erwähnung wurde den Teppichen einer Wiener Firma zuerkannt, welcher in der 12. Claſſe für Möbelſtoffe bereits die Preismedaille zugeſprochen war.

Die öſterreichiſchen Ausſtellungsgegenſtände der (16.) Claſſe für Leder und Lederarbeiten wurden von der Jury faſt gänzlich vernachläſſigt. Mit Ausnahme einer ehrenvollen Erwähnung, welche dem Prager Handſchuhleder wegen ſeiner Glätte und Weichheit zuerkannt wurde, und einer Preismedaille, die einem ungariſchen Nationalkleide — einer Bunda von Lammfellen mit geſtickter Außenſeite — zuerkannt wurde, blieben alle ſonſtigen Leder und Lederwaaren Oeſterreichs unbeachtet; die Beſprechung der folgenden zwei Weltausſtellungen wird Gelegenheit bieten, auf dieſe Thatſache zurückzukommen, da ſie für den Zuſtand der öſterreichiſchen Lederinduſtrie eben kein günſtiges Zeugniß giebt.

Im Gegenſatze zu dieſer ſehen wir die glänzendſten Erfolge in der Claſſe der für den unmittelbaren Gebrauch dienenden Bekleidungs-

gegenstände; die Erzeugnisse der Wiener und Prager Gewerbe, fertige Kleider, Stiefel, Schuhe und Handschuhe, fanden ihrer vorzüglichen Arbeit (excellent workmanship) wegen eine außerordentliche Anerkennung in dem Umstande, daß unter 13 Ausstellungsnummern nicht weniger als sieben Preismedaillen und drei ehrenvolle Erwähnungen vertheilt wurden. Es ist begreiflich, daß nur die renommirtesten Gewerbe dieser Art von Wien und Prag sich an der Ausstellung betheiligt hatten, daher wohl die so günstige Beurtheilung nicht in dem Maße überschätzt werden darf, daß man das Verhältniß der Auszeichnungen zur Summe der weit zahlreicheren Aussteller in anderen Staaten als einzigen Anhaltspunct wählt. Auf solche Weise würde allerdings resultiren, daß die Gewerbe dieser Classe in Oesterreich im allgemeinen weit vorzüglicher betrieben werden, als etwa in Paris und London; denn von 67 französischen Ausstellern wurden nur 42, von 238 englischen gar nur 99 durch Medaillen und ehrenvolle Erwähnungen ausgezeichnet.

Die Classe 17 umfaßte nebst Papier und Schreibmaterialien auch die Erzeugnisse der Buchdruckerei und Buchbinderei. Es wird später sich die Gelegenheit bieten, auf die Unzukömmlichkeiten einzugehen, die aus einer Classeneintheilung hervorgehen, welche, wie die bei der ersten Londoner Weltausstellung in Uebung gestandene, die Producte der Kunstindustrie ohne weiteres den rein gewerblichen Erzeugnissen anreiht und die Theilung der Classen-Jury in zwei oder mehrere gänzlich verschiedene Abtheilungen bedingt. Was die eigentliche Papier-Industrie Oesterreichs anlangt, deren damalige Production mit jährlich 650,000 Centnern angegeben wird, war dieselbe nur durch zwei Aussteller vertreten, von welchen einer die Preismedaille erhielt; weitere Auszeichnungen wurden, und zwar eine Preismedaille dem Aussteller von Bleistiften, eine ehrenvolle Erwähnung dem Aussteller von Oblaten zuerkannt. Die österreichische Buchbinderei wurde mit einer Preismedaille bedacht, wogegen die Buchdruckerei eine ehrenvolle Erwähnung, eine Preismedaille und eine Verdienstmedaille einerntete. Es dürfte überflüssig sein, den Umfang und die Bedeutung der von der kaiserlichen Hof- und Staatsdruckerei zu Wien exponirten Erzeugnisse der Typographie, Lithographie, Galvanoplastik des nähern zu beleuchten; es möge genügen, die Motivirung der Zuerkennung einer Verdienst- (Council-) Medaille von Seite des internationalen Preisgerichtes hier wörtlich anzuführen. „Die Jury hat der kaiserlichen Hof- und Staatsdruckerei zu Wien eine Council-Medaille zuerkannt für die Neuheit ihrer Erfindungen in der Typographie, Galvanoplastik und Chemitypie, für die Vielfältigkeit ihrer orientalischen Typen und die vorzügliche Ausführung der Lettern, ebenso für die Vortrefflichkeit der zahlreichen Muster der Typographie und Buchbinderei."

Die nächstfolgende Gruppe der „Mineralwaaren" war in fünf Classen getheilt. Die erste derselben umfaßte die Messerschmiedwaaren und Schneidewerkzeuge; sie zählte im Ganzen 368 Aussteller, und Oesterreich nahm mit seiner Zahl von 111 Exponenten unmittelbar nach England den zweiten Platz ein. Diese starke Betheiligung Oesterreichs war lediglich durch die Organisation dieses Industriezweiges bedingt. Es scheint diese Gestaltung der Messerschmiedwaaren und Sensenerzeugung als Hausindustrie der englischen Jury wohl allerdings durch die große Zahl der Theilnehmer bei der relativ unbedeutenden Zahl und geringen Verschiedenartigkeit ihrer Ausstellungsobjecte einigermaßen klar geworden zu sein. Indem sie aber in Folge des Umstandes, daß kein Oesterreicher dieser Jury-Abtheilung angehörte, versäumte, diese Organisation aus der Entwickelungsgeschichte der Gewerbe von Stadt Steyr abzuleiten, dagegen aber die österreichischen Hammerwerke, Sensenhämmer ꝛc. immer vom Gesichtspuncte der englischen Eisen- und Stahlwaarenfabriken betrachtete, fand sie die Ursache der so weit gehenden Theilung der Arbeit in der Vorsorglichkeit der Capitalsanlage. Gewohnt, für Schneidewerkzeuge aller Art nur harten Stahl zu verwenden, tadelte diese (englische) Jury die Weichheit des von der Steyrer Industrie verarbeiteten Materials; wenn sie auch die Wohlfeilheit dieser Producte anerkannte und dem Umstande gerecht werden wollte, daß die weichen, zähen Sensen Oesterreichs für den örtlichen Bedarf eines steinigen Bodens berechnet sind, wo entstehende Scharten vom Arbeiter selbst in kürzester Zeit ausgedengelt werden müssen, so erklärt sich doch leicht aus dieser Auffassung, daß die österreichischen Producte dieser Classe unter einem gewissen Vorurtheile zu leiden hatten; es entfielen wirklich nur vier Medaillen und zehn ehrenvolle Erwähnungen auf dieselben, von denen weiter noch eine Medaille und eine Erwähnung insoferne in Abzug gebracht werden müssen, als dieselben die Wiener Werkzeugfabriken betrafen.

Weit richtiger, darum günstiger, beurtheilte die Jury der Classe der Metallwaaren überhaupt die österreichischen Ausstellungsobjecte; es war dies übrigens auch leichter, weil in der Regel die Exponenten dieser Producte in Oesterreich ebenso wie in andern Ländern dem Stande der Großindustrie angehören, somit ihres fabrikmäßigen Betriebes wegen mit einer größeren Zahl von vollendeten Erzeugnissen aufzutreten vermögen. So entfielen von den zuerkannten acht Medaillen vier auf Eisengußwerke, eine auf Broncewaaren, eine auf schmiedbares Gußeisen, eine auf Drahtstifte, endlich eine auf Bleiröhren; die ehrenvollen Erwähnungen (16) trafen Aussteller von Nägeln und andern Eisenwaaren. Als Curiosum mag jedoch hier die Thatsache erwähnt werden, daß die fünf einzigen Aussteller von Maultrommeln zu London durchweg der ehrenvollen Erwähnung würdig befunden wurden.

Mit Arbeiten aus edlen Metallen zählte Oesterreich im Ganzen nur fünf Aussteller; die vorzügliche Arbeit an dem Silberrahmen eines Toilettespiegels aus dem Atelier eines Wiener Juweliers wurde mit der Preismedaille, die Granatenschmuckgegenstände aus Prag mit der ehrenvollen Erwähnung bedacht.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte die internationale Jury der ersten Weltausstellung der Exposition der Glaswaaren. Die Untersuchungen derselben über Umfang und Betrieb der Glasindustrie in den verschiedenen Ländern, wie dieselben im amtlichen Berichte niedergelegt sind, zeugen von der größten Gründlichkeit. Begreiflicherweise wendete sich sonach die Aufmerksamkeit auch besonders auf die Glaswaarenexposition Oesterreichs, welche 24 Aussteller aufzuweisen hatte. Die Erzeugung von Tafel- und ordinärem Hohlglas blieb bei dieser, wie bei allen folgenden Ausstellungen unvertreten; was ausgestellt war, gehörte durchweg den gefärbten und Krystall-Hohlglaswaaren, dann Glasquincaillerien an, welche von den Engländern damals im allgemeinen mit bohemian glass bezeichnet wurden. Bei aller Anerkennung, welche die Jury sämmtlichen österreichischen Glaswaaren zollte, erwies sie sich verhältnißmäßig sparsam mit Auszeichnungen, indem sie dieselben auf drei Medaillen und sechs ehrenvolle Erwähnungen beschränkte.

Von den Ausstellungsobjecten Oesterreichs, welche der Classe der Thonwaaren zufielen, fanden nur die Porcellanwaaren eine besondere Anerkennung durch Zuweisung von zwei Preismedaillen und zwei ehrenvollen Erwähnungen. Die Thon- und Porcellanpfeifen, für den continentalen Bedarf so wichtig, fanden in England keine Beachtung; auffallenderweise geschah dies jedoch auch bei den böhmischen Siderolithwaaren, deren Absatz doch zumeist der englische Markt vermittelt.

Im allgemeinen hatte sonach die Gruppe der österreichischen Mineralwaaren bei der ersten Weltausstellung nicht jene volle Beachtung und Anerkennung gefunden, die sie nach ihrer Bedeutung und nach den Erfolgen auf den späteren Weltausstellungen auch damals schon verdient hätte; der Grund mag wohl hauptsächlich in der mangelhaften Vertretung derselben durch nationale Jurors gelegen sein, die allein im Stande gewesen wären, über die Ausbreitung und die Zustände dieser Industriezweige in Oesterreich, so wie über die localen Anforderungen, die an sie gestellt werden, die einzig richtigen Aufschlüsse zu geben. Desto günstiger war der Erfolg für die österreichischen Producte, welche der folgenden Gruppe der Kunstindustrie angehörten, und es muß besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß die internationale Jury es nicht versäumte, dem österreichischen Kunstsinne durch Auszeichnung aller jener Ausstellungsgegenstände ihre Anerkennung zu zollen, welche der Entwickelung desselben ein angemessenes Feld boten.

Besonders gilt dies von der Anwendung der Bildhauerkunst zur Ausschmückung von Möbeln; einer großen Sammlung von Wiener Möbeln dieser Art wurde des bemerkenswerthen Geschmackes und der ausgezeichneten Ausführung wegen (considerable fancy and excellent workmanship) die Verdienstmedaille zuerkannt; außerdem wurden der Wiener Industrie in dieser Ausstellungsclasse für Möbeln, Billards, lackirte Waaren und Papiertapeten vier Medaillen und drei ehrenvolle Erwähnungen zu Theil, eine Medaille und eine ehrenvolle Erwähnung entfielen auf Mailänder Erzeugnisse.

Die sämmtlichen Aussteller der 27. Classe wurden durch Medaillen und ehrenvolle Erwähnungen ausgezeichnet. Nebst vier Lombarden befand sich darunter ein Aussteller, welcher die Wiener Ziegelerzeugung repräsentirte und mit der Preismedaille bedacht wurde; die Vasen aus Carlsbader Sprudelstein wurden der ehrenvollen Erwähnung würdig befunden.

So groß der Umfang der Classe war, welche die Fabricate aus animalischen und vegetabilischen Rohstoffen umfaßte, die in früheren Abtheilungen nicht eingetheilt war, zählte sie österreichischerseits doch nur 19 Aussteller. Wiener Kamm- und Perlmutterarbeiten, Hermannstädter Bürsten, Strohgeflechte aus dem Erzgebirge und italienische Bastwaaren wurden durch je eine Preismedaille ausgezeichnet.

Die letzte Classe der Industrieausstellung endlich bildete in der Zusammenfassung der verschiedenartigsten Erzeugnisse ein wahres Mosaikbild; neben Seifen und Kerzen mußten die Producte der zahlreich an der Ausstellung betheiligten Wiener Drechsler und Pfeifenschneider so wie Kinderspielwaaren hier ihren Platz suchen. Kerzen und Seifen erhielten drei Medaillen und eine ehrenvolle Erwähnung, Meerschaumpfeifen und sonstige Erzeugnisse der Wiener Drechsler sechs Medaillen und vier ehrenvolle Erwähnungen, Kinderspielwaaren zwei Medaillen und eine ehrenvolle Erwähnung.

Werden Aussteller und Auszeichnungen, welche der 30. Classe angehören und somit der Aufgabe dieser Zeilen sich entziehen, in Abzug gebracht, so stellte sich als Gesammt-Ergebniß der ersten Weltausstellung heraus, daß unter 699 österreichischen Ausstellern von Rohproducten und Erzeugnissen der Gewerbe und Kunstgewerbe 4 Aussteller durch die Verdienstmedaille, 108 durch die Preismedaille und 122 durch die ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet wurden — ein Ergebniß, das gewiß ebenso ehrenvoll lautete, als es im Stande war, die Zaghaftigkeit der österreichischen Industriellen, die sich vor Beginn der Exposition in so manchen Kreisen geltend gemacht hatte, zu überwinden.

F. Schmitt.

Der Kehlkopfspiegel und seine Verwerthung für Physiologie und Medicin.

Vom Professor Dr. Czermak in Prag.

Die Idee, mittelst eines Spiegels den Kehlkopf des lebenden Menschen der Besichtigung zugänglich zu machen, um die normalen Functionen und die krankhaften Zustände dieses verborgenen Organs mit Sicherheit erkennen zu können, hat man zwar schon seit langer Zeit gefaßt und wiederholt zu realisiren gesucht; dieselbe ist jedoch erst in der jüngsten Vergangenheit zu voller Reife und zu vielseitiger praktischer Verwerthung gebracht worden. Es gelang hiermit auf gewissen Gebieten der Heilkunde Fortschritte von solcher Bedeutung zu machen, oder eigentlich ganz neue Gebiete dem ärztlichen Können zu erschließen, daß es gerechtfertigt erscheint, auch dem größeren, nicht fachmännischen Publicum Bericht über dieselben zu erstatten. Der Leserkreis der Oesterreichischen Revue hat aber um so gerechtere Ansprüche auf eine eingehende Darstellung dessen, was in dieser Richtung geleistet worden ist, als die Wissenschaft das meiste davon einheimischen Bemühungen verdankt, welche — das Ausland schon längst anerkannt und gewürdigt hat. Ich hielt es für meine Pflicht, durch die vorliegende Skizze diesen Ansprüchen gerecht zu werden, da ich im Frühjahr 1858 den ersten Impuls zu der erfolgreichen Bearbeitung des Gegenstandes selbst gegeben und seither einen großen Theil meiner Kraft und Zeit der Begründung und Verbreitung desselben ausschließlich gewidmet habe.

Wenn man einem Menschen durch den weitgeöffneten Mund in den Schlund hinabzublicken sucht, so überzeugt man sich bald, daß der Einblick in die Tiefe jenes Raumes selbst dann sehr beschränkt ist, wenn man die Zunge vermittelst eines löffelförmigen Instrumentes — der Zungenspatel — niederdrückt. Der Kehlkopf, welcher zwischen dem Anfang der Speise-

röhre und dem Zungengrund in der Tiefe des Schlundes mündet, bleibt dem forschenden Blicke vollständig entzogen, und nur in seltenen Fällen kann ein Stück des Kehldeckels, welcher die Mündung des Kehlkopfes schützend überragt, direct erblickt werden. Der Kehlkopf liegt eben am untern Ende eines winkelig gebogenen Canals, dessen horizontaler Anfangstheil die Mundhöhle, dessen senkrecht absteigendes Ende der Schlundraum ist; der Kehlkopf und seine Umgebung wird daher nur dann dem Blicke zugänglich werden, wenn es gelingt, so zu sagen, um die Ecke herum zu sehen, — um jene stumpfe Ecke nämlich, welche die Zungenwurzel an der Grenze zwischen Mund- und Schlundcanal bildet, — und die zu besichtigenden Theile hinreichend hell zu beleuchten.

Es ist leicht verständlich, daß ein kleiner Planspiegel diese beiden Bedingungen erfüllen müsse, wenn sich derselbe in passender Neigung hinter und über dem hindernden Zungengrunde — also in der Gegend des weichen Gaumens — befindet. Denn der Spiegel wird einerseits das durch die Mundhöhle einfallende Licht in die Tiefe des Schlundraumes reflectiren und den Kehlkopf nebst seiner Umgebung beleuchten, andererseits aber die Bilder der beleuchteten Theile zurückwerfen und dem Auge des Beobachters sichtbar machen.

R. Liston, der englische Chirurg, war der erste, welcher 1840 (Practical Surgery) angab, daß es ihm gelungen sei, auf diese einfache Weise die erkrankten Theile des Kehlkopfes zu sehen. Er bediente sich eines Spiegelchens, wie es die Zahnärzte zur Untersuchung der Innenfläche der Zähne brauchen, das er an einer verlängerten Handhabe in den Schlund einführte, nachdem er es vorher erwärmt hatte, damit es nicht vom Hauche anlaufe und trüb werde. Liston also hat aus dem unscheinbaren Zahnspiegel der Dentisten den Kehlkopfspiegel gemacht.

Im Jahre 1855 veröffentlichte der Singlehrer Manuel Garcia (nicht der Vater, sondern der Bruder der Malibran und der Viardot) seine epochemachenden, ebenfalls mit dem Kehlkopfspiegel angestellten Beobachtungen über die Erzeugung der menschlichen Stimme. Garcia ist der erste, welcher den Kehlkopfspiegel mit glänzendem Erfolge zu physiologischen Zwecken benutzt und eine genaue Beschreibung der vermittelst desselben sichtbaren Theile und ihrer Bewegungen geliefert hat. „The method, sagt Garcia, wich I have adopted is very simple, it consists in placing a little mirror, fixed on a long handle suitably bent, in the throat of the person experimented on, against the soft palate and uvula. The party ought to turn himself towards the sun, so that the luminous rays falling on the little mirror, may be reflected on the larynx. If the observer experiments on himself he ought by means of a second mirror, to

receive the rays of the sun and direct them on the mirror, wich is placed against the uvula.“ Garcia hat nur directes Sonnenlicht zur Beleuchtung verwendbar gefunden, und es gelang ihm so wenig, dasselbe durch eine künstliche Lichtquelle zu ersetzen, daß er sich genöthigt sah, das nebelreiche London für einige Zeit mit dem sonnigeren Paris zu vertauschen, um seine Beobachtungen fortsetzen zu können.

Vor und nach Garcia hat man an verschiedenen Orten die Speculirung des Kehlkopfes versucht, aber immer wieder entmuthigt durch die anfänglichen Schwierigkeiten und durch die wenig befriedigenden Resultate auf sich beruhen lassen, ohne die Tragweite dieser Explorationsmethode gewürdigt und die allgemeine Aufmerksamkeit energisch und öffentlich auf dieselbe gelenkt zu haben.

So der 1854 verstorbene Dr. Avery in London, welcher sich nach Privatmittheilungen, die mir erst vor zwei Jahren in England gemacht wurden, Jahre lang mit Versuchen, den Kehlkopf dem Auge des Arztes zugänglich zu machen, beschäftigte. Avery war seit Liston der erste, der den Kehlkopfspiegel zu medicinischen Zwecken zu verwerthen suchte.

So Dr. L. Türck in Wien, der den Kehlkopfspiegel während des Sommers 1857 genau so, wie Garcia, und auch nur bei Sonnenlicht, an einigen Individuen seiner Spitalsabtheilung für Nervenkranke zu appliciren versuchte.

Liston's Angabe war längst vergessen, Garcia's glänzende Erfolge waren mit Mißtrauen aufgenommen, ja sogar geradezu bezweifelt worden, und Türck hatte, gleich manchem vor ihm, die Versuche mit dem Kehlkopfspiegel trotz der Aufmunterung, welche ihm von competenter Seite ward, auch wieder resultatlos liegen lassen.

So standen die Dinge, als ich mich im Winter 1857/58 behufs der Lösung einiger physiologischen Fragen mit dem mir aus Garcia's Publicationen bekannten Kehlkopfspiegel zu beschäftigen beabsichtigte.

Zu meinen allerersten Versuchen entlehnte ich mir von Herrn Dr. Türck die langgestielten Glasspiegelchen, welche er im verflossenen Sommer selbst benutzt und noch im Besitze hatte.

Bei der trüben Witterung der Jahreszeit mußte ich mir natürlich das fehlende Sonnenlicht durch künstliches Licht zu ersetzen suchen und kam auf den naheliegenden Gedanken, im verdunkelten Zimmer, vermittelst des großen durchbohrten Concavspiegels des Ruete'schen Ophthalmoskops, das von einer gewöhnlichen Lampe kommende Licht auf dem Kehlkopfspiegel zu concentriren. Das Auge des Beobachters blickte durch die centrale Oeffnung dieses mächtigen Beleuchtungsspiegels in der Richtung des reflectirten Strahlenkegels und bekam daher im Kehlkopfspiegel immer gerade jene Theile zu sehen,

welche am hellſten beleuchtet wurden. Damit war zugleich eine vollkommene Beherrſchung der Seh- und Beleuchtungsrichtung erreicht, welche die Anwendung meiner Anordnung auch bei disponiblem Sonnenlichte vortheilhaft erſcheinen ließ.

Durch die Combination des Kehlkopfſpiegels mit einem großen concaven Beleuchtungsſpiegel ſchuf ich eine neue Methode, welche die Kehlkopfſpiegelverſuche von Tageszeit und Witterung unabhängig machte und eine ununterbrochene praktiſche Beſchäftigung mit derſelben erſt ermöglichte.

Vermittelſt dieſer meiner Methode, welche gegenwärtig unter dem von mir eingeführten Namen der „Laryngoſkopie" (von λάρυγξ Kehlkopf und σκόπέω ſpähen, betrachten) allgemein in Gebrauch gezogen wird, erhielt ich Reſultate, welche mir ſo überraſchend und vielverſprechend erſchienen, daß ich alsbald die feſte Ueberzeugung von der großen Leiſtungsfähigkeit des Kehlkopfſpiegels und des Princips, auf welchem ſeine Anwendung beruht, gewann.

Aber nicht bloß zur Unterſuchung des Kehlkopfes und der Luftröhre fand ich das kleine, langgeſtielte Spiegelchen wirklich verwendbar, ich erkannte auch, daß man es zur Beſichtigung des oberen Theiles der Schlundhöhle, in welcher die Euſtach'ſchen Ohrtrompeten und die hinteren Naſenöffnungen münden, ja zur Beſichtigung der Naſenhöhle ſelbſt von unten und hinten her, werde benutzen können, wenn man daſſelbe ſtatt nach unten gegen den Kehlkopf, nach oben kehrte und das Gaumenſegel nach vorne und oben drängte. Ich kam endlich auch auf die Idee, daß das Auge durch den Spiegel zum ſicheren Führer der Hand werden könne, während man bis dahin bei der localen Behandlung der Kehlkopfkrankheiten im Finſtern herumtappen mußte.

Hinſichtlich der Schwierigkeiten und Hinderniſſe, welche der Application des Kehlkopfſpiegels entgegenſtehen, ſchloß ich aus den an mir ſelbſt und an Anderen gemachten Erfahrungen, daß „ſie zu beſeitigen ſind, und wenn erſt die Ueberzeugung von der Möglichkeit und Wichtigkeit der Anwendung des Kehlkopfſpiegels durchgegriffen hat und die Anwendung vielfach verſucht worden ſein wird, kaum mehr in Betracht kommen werden."

Dieſe Ideen und Ueberzeugungen habe ich gleich damals, als das Reſultat meiner Bemühungen in einem Artikel in der Wiener mediciniſchen Wochenſchrift vom 27 März 1858 öffentlich ausgeſprochen und den Kehlkopfſpiegel den Aerzten zur „allgemeinſten und ausgedehnteſten Benutzung" dringend empfohlen, weil es ſeit Garcia Niemandem eingefallen war, dem Kehlkopfſpiegel das Wort zu reden.

Mit dieſem Artikel war der erſte öffentliche Anſtoß zu allen ſpäteren erfolgreichen Arbeiten in den angedeuteten verſchiedenen Richtungen factiſch gegeben.

Hat man auch anfangs meinen, in jenem Artikel und in einem Vortrage in der Sitzung der Gesellschaft der Aerzte zu Wien vom 9 April 1858 ausgesprochenen Ansichten von der Bedeutung des Kehlkopfspiegels die Meinung — als das Endresultat früherer allzu bald aufgegebener Versuche — entgegengestellt, daß man „weit entfernt sei, allzu sanguinische Hoffnungen von den Leistungen des Kehlkopfspiegels in der Praxis zu hegen", so ist man doch bekanntlich bald, nachdem ich eine Reihe von physiologischen (April 1858) und später auch von pathologischen Erfahrungen (Januar und Febr. 1859) publicirt hatte, den laryngoskopischen Studien mit wachsendem Eifer und Erfolg obgelegen und von jener Meinung immer mehr zurückgekommen. Dagegen hat mein Vorschlag, den oberen Theil des Schlundraumes und die Nasenhöhle zu speculiren, zuerst gar keine Beachtung gefunden; dann aber wurde derselbe geradezu für „absolut unausführbar", ja nebenbei für „völlig widersinnig" erklärt.

In der Wiener medicinischen Wochenschrift Nr. 32, 1859 und in meiner (Januar 1860) bei Engelmann in Leipzig erschienen Broschüre „über den Kehlkopfspiegel" ꝛc.*) veröffentlichte ich jedoch meine älteren und neueren Versuche über meine Methode, den Nasenrachenraum zu untersuchen, und nannte dieselbe „Rhinoskopie" (von ῥίν Nase und σκόπεω betrachten).

Nun begann man auch mit rhinoskopischen Studien sich zu beschäftigen, und meine Angaben wurden von verschiedenen Seiten bestätigt und erweitert.

Bezüglich meiner Andeutung endlich, daß vermittelst des Spiegels das Auge zum sicheren Führer der Hand in den dem Blicke des Arztes neu erschlossenen Regionen des menschlichen Körpers werden könne, bin ich nicht bei der bloßen Idee stehen geblieben, sondern es ist mir gelungen, die praktische Ausführbarkeit derselben beim Sondiren und Kauterisiren des kranken Kehlkopfes (Febr. 1859) wirklich darzuthun. Ich habe wiederholt und ausdrücklich betont, daß hiermit ein neues, weites Feld — „die locale Behandlung unter Beihülfe des Spiegels" — gewonnen wurde, und daß sich die Führung der Hand durch das Auge überall da verwerthen lasse, wo es sich um Operationen oder die ärztliche Anwendung von Medicamenten auf den Gebieten der Laryngoskopie oder Rhinoskopie handelt.

Die ersten Anfänge, welche ich in dieser Richtung gemacht habe, sind auch nicht vereinzelt geblieben, ja sie haben durch die neueren Fortschritte bis zu der operativen Entfernung von Kehlkopfpolypen ohne blutige Eröffnung der Luftwege geführt, welche zu den größten Triumphen der heutigen Chirurgie zählt.

---

*) Dieselbe ist vor kurzem in zweiter, theilweise umgearbeiteter Auflage erschienen.

Es ist mir begreiflicherweise eine große Genugthuung, darauf hinweisen zu können, daß durch die erfolgreich wachgerufene Betheiligung vieler — zunächst einheimischer Aerzte (wie Primararzt Dr. L. Türck, Dr. Semeleder und Dr. Stoerk in Wien) alle jene „allzu sanguinischen" Erwartungen von den Leistungen des Kehlkopfspiegels in der Praxis vollständig gerechtfertigt worden sind, zu welchen ich mich schon durch die Resultate meiner ersten Kehlkopfspiegelversuche angeregt und berechtigt fühlte, und welche ich in jenem ersten Artikel vom 27 März 1858 öffentlich aussprach — trotzdem (oder eigentlich weil) mir die Thatsache keineswegs unbekannt war, daß man alle ähnlichen früheren Versuche immer wieder entmuthigt und ohne eine Ahnung ihrer wahren Tragweite liegen gelassen hatte.

Nicht bloß die Erkennung der krankhaften Zustände der dem Blicke erschlossenen Theile hat nach den vorliegenden Erfahrungen bereits factisch eine weit größere, in vielen Fällen eine absolute Sicherheit gewonnen, sondern auch für die allgemeine und locale Behandlung oder operative Heilung mancher Leiden haben sich neue Anhaltspuncte und Wege wirklich dargeboten.

Die Zukunft wird hier gewiß noch manchen reellen Gewinn für die Wissenschaft und die leidende Menschheit bringen, wenn man mit besonnener Energie auf den betretenen Bahnen fortschreiten wird. Selbstverständlich finden unsere Methoden, wie alle anderen, gewisse Grenzen ihrer Anwendbarkeit!

Schließlich darf ich es wohl erwähnen (als einen Umstand, welcher die verhältnißmäßig rasche Anerkennung und Einbürgerung des Kehlkopfspiegels bei jenem größeren Theile der ärztlichen Welt erklärt, welcher sich nicht gedankenlos, träge oder vornehm dem Fortschritt verschließt), daß ich mich nicht darauf beschränkt habe, bloß literarisch für die Verbreitung und Aufnahme der verschiedenen Anwendungen des Kehlkopfspiegels für Physiologie und Medicin zu wirken, sondern daß ich auch persönlich bestrebt war, durch praktische Demonstrationen an Gesunden und Kranken, unter einheimischen und fremden Collegen selbständige Mitarbeiter auf den neuen Gebieten zu gewinnen und etwaige Bedenken und Zweifel zu beseitigen.

Hierbei leistete der Apparat, welchen ich mir zur Selbstbeobachtung und Demonstration gleich zu Anfang meiner Beschäftigung mit dem Kehlkopfspiegel ausgedacht hatte, und vermittelst dessen ich (beiläufig bemerkt) im Jahre 1861 sogar stereoskopische Photographien meines Kehlkopfes während des Singens herzustellen vermochte, die ersprießlichsten Dienste.

Im Herbst 1859 besuchte ich in dieser Absicht Leipzig, Berlin und Breslau, und hatte die Freude, die Herren Ruete, Merkel, Traube, Reichert, Remak, Lewin, Middeldorpf, Rühle, Heidenhain, Voltolini u. A. mit den Resultaten meiner Bestrebungen persönlich bekannt zu machen.

Im Frühjahr und Herbſt 1860 begab ich mich nach Paris, um den Gebrauch des Kehlkopfſpiegels in Frankreich einzuführen.

Daß es mir gelang, durch meine zahlreichen Demonſtrationen und Vorträge die Aufmerkſamkeit der ärztlichen und ſelbſt weiterer Kreiſe in nicht gewöhnlichem Grade und dauernd auf den Gegenſtand zu feſſeln, dafür ſprechen die Berichte der verſchiedenſten Journale jener Zeit und die ſpäteren Publicationen der Herren Mandl, Moura-Bourouillou, Bataille, Cusco, Ch. Fauvel u. A., von denen ich die beiden erſten direct zur ſelbſtändigen Verfolgung des Gegenſtandes aufgefordert und angeleitet habe.

Damals übergab ich auch der Académie des sciences meine Broſchüre „über den Kehlkopfſpiegel" ꝛc., für den Concours de médecine et chirurgie, prix Montyon, und demonſtrirte meine Verſuche vor der zur Beurtheilung eingeſetzten Commiſſion, welche mir in Folge deſſen eine Anerkennung und 1200 Francs votirte.

Dr. Türck, welcher nach meinem erfolgreichen Auftreten in Paris ſeine Arbeiten gleichfalls der Akademie eingeſchickt hatte, erhielt dieſelbe Auszeichnung.

Im Juni 1860 erſchien unter meiner Mitwirkung eine franzöſiſche Ueberſetzung meiner Broſchüre über den Kehlkopfſpiegel bei J. B. Baillère in Paris.

Etwa ein Jahr nach meinem erſten Beſuche kam auch Dr. Türck perſönlich nach Paris, um daſelbſt in der von mir begonnenen und von Dr. Semeleder im Herbſt 1860 fortgeſetzten Weiſe gleichfalls Demonſtrationen zu geben.

Auch ließ er nach dem Muſter der meinigen ebenfalls bei J. B. Baillère, in demſelben Format, in derſelben Ausſtattung, mit derſelben Bemerkung auf dem Titelblatte: „publiée avec le concours de l'auteur," eine Édition française ſeiner „praktiſchen Anleitung zur Laryngoſkopie," Wien, Braumüller, erſcheinen.

In England endlich habe ich mich gleichfalls bemüht, den Gebrauch des Kehlkopfſpiegels bekannt zu machen und einzuführen.

Nach einem flüchtigen Beſuche in London im Herbſt 1860, welcher zur Folge hatte, daß die New Sydenham Society meine Broſchüre in's Engliſche überſetzen ließ (in ihren Selected Memoirs für 1861), hielt ich mich vom Frühjahre bis in den Sommer 1862 dort auf, um dieſen Zweck durch praktiſche Curſe und durch zahlreiche Demonſtrationen an mir ſelbſt, an Geſunden und an Kranken, in Spitälern, in öffentlichen gelehrten Geſellſchaften und in Privatzirkeln zu erreichen.

Wie früher in Paris, ſo gelang es mir auch in London, hunderte von Aerzten von der Anwendbarkeit und Bedeutung des Kehlkopfſpiegels in

der Praxis zu überzeugen und mehrere derselben mit meiner Methode genauer vertraut zu machen. Die Publicationen der Herren Morell Mackenzie, der mich schon 1858 in Pest aufgesucht hatte, Gibb, des Uebersetzers meiner Broschüre in's Englische, Sieveking, Johnson, Durham u. A. beweisen, daß ich nicht erfolglos gewirkt habe.

Die damals in der österreichischen Abtheilung des Industriepalastes ausgestellt gewesenen, auf die vielseitige Verwerthung des Kehlkopfspiegels Bezug habenden Instrumente haben nur in Folge dieser praktischen Illustrationen ihrer Leistungsfähigkeit jene Würdigung und Anerkennung in London gefunden, welche dem Namen Oesterreichs zur besonderen Ehre gereichte.

Die Laryngoskopie, die Rhinoskopie und die Methode der Führung der operirenden Hand vermittelst des Kehlkopfspiegels sind Früchte unseres vaterländischen Bodens, auf welche wir stolz sein dürfen.

England und Frankreich haben — ein Fall, der viel häufiger im umgekehrten Sinne eingetreten ist — den Keim, den wir bei ihnen fanden, als reife Frucht von uns zurückerhalten.

Prag, im April 1863.

Johann Czermak.

Das Racenmoment in seinem Einfluß auf Erkrankungen.

Eine Studie aus dem bis zum Jahre 1860 bestandenen Pest-Pilischer Comitate von Dr. med. Glatter, Director des statistischen Büreau's der Stadt Wien.*)

Die Anerkennung der Thatsache von den biotischen Verschiedenheiten der verschiedenen Stämme schließt noch nicht das Moment verschiedener Organisation ein. Pflege im ersten Kindesalter, Erziehung, Nahrung, Sitten und Gebräuche, welche man gewohnt ist nach Verschiedenheit des Volksstammes wechseln zu sehen, können nicht spurlos an den Individuen wie an den Massen vorübergehen und sie werden diesen, einen — allenfalls auch in den äußeren Formen — ausgesprochenen Typus verleihen, welcher die verschiedenen äußerlichen Einflüsse modificirt, ja modificiren muß. Fügt man zu diesen Reflexionen noch die hinzu, daß das Pest-Pilischer Comitat auf seinem zumeist von Deutschen bewohnten rechten Ufer aus Hügelland besteht, während das linke, überwiegend von Magyaren bewohnte, zumeist eben und reich an Sümpfen und Niederungen ist, deren Einwirkung auf den Körper Niemand unterschätzen wird, und hält man noch im Auge, daß, wie am Schlusse des vorigen Aufsatzes bemerkt wurde, die einzelnen Nationalitäten sich hinsichtlich ihrer Ansprüche an ärztliche Hülfe höchst verschieden verhalten: so wird man vom aprioristischen Standpuncte aus geneigt, die betreffenden Differenzen auf Rechnung jener äußerlichen Verhältnisse zu setzen. Dort aber, wo die ziffermäßigen Thatsachen im offenbaren Widerspruche mit den — theoretischen — Prämissen stehen, bleibt nichts übrig, will man die Augen

---

*) Bis zum Schluß des Jahres 1860 k. k. Physikus des Pest-Pilischer Comitates.

nicht absichtlich verschließen, als ein angebornes Moment zur Erklärung wesentlicher Differenzen in Rechnung zu setzen, um durch diese Annahme, — der vom Standpuncte der bei Nutzthieren gemachten Erfahrung auch nichts entgegensteht, — die bestehenden Räthsel der Lösung näher zu bringen. Wenn wir z. B. sehen, daß das slovakische Kind, dessen Mutter sich während der Schwangerschaft nicht mehr schont, als ihre ungarische und deutsche Nachbarin, viel günstigere Lebenschancen hat als das deutsche, obwohl dieses viel vernünftiger behandelt wird, als jenes, so kann dieser Widerspruch zwischen Theorie und Thatsache nur durch die Annahme des Racenmoments erklärt werden. Es handelt sich — und hierauf möchten wir ein hohes Gewicht legen — hier nicht darum, für eine unbekannte Ursache ein Wort zu finden, und statt eines Begriffes eine Phrase zu bieten, — es liegt in der Erkenntniß von der Richtigkeit der Schlüsse die Anregung zu weiteren bezüglichen Forschungen, deren Ergebniß für Wissenschaft und Leben die lohnendste Ausbeute verspricht; — Anatomie und Physiologie müssen sich dann des Gegenstandes bemächtigen, dann wird sich die Differenz dem Forscher in mikroskopisch oder chemisch zu ermittelnden Unterschieden der Form oder der Masse, so wie in den verschiedenen Modificationen des Stoffwechsels kund geben, und wenn man sich die Mühe nehmen wird, die Wirkung einzelner Arzneikörper und anderer therapeutischer Eingriffe auf verschiedene unter denselben Verhältnissen lebende Individuen verschiedener Nationalität zu studiren, wird eine Reihe von Erscheinungen ihre Erklärung finden, deren Lösung heute noch nicht einmal angeregt ist. Warum verträgt der Italiener noch unter dem nordischen Himmel Petersburgs Aderlässe, denen der Nordländer sofort erliegen müßte? Steht diese Erscheinung in Verbindung mit der erwiesenen Thatsache, daß der Italiener leichter hohe Kältegrade erträgt, als der Sohn nördlicher Gegenden? Bestehen etwa Beziehungen zwischen der Irascibilität des Welschen und der rascheren Blutbereitung, bei der die Leber ihre große Rolle spielt? — Oder: Warum verträgt der Sohn Albions Dosen von Calomel, vor denen uns schaudert? — Solche Fragen ließen sich zu hunderten aufstellen, und schon in der Fragestellung, wenn solche von maßgebender Seite und in geeigneter Form veranlaßt würde, läge bis zu einem gewissen Grade die Bürgschaft eines gedeihlichen Fortschrittes.

Aus der Intensität und der Art der Reactionserscheinungen gegen äußere Einflüsse, so wie gegen Arzneimittel wird die allgemeine Gesundheitspflege, speciell aber die Diätetik, dann aber auch die Therapie die wichtigsten Andeutungen für Aufstellung gewisser Principien gewinnen — man wird erkennen, daß mancher klimatische Curort, welcher durch Heilung westländischer Kranken seinen Ruf erlangt, weniger angezeigt sei für Patienten,

welche einer Nationalität angehören, deren Organisation in einer oder der anderen Richtung wesentlich von der der fraglichen Westländer verschieden ist.

Solche Anschauungen machen es zum großen Theil begreiflich, wie gewisse, in England, Frankreich und anderen Ländern vielgerühmte Curmethoden sich bei uns fruchtlos erweisen; denn nicht nur das fremde Klima, sondern auch das wesentlich verschiedene Substrat der Erkrankung: der Mensch, muß hier in Betracht gezogen werden.

Ich fühlte mich als Physikus des — wie bereits bemerkt, von fünf verschiedenen Volksstämmen bewohnten — Pest-Pilischer Comitats gedrängt, in die Gesundheitsverhältnisse der Gegend und der Bevölkerung möglichen Einblick zu gewinnen — und dies ist nur durch Zahlenangaben möglich, denn Antworten wie: viel, wenig, mehr, weniger, entbehren wie begreiflich jedes praktischen Werthes.

Es wurde damit angefangen, den im Comitate — höchst ungleichmäßig vertheilten — Sanitäts-Individuen Bogen auszufolgen, welche nicht nur die Bezeichnungen der verschiedenen Gesundheitsstörungen, sondern auch Rubriken für die verschiedenen Krankheitsausgänge enthielten, und die allmonatlich ausgefüllt vorgelegt werden mußten; ferner ähnliche Druckorten, welche die Ergebnisse der Leichenschau zu bringen hatten. Da die Vertheilung des Sanitätspersonales, wie bemerkt, eine höchst ungleichmäßige war, und zwar in dem Grade, daß stellenweise — zumal bei ungarischer und slovakischer Bevölkerung — mehrere Quadratmeilen Landes jeder ärztlichen Hülfe entbehrten, mußte jeder aus absoluten Ziffern abgeleitete Schluß ein irriger sein; es wurden darum die einzelnen Zahlen der Gesammtsumme gegenübergestellt, um das relative Verhältniß zu erfahren. Ich machte mir bei dem verschiedenen Bildungsgrade des dort prakticirenden Sanitätspersonals keine Illusionen, ein den strengsten Anforderungen der Wissenschaft entsprechendes Material zu erhalten; aber eine fachgemäße Gruppirung der eingesendeten Daten zeigte mir im Ganzen und Großen eine Harmonie, die durch die Mängel und Fehler einzelner Vorlagen nicht alterirt werden konnte. Diese gewonnene Ueberzeugung ermuthigte mich, dem Racenmomente ebenfalls meine Aufmerksamkeit zuzuwenden; die gewonnenen Ziffern umfassen aber leider nur den kurzen Zeitraum von zehn Monaten, und um der im Eingange dieses Aufsatzes ausgesprochenen Rücksicht in Bezug auf die Oertlichkeit gerecht zu werden, mußten die Rapporte für alle jene Ortschaften ausgemerzt werden, für die das bis dahin gesammelte Material den Bestand gewisser Endemien auswies. — So entstand die nachstehende Arbeit, die, wie begreiflich, nichts weniger als ein abgeschlossenes Ganzes ist, und deren Veröffentlichung hauptsächlich bezweckt, zu ähnlichen weiteren Forschungen anzuregen; wo, wie ich dies bereits an einem andern Orte hervor

gehoben, kein Ort geeigneter zu solchen Untersuchungen ist, als ein k. k. österreichisches Militärspital, mit seinen ziemlich unter denselben äußeren Verhältnissen lebenden verschiedenen dort vertretenen Nationalitäten.

Bis dahin möge diese Arbeit das Interesse an solchen Studien in weiten Kreisen wach rufen, und ich bemerke nur, daß 6034 Erkrankungen bei Magyaren, 3806 bei Deutschen, 1522 bei Slovaken, 252 bei Serben und 1540 bei Israeliten das Substrat dieser Arbeit bilden — es kommen demnach auf 1000 Kranke 459 Magyaren, 290 Deutsche, 116 Slovaken, 19 Serben und 116 Israeliten, während die Bevölkerungsverhältnisse der Gesunden sich folgendermaßen verhalten: 534 Magyaren, 224 Deutsche, 182 Slovaken, 28 Serben und 32 Juden.

Es waren von 1000 in ärztlicher Pflege stehenden Erkrankten behandelt worden:

an	Ungarn.	Deutsche.	Slovaken.	Serben.	Israeliten.
Wechselfieber	249	247	311	365	205
Malariasiechthum	3	5	3	3	3
typhösen Fiebern	19	33	16	11	15
puerperalen Zuständen	2	6	4	11	6
Gastrointestinalkatarrhen	34	66	58	47	65
Diarrhöen	25	36	46	33	29
Ruhren	14	11	9	3	7
rheumatischen Fiebern	24	26	14	11	22
Gicht und chronischem Rheuma	11	7	1	7	3
Fraisen (!)	14	37	13	28	7
Hysterie	2	1	5	19	3
Mutterkrebs	0,8	1	—	11	0,6
Croup	3	8	4	3	6
Entzündung der Athmungsgebilde	56	54	69	78	19
Lungentuberculose	17	29	14	39	19
Asthma	6	9	12	4	7
organischen Herzleiden	2	2	2	3	1
Hernien	2	2	5	—	6
chronischen Leberleiden	4	10	3	19	10
Darrsucht der Kinder	2	4	7	7	2
Wassersucht aus nicht ermittelter Ursache	4	7	6	—	5
Wurmleiden	14	23	6	—	9
Krätze und anderen chron. Hautleiden	5	6	3	3	20

Versuchen wir es, diese Zahlen nach Möglichkeit zu verwerthen.

Der Magyare, welcher mit Vorliebe die mehr sumpfigen Niederungen bewohnt, zeigt demungeachtet für Wechselfieber und dessen Folgen, dann für

Diarrhöen und chroniſche Leberleiden kleinere Verhältnißzahlen. Dieſer Umſtand giebt der Vermuthung Raum, daß dieſe verhältnißmäßige Immunität ihn dort gedeihen ließ, wo andere Stämme verkümmerten und dahinſiechten. Obwohl der Ungar äußerſt fette und gewürzte Nahrung genießt, zeigt er für Gaſtrointeſtinalkatarrhe ein Minimum; dagegen erſcheint er zu Erkältungskrankheiten mehr disponirt; denn für rheumatiſche Fieber und Gicht, ſo wie für Ruhr zeigt er hier ausnehmend hohe Ziffern.

Sollten ſich dieſe Verhältniſſe in einem größeren Maße beſtätigen, — was am leichteſten in gewiſſen Fieberregionen, z. B. in Mantua, zu ermitteln wäre, wo häufig ungariſche Truppen liegen — ſo wäre man bis zu einem gewiſſen Grade berechtigt, einen gewiſſen Torpor des Ganglienſyſtems, dagegen eine größere Empfindlichkeit der Spinalnerven anzunehmen. Heute aber könnte dieſe Frage ſchon der Löſung durch Mittheilung von Erfahrungen näher gebracht werden, ob der ungariſche Soldat im allgemeinen größere Doſen von Brechmitteln braucht, als der einer anderen Nationalität angehörige. — Auch die Stoa, welche den Magyaren charakteriſirt, ließe ſich bis zu einem gewiſſen Grade durch jene Organiſation erklären.

Ich hatte Gelegenheit, auch im Wieſelburger Comitate, welches von Deutſchen, Ungarn und Kroaten bewohnt wird, und wo auch Slovaken maſſenhaft alljährlich als Taglöhner verwendet werden, zu conſtatiren, daß die Magyaren, welche die dortigen Niederungen an der Donau bewohnen, und auch in den Sümpfen des Hanſág als Arbeiter Verwendung finden, ſeltener vom Wechſelfieber befallen werden, auch weniger darunter leiden, als die andern dort dauernd oder zeitweilig beſtehenden Nationalitäten. Dagegen war der Ungar dort im Jahre 1853 ausnehmend ſtark für Cholera disponirt.

Der Deutſche, welcher zumeiſt auf dem hügeligen Terrain am rechten Donauufer wohnt, zeigt für Wechſelfieber faſt dieſelbe Verhältnißzahl mit dem Ungarn, benutzt aber gegen deſſen Folgen häufiger ärztliche Hülfe; auch für Gaſtrointeſtinalkatarrhe und andere Affectionen des Darmcanals, ferner für Typhen und rheumatiſche Fieber, Lungentuberculoſen, namentlich aber für Convulſionen im Kindesalter und Croup zeigt der Deutſche hohe, zum Theil auch die höchſten Ziffern.

Es drückt ſich in dieſen Thatſachen eine erhöhete Empfindlichkeit für die verſchiedenſten Schädlichkeiten aus, die durch ein in den meiſten Beziehungen geregelteres Leben nicht aufgewogen wird. Daß übrigens der Aufenthalt auf und zwiſchen Bergen auf die Entſtehung mancher Erkältungskrankheiten einen Einfluß üben werde, iſt nicht zu bezweifeln.

Der Slovak, welcher hier theils Hügel-, theils Sumpfland bewohnt, iſt für Fieber viel empfänglicher als der Magyare und der Deutſche; für Diarrhöen, dann für aſthmatiſche Zuſtände zeigt er die größten Verhältnißzahlen, dagegen für Tuberculoſen der Athmungsgebilde die geringſten.

Es ist nicht ohne Interesse, hier den Gegensatz anzudeuten, welcher sich zwischen asthmatischen Zuständen, fast ausnahmslos durch Emphysem veranlaßt, und Tuberculosen offenbart — erstere bei den Slovaken als Maximum, bei den Serben als Minimum, während sich rücksichtlich der Tuberculosen gerade das umgekehrte Verhältniß offenbart; — nicht weniger beachtenswerth beim Slovaken ist der Gegensatz zwischen Fieber und Tuberculosen, wo aber auch die Localverhältnisse nicht übersehen werden dürfen.

Eben im Wieselburger Comitate, wo ich im Jahre 1853 Physikus war, ward mir Gelegenheit zu der Beobachtung, daß die slavischen Taglöhner, die sich durch zahlreiche Excesse und ein höchst ungeregeltes Leben auszeichneten, von der ausgesprochen contagiosen Cholera ziemlich verschont blieben, während die Magyaren derselben in auffallend mächtigem Verhältnisse erlagen.

Im Jahre 1855 herrschte die asiatische Brechruhr im damaligen Pest-Pilischer Comitate, und auch da fanden sich die Slovaken ausnehmend verschont, obwohl ihre Lebensweise die ungeregeltste unter denen aller dort wohnenden Bevölkerungen ist.

Im allgemeinen fand ich aber die slavischen Stämme in hohem Grade durch Typhus gefährdet, und beobachtete bei diesem Volksstamme nur ausnahmsweise Abdominal-, viel häufiger aber Encephalo- und Pneumotyphen.

Es sei mir vergönnt hier eine Erfahrung mitzutheilen, die ich — und mit mir Alle, die sich die Mühe der Beobachtung nahmen — gar häufig während einer langjährigen Dienstzeit in Galizien gemacht habe. Zur Zeit der dort häufig herrschenden Typhusepidemien findet man nicht selten Individuen im reifen Mannes- oder aber im Greisenalter ohne alle auffallenderen Reactionserscheinungen, dabei aber kraftlos im Bette liegen. Nichts deutet auf eine nahe Gefahr, und dennoch versichert der Kranke, daß er sterben werde; — er beichtet, läßt sich weiße Wäsche geben, und ist in einigen Stunden eine Leiche.

Der Serbe ist verhältnißmäßig am häufigsten Wechselfiebern und chronischen Leberleiden unterworfen, wenn er gleich nirgends Sumpfland bewohnt. — Das serbische Weib inclinirt mehr zu Puerperalfiebern, Hysterie und Mutterkrebs als das den anderen hier wohnenden Stämmen angehörige. Für typhöse Fieber, Ruhren, akutes Rheuma, Asthma und Wurmleiden zeigt der Serbe die niedersten — für Entzündungen und Tuberculosen der Athmungsgebilde, dann für organische Herzleiden die höchsten Verhältnißzahlen.

Höhere Empfindlichkeit des Gangliensystems scheint die Grundursache mehrerer der angeführten Thatsachen.

Die Israeliten endlich, die sowohl in den hügeligen wie in den niedrig gelegenen Gegenden mehr oder weniger zerstreut wohnen, zeigen die größte

Immunität für Wechselfieber, Convulsionen, dann für Darrsucht der Kinder und Entzündungen der Respirationsgebilde, während sie für Krätze und andere fieberlose Hautausschläge, für Gastrointestinalkatarrhe und Hernien hohe und höchste Ziffern geben.

Mag die eigenthümliche Lebensweise, die Sorge für die Gesundheit und darum geregelteres Leben hier auch manches erklären — viel, sehr viel kann nur durch Organisationsverhältnisse begriffen werden.

Jene Ziffern würden ungemein an Werth gewinnen, wenn zugleich der Ausgang der Krankheit angegeben sein würde; die Anlage der Ausweise aber machte dies insofern unthunlich, als dadurch eine Complication von Rubriken entstanden wäre, deren richtige Ausfüllung zu erwarten ich nach den Erfahrungen, welche ich in dieser Beziehung gemacht, zu hoffen nicht berechtigt war. Eben so wenig erschien es mir thunlich, die Ergebnisse der über den bei weitem größten Theil des Amtsgebietes ausgedehnten Todtenschau in Summe hier zu verwerthen, da, wenn wir den am rechten Ufer gelegenen (Ofener) an Sanitätsindividuen reichen Bezirk ausnehmen, nur ein kleines Procent der Erkrankten im übrigen Amtsgebiete ärztlich behandelt wird, und die Angaben der Hinterbliebenen ein kaum brauchbares Material liefern. Da aber die Ergebnisse der ärztlichen Leichenschau doch höchst wichtige Beiträge zur richtigeren Beurtheilung mancher Verhältnisse geben können, begnügte ich mich, eben nur den Ofener Bezirk, welcher von allen fünf hier berücksichtigten Nationen bewohnt wird, in Betracht zu ziehen.

Es starben dort:

an	Ungarn.	Deutsche.	Slovaken.	Serben.	Israeliten.
Folgen des Wechselfiebers	25	4	66	16	—
Typhus	18	56	78	50	68
Diarrhöen	42	67	151	33	45
Ruhren	17	33	28	66	22
tuberculosen Hirnhautentzündungen	17	11	18	16	22
einfachen Hirnentzündungen	25	35	9	16	—
Schlagfluß	—	11	9	33	—
Fraisen	162	267	112	83	113
chron. Krankheiten d. Centralnervensystems	—	4	9	16	—
Croup	43	15	9	33	—
Entzündungen der Athmungsgebilde	68	40	46	—	22
Tuberculosen	111	102	134	166	68
Darrsucht der Kinder	68	100	85	144	113
Wassersucht aus nicht ermittelter Ursache	59	6	66	66	—

Vorstehende Tafel hat nur insofern einen Werth, als sie die auf der ersten Uebersicht gebrachten Daten bestätigt, indem dadurch der mögliche Beweis gegeben ist, wie das Terrain nur eine untergeordnete Bedeutung bei Beurtheilung mancher Erscheinungen zu beanspruchen hat. Wenn wir z. B. aus der vorstehenden Tafel leicht ersehen, daß auch für Todesfälle in Folge von Wechselfiebern der Slovak die höchsten, der Israelit die niedersten Verhältnißzahlen zeigt; der erstere auch am häufigsten an Diarrhöen und Typhen zu Grunde geht, so erkennen wir daraus, daß sich in dem zumeist hügeligen Ofener Bezirk rücksichtlich der Sterblichkeit an diesen Zuständen so ziemlich dasselbe begiebt, was rücksichtlich der Erkrankungen im ganzen zumeist aus Ebene und Niederungen bestehenden Amtsgebiete. Wenn dagegen gewisse Daten mit einander in offenem Widerspruche stehen, so könnte dies dort, wo die Verhältnißzahl der Verstorbenen wesentlich größer ist, als die der Behandelten, nichts anderes beweisen, als daß in der Mehrzahl jener Fälle ärztliche Hülfe nicht in Anspruch genommen ward, oder daß die Gegend einen Einfluß auf die Bösartigkeit des Uebels übt. In dem letzteren Falle fehlt es darum an einer verläßlichen Basis.

Als beachtenswerth aus der letzteren Zusammenstellung hebe ich nur die relative Häufigkeit der Sterbefälle durch Typhus bei den Slovaken, der Fraisen bei den Deutschen, der Tuberculosen und Schlagflüsse bei den Serben (die auch für Erkrankungen an organischen Herzleiden die höchste Verhältnißzahl zeigten), der tuberculosen Hirnhautentzündungen bei den Israeliten hervor.

Auffallenderweise zeigen die letzteren hier — wie in Wien (wo mir auch nur die Mortalitätsverhältnisse eines Jahres vorliegen) für Tuberculosen sehr kleine Ziffern.

Es kann mir nicht beifallen, aus den hier gebrachten Daten allgemein gültige Schlüsse ziehen zu wollen — dazu war der Beobachtungskreis ein zu kleiner, die Beobachtungszeit eine zu kurze; aber ich hielt es für meine Pflicht, die gesammelten Thatsachen hier zu registriren und ohne Präjudiz für anderweitige den meinigen selbst entgegengesetzte Erfahrungen, einige bis nun noch räumlich und zeitlich enge begrenzte Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. — Möge diese kleine Studie zu weiteren bezüglichen Forschungen anregen, dann hat sie ihre Aufgabe erfüllt.

Dr. **Ed. Glatter.**

Ueber die Bedeutung der Geologie für Oesterreich.

Von Dr. R. F. Peters in Wien.

Vor fünfzig Jahren besaßen noch wenige Staaten Landkarten, welche den Anforderungen der Gelehrten und dem Bedürfnisse der Volkswirthschaft genügten. Das Verlangen nach solchen Karten war in der gebildeten Gesellschaft noch kaum erwacht. In unsern Tagen ist dies anders. Genaue mit allen Hülfsmitteln der Geodäsie und der Kunst gearbeitete Karten, je nach dem Bedürfnisse verschiedener Stände im entsprechenden Maßstabe, sind in den Händen des Publicums. Photographische, zum Theil selbst durch Lithographie vervielfältigte Copien der von Staatswegen durch Militär- oder Civil-Ingenieure ausgeführten Originalien stehen den gelehrten Anstalten zur Verfügung; sie werden hier und da auch den Industriellen mitgetheilt, denn die Zurückhaltung damit und die Meinung, daß ein Staat dem anderen im Kriegsfalle durch die besondere Genauigkeit seiner Terrainkarten überlegen sein könne, hat längst aufgehört. Die Vervielfältigung der Karten durch die Presse muß, wenn auch im kleineren Maßstabe ausgeführt, die Einzelnheiten des Originals wiedergeben. Dieser Publication kann sich aber kein civilisirter Staat entziehen, indem er anerkennen muß, die Karten seien, obgleich zumeist das Ergebniß militärischer Intelligenz und Arbeitskraft, doch nicht ausschließlich für den Krieg, sondern vielmehr für die Werke des Friedens, den Handel und Wandel, gemacht.

Der hochgebildete Theil des Volkes geht aber in seinen Forderungen schon weiter. Die trefflichste Terrainkarte im Maßstabe von $\frac{1}{144000}$ oder $\frac{1}{288000}$ genügt ihm nicht mehr. Er will auch eine Uebersicht der geologischen Verhältnisse des Landes auf seiner Karte gewinnen, er will auf ihr den Ausdruck der allgemeinen physischen Verhältnisse, den Vegetationscharakter und die wichtigsten statistisch-volkswirthschaftlichen Daten ausgedrückt sehen.

An die Stelle der einfachen Landkarte ist also eine ganze Reihenfolge von Karten getreten, unter denen die geologisch colorirte Terrainkarte wohl den ersten Platz behauptet. Der Gebildete, dem die Grundzüge des Schichtenbaues der Erde nicht mehr ganz fremd sind, namentlich der wahre Geograph, kann sich durch bloße Terrainkarten nicht mehr genügen lassen. Die trefflichsten geben ihm nur ein mattes,

vieldeutiges Formenbild, die minder guten führen ihn geradezu irre; durch die geologiſche Karte dagegen erhält er ſelbſt bei mäßig vollkommener Zeichnung eine richtige Vorſtellung von der Orographie des Landes, von dem Charakter der Thäler, von den Communicationen, den Baumaterialien und von der wahrſcheinlichen Beſchaffenheit des anbaufähigen Bodens.

Darum haben alle wohlgeordneten Culturſtaaten der Geologie als Wiſſenſchaft überhaupt, geologiſchen Landesaufnahmen im beſondern ihre volle Aufmerkſamkeit zugewendet und das Bild vom Baue Europa's und der nordamerikaniſchen Staaten geſtaltet ſich von Jahr zu Jahr mehr vollkommen und naturgetreu.

Oeſterreich, deſſen geographiſche Kartographie ſeit Anfang des Jahrhunderts mit den Arbeiten der Nachbarſtaaten gleichen Schritt gehalten, iſt auch in der Geologie hinter ihnen nicht zurückgeblieben. Es hat ſie ſogar in mancher Beziehung überholt und ſteht jetzt in einer der mitteleuropäiſchen Großmacht würdigen Weiſe da. Wäre auch ein früherer Beginn der ſyſtematiſchen Arbeiten auf geologiſchem Gebiete in hohem Grade wünſchenswerth geweſen, und wären dadurch manche verhängnißvolle Fehler im Staatsbergbau, in der Anlage der Communicationen und in anderen Zweigen der Wirthſchaft vermieden worden, ſo muß man doch geſtehen, das Feld der Geologie ſei eines der wenigen, die Oeſterreich nicht „allzu ſpät" betreten hat.

Daß dem ſo iſt, verdanken wir — die einfachſte Pflicht gebietet uns, dies anzuerkennen — dem Wirken eines Mannes, der zu ſeinen großen Verdienſten um die Mineralogie und Kryſtallphyſik das noch größere zu fügen vermochte, durch ſeine Begeiſterung für die geſammte Naturwiſſenſchaft, durch ſeine unermüdliche Thätigkeit und genaue Bekanntſchaft mit den Leiſtungen der Weſtländer, in Oeſterreich ein Inſtitut geſchaffen zu haben, welches uns binnen 12 Jahren das geologiſche Geſammtbild von Oeſterreich geliefert hat.

Die Leiſtungen der kaiſerlichen geologiſchen Reichsanſtalt im einzelnen anzupreiſen, die Mängel derſelben darzulegen, die zumeiſt in ererbten Uebelſtänden, zumeiſt in der früheren Unvollkommenheit des naturwiſſenſchaftlichen Unterrichtes in Oeſterreich und in der Raſchheit mit der Erfolge erreicht werden mußten, begründet waren, und die ſich erſt im Laufe der Zeit beſeitigen ließen, kann hier nicht unſere Abſicht ſein. Wir conſtatiren einfach die Thatſache, daß ein großes, wiſſenſchaftlich und volkswirthſchaftlich wichtiges Werk geſchaffen wurde, und daß uns nebſt den Detailkarten von mehr als einem Drittheil des Reiches geologiſche Ueberſichtskarten von Ländern vorliegen, in denen ſich das Geographencorps ſelbſt mit einer zweckdienlichen Entfaltung militäriſcher Arbeitskräfte nur langſam fortbewegen kann.

Oeſterreich mußte ſeine geologiſchen Landesaufnahmen anders einrichten, als die kleinen Nachbarſtaaten. In letzteren bildeten zahlreiche Inſtitute, namentlich die Univerſitäten mit ihren Gelehrten und die Bergbauſtätten mit ihren hochgebildeten Technikern ebenſo viele Mittelpuncte für die Erforſchung einzelner Gebiete. Die Zuſammenfaſſung einer reichhaltigen monographiſchen Literatur konnte dem umfaſſenden Wiſſen einzelner großer Fachmänner und die Herausgabe von Ueberſichtswerken dem Buchhandel überlaſſen bleiben.

Auch England war, obgleich das Vorbild aller geologiſchen Forſchungen auf dem Continente, doch nicht gerade nachzuahmen hinſichtlich der Mittel und des Ganges

der Unterſuchung; denn keine Vereinigung von Privatperſonen, durch Reichthum wie durch Intelligenz gleich ausgezeichnet, kam der öſterreichiſchen Staatsverwaltung entgegen; die Geologie war zu Anfang der fünfziger Jahre nicht nur keine populäre Wiſſenſchaft in Oeſterreich, ſondern naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe waren überhaupt nicht verbreitet. Oeſterreich mußte ſich alſo die amerikaniſchen Nordſtaaten zum Muſter nehmen, mußte die Geologie gleich vom Beginne an von Staatswegen betreiben laſſen, und konnte nebenbei den anderen Zweck erreichen, daß ſich aus der Reihe der Staatsgeologen die Lehrkräfte und durch dieſe ein Nachwuchs an Arbeitskräften heranbildeten. Nur durch die Wechſelwirkung beider unter einander und mit dem induſtriellen und dem gebildeten Publicum überhaupt konnte nach und nach das Verſtändniß für die Reſultate geologiſcher Unterſuchungen und die Vorliebe dafür geweckt werden. Es iſt dies derſelbe Weg, den Rußland ſpäter betreten muß, wenn es ſich aus ſeinen ſocialen Kriſen wird herausgearbeitet haben, — völlig entgegengeſetzt jenem, den das mittlere Deutſchland ſeit mehreren Jahrzehnden wandelt. Wir ſind weit entfernt davon, die großen Vorzüge des letzteren zu verkennen; wir glauben aber, daß die Geologie als Wiſſenſchaft und als volkswirthſchaftlicher Factor beſſer auf erſterem gedeiht, vorausgeſetzt, daß ſich jene Wechſelwirkung zwiſchen der Staats-Geologie und dem öffentlichen Unterrichte nicht allzu langſam herſtellt. Die Ausarbeitung im Einzelnen und durch Einzelne, die Löſung vieler wiſſenſchaftlicher Aufgaben, die nur durch die jahrelange Unterſuchung der Hügel rings um eine Stadt, der felſigen Umgebung eines Badeortes, der Mineralien eines kleinen Gebirgsſtockes erreicht werden kann, ſtellt ſich dann von ſelber her. Die Localforſcher aber, die als Lehrer oder als Bauverſtändige in der Stadt, als Badeärzte an der Heilquelle, als Bergleute auf dem Gebirge leben, ſind in ihren Arbeiten weſentlich begünſtigt, wenn ſie auf vorbereiteten Grundlagen, als wiſſenſchaftlich gebildete Mitglieder eines geologiſch nicht unbekannten Staatskörpers und im Verbande mit einem beſtändig thätigen Centralinſtitut arbeiten. Das iſt ein nicht gering anzuſchlagender Vortheil, der auch in Oeſterreich wirkſam werden muß, wenn die politiſchen und ſocialen, namentlich die Unterrichts-Verhältniſſe ſich auf der gegebenen Baſis fortentwickeln. *)

Doch hegen wir in dieſer Beziehung nicht allzu große Hoffnungen, erwarten wir nicht, daß die Wirkſamkeit unſeres geologiſchen Staats-Inſtitutes binnen kürzeſter Zeit in weiten Kreiſen des Reiches Früchte trage. Danach ſind unſere Zuſtände denn doch nicht angethan. Wir dürfen nicht vergeſſen, daß wir die Gründung deſſelben

*) Ich glaube hier als bekannt vorausſetzen zu dürfen, daß in Böhmen nicht nur in älterer Zeit durch Reuß den Vater, durch den Grafen Caspar v. Sternberg, durch Zippe, ſondern auch im vierten und fünften Jahrzehnd durch J. Barrande, durch A. E. Reuß und Andere außer Zuſammenhang mit der öſterreichiſchen Staats-Geologie und lange bevor eine ſolche gedacht werden konnte, große und bedeutende Arbeiten ausgeführt wurden. Böhmen bildet in dieſer ſo wie in mancher anderen Beziehung den Uebergang zwiſchen dem mittleren Deutſchland und den inneröſterreichiſchen Ländern. Auch in letzteren und den ungariſchen Ländern ſind durch Localforſcher und durch reiſende Privatgelehrte mancherlei wichtige Arbeiten zu Stande gekommen. Männer wie Born, Fichtel, Carl Haidinger, J. v. Hauer, Lill, Mohs, Partſch und andere leuchten unſerer modernen Geſchichte mit dem Glanz des Verdienſtes der Initiative voran. Die berühmteſten engliſchen und deutſchen Geologen, von Franzoſen namentlich Beudant, durchreiſten unſere Länder. So war Oeſterreich durch viele einzelne Unterſuchungen in den Bereich der älteren geologiſchen Literatur mit einbezogen.

nächſt der Begeiſterung unſeres würdigen W. Haidinger einem zufälligen und nur kurze Zeit währenden Zuſammentreffen von Umſtänden verdanken, daß nach wenigen Jahren des Beſtandes einzelne Schwierigkeiten der Verwaltung Verſuchen zu unzweckmäßigen Reformen des Inſtitutes als Handhaben dienen konnten, daß noch viele einflußreiche Männer in Wien der Anſicht ſind, die Geologie laſſe ſich in einem großen — wie Oeſterreich zuſammengeſetzten Staate etwa ſo wie Mathematik in der Studirſtube betreiben, daß die im Dienſte des Staates ſtehenden und deſſen Intereſſen vertretenden Praktiker die Bedeutung der Geologie noch kaum erkannt haben. Wir müſſen bedenken, daß Oeſterreich im gegenwärtigen Augenblicke noch keine zweckmäßig organiſirte techniſche Lehranſtalt beſitzt, deren Mangel es doch ſchon ſchwer genug empfinden mußte, daß die Fortbildung des Unterrichtsweſens mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die, wenn unbeſiegbar, den Fortſchritt auf lange Zeit hinaus hemmen können, — daß mit einem Worte in Oeſterreich erleuchtete Männer im günſtigen Augenblicke allerdings großes für die Wiſſenſchaft und die Landeskunde zu leiſten vermochten, daß aber bislang nur in den ſeltenſten Fällen die Initiative dazu aus dem großen Ganzen hervorging. Wir ſind auch ſelber noch allzu ſehr an unſer Bettelſtudium und an die Indolenz der Beſitzenden gewöhnt, wie an etwas, das ſich von ſelbſt verſteht.

Das alles müſſen wir uns gegenwärtig halten, um nicht in den Irrthum zu verfallen, daß die bisherigen wiſſenſchaftlichen Erfolge bereits in praktiſcher Verwerthung, die herangezogenen Lehrkräfte in voller ſegensreicher Wirkſamkeit, die naturwiſſenſchaftlichen Unterrichtsanſtalten in voller Blüthe ſtehen.

Zugleich müſſen wir aber die dringende Forderung erheben, daß die Staatsverwaltung es ſich ernſtlich angelegen ſein laſſe, alles, was zur Verbreitung geologiſcher Kenntniſſe geeignet ſein kann, zu unterſtützen. Die Geologie als Baſis der Länderkunde verdient nächſt der allgemeinen Naturwiſſenſchaft, d. h. nächſt der Summe mathematiſch-phyſikaliſchen und chemiſchen Wiſſens, die heutzutage jedem realiſtiſch Gebildeten eigen ſein muß, die größte Beachtung von Staatswegen. Geologiſche Kenntniſſe ſind ein nothwendiger Beſtandtheil der volkswirthſchaftlichen Bildung, ſo wie ſie eine Grundlage aller Zweige der Montan- und Bautechnik ſind.

Weil die allgemein naturwiſſenſchaftliche, die geologiſche und die ſpeciell techniſche Bildung in Oeſterreich ſo arg vernachläſſigt war, haben wir in den letzten Decennien zu dem auswärtigen Capital auch die beſſer geſchulten auswärtigen Capacitäten hereinziehen müſſen. Zwiſchen der Empirie in den Ländern, den Vertretern der Gewerbe, den Handelskammern, den Leitern der Communicationsmittel, kurz zwiſchen allen Factoren der Volkswirthſchaft, die fordernd und gebend auftreten, und zwiſchen den leitenden Organen der Regierung fehlte es bisher und fehlt es noch heute an jener durchaus nothwendigen Vermittelung, die nur durch realiſtiſch gebildete Männer von hoher Befähigung und von genauer Kenntniß der öſterreichiſchen Zuſtände hergeſtellt werden kann. Dieſem Mangel muß abgeholfen werden.

Die Mittel zur Abhülfe laſſen ſich leicht aufzählen, und ſind von der Publiciſtik in den letzten Jahren ſchon oft genug genannt worden.

Eine zweckmäßige auf dem Gleichgewicht der realiſtiſchen und humaniſtiſchen Studien beruhende (definitive) Regelung des Gymnaſialunterrichtes — auf Grund-

lage des Organisationsentwurfes vom Jahre 1849; eine totale Reform der verfehlt angelegten Realschulen; eine durchgreifende Umgestaltung der polytechnischen Institute nach dem Princip der Fachschulen, wie dieselbe von den Lehrkörpern der Anstalten in Gratz, Prag und Wien beinahe gleichlautend in Vorschlag gebracht wurde; die bessere Ausstattung der naturwissenschaftlichen Fächer an den Universitäten, damit in Verbindung mit den historisch-philosophischen und den juristisch-staatswissenschaftlichen Studien auch die Realien ernsthaft betrieben werden können, und damit aus der (in Oesterreich allerdings sehr kleinen) Zahl von Studirenden, die einen hohen Grad von Befähigung mit materieller Bemitteltheit verbinden, die also eine lange Studienzeit durchmachen können, jene Capacitäten hervorgehen, deren der Staat in den oberen Verwaltungszweigen bedarf.

Wird durch solche Mittelschulen eine gesunde Bildung im Volke verbreitet, führen solche technische Institute alljährlich eine Anzahl von jungen Chemikern, von Mechanikern und zum Baufache vorgebildeten jungen Leuten unseren Fabriken, Eisenbahnen, den Bauhütten oder den Kunstschulen und den niederen Kategorien des öffentlichen Dienstes im Straßen- und Wasserbaufache zu, — gelingt es endlich, wohlerzogene Söhne bemittelter Familien zu lang dauernden gemischten Studien an den Hochschulen beiderlei Art und nach weiterer Ausbildung auf Reisen im In- und Auslande zu den höheren Fächern des Landes- und Staatsdienstes zu bringen, dann wird Oesterreich eine Bildungsstufe erreicht haben, auf der alle störenden Gegensätze seiner Elemente schwinden, oder vielmehr zu einem überaus günstigen Nutzeffect verbunden sein werden, auf der es jedem Nachbarstaat überlegen sein muß. Dann wird sich der oft wiederholte Spruch: Wissen ist Macht — an unserem Vaterlande in der That bewährt haben.

Die Rolle, die dabei die Geologie zu spielen hat, ist eine so hervorragende, daß ich nicht Anstand nehme, zu behaupten, die Kenntniß der anorganischen Stoffe und der Felsmassen, die Kenntniß von dem Schichtenbau der Erde und seiner Entwickelungsfolge sei einer der wesentlichsten Factoren der realistischen Bildung.

Ein gleichförmiges Flachland wird das Bedürfniß nach geologischen Untersuchungen verhältnißmäßig wenig empfinden. Die Lagerung des fossilen Brennstoffes wird dort eine so einförmige sein, daß einige wenige zu der Localempirie hinzukommende wissenschaftliche Untersuchungen zum rationellen Betrieb genügen dürften; — die Trinkwasserverhältnisse sind in solchen Ländern nicht minder einfach und so unwandelbar, daß die vorgeschrittene Technik dem hohen Bedürfniß der Städte und industriellen Etablissements nur durch die Anlage von Pump- und Druckwerken, nicht aber durch die Nutzbarmachung oder Erschließung entlegener Quellen gerecht werden kann. Das Material zu Backsteinbauten liegt in der Regel zu Tage, und die Wissenschaft kann über die verschiedene Brauchbarkeit desselben kaum früher Aufschluß geben, als die einfachen Versuche des Gewerbtreibenden. Nur die Aufschließung tiefer Steinkohlenlager, die Gewinnung der in sehr beträchtlichen Tiefen eingepreßten Salzsoolen wird mit allen Mitteln der Geologie und der höheren Montantechnik unternommen werden.

Wie ganz anders ſind die Zuſtände und die daraus ſich ergebenden Forderungen in unſerem vielgeſtaltigen Oeſterreich!

Unſer foſſiler Brennſtoff vertheilt ſich auf fünf bis ſechs verſchiedene geologiſche Horizonte und hat je nach dem geologiſchen Alter und den Umſtänden, unter denen er lagert, einen verſchiedenen Brennwerth. Die richtige Erkennung der Lager ſetzt ganz genaue ſtratigraphiſche und paläontologiſche Kenntniſſe voraus. Die Waſſerverhältniſſe wechſeln mit Ausnahme einzelner Partien des ungariſchen Tieflandes von Meile zu Meile und wie ſchwierig in unſeren großen Städten die Erörterung der Trinkwaſſerfrage iſt, das zeigt genugſam die Behandlung derſelben in Wien, wo ſeit einer Reihe von Jahren Unterſuchungen angeſtellt werden und eben jetzt einer unſerer ausgezeichnetſten Geologen damit beſchäftigt iſt, ſeine wiſſenſchaftlichen Reſultate der Praxis nutzbar zu machen. Unſere Eiſeninduſtrie, untrennbar verknüpft mit dem Kohlenbergbau und dem Communicationsweſen, kann in ihrer erſten Stufe, dem Eiſenſteinbergbau, einer ſorgſamen Würdigung der Lagerungs- und der Verbreitungsverhältniſſe mehrerer Formationen in Ländern, deren Bau von Grund aus verſchieden iſt (wie z. B. Böhmen und die Alpenländer) gar nicht entbehren. Ja, in den ſüdöſtlichen Theilen des Reiches iſt ſie mit tief eingreifenden geologiſchen und mit ſpeciell mineralogiſchen Erörterungen verknüpft, zu denen die gewöhnliche Montanempirie und das Maß von geognoſtiſcher Bildung, wie ſie an unſeren Bergſchulen erworben wird, bei weitem nicht ausreichen. Die kleinen Zweige des Metallbergbaues will ich hier gar nicht berühren, obwohl es mir nicht ſchwer fiele, zu beweiſen, daß die Verlegenheiten, in denen ſich einzelne derſelben befinden, ſehr weſentlich dadurch verſchuldet ſind, daß den Bergbautreibenden und ihrer ſchätzbaren aber beſchränkten Erfahrung nicht das Wiſſen des Geologen und zugleich der Calcül des gewandten Volkswirthes zur Seite ſtanden.

In viel höherem Grade litt die einheimiſche Bautechnik unter der bedauerlichen Unkenntniß der geologiſchen Verhältniſſe unſerer Länder und unter dem Mangel an Befähigung zur Beurtheilung complicirter Terrains.

Ich will nicht von den grellen Mißgriffen ſprechen, die hie und da in der Wahl der Baumaterialien gemacht wurden. Dergleichen mußten gerade bei großen Staatsbauten viel häufiger vorkommen, als im kleinen Baugewerbe, dem die Localempirie allenthalben zu Hülfe kommt. Wohl aber kann ich nicht umhin, auf unſere Eiſenbahn-Tracen und Unterbauten hinzuweiſen, wo der vorerwähnte Mangel in einem Falle mit Millionen, in einem anderen mit Hunderttauſenden von Gulden gebüßt wurde. Die Eiſenbahn über das Laibacher Moor — um nur ein Beiſpiel zu nennen — wurde in einer Richtung geführt, wo der feſte Untergrund vom Niveau der Bahn am weiteſten ab liegen mußte. Die geologiſche Unterſuchung der Triasformation in einem Umkreiſe von 3 — 4 Quadratmeilen würde dies im vorhinein gelehrt und die Trace von dem Steilrande der Kalkſteinſchichten dieſer Formation abgelenkt haben. Doch, was wußten unſere Eiſenbahntechniker damals von der Schichtenfolge in den Alpenländern, — was wußten ſie von der Naturgeſchichte der Torfmoore ſelber? Man darf ihnen keinen Vorwurf über ihren folgenſchweren Fehler machen, denn ſie hatten nie Gelegenheit eine Wiſſenſchaft zu ſtudiren, die das α und ω des leitenden Bautechnikers ſein muß. Sie ahnten gar nicht, wie und inwiefern

sie fehlen konnten. *) Mehr ließe sich über die Gleichgültigkeit der Aufsichtsbehörden sagen, denen wenigstens die Existenz der kaiserlichen geologischen Reichsanstalt nicht unbekannt sein durfte, und die auch wissen konnten, daß man in anderen Staaten, z. B. in England, die Geologen befragt, wenn man einen großen Bau unternimmt, oder auf unerwartete Schwierigkeiten stößt. So hat die englische Regierung vor mehreren Jahrzehnden bei einem einfachen Häuserbau — als man das Project für das neue Parlamentsgebäude discutirte — einen der berühmtesten Geologen jener Zeit, Sir Henry de la Beche, und durch ihn Herrn William Smith, den man jetzt den Vater der Stratigraphie von England nennt, zur Untersuchung der vorgeschlagenen Baumaterialien abgeordnet und ihr Votum als unumstößlich sanctionirt.

Welch' einen hohen Werth die Geologie als allgemeiner Bildungsgegenstand in Oesterreich haben müsse, das ergiebt sich wohl schon aus einer ganz übersichtlichen Betrachtung der geographischen Verhältnisse des Reiches.

Gewöhnlich unterscheidet man in Oesterreich drei große Ländergruppen, das hercynisch-sudetische System, die Alpenländer und das Karpathensystem. **) Vom Standpuncte der Geologie und der physischen Geographie müssen wir die dritte Gruppe in zwei theilen, indem wir das karpathische Gebirgsland von der pannonischen Niederung scheiden und letztere, ausdrücklich die Niederung mit dem westlich anstoßenden Terrassenland und dem Rücken des Bakony-Vértes und Pilis-Gebirges, der sich inselartig aus diesem Terrassenland erhebt, den Alpen, richtiger gesagt, den südlichen Zonen derselben, gegenüber stellen.

Von diesen vier Hauptstücken, die wir nach der gemachten Abtheilung nicht mehr Gruppen nennen dürfen, wollen wir, nicht weiter gedenkend der Po- und der Weichsel- sammt der podolischen Niederung, die sich als Glacis an das Alpen- und an das Karpathensystem anschließen, nur das zweite und das vierte näher ins Auge fassen.

Daß das kleine Leithagebirge und die Granitberge östlich von der Donau bei Hainburg die Fortsetzung der krystallinischen Achse der östlichen Alpen sind, das haben die Geographen schon in älterer Zeit erkannt.

Die Beziehungen aber, in denen die zwei größten Gegensätze in der physischen Geographie Oesterreichs zu einander stehen, sind erst das Ergebniß der Forschungen unserer Tage.

Wenn Emil v. Sydow schon in seiner Uebersicht der Kartographie Europa's am Schlusse des Jahres 1859 (Petermann's Mittheilungen 1860, 462) der „General- und Administrativkarte von Ungarn" volle Anerkennung zollt und sich insbesondere der orographischen Details freut, von denen keine der bisherigen Karten „auch nur annähernd einen richtigen Begriff geben konnte", so muß wohl seine Befriedigung beträchtlich gestiegen sein, als er diese Karte geologisch colorirt wiedersah und die zahlreichen Abhandlungen und Notizen las, die von den Herren v. Andrian, Franz v. Hauer, Paul, v. Richthofen, Stache, Stur, Szabó, Wolf und Anderen zur Erläu-

*) Ausführlicher handelt über solche Gegenstände ein Aufsatz in der Zeitschrift für die österreichischen Realschulen 5. Jahrgang (1861), 12. Heft, Seite 567—578.

**) Vgl. v. Hingenau, Studien, Oesterr. Revue I, 123.

terung derſelben veröffentlicht wurden.*) Halten wir damit die wichtigen Abhandlungen A. Kerner's über die Pflanzenformationen des ungariſchen Tieflandes zuſammen, die er in ſeinem Buche, das Pflanzenleben der Donauländer (Innsbruck 1863) neuerlich wieder bearbeitet hat, die Beiträge zur Kenntniß der Fauna Ungarns von Kornhuber und von Zeiteles, ſo müſſen wir anerkennen, daß das ungariſche Becken, worüber noch vor weniger als zehn Jahren äußerſt unklare und zum Theil ganz unrichtige Vorſtellungen herrſchten, jetzt zu den ziemlich genau gekannten Theilen Europa's gezählt werden darf.**)

Aber auch die genauere Kenntniß vom geologiſchen Baue der ſüdöſtlichen Alpen datirt aus der neueſten Zeit, aus den Jahren 1855 bis 1859; die ganze von Südtirol und dem Lago Maggiore bis an die Grenzen von Siebenbürgen verlaufende Zone wurde beinahe gleichzeitig unterſucht; eine Arbeit, deren Vollendung in ſo kurzer Friſt nur durch ein Centralinſtitut wie unſere geologiſche Reichsanſtalt ermöglicht wurde.

Was iſt nun das Ergebniß dieſer Arbeit für jenen großen Kreis von Gebildeten, der von der Geologie der einzelnen Länder nur die allgemeinſten geographiſchen Reſultate aufzunehmen geneigt ſein kann?

Ich will daſſelbe in wenigen Zeilen anzudeuten verſuchen.

Nicht gering war meine freudige Ueberraſchung, als ich im Sommer 1856 bei Erſteigung der erſten bedeutenderen Kalkſteinmaſſe zwiſchen Gran und Ofen, des 2388 Fuß hohen Pilisberges in einer Bank des trefflich geſchichteten Kalkſteines dieſelbe Muſchelſpecies wieder fand, welche die mächtigſte Stufe unſerer nördlichen Kalkalpen charakteriſirt und über die älteren Formationen der Südalpen in einer kaum geringeren Mächtigkeit hingebreitet iſt. Wir nennen dieſe Stufe nach dem Kalkſteinſtocke des Salzkammergutes, der ſich durch ſeine Höhe, ſeinen ſchönen Gletſcher und das reizende Bild, das er nach allen Seiten darbietet, in der ganzen Kette der nördlichen Kalkzone auszeichnet, den Dachſteinkalk. Die nächſten Tage nach dieſem Funde belehrten mich über die große Verbreitung derſelben Schichten über das Terraſſenland am rechten Ufer der Donau. Beinahe jeder einzelne Kalkfels, der den Löß (Diluviallehm) um 4 — 5 hundert, ja wohl nur um 40 — 50 Fuß überragt, lieferte mir dieſelbe Muſchel, und ich konnte mich auf dieſen kleinen und deshalb nackten Kalkſteinfelſen — vergeſſend der geringen Höhe, in der ich mich befand — zurückverſetzt glauben auf die Gipfel des Dachſteinſtockes oder des Tännengebirges, auf die ſchroffen Zacken um den Mangart und den Terglou.

Wie die Unterſuchungen meiner Fachgenoſſen gezeigt haben, ſtand ich damals wirklich auf Alpengipfeln; das Bakony- und das Vértes-Gebirge, ſie ſind wie die Felſen bei Gran die wahre Fortſetzung der gewaltigen Alpenzone, die ſchon in Krain durch tiefe von jungen Ablagerungen theilweiſe ausgefüllte Klüfte unterbrochen iſt

*) Mehrere intereſſante Beobachtungen vom Profeſſor Joſ. Szabó über das ungariſche Tiefland wurden leider nur in ungariſcher Sprache publicirt.

**) Noch in der 32ſten Verſammlung der deutſchen Naturforſcher und Aerzte in Wien 1856 konnte ein namhafter deutſcher Geologe bezüglich der Verbreitung des foſſilen Brennſtoffes in Europa von dem ungariſchen Becken wie von einer rieſigen mit kohlenführenden Ablagerungen ausgefüllten Schüſſel ſprechen.

und je weiter nach Osten um so tiefer in sie einsinkt, um endlich zwischen der Donau und den Grenzen von Siebenbürgen dem großen Tieflande des südöstlichen Mitteleuropa's Platz zu machen.

Wie weit der „Dachsteinkalk" in der Tiefe nach Osten reicht, läßt sich selbstverständlich nicht genau bestimmen, eben so wenig, welche Formen- und Massenentwickelung der im Bereiche des ungarischen Tieflandes versunkenen Kalkalpenzone vor der Bildung des Beckens und vor dem Eintritt eines zuerst mit den atlanto-afrikanischen Regionen, später mit den östlichen Wasserbecken communicirenden Meeres eigen war. Wahrscheinlich hat er die Linie, welche heutzutage die Theiß in ihrem Laufe von Norden nach Süden einhält, nicht überschritten, denn an den Grenzen Siebenbürgens, im Banat und in dem kleinen inselförmig aus dem Hügelland der Drau- und Donaugegend aufspringenden Gebirge von Fünfkirchen zeigen sich bereits Schichten, die unter ganz andern physischen Verhältnissen entstanden sind und eben so sicher die Nähe von Festländern in jener frühen geologischen Periode andeuten, wie der Dachsteinkalk selber den Bestand eines stellenweise sehr tiefen Meeres.

Doch der Dachsteinkalk bildet eben nur *eine* Stufe in dem Gebäude der alpinen Formationen. Es giebt deren noch drei bis vier, von denen die nächstältere, die obere Triasformation, eine ungleich größere Verbreitung hatte. Sie bildet zusammen mit viel jüngeren Gebilden die Hauptmasse der Gebirge von Dalmatien, Kroatien und den mittleren Ländern der olympischen Halbinsel. Sie reicht ohne Zweifel über Spanien bis an den atlantischen Ocean und kehrt, wie Sueß bei seinem letzten Besuche in England an Materialien vom Kamme des Himalaya nachgewiesen hat, wenigstens in einzelnen Stufen ihrer durchweg marinen Ablagerungen, im asiatischen Hochgebirge mit genau denselben Thierresten wieder, die sie in unseren Alpen beherbergt. Ja, wenn wir den Beschreibungen trauen dürfen, die Heine, der touristische Begleiter der ersten amerikanischen Expedition nach dem östlichen Asien, von einzelnen Landschaften auf Japan macht, und lesen, wie er ein Seebecken im Hochgebirge mit unserem Hallstätter See vergleicht (!), so können wir uns der Vermuthung nicht entschlagen, daß die alpinen Formationen, vielleicht der Dachsteinkalk selbst, im äußersten Osten von Asien wieder den 40. Grad nördl. Breite erreichen oder selbst überschreiten.

Ziehen wir von Krakau eine Linie nach Wien und von hier über Waidhofen und Steyer nach München bis Basel. Nördlich von dieser Linie giebt es nichts was einem Dachsteinkalk gliche, im Gegentheil, wir wissen, daß dort eine Seichtmeer- und Küstenbildung von sehr geringer Mächtigkeit gleichzeitig mit einzelnen, den tiefsten Bänken des Dachsteinkalkes angehörigen Schichten entstanden ist, und daß während der Ablagerung dieses über 3000 Fuß betragenden Kalksteins im größten Theil von Mittel- und Westeuropa trockenes Land geherrscht hat. Auch giebt es nördlich von der bezeichneten Linie keine Ablagerungen aus der jüngeren Triasperiode, die in einem offenen Meere entstanden sein konnten.

Die Gebilde also, die jetzt als Hochgebirge emporgehoben, unsere alpine Natur kennzeichnen, haben eine enorme Ausdehnung in der Richtung der Parallelkreise, aber eine sehr beschränkte Verbreitung nach Norden. Wenn wir die Schichten unserer Alpen untersuchen, so studiren wir die Verhältnisse von Formationen, die unter ähn-

lichen physischen Verhältnissen in zusammenhängenden Meeren vom atlantischen bis zum stillen Ocean gereicht haben. Die Arbeiten der schweizer Geologen in Vorarlberg, die Untersuchungen v. Hauer's in den österreichischen Alpen und in den Gebirgen Ungarns, so wie das schöne Werk von Gümbel über das bayrische Hochgebirge, zusammen mit vielen seither veröffentlichten paläontologischen Studien von einheimischen und anwohnenden Gelehrten, mit einem Worte unsere ganze bisherige Alpengeologie ist nichts anders, als der Prodrom zu einer Geologie der südlichen Breiten von Europa und Asien.

Gegenüber einer so colossalen Tragweite der Untersuchungen über die geologische Beschaffenheit unseres Bodens verschwinden die Abstände zwischen den östlichen Alpen und dem ungarischen Tieflande. Ja selbst ein Naturereigniß von so imposanter Bedeutung, wie das Einsinken des alpinen Terrains im Osten, welches — nebenbei bemerkt — zum Theil vorbereitet, zum Theil gefolgt war von den massenhaften Ausbrüchen der Eruptivgesteine in der südlichen Steiermark, in Ungarn und Siebenbürgen und weiterhin im Kaukasus, in Kleinasien und Persien, — selbst ein so großes Ereigniß, mit dem die ersten Grundlagen zur Gestaltung der östlichen Hälfte unseres Welttheils, namentlich unseres heimathlichen Bodens, gegeben waren, scheint unbedeutend gegenüber der Gesetzmäßigkeit im Baue ganzer Zonen der Erde.

Andererseits dürfen wir die locale Bedeutung nicht unterschätzen, welche die geologische Entwickelungsgeschichte des ungarischen Tieflandes und seiner Nebenbecken für die historischen Wissenschaften hat; der wirthschaftlichen Praxis gar nicht zu gedenken.

Wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß alle geologischen Begebenheiten in diesem Bereiche von der Gestaltung des Beckens an, — der vieltausendjährige Bestand des Meeres, der Rückzug desselben, wodurch es in zwei aufeinander folgenden Perioden großen Süßwasserflächen Raum ließ, das allmäliche Schmelzen der Eisdecke, welche seither die Thäler der hocheuropäischen Bergländer überzogen hatte, der dreimalige Wechsel der Landthierwelt im Verlauf dieser Zeiträume, die Bildung des gegenwärtigen Donaulaufes und mit ihm die Trockenlegung des Flachlandes, endlich das Auftreten von Menschengruppen auf demselben, die den Kampf mit den Rudeln von Riesenhirschen, von Elephanten und Nashörnern aufzunehmen begannen, — daß alle diese Begebnisse nur eine Reihe bilden mit den wechselvollen Scenen der „historischen" Zeit, als deren Spuren wir rohe Topfscherben, zierliche Mosaikböden und Sculpturen so wie Erdwälle mit den Waffen der Barbaren in demselben Boden finden, der um weniges tiefer die Skeletüberreste jener Riesenthiere und um weniges höher die humusdurchfeuchteten Schädel der Kameele enthält, die im Troß hinter dem Schlachtfeld von Mohacs standen.

Wenn wir Naturforscher auf Reisen in Ungarn so vielfache Veranlassung finden, der historischen Geschicke zu gedenken, die über dieses Land gekommen sind, und der viel heftigeren Katastrophen in der geschichtlichen wie in der geologischen Zeit, die gleichwohl den Fortschritt der Gesittung nicht für die Dauer aufzuhalten vermochten, so sind wir vielleicht berechtigt, von unseren Freunden, denen die Pflege und Verbreitung der Geschichts- und Alterthumskunde obliegt, zu erwarten, daß sie ihren Zöglingen das Bedürfniß nach einigem Verständniß der großen Processe fühlbar machen, durch welche der Boden, auf dem sich dies Alles begab, allmälich bereitet wurde. Die geologische und die historisch-politische Vaterlandskunde sollen Hand in Hand gehen.

Durch dieſe kurze und äußerſt unvollſtändige Betrachtung möchte ich einigermaßen den Werth angedeutet wiſſen, den geologiſche Studien in Oeſterreich für die allgemeine Erdkunde haben, und in welch' hohem Grade ſie geeignet ſind, an der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung mitzuwirken. Zum Schluſſe noch eine Bemerkung.

Wir haben vor Jahren dem Schah von Perſien einige Militärs als Inſtructoren ſeiner Armee geliehen, wir haben auch einen Arzt und einen Bergmann nach Teheran geſchickt, unſer unermüdlicher Kotſchy hat den Demavend zu einem der bekannten Berge gemacht. Es war dies ein zufälliger Fingerzeig, wie weit die öſterreichiſche Wiſſenſchaft zu wirken berufen iſt.*) Genau die Hauptſtadt von Perſien iſt der Zielpunct, den unſere Schüler einſt erreichen, und wo ſie den indobritiſchen Forſchern begegnen müſſen. Für Letztere führt aber der Weg von London nach Calcutta über München und Wien. — England iſt die Wiege der Geologie, nichts deſto weniger kann es ſeine Surveyors für den Himalaya und die indiſchen Mittelgebirge nicht in London völlig vorbereiten, ſondern nur in den öſtlichen Alpen.

Oeſterreich hat alſo von Natur aus durch ſeine Alpen eine geologiſche Miſſion empfangen, der es entſprechen muß. Nicht bloß das eigene praktiſche Bedürfniß, welches der Duodezſtaat ebenſo tief empfindet, wie ein großes Reich, nein die Forderungen der Erdkunde und der geſammten Naturwiſſenſchaft drängen es zur Pflege der Geologie. Dieſen Forderungen muß es als Großſtaat gerecht werden. Indem es ſie zu gewähren trachtet, behauptet es ſeine wiſſenſchaftliche Stellung zwiſchen der vorgeſchrittenen Cultur der Weſtländer und dem wenig bekannten, geiſtig rohen Oſten.

---

*) Die geologiſche Unterſuchung der Nordküſte von Kleinaſien, die Foetterle im Jahre 1856 ausgeführt hat, geſchah ganz eigentlich im öſterreichiſchen Intereſſe, im Auftrage des Trieſter Lloyd.

**) Die fünf Medaillen, welche der kaiſ. geologiſchen Reichsanſtalt, ihrem Director, ihren officers und deren assistents auf der Londoner Induſtrieausſtellung zu Theil wurden, ſind nicht bloß als eine ſchmeichelhafte Anerkennung für den Gründer der Anſtalt und ſeine Arbeitsgenoſſen von Seiten der britiſchen Autoritäten zu betrachten. England weiß ſehr gut zu würdigen, was unſer Inſtitut für die geſammte Erdkunde zu leiſten berufen iſt, wie weſentlich es dieſelbe bereits gefördert hat, und welch' großen Einfluß die Alpengeologie auf die Unterſuchung von Britiſch-Indien ausüben wird.

Die Steinkohlenfelder Oesterreichs.

Vom Hauptmann Carl Ritter v. Hauer in Wien.

Die fossilen Kohlen — Zersetzungsproducte vorweltlicher Pflanzen — sind zur Zeit der wichtigste Hebel jeder Industrie im großen Maßstabe. Der Beginn ihrer ausgedehnteren Benutzung datirt indessen nicht von lange her und fällt speciell in Oesterreich in die allerneueste Zeit, ja, präciser ausgedrückt, befinden wir uns erst im Anfange der Uebergangsperiode zu jenem belebenden Aufschwunge, welchen eine rationelle und vielseitige Verwendung der Mineralkohlen zu vermitteln im Stande ist. Noch brennt unter den Siedepfannen mancher unserer Salinen Bauholz, und noch beschränkt sich die steirische wie kärnthnerische Eisenindustrie darauf, in ihrer Production den gemessenen gleichen Schritt mit dem Wachsthume der Bäume einzuhalten, während die vorhandenen Erzmassen in fast unbegrenzten Quantitäten zur Verfügung stehen.

Diese wenigen Beispiele genügen, um als Beleg dafür zu dienen, welcher beträchtlichen Steigerung die Consumtion dieses Brennstoffes noch fähig ist, wie weit die Kohlenindustrie noch davon entfernt ist, ihren eigentlichen Culminationspunct erreicht zu haben.

Das Holz, anderwärtig schon längst als ein viel zu kostbarer Stoff betrachtet, um lediglich als Wärmeerzeuger zu dienen, wurde bis in die letzte Zeit hinein noch immer vorwiegend hiezu benutzt, und wird voraussichtlich in verschiedenen Gebieten der Monarchie noch länger nicht jene Schonung finden, wie sie aus mannichfachen Gründen geboten wäre, weil das Communicationswesen bei weitem nicht in dem Grade entwickelt ist, wie es nöthig erscheint, um die von der Natur localisirte Kohle überall dorthin fördern zu können, wo man ihrer bedarf. Wohl besitzen wir manche holzreiche Strecken, allein das in den Wäldern vorhandene Stammcapital geht sichtlich rasch zur Neige, und der in vielen Gegenden fortgesetzte weit größere Consum gegenüber dem, was die Vegetation durch Nachwuchs zu reproduciren vermag, muß unfehlbar zur Ausrottung der Waldstände führen.

Wenn Liebig mit düsteren Farben den Zustand der Felder geschildert hat, der dort eintreten muß, wo man nur immer ernten will, ohne die von den Pflanzen dem Boden entlehnten mineralischen Bestandtheile wieder in Form von Dünger zu-

rückzuerſtatten, ſo läßt ſich gewiß noch mit größerem Rechte auf den ungeheueren Schaden hinweiſen, welcher durch eine verſchwenderiſche Waldwirthſchaft angerichtet wird. Die Urbarmachung eines bereits ſtark erſchöpften Ackerbodens bleibt ein Kinderſpiel gegen die Rieſenaufgabe, entholzte Gebirge durch künſtliche Anpflanzung wieder mit üppigen Waldſtänden zu verſehen. Ja das letztere kann ſogar, wie es leider bereits auf einigen inländiſchen Terrains der Fall iſt, zur abſoluten Unmöglichkeit werden, wenn die mühſam und langſam entſtandene Humusſchichte, nach der Abſtockung durch die Regenwäſſer bereits weggeſchwemmt iſt, und die nackten Felſen zu Tage ſtehen. Es würde uns hier vom Gegenſtande unſerer Beſprechung zu weit abführen, wenn wir alle nachtheiligen Folgen ſchildern wollten, welche die Ausrottung der vorhandenen Wälder auf die klimatiſchen Verhältniſſe und auf den nothwendigen Feuchtigkeitszuſtand der Atmoſphäre ausübt. Wir wollen vielmehr auf den Umſtand hinweiſen, daß dem coloſſalen Bedürfniß an Brennſtoff einer Induſtrie, wie man ſie heutzutage als ſchwungvoll betrachtet, überhaupt durch Holz nicht Genüge geleiſtet werden kann, wenn ſelbſt die natürliche Reproducirung deſſelben eine zehnfach beſchleunigtere wäre. England fördert z. B. jährlich aus ſeinen Gruben ein Kohlenquantum, deſſen Aequivalent in Holz kaum eine Waldfläche von 150 Millionen Joch continuirlich zu liefern im Stande wäre. Beſonders in dieſer Hinſicht macht ſich alſo die Nothwendigkeit geltend, nach den Vorräthen der unterirdiſchen Magazine zu greifen.

Die unberechenbare Quantität von Licht, Wärme und Kraft, welche die Kohlenflötze bergen, repräſentirt bei richtiger Benutzung einen Werth, gegen den jener der in allen Zeiten geförderten Edelmetalle verſchwindend klein iſt. Ein Blick auf den materiellen und geiſtigen Zuſtand der Länder, wo man es verſtand, die Schätze jener ergiebigen Minen fruchtbringend zu verwerthen, genügt, um ſich zu überzeugen, daß durch die Wärme- und Arbeitsleiſtung der Kohle ſecundär Wohlſtand, Geſittung und Macht geſchaffen werden. Es iſt kein Zweifel, daß die vielfältige Schöpfung von zweckmäßigen und das allgemeine Wohl fördernden Einrichtungen, welche das gegenwärtige Jahrhundert als eines der fruchtbarſten in der menſchlichen Culturgeſchichte charakteriſirt, ſich zum Theil ſpeciell auf die Benutzung der Mineralkohlen als ihrer erſten Quelle zurückführen läßt.

Wenn es ſich aber darum handelt, irgend einen gegebenen Factor nutzbringend ins praktiſche Leben einzuführen, ſo iſt in erſter Inſtanz der Grad von Kenntniß, welcher darüber erzielt wurde, maßgebend für die Erreichung dieſes Zweckes. Je größer die Summe von Wiſſen iſt, welche darüber erlangt wurde, um ſo zahlreicher werden die praktiſchen Folgerungen ſein, welche ſich daraus ableiten laſſen. So auch hier. Eine genaue Kenntniß von den Localitäten, an welchen foſſile Kohlen lagern, von der Art ihrer Ablagerung und von der Qualität der mannichfachen Varietäten, welche vorkommen, wird zunächſt geſtatten, ein Urtheil über ihre Verwendungsfähigkeit ſchöpfen und rationelle Combinationen über ihre techniſche Verwerthung entwerfen zu können.

Schon der erſte Schritt, die Schürfung nach den Kohlen, muß, wenn das Finden mit einem höheren Grad von Wahrſcheinlichkeit ſtattfinden ſoll, als etwa das Treffen einer Nummer im Lotto, ſich auf ſo manche Beobachtungen über die

Lagerungsverhältniſſe ſtützen, und es ſind ganz beſtimmte Principien, welche einzig hier einen ſicheren Leitfaden bilden. Eine Reihe intenſiver Localſtudien über unſere Kohlenfelder wurden erſt in neuerer Zeit unternommen, wie nicht minder eine nähere Kenntniß über die Beſchaffenheit der Producte, welche ſie führen, erſt ſeit kurzem erzielt wurde. Weitaus der größere Theil aller Unterſuchungen in dieſer Richtung wurde von Seite der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt unternommen und ihre Reſultate mit einer großen Liberalität der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht. Es iſt auch nicht zu verkennen, daß die Frucht dieſer Arbeiten im Gebiete unſerer heimiſchen Induſtrie in hohem Grade anregend und fördernd gewirkt hat, und ſicher iſt es, daß die in neuerer Zeit geſteigerte Production und Verwendung der foſſilen Kohlen in einer genau nachweisbaren Proportion zur Summe jener auf wiſſenſchaftlichem Wege darüber erforſchten Thatſachen ſteht.

Wir wollen nun hier verſuchen, in einem raſchen Ueberblicke jene Gebiete der Monarchie zu betrachten, welche Flötze der eigentlichen Steinkohlen (incluſive der Liaskohlen) führen, indem wir uns vorbehalten, auf das über die Braunkohlen-Ablagerungen Wiſſenswerthe in einer ſpäteren Mittheilung zurückzukommen. Eine Trennung dieſer zwei Hauptgruppen iſt wohl gerechtfertigt, da der Unterſchied beider ſowohl ein wiſſenſchaftlich begründeter iſt, als auch bei der praktiſchen Nutzanwendung ſich fühlbar macht.

Man hat den Kohlenreichthum Oeſterreichs im Auslande meiſt unterſchätzt, weil man den Maßſtab zur Beurtheilung aus der Production entlehnte; allein dieſe ſteht wirklich nicht in einer Proportion damit, wie in vielen anderen Ländern und iſt, ohne befürchten zu müſſen, daß die vorhandenen Vorräthe etwa zu raſch conſumirt werden möchten, noch einer bedeutenden Steigerung fähig. Im Inlande pflegt man umgekehrt hin und wieder die disponiblen (ausbringbaren und vorhandenen) Mengen zu überſchätzen. Wo die Schätzung ſich nicht auf factiſch durchgeführte bergmänniſche Aufſchlüſſe ſtützt, erſcheint ſie ſtets problematiſch und das Reale bleibt oft weit hinter dem zurück, was des Bergmanns bekanntlich optimiſtiſcher Glaube ſupponirte. Die Wahrheit ſteht in der Mitte beider Beurtheilungen.

Oeſterreich beſitzt im Ganzen acht Steinkohlenfelder von größerer Ausdehnung, wovon drei auf Böhmen: das Pilsner und Schlaner Becken und der Trautenau-Nachoder Zug; zwei auf Mähren und Schleſien: das Roßitzer und Oſtrauer Kohlenrevier; eines auf das Gebiet von Krakau: die Ablagerung bei Jaworzno; eines auf Ungarn: die Ablagerung bei Fünfkirchen; eines auf das Banat: bei Reſchitza und Steierdorf, entfällt.

Die Ausdehnung der elliptiſch geformten Kohlenmulde von Pilſen iſt bedeutend, da ſie einen Flächenraum von nahezu 10 Quadratmeilen einnimmt. In der Richtung von Süden nach Norden in einer Länge von 4½ Meilen bilden die Orte Dobřan und Plaß die Grenzpuncte, während ihre größte Breite zwiſchen Pilſen und Wilkiſchen bei 3 Meilen beträgt. Das Terrain gehört im Ganzen dem niederen Flachlande an, nur der nördliche Theil der Mulde ſcheint mehr erhoben; der tiefſte Theil des Beckens liegt nicht in der Mitte, ſondern am öſtlichen Rande. Das vorherrſchende Geſtein der Kohlenformation in dieſem Gebiete iſt ein Sandſtein, der grobkörnig und meiſt von lockerer Beſchaffenheit iſt. Gewöhnlich enthält er viel Thon

und hie und da wohl auch Porcellanerde als Bindemittel. Die Begrenzung der Mulde bildet theils Granit, theils kryſtalliniſcher Thonſchiefer, und zwar erſterer zwiſchen Chotiſchau und Puſchkau, und letzterer vom zweitgenannten Orte bis Radlowitz, während ſie in den übrigen Theilen auf ſiluriſcher Grauwacke aufruht.

In Anbetracht der bedeutenden Ausdehnung dieſes Gebietes iſt die Formation ſelbſt als arm an bauwürdiger Kohle zu betrachten. Außer dem reicheren Gebiete in den ſüdlichen Theilen zwiſchen Mantau und Ellboten finden ſich zwar noch beträchtlichere Ablagerungen bei Dundlewitz und Senetz im öſtlichen Flügel, aber im ganzen weſtlichen Theil von Choteſchau bis Wilkiſchen und ebenſo nördlich von letzterem Orte iſt die Ablagerung nur wenig mächtig und meiſtens ſehr geſtört, ſo daß ein rentabler Betrieb hier ſchwierig einzurichten iſt. Dieſelben minder günſtigen Verhältniſſe zeigen ſich auch in der nördlichen Mulde, wo zudem das Vorhandenſein ſehr waſſerreicher Schichten im Hangenden ein großes Hinderniß für den Bergbau bildet. Was endlich die Mitte der Mulde anlangt, ſo haben die daſelbſt in den letzten Jahren mit großer Beharrlichkeit unternommenen Schürfungen zu keinem Reſultate geführt. Ein Bohrloch öſtlich von Blattnitz, in eine Tiefe von 86 Klafter niedergebracht, erreichte keine Kohle. Hiermit iſt indeſſen kein definitiver Beweis hergeſtellt, daß das Centrum des Beckens wirklich kohlenfrei ſei. Aus dem Neigungswinkel der Ablagerung, der gewöhnlich 10—12 und an einigen Stellen bis 56 Grade beträgt, muß eben gefolgert werden, daß in Mitte der Mulde die Kohle nur in ſehr bedeutender Tiefe angetroffen werden könne.

Im ganzen Revier iſt meiſtens nur ein Hauptflötz bekannt, deſſen Mächtigkeit zwiſchen 3 und 9 Schuh wechſelt. Nebſtdem treten mehrere kleinere Flötze hie und da in dem angedeuteten Gebiete noch auf. Um die Pilsner Mulde gruppiren ſich noch mehrere kleine Mulden, mit welchen ſie in Zuſammenhang ſteht, wie jene von Radnitz, Wranova, Miröſchau, Wittuna ꝛc., welche indeſſen von geringerem Belang ſind.

Der Kohlenvorrath ſolcher größerer Gebiete läßt ſich nur ſchwierig überſichtlich beſchreiben, da der Zuſammenhang der Flötze ſelten hinlänglich conſtatirt iſt, ihre Mächtigkeit local ungemein wechſelt und ihre Anzahl nicht einmal genau eruirt werden kann, da local oft mehrere Bänke als ſelbſtändige Flötze aufgefaßt werden. Nur eine Zuſammenſtellung der Verhältniſſe an allen einzelnen Gruben vermöchte ein getreues Bild zu liefern, was uns weit über die hier geſteckte Grenze hinausführen würde. Wir begnügen uns daher, die Verhältniſſe der beiden Baue zu berühren, welche in den ergiebigſten Partien der Mulde betrieben werden; es ſind jene bei Nirſchan und Mantau. Mittelſt der Schächte des erſteren ſind 3 Flötze durchfahren worden, deren Geſammtmächtigkeit circa 5 Schuh beträgt. Dieſes Werk, auf eine Production von 2 Millionen Centner jährlich eingerichtet, fördert aber nur etwas über den zehnten Theil dieſer Menge. Aehnlichen Verhältniſſen begegnen wir in manchen der böhmiſchen Kohlenreviere. Der Grund liegt in der Concurrenz der vielen aufgeſchloſſenen Baue, aus welchen jeder Bergwerksbeſitzer ſo viel als möglich abzuſetzen trachtet, was wohl momentan den Preis der Kohle ſehr günſtig geſtaltet, aber auch zu Abbaumethoden Veranlaſſung giebt, die das Terrain verwüſten und für die künftige Gewinnung äußerſt ungünſtig geſtalten werden. Der factiſche Zuſtand in Böhmen iſt, daß mehr

Kohle zur Förderung vorgerichtet wurde, als local verbraucht werden kann, während die Communicationsmittel zur weiteren Verfrachtung in Gegenden, wo man ihrer sehr bedürfte, fehlen. Man schwelgt an einigen Puncten im Ueberflusse, während oft in nicht bedeutenden Entfernungen Mangel an Brennstoff herrscht.

In dem Baue bei Mantau wurden fünf Flötze aufgeschlossen in einer Gesammtmächtigkeit von 19 Schuh, wovon aber nahezu nur die Hälfte bauwürdig ist, da der Rest zu sehr von Schiefermitteln durchzogen erscheint, um den Abbau zu lohnen. Dieser Bau ist auf eine Production von 2½ Millionen Centner jährlich eingerichtet, fördert in Wirklichkeit aber wohl auch viel weniger. Die Gesammtproduction auf diesem Gebiete beträgt circa 4 Millionen Centner.

Von entschieden größerer Bedeutung sowohl hinsichtlich des Kohlenreichthums als der Betriebsverhältnisse bei den bestehenden Bauen ist das Becken von Schlan im Prager Kreise. Die Werke dieses Bezirkes erzeugen mehr als zwei Drittheile des gesammten Quantums von Steinkohlen, welches Böhmen producirt. Nur die südliche und westliche Begrenzung der Kohlenformation des Prager Kreises konnte bisher genau ermittelt werden, da die Verfolgung der östlichen und nördlichen Begrenzung wegen Ueberlagerungen durch jüngere Gebirgsformationen (Rothliegendes und Kreide) gehindert ist. Die erstere zieht sich von Kralup an der Moldau bis Petrowic, von Ostnordost nach Westsüdwest in einer Länge von 7 Meilen. Längs dieser Grenze ruht die Kohlenformation durchweg auf den Schiefern der silurischen Grauwackenformation. Die westliche Grenze liegt im Saazer Kreise, und läuft von Seiwedl in nordwestlicher Richtung gegen Horowic. Zwischen diesen beiden eben genannten Orten bilden Granit und Urthonschiefer die Unterlage der Steinkohlengebilde.

Obwohl, wie erwähnt, die östliche und nördliche Grenze der geologischen Beobachtung entrückt ist, so läßt sich doch, nach den Ergebnissen der neuesten Aufnahmen, als „wahrscheinliche" nördliche Grenze der Egerfluß annehmen, welcher von der südlichen Begrenzung durchschnittlich 3½ Meilen weit entfernt ist, wonach die ganze Steinkohlenformation des Prager Kreises einen Flächenraum von 24½ Quadratmeilen einnehmen dürfte. Diese Schätzung gründet sich auf die Beobachtung, daß in diesem Gebiete das Rothliegende meistens auf der Steinkohlenformation aufruht, daher letztere auch dort mit einiger Wahrscheinlichkeit als darunter vorhanden angenommen werden kann, wo die directe Beobachtung nicht möglich ist. Nach der constatirten Ausdehnung des Rothliegenden in der angedeuteten Richtung ist demnach die Verbreitung der Steinkohlenformation berechnet. Wenn man indessen die nördliche Grenze minder hypothetisch schätzt und nur nach den realen Verhältnissen, d. i. längs der bekannten Vorkommen und der Ausbisse der Gesteine der Steinkohlenformation, wie sie verbunden mit Kohlenvorkommen bei Schlan, Libowic ꝛc., im Durchschnitt 1½ Meilen von der südlichen Grenze auftreten, veranschlagt, so reducirt sich der Flächenraum des in Rede stehenden Gebietes genau auf die Hälfte der oben angegebenen Zahl von Quadratmeilen.

Die Gesteine, welche die Kohlenformation zusammensetzen, sind auch hier vorherrschend Sandsteine, dann Schieferthone und Kohlenschiefer. Letztere sind in der Regel die Begleiter der Kohlenflötze. Einen geringen Antheil an der Zusammensetzung der Steinkohlenformation nehmen auch verschiedene Eisensteine.

Die Anzahl der Flötze in dem ganzen Gebiet ist noch nicht genau ermittelt, die Verhältnisse sind ähnlich wie wir beim Pilsner Becken erwähnten, doch läßt sich der bedeutende Kohlenreichthum dieses Terrains aus der Betrachtung der Verhältnisse bei einigen der wichtigeren Gruben entnehmen. Entsprechend der Ergiebigkeit des Vorkommens sind auch wahrhaft großartige Baue im Gange, unter welche zunächst jene bei Bustěhrad in der Umgebung von Wotwowic (Eigenthum Sr. Majestät Kaiser Ferdinands I.) zu rechnen sind. Diese Baue nehmen ein Terrain von 1 Million und 729 tausend Quadratklafter ein, in welchem zwei Flötze vorkommen, deren eines durch Zwischenmittel in 3 Bänke getheilt 3 — 6 Klafter, das andere etwas über 3 Klafter mächtig ist. 14 Dampfmaschinen dienen zur Förderung der gehauenen Kohlen aus den Schächten und zur Hebung der zusitzenden Grubenwässer, und die jährliche Kohlenproduction dieses Werkes beträgt etwas über 3½ Millionen Centner.

Von nicht geringerer Bedeutung sind die Baue bei Brandeisl und Kladno (der Staatseisenbahn gehörig). Das Brandeisler Flötz hat eine durchschnittliche Mächtigkeit von 2½ Klafter (stellenweise beträgt sie 4 Klafter), das Kladnoer Flötz aber fast durchweg eine Mächtigkeit von 6 Klafter. Die Production dieser Gruben betrug schon im Jahre 1860 nahezu 3 Millionen Centner und ist seither noch gestiegen.

Die Production dieses und des früher erwähnten Werkes gelangte vornehmlich durch Errichtung der Bustěhrader Locomotivbahn zu so namhafter Höhe. Durch dieselbe gelangt die Kohle nämlich unmittelbar an die nördliche Staatsbahn und an die Moldau bei Kralup, von wo ihre weitere Versendung nach Osten und Norden ermöglicht wird.

Bei Rappitz sind 2 Flötze bekannt, deren jedes nach Abzug der tauben Zwischenmittel 3 Klafter mächtig ist, bei Wotwowitz ein Flötz von etwas über 2 Klafter. In den Bauen bei Rakonitz wird ebenfalls ein 2 Klafter mächtiges Flötz abgebaut ꝛc.

Die Ergiebigkeit dieses Terrains ist endlich ersichtlich aus der Gesammtproduction aller Baue innerhalb desselben, die im Jahre 1862 ungefähr 14 Millionen Centner betrug, eine Production, die aber durchaus nicht die bereits sicher als vorhanden bekannte Menge zu rasch erschöpfend erscheint. Aus allen Detailaufnahmen ergiebt sich, daß die Steinkohlenformation des Prager Kreises zwei verschiedene Kohlenflötzablagerungen birgt, deren eine mehr im Liegenden (tiefer), die andere im Hangenden (höher) liegt. Erstere ist es, welche aus den erwähnten mächtigen Flötzen besteht. Die Hangendflötze erscheinen bei Welwarn, Podležin, Jemnik, Schlan, Turan ꝛc., sind aber minder mächtig als erstere. Was die Ausbreitung der Flötze in dem ganzen Terrain anlangt, so ist constatirt, daß die mächtigen Liegendflötze kein unbegrenztes und durch die ganze Formation zusammenhängend verbreitetes Kohlenfeld bilden, sondern mehr an einzelne Buchten und isolirte Mulden gebunden sind, während die Hangendflötzablagerung mehr zusammenhängend erscheint.

Durch einen ebenfalls bedeutenden Kohlenreichthum ist die dritte größere Ablagerung Böhmens bei Trautenau ausgezeichnet. Dieses Kohlenrevier bildet den südwestlichen Muldenflügel des großen preußisch-schlesisch-waldenburgischen Beckens. Der böhmische Antheil dieses Steinkohlengebirgszuges erstreckt sich von Nachod in nördlicher Richtung gegen Trautenau und von da über Schatzlar und Schwarzwasser über die Grenze nach Preußen. Was die oberflächliche Verbreitung der Steinkohlengebilde an-

langt, ſo iſt ſie verhältnißmäßig nicht bedeutend; es iſt der Steinkohlenformationszug auf eine Erſtreckung von 9000 Klafter in einer Breite von ungefähr 2500 Klafter bekannt. In dem ſüdlichen Theile ſind fünf beſondere Flötzzüge, im nördlichen deren drei mit je mehreren Flötzen vorhanden. Beide Reviere ſind durch Porphyr- und Mandelſteinkuppen getrennt. Bei den großartigen Bauen in den Bezirken Nachod und Trautenau (dem Prinzen Schaumburg-Lippe gehörig) kennt man zwei Flötzgruppen, deren liegende zwölf Flötze mit 18 bis 60 Zoll Mächtigkeit, die hangende aber fünf Flötze von 24 bis 80 Zoll Mächtigkeit enthält. Die Production dieſer Werke beträgt nahe eine Million Centner — wegen Mangel an Abſatz, während vermöge der bewerkſtelligten Aufſchlüſſe und der vorhandenen Betriebsmittel leicht die 2½fache Quantität Kohle gefördert werden könnte. Etwa 600,000 Centner werden noch in den Bauen bei Schatzlar, Qualich und Hertin gewonnen, womit die Anzahl der größeren Baue auf dieſem Terrain erſchöpft iſt.

Außer den hier erwähnten größeren Ablagerungen kommen in Böhmen noch eine Anzahl kleinerer kohlenführender Mulden vor, wie jene bei Hurr, etwa 4000 Klafter lang und 1800 Klafter breit, mit einem ½ bis 2 Schuh mächtigen Flötz, bei Radnitz, die bei Wegnanow zwei Flötze von 2½ und 1½ Klafter Mächtigkeit enthält, bei Bras, von geringer Ausdehnung aber über 2 Klafter mächtige Flötze einſchließend ꝛc.

Alle dieſe Vorkommen zuſammengerechnet, muß Böhmen als eines der kohlenreichſten Kronländer der Monarchie betrachtet werden.

Die Steinkohlengewinnung in ganz Böhmen betrug im Jahre 1862 nahe 21 Millionen Centner.

Weit weniger zerſplittert in den Händen vieler Beſitzer, wie in Böhmen, iſt der Bergbau auf Steinkohlen im mähriſch-ſchleſiſchen Gebiete, deſſen zwei Ablagerungen wir zunächſt in Betracht ziehen wollen.

Die eine befindet ſich im ſüdweſtlichen Theile von Mähren, 3 Meilen von Brünn entfernt, bei Roßitz und Oßlawan. Die Mulde, in der die Steinkohlenformation zwiſchen kryſtalliniſchen Schiefern eingelagert iſt, erſtreckt ſich bei einer durchſchnittlichen Breite von 2000 Klafter in einer Länge von 20 Meilen. Die Kohlenführung ſteht indeſſen durchaus in keinem Verhältniſſe zu dieſer bedeutenden Ausdehnung. Auf der ganzen Länge von Schambach bis Rzizan finden ſich zwar Kohlenſpuren, bauwürdige Flötze werden aber nur in dem zwiſchen Roßitz und Mähriſch-Krumau befindlichen Theile angetroffen, während das Fehlen derſelben in den übrigen Theilen des Gebietes durch das negative Reſultat zahlreicher Bohrungen conſtatirt iſt. Der Kohlen führende Theil der Formation beſteht aus grobem Conglomerat im Liegenden, worauf Schieferthone folgen, denen häufig Sphäroſiderite eingelagert ſind, und aus Sandſteinen.

Man kennt im Ganzen drei Flötze, die aber nicht eine gleiche Ausbreitung beſitzen, da ſie nicht in allen Bauen vorhanden ſind. Eines derſelben iſt nicht bauwürdig, die beiden anderen hingegen ſind von beträchtlicher Stärke. In den Bauen bei Zbeſchau ſind die beiden in Abbau ſtehenden Flötze 2½ bis 4 und 8 bis 15 Schuh mächtig, bei Padochau das eine ſogar 18 bis 20 Schuh. Die geſammte Kohlenerzeugung auf dieſem Terrain betrug im Jahre 1861 etwas über 2½ Millionen Centner.

Weit ergiebiger iſt die zweite Ablagerung zwiſchen Mähriſch- und Polniſch-Oſtrau, welche der äußerſte ſüdliche Ausläufer der ausgedehnten oberſchleſiſchen Stein-

kohlenformation zu ſein ſcheint. Auf dieſem Terrain, welches durch die Nordbahn in unmittelbarer Verbindung mit Wien ſteht, ſind einige der großartigſten Baue der ganzen Monarchie im Gange. Die Ausdehnung der Mulde beträgt von der Oder bei Hruſchau bis Karwin der Länge nach 1½ Meile und in der Breite 1 Meile. Die Steinkohlenformation tritt nur an wenigen Puncten zu Tage, und iſt größtentheils von jüngeren Ablagerungen bedeckt, oft in einer Mächtigkeit von mehr als 70 Klafter, doch iſt ſie überall durch die großartigen Baue aufgeſchloſſen. Die Zuſammenſetzung derſelben wird durch Steinkohlenſandſtein und Kohlenſchiefer mit Sphäroſideriten gebildet, welche mit den zahlreichen Kohlenflötzen wechſeln. Man kennt nicht weniger als 60 derſelben mit 1 Schuh bis 4½ Klafter Mächtigkeit, von denen ungefähr 30 gegenwärtig abgebaut werden. Die Lagerung der einzelnen Flötze iſt vielfach durch Sprünge und Rücken geſtört; auch finden ſich mitten in der Steinkohlenformation manchmal ganz flötzleere Partien.

Eine unwillkommene Erſcheinung in den Tiefbauen dieſes Terrains iſt das häufige Auftreten ſchlagender Wetter, was die Aufſtellung kräftiger Vorrichtungen zur Erzielung des Luftwechſels in den Gruben erheiſcht. Welche bedeutende Gasentwickelungen hier ſtattfinden, mag aus dem Beiſpiel hervorgehen, daß bei Mähriſch-Oſtrau aus einem 30 Klafter tiefen Bohrloche durch 13 Jahre ununterbrochen ein Strom brennbarer Gaſe empordrang.

Aeußerſt günſtig für die bergbaulichen Verhältniſſe wirkte, wie ſchon erwähnt wurde, der Umſtand, daß ſich das ganze Gebiet im Beſitze nur weniger großen Gewerken befindet, welche den Abbau zumeiſt mit beträchtlichen Mitteln und in rationellſter Weiſe betreiben. Die wichtigeren Gruben ſind ſämmtlich (doch erſt ſeit dem Jahre 1862) durch eine Zweigbahn mit der Nordbahn verbunden. Den erſten Rang unter den hieſigen Bauen nehmen unſtreitig jene der Nordbahn und des Freiherrn v. Rothſchild ein.

In den Gruben der Nordbahngeſellſchaft bei Privos und Mähriſch-Oſtrau werden je ein Flötz von 30 und 36 Zoll Mächtigkeit abgebaut und 9 Dampfmaſchinen ſind dabei in Thätigkeit; bei Hruſchau, Michalkowitz und Polniſch-Oſtrau aber je ein Flötz von 36, 42 und 54 Zoll Mächtigkeit, und 15 Dampfmaſchinen ſind für die Kohlenförderung und Waſſerhebung aufgeſtellt. Mittelſt der angeführten Betriebsmittel werden über 2 Millionen Centner Kohle aus den Gruben gefördert. Doch iſt hiermit die wirkliche Productionsfähigkeit der Werke bei weitem nicht ausgenutzt, da z. B. von den genannten die Zeche bei Mähriſch-Oſtrau allein eine Quantität von 800,000 Centner Kohle im Falle des Bedarfes liefern könnte.

In den zweitgenannten Bauen des Freiherrn v. Rothſchild in den Bezirken Oberberg und Freiſtadt werden bei Polniſch-Oſtrau und Zamoſt 15 Flötze mit einer Geſammtmächtigkeit von 47 Schuh abgebaut, bei Hruſchau 3 Flötze von 6 Schuh, bei Dombrau 4 Flötze von 4 Schuh, bei Mähriſch-Oſtrau 4 Flötze mit einer Mächtigkeit von 16 Schuh 8 Zoll. Nicht weniger als 16 Dampfmaſchinen ſind daſelbſt in Verwendung, und die Geſammtleiſtung dieſer Werke beträgt jährlich nahe 3 Millionen Centner. Hierzu kommt auf dieſen und den früher erwähnten Werken noch eine beträchtliche Menge Kohle, die an Ort und Stelle vercoakt wird.

Die Gesammtkohlengewinnung von dieser Ablagerung beträgt jährlich über 8 Millionen Centner, die indessen gegenüber der Ausdehnung, Anzahl und Mächtigkeit der Flötze und gegenüber der bedeutenden Betriebsmittel, über welche sämmtliche Baue gebieten (auch die übrigen hier nicht genannten, wiewohl von geringerer Ausdehnung, sind immerhin zu weit größerer Leistung befähigt, als sie in Wirklichkeit effectuirt wird), durchaus nicht als den von der Natur gegebenen Verhältnissen und den von den Besitzern aufgewendeten Mitteln zum Abbau entsprechend angesehen werden kann.

Bei der Situation dieses großen Kohlenreviers, in nicht beträchtlicher Entfernung von dem Consumtionsplatze Wien, welchem es durch die Nordbahn noch um so viel näher gerückt ist, und bei der Vortrefflichkeit der Kohle selbst, sollte man es für eine Unmöglichkeit halten, daß in letzterer Stadt auch nur ein Ctr. Kohle aus Preußisch-Schlesien concurrirend auf dem Markte auftreten könne. Gleichwohl ist dies der Fall, und fand selbst zu einer Zeit statt, wo dieselbe mit einem Agio von 40 und mehr belastet, den mercantilen Wettstreit unternehmen mußte. Für die Gaserzeugung allein werden jährlich bei 700,000 Centner preußischer Kohle verwendet, und wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sie sich hierzu eben ganz vorzüglich eignet, so müssen es doch immerhin ganz eigenthümliche Conjuncturen sein, welche möglich machen, diesen Handel mit Vortheil betreiben zu können.

Wir schreiten zur Betrachtung der Ablagerung von Jaworzno im Krakauischen, die an Großartigkeit der eben erwähnten nicht nachsteht, aber bezüglich der Benutzung fast als brach liegend anzusehen ist. Dieses Steinkohlengebiet, welches im westlichen Theile des Krakauer Gebietes gelegen ist und mit dem im benachbarten Preußisch-Schlesien bekannten in unmittelbarer Verbindung steht, nimmt einen bis jetzt bekannten Flächenraum von 10 Quadratmeilen ein.

Die Kohlenformation besteht aus Schieferthon und Sandstein, in denen überall zahlreiche mächtige Flötze vorhanden sind. In der Ebene ist sie häufig nur von einer wenig mächtigen Lage von Flugsand überdeckt, auf den höheren Puncten aber von Muschelkalk und Dolomit, welche inselartig aus dem weiten Sandmeer emporragen. Zwischen Dombrowa und Jaworzno in einer Breite von circa 4000 Klafter sind über 14 Flötze von 2½ Schuh bis über 3 Klafter Mächtigkeit bekannt. Mit den dort befindlichen Bauen ist aber nur ein Theil des Terrains aufgeschlossen, und der Rest desselben mag wohl mindestens noch einen ebenso großen Reichthum bergen. Der wichtigste Bau vermöge seiner Ausdehnung, seiner Productionsfähigkeit und seiner Betriebs-Einrichtungen, der auch gleichzeitig vermöge der durchgeführten Aufschlüsse die beste Einsicht in den vorhandenen Kohlenreichthum der Ablagerung gestattet, ist jener des Montanärars. Er umfaßt ein Grubenfeld von mehr als 4½ Millionen Quadrat-Klafter, innerhalb welchem 13 über einander liegende Flötze, und zwar 8 bei Jaworzno, 5 bei Niedzielisko, mit einer Gesammtmächtigkeit von mehr als 100 Schuh auftreten. Nach den erzielten Aufschlüssen berechnet sich das in diesem Terrain allein enthaltene Kohlenquantum auf mindestens 5000 Millionen Centner.

Die jetzt bei den Bauen bestehenden Maschinenanlagen würden eine Production von 3- bis 4 Millionen Centner jährlich gestatten, allein wegen Mangel an Absatz

werden nicht mehr als 7 bis 850,000 Centner gewonnen und eben ſo viel beträgt ungefähr die Förderung der wenigen noch außerdem hier beſtehenden Baue.

Ein größerer Bau beſteht noch bei Dombrowa (des Herrn Weſtenholz). In demſelben ſind 6 Flötze, insgeſammt 38 Fuß mächtig, vorhanden, und auch die übrigen Baue haben durchweg beträchtliche Ablagerungen angefahren. Im Verhältniſſe zu einem ſolchen coloſſalen Reichthum iſt der Kohlenverbrauch als ein äußerſt geringer zu betrachten. Der Abſatz beſchränkt ſich nämlich auf den Bedarf der galiziſchen, wie zum Theil auch der Nordbahn, auf jenen einiger in der Umgebung befindlichen Zinkhütten, endlich gelangt ein mäßiges Quantum nach Krakau und deſſen Umgebung. Das ärarialiſche Bergamt zu Jaworzno hat den Verſuch gemacht, die Kohle auf weitere Diſtancen, nämlich nach Wien und Warſchau zu transportiren, um einen ausgedehnteren Abſatz einzuleiten. Allein die hohen Frachtſätze auf der Nord- und Carl-Ludwigsbahn mußten, trotz des ſehr niedrigen Grubenpreiſes der Kohle, doch für jene Orte zu belaſtend werden, insbeſondere für die bedeutende Strecke nach Wien.

Die induſtriellen Verhältniſſe bei den Bauen auf der Ablagerung zu Fünfkirchen in Ungarn, zu der wir in unſerer Ueberſicht nunmehr gelangen, zeigen einige Analogie mit jenen bei Jaworzno. Auch hier begegnen wir einem hervorragenden Kohlenreichthum, an welchem vorläufig nur genippt wird. Hier ſind es indeſſen nicht hohe Frachtſätze auf etwa vorhandenen Bahnen, welche der Verſendung der Kohle nach Conſumtionsorten im Wege ſtehen, ſondern vielmehr der directe Mangel an Communicationsmitteln.

Vom ſpecifiſchen Standpuncte der Wiſſenſchaft aus würde die Ablagerung von Fünfkirchen im Baranyer Comitat nicht in unſerer Aufzählung zu erwähnen ſein, da dieſelbe nicht im Steinkohlengebirge eingebettet iſt, ſondern einer jüngeren, nämlich der Liasperiode angehört. Da indeſſen die Liaskohlen, ein Mittelglied der eigentlichen Steinkohlen und der Braunkohlen dem Alter nach, in ihren Eigenſchaften als Brennſtoff mit den erſteren faſt völlig übereinſtimmen, ja ſie darin ſogar meiſtens übertreffen, ſo können wir auch hier, wo wir mehr die techniſche Seite ins Auge faſſen, den in der Praxis nicht fühlbaren Unterſchied ebenfalls unberückſichtigt laſſen.

Die Kohle dieſer Localität iſt nun im Liasſandſteine, in Schiefern und Schieferthonen, welche denſelben begleiten, eingelagert. Die Kohlenflötze ſtehen beinahe alle zu Tage an, ſo, daß z. B. bei Szaboles und Somogy deren über 24 beobachtet werden können. Bei Vaßas, gegen welchen Ort zu die Flötze ſtreichen, iſt die Ablagerung derſelben durch den Ausbruch eruptiver Geſteine geſtört. Gegen Norden und Oſten ſind die Schichten der Kohlenformation durch Jurakalke, gegen Südoſten aber durch Tertiärgebilde bedeckt, endlich bei Fünfkirchen durch einen Triaskalk abgeſchnitten. Die bekannte Streichungslinie des Kohlenreviers erſtreckt ſich auf eine Länge von 8000 Klafter, innerhalb welcher 30 bauwürdige Flötze in einer Geſammtmächtigkeit von 15 Klafter auftreten, was bis zu einer Abbautiefe von 200 Klafter einem vorhandenen Kohlenquantum von mindeſtens 3000 Millionen Centnern entſpricht.

Die bedeutendſten Baue in dieſem Revier ſind jene der Donau-Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, die ein Grubenfeld von über einer Million Quadratklafter umfaſſen. Die Erzeugung beträgt daſelbſt über 2½ Millionen Centner. Dieſes Kohlenquantum fördert die Geſellſchaft lediglich für den eigenen Bedarf im Schiffsdienſte. Indeſſen

fällt der ausschließliche Verbrauch von Fünfkirchner Kohle auf den Donaudampfern ganz in die neueste Zeit, erst jetzt verfrachtet diese Unternehmung die eigene Kohle nach beinahe allen Stationsplätzen, während früher ein ansehnliches Quantum von Kohlen aus Schlesien bezogen wurde. Der einigermaßen gesteigerte Verbrauch, der hiermit verbunden ist, wurde namentlich durch die Vollendung jener Bahn, welche das Fünfkirchner Revier mit der Donau bei Mohacs verbindet, ermöglicht. Auf den Absatz in dieser Richtung beschränkt sich aber auch der ganze Verkehr mit Fünfkirchner Kohle, während nach Süden und Westen die Möglichkeit irgend einer Verfrachtung aus Mangel von Communicationsmitteln vollständig entzogen ist. Die Production bei den übrigen Bauen auf diesem Terrain ist daher kaum nennenswerth.

An die Fünfkirchner Kohle knüpfte sich in neuerer Zeit eine Principienfrage in nationalökonomischer Beziehung, die vielfach ventilirt wurde, und die wir hier billig nicht übergehen können. Man hat nämlich auf diese Kohle als einen Ersatz für die von Seite unserer Marine verbrauchte englische Kohle hingewiesen, indem es nur einer Zweigbahn von Kottori nach Fünfkirchen bedürfte, um den Anschluß an die Südbahn herzustellen, wonach dieselbe direct bis Triest transportirt werden könnte. Die ganze Strecke von Fünfkirchen nach Triest würde dann ungefähr 68 Meilen betragen. Obwohl die Bahn von Fünfkirchen nach Kottori aus manchen Gründen nur sehr befürwortet werden kann, so scheint uns der erwähnte dabei beabsichtigte Zweck nicht jene Wichtigkeit zu besitzen, welche man ihm zuzuschreiben bemüht war, mindestens nicht wenn man die rein nationalökonomische Seite ins Auge faßt. Denn, gesetzt den Fall, die Lieferung jenes Quantums Kohle, welches die Marine consumirt, und das etwa eine Million Centner jährlich betragen mag, würde von unseren inländischen Kohlenbauen effectuirt werden, so ist dies wahrlich keine Ziffer, die selbst bei dem jetzigen Stande unserer Kohlenindustrie wesentlich ins Gewicht fällt.

Wir gelangen endlich zur Betrachtung des letzten größeren unserer heimischen Kohlenfelder, zu jenem bei Reschitza und Steierdorf. Die hier abgelagerte Kohle ist theils Liaskohle, theils gehört sie der eigentlichen Steinkohlenformation an.

Das Banater Becken ist in seiner Streichungsrichtung von Südwest nach Nordost mehrfach durch Hebungen gestört, wodurch die tieferen Glieder des Beckens zum Vorschein kommen. Eine solche ausgedehnte Emportreibung der älteren Formationen ist bei Steierdorf, die eine Längenerstreckung von ungefähr 3700 Klafter hat. Die hier auftretende Liasformation besteht der Hauptsache nach aus Sandsteinen, die unmittelbar auf rothem Sandsteine aufliegen, dessen geologische Stellung noch ungewiß ist, und aus den höher liegenden Mergelschiefern. Die obere Abtheilung der Sandsteine ist es, welche sich durch Kohlenführung auszeichnet. Es treten daselbst 5 Flötze auf, deren oberstes, die Grenze zwischen den Schiefern und Sandsteinen bildend, 3 bis 4 Schuh mächtig ist, das nächste unter demselben hat eine Mächtigkeit von 9 bis 12 Schuh, dann 40 bis 60 Klafter tiefer finden sich 3 Liegendflötze, deren erstes 2 bis 3 Schuh mächtig ist, während die beiden anderen nicht immer bauwürdig erscheinen. Durch die eigenthümliche linsenförmige Erstreckung der bloßgelegten älteren Glieder wird das Gebiet in zwei große Felder, ein westliches und ein östliches getheilt, doch sind in beiden die Lagerungsverhältnisse der Hauptsache nach die gleichen, entsprechend den früher erwähnten.

Weiter nördlich zwiſchen Doman und Kuptore bei Reſchitza ſind abermals die Liasſandſteine und Schiefer in großer Ausdehnung bloßgelegt. Sie liegen ähnlich wie bei Steierdorf ebenfalls auf rothem Sandſtein, der bei Kuptore die flötzführende Steinkohlenformation deckt. Sie enthalten Kohlenflötze, die unter gleichen Lagerungsverhältniſſen wie in Steierdorf auftreten.

Bei Doman ſind zwei Flötze vorhanden, deren erſtes 1 bis 15, im Durchſchnitte 6 Schuh mächtig iſt, das zweite aber nur durchſchnittlich 4 Schuh. Die Kohle iſt Liaskohle.

Bei Kuptore in der Grube Szekul kennt man drei Flötze der Steinkohlenformation angehörig, die 0.6, 0.8 und 0.4 Klafter mächtig ſind. An beiden Orten ſind die Flötze häufig verdrückt bis auf eine ganz geringe Mächtigkeit.

Die auf ſämmtlichen Vorkommen baſirten Baue gehören der öſterreichiſchen Staats-Eiſenbahngeſellſchaft, welche dieſelben beträchtlich erweiterte und weit lebhafter betreibt, als es vordem der Fall war. Seit dem Jahre 1854, in welchem ſie von der genannten Geſellſchaft acquirirt wurden, hat ſich nämlich die Production mehr als verdoppelt; ſie betrug bei Steierdorf im Jahre 1861 etwas über 1½ Millionen, bei Reſchitza ungefähr ½ Million Centner, doch war die künftige Erzeugung an beiden Werken für die Zukunft höher präliminirt.

Ein Theil der Steierdorfer Kohlen ſteht ſeit dem Jahre 1850 in Brand, den man trotz aller angewandten Löſchmethoden nicht zu bemeiſtern vermochte. Indeſſen iſt das Brandfeld durch Gebirgsrutſchungen von den übrigen Kohlen getrennt, daher das weitere Umſichgreifen des Brandes eine natürliche Begrenzung finden muß.

Unter den Vorkommen älterer Kohle, wiewohl von geringerer Ausdehnung als die eben aufgezählten, verdienen noch folgende eine Erwähnung:

Erſtlich die Ablagerung von Liaskohle bei Berſaska und Drenkowa in der Roman-Banater-Militärgrenze.

Man kennt daſelbſt zwei Flötze von 2 bis 6 und von 2 bis 15 Fuß. Die Baue darauf ſind wegen der unmittelbaren Nähe der Donau ziemlich günſtig gelegen. Die Jahreserzeugung beträgt nicht ganz 200,000 Centner.

Zweitens das Vorkommen von Liaskohlen in den nordöſtlichen Alpen von Oeſterreich. Das Vorkommen der Kohle, die in zahlreichen Flötzen bei Lilienfeld, Schrambach, Großau, Hinterholz, Hollenſtein, Gaming, Greſten in Niederöſterreich und im Traunkreis Oberöſterreichs auftreten, iſt zumeiſt ein äußerſt unregelmäßiges; die Flötze ſind wenig mächtig, und von geringer Ausdehnung, ſo daß wenige Baue bisher auf die Dauer mit Vortheil betrieben werden konnten, ja viele derſelben kamen nach kurzem Beſtande raſch zum Erliegen. Doch werden immerhin in dieſem Gebiet alljährig einige hunderttauſend Centner gewonnen. Da bisher noch keiner der beſtandenen Baue in eine bedeutendere Tiefe niederging, ſo iſt auch nicht völlig erwieſen, ob das Terrain ſo hoffnungslos iſt, als es nach den vorliegenden Erfahrungen den Anſchein hat.

Die Geſammtausbeute an Steinkohlen (incluſive Liaskohle) in der ganzen Monarchie betrug im Jahre 1861 etwas über 40 Millionen Centner, das iſt um circa 8 Millionen Centner mehr als jene von Braunkohlen.

Nach der gegebenen kurzen Ueberſicht über die Quantität der in unſeren Ländern vorhandenen Steinkohlen wollen wir noch einen prüfenden Blick auf die Qualität der verſchiedenen Vorkommen werfen.

Die wichtigſte in dieſer Beziehung zu beantwortende Frage iſt die über ihre Wärmeleiſtungsfähigkeit. Ein directer Vergleich der Calorien, welche die verſchiedenen Sorten nach den zahlreichen damit angeſtellten Proben im Durchſchnitte liefern, ergiebt die folgenden, nach dem Brennwerthe aufſteigenden Reihen, welchen wir gleichzeitig die entſprechende Anzahl von Centnern beiſetzen, die von den betreffenden Kohlen erforderlich iſt, um eine Klafter weiches Holz zu erſetzen.

a) Steinkohlen:

Localität	Calorien	Aequivalent in Cent.
Jaworzno (Krakau)	4942	10.62
Schlanerbecken (Böhmen)	5112	10.26
Pilsnerbecken (Böhmen)	5218	10.06
Trautenau (Böhmen)	5818	9.02
Roßitz (Mähren)	5886	8.91
Kuptore (Banat)	5983	8.77
Oſtrau (Mähren, Schleſien)	6211	8.45

b) Liaskohlen:

Localität.	Calorien.	Aequivalent in Cent.
Oeſterreichiſche Alpen	5646	9.29
Berſaska (Militär-Grenze)	6061	8.66
Fünfkirchen (Ungarn)	6316	8.31
Steierdorf (Ungarn)	6451	8.13
Reſchitza; Doman (Banat)	7229	7.26

Dieſe Reihenfolge der Qualität dürfte ſich in der Praxis vollſtändig bewähren, da ſie als das Ergebniß einer großen Anzahl von Verſuchen hervorgeht. Der Brennwerth, ausgedrückt in Calorien, iſt eine Reſultirende der geſammten Conſtitution des Brennſtoffes und ſteht daher in einer geſetzmäßigen Relation zu derſelben. Aus den gegebenen Zahlen läßt ſich daher noch mehr herausleſen, ſie geſtatten einen die Weſenheit der Kohle noch näher berührenden Vergleich. Da nämlich die foſſilen Kohlen durchweg aus Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, von welchen die beiden erſten den brennbaren Antheil bilden, und aus einer gewiſſen Quantität unverbrennlicher Subſtanzen (Aſche und Waſſer; genauer ausgedrückt ſchon verbrannter Körper) beſtehen, ſo müſſen offenbar diejenigen Kohlen den höchſten Gehalt an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff beſitzen, welche die größte Anzahl von Calorien liefern; dieſes relative Verhältniß iſt ſomit ebenfalls in der obigen Zahlenreihe ausgedrückt. Die Ablagerung von Jaworzno enthält ſomit eine Kohle, welche durchſchnittlich den geringſten Procentgehalt brennbarer Subſtanz beſitzt, jene von Oſtrau aber den höchſten unter den Steinkohlen, und unter den Liaskohlen iſt es die in den öſterreichiſchen Alpen auftretende, welcher die geringſte Menge Kohlen- und Waſſerſtoff entſpricht, während die Liaskohle von Reſchitza daran am reichſten iſt.

Um indeſſen auch einen Anhaltspunct zur Beurtheilung zu gewinnen, in welchem Verhältniſſe die Qualität unſerer Steinkohlen zu dem Beſtmöglichen ſteht, was überhaupt hierin exiſtirt, führen wir zum Vergleiche an, daß die vorzüglichſten Kohlen, welche es giebt, — jene von Cardiffe in England, — unter gleichen Verhältniſſen probirt, 7537 Calorien liefern, was einem Aequivalente von 6.96 Cent. für eine Klafter weichen Holzes entſpricht. Bezüglich des Quantums von Wärme, welches eine Kohle liefert, iſt es wohl ſelbſtverſtändlich ganz gleichgültig, ob dieſes Quantum durch einen höheren Gehalt an Sauerſtoff oder einen ſolchen an Waſſer und Aſche herabgedrückt wird; in anderen praktiſchen Beziehungen iſt es aber wichtig, die Menge der Aſche und des Waſſers zu kennen, und gleichzeitig ergiebt ſich auch hieraus, in welchem procentiſchen Verhältniß der verbrennliche Antheil dagegen ſteht, was einige weitere Schlußfolgerungen geſtattet. Wir führen demnach in der folgenden Tabelle die Erfahrungsreſultate in dieſer Beziehung an, indem wir die Kohlen nach ihrem aufſteigenden Gehalte an brennbarer Subſtanz ordnen und das der Kohle entſprechende Aequivalent beiſetzen.

a) Steinkohlen.

Localität.	Waſſer %	Aſche %	Brennb. Subſtanz %	Aequivalent.
Jaworzno	14.5	6.1	79.4	10.62
Schlan	5.5	10.4	84.1	10.26
Pilſen	5.3	9.2	85.5	10.06
Trautenau	3.3	9.0	87.7	9.02
Roßitz	0.7	10.5	88.8	8.91
Oſtrau	1.7	5.7	92.6	8.45
Kuptore	0.9	4.9	94 2	8.77

b) Liaskohlen.

Localität.	Waſſer %	Aſche %	Brennb. Subſtanz %	Aequivalent.
Oeſterr. Alpen	1.6	13.5	84.9	9.29
Fünfkirchen	1.2	9.8	89.0	8.31
Berſaska	0.6	9.4	90.0	8.66
Steierdorf	2.1	1.7	96.2	8.13
Doman	0.8	1.7	97.5	7.26

Aus dieſer Zuſammenſtellung ergiebt ſich, daß der Brennwerth der Kohlen nicht unbedingt in dem Verhältniſſe zu ihrer Reinheit ſteht; die Kohle von Oſtrau z. B. hat 92.6 Procent brennbarer Subſtanz, dabei aber einen höheren Brennwerth als jene von Kuptore im Banat, welche mehr brennbare Subſtanz, nämlich 94.2 Procent enthält. Es kann dies nur daher rühren, daß der Sauerſtoffgehalt, der für die Wärmeleiſtung unwirkſam iſt, in letzterer Kohle höher ſei. Wenn man nun bei ſämmtlichen Kohlen den Aſchen- und Waſſergehalt in Abrechnung bringt und ermittelt, welche Anzahl von Calorien je 100 Theilen reiner Kohlenſubſtanz entſpreche, ſo wird ſich daraus das mehr oder minder für Wärmeleiſtung günſtige Verhältniß ihrer elementaren Beſtandtheile herausſtellen, und da dieſes die Eigenſchaft involvirt, einen entſprechend höheren oder niedrigeren Grad der Temperatur beim Verbrennen hervorzubringen, ſo läßt ſich aus einer ſolchen Zuſammenſtellung auch für das letztere Verhältniß ein Vergleich anſtellen. Die folgende Tabelle liefert die hiefür geeigneten Anhaltspuncte.

a) Steinkohlen.

Localität.	Brennbare Subſtanz %	Calorien v. 100 Theilen brennb. Subſtanz	Aequivalent.
Schlan	84.1	6084	8.62
Pilſen	85.5	6102	8.60
Jaworzno	79.4	6224	8.43
Kuptore	94.2	6351	8.26
Roßitz	88.8	6628	7.92
Trautenau	87.7	6633	7.91
Oſtrau	92.6	6707	7.82

b) Liaskohlen.

Localität.	Brennbare Subſtanz %	Calorien v. 100 Theilen brennb. Subſtanz	Aequivalent.
Oeſterr. Alpen	84.9	6651	7.89
Steierdorf	96.2	6705	7.82
Berſaska	90.0	6734	7.79
Fünfkirchen	89.0	7096	7.39
Reſchitza (Doman)	97.5	7414	7.08

Aus den ſämmtlichen angeführten Daten geht ferner noch die intereſſante Thatſache hervor, daß die Liaskohlen, wiewohl einer jüngeren Bildung angehörig, doch faſt ohne Ausnahme, bezüglich der in Vergleich gebrachten Verhältniſſe, die eigentlichen Steinkohlen übertreffen.

Daß dieſes Verhältniß nicht durch einen zufällig höheren Grad der Reinheit (eine geringere Aſchenmenge) hervorgebracht, ſondern auch der ſpecifiſchen Kohlenſubſtanz zukommt, ergiebt ſich eben ſehr deutlich aus dem Vergleiche des Brennwerthes in der Tabelle, wo die ſtörenden Einflüſſe von Aſche und Waſſer eliminirt wurden. Dieſe ſcheinbare Anomalie dürfte in der Geneſis der Kohlen ihre Aufklärung finden.

Da nämlich die ganze Umwandlung der Pflanzenſubſtanz in foſſile Kohle in einem ſucceſſiven Austreten ſauerſtoffreicher Verbindungen beſteht, ſo vermindert ſich dieſer continuirlich, während der Kohlenſtoff indirect concentrirt und wohl auch der Gehalt an nutzbarem Waſſerſtoff erhöht wird, und es iſt klar, daß bei dieſem Entwickelungsproceſſe Stadien durchlaufen werden, in welchen der Brennwerth der Kohle mannichfach variiren muß. Das Austreten gasförmiger Verbindungen kann ferner überhaupt nur ſo lange anhalten, als noch Sauerſtoff und Waſſerſtoff in der Kohle zugegen ſind, weil nur in Verbindung mit dieſen der im iſolirten Zuſtande fixe Kohlenſtoff gasförmig wird. Das Ende des Proceſſes muß demnach ſein, daß faſt nur mehr reiner Kohlenſtoff zurückbleibt, wie wir es auch wirklich in den älteſten Producten der Steinkohlenbildung, im Anthrazite finden, in welchen der Sauerſtoff- und Waſſerſtoffgehalt nur mehr ein Minimum beträgt. Da nun der Kohlenſtoff 8000, der Waſſerſtoff aber 36,000 Calorien beim Verbrennen liefert, ſo läßt ſich denken, daß im Gange der Zerſetzung ein Moment eintreten könne, wo das Miſchungsverhältniß von den drei elementaren Factoren der Kohle ein ſolches iſt, daß dieſelbe mehr Wärme liefert, als wenn ſie noch mehr reinen Kohlenſtoff enthielte, weil der letztere Fall nur auch auf Koſten eines weiteren Austretens von nutzbarem Waſſerſtoff entſtehen würde. Dieſes für die

Befähigung derselben Wärme zu erzeugende günstigste Verhältniß mag in den Liaskohlen seinen Culminationspunct erreicht haben. Daß der Proceß der Steinkohlenbildung in der That Stadien durchläuft, innerhalb welcher die Kohle anfänglich in ihrem Brennwerthe gesteigert und dann wieder etwas herabgedrückt werden könne, ergiebt sich aus der Beobachtung, daß aus jüngeren Kohlenablagerungen vorwiegend Kohlensäure, aus älteren aber mehr Kohlenwasserstoffe entweichen.

Rücksichtlich anderer Verhältnisse, welche auf die Verwendbarkeit der Kohlen mehr oder minder von Einfluß sind, sei es gestattet, noch Einiges anzuführen.

Die Eigenschaft zu baken, worauf sich der Proceß der Caokserzeugung gründet, mangelt den Kohlen der Ablagerung bei Jaworzno gänzlich, ferner einzelnen Flötzen der böhmischen Vorkommen, während alle übrigen bakend sind.

Für die Erzeugung von Leuchtgas sind die mährisch-schlesischen Kohlen die geeignetesten.

Eine in der Anwendung in hohem Grade störende Eigenschaft ist der geringe Grad von Cohärenz, welche manchen der angeführten Vorkommen eigenthümlich ist. Viele Flötze der Liaskohlen in den österreichischen Alpen sind sehr leicht zerreiblich, nicht minder ist weitaus der größere Theil der Fünfkirchner Kohle nur als Gries zu gewinnen.

Von den zahlreichen Flötzen der Fünfkirchner Ablagerung liefern nur zwei bis drei Stückkohle. Wenn dieses Kohlenrevier einst mehr von industrieller Seite in Angriff genommen werden sollte, so wird nur auf dem Wege der Briquettirung möglich sein, die Producte desselben gut zu verwerthen.

Versuche in dieser Richtung sind wohl schon mehrere unternommen worden, allein über dieses Stadium ist die Erzeugung bis jetzt nicht hinausgelangt.

Alle bisher berührten Verhältnisse beziehen sich fast ausschließlich auf das von der Natur Gebotene. Es fragt sich nunmehr, welche Mittel sind die geeigneten, um die im Boden der Erde schlummernden Brennstoffmassen fruchtbringend zu verwerthen? Es handelt sich keineswegs darum, die Kohle in verschwenderischer Weise um jeden Preis auszunützen, denn wie groß auch der vorhandene Vorrath, er ist immerhin eine bestimmt begrenzte Größe, und eine weise Oekonomie ist daher stets am Platze. Allein auch der Bedächtigste und für seine Nachkommenschaft Besorgteste dürfte kaum auf das Wohl von Generationen Rücksicht nehmen, die etwa ein Jahrtausend nach ihm existiren werden; in dieser Beziehung können wir schon in unseren natürlichen Kohlenmagazinen viel tüchtiger zugreifen als bisher, ohne befürchten zu müssen, es werde unseren Nachkommen nichts davon übrig bleiben.

Zunächst giebt die Eisenproduction mit ihrem colossalen Bedürfnisse von Brennstoff einen Spielraum für die fruchtbringende Verwendung großer Quantitäten von Kohle. Nun ist es aber eine eigenthümliche Fügung, daß in unserem Vaterlande die Kohlendistricte meistens weit entfernt von den Eisenerzablagerungen gelegen sind. Gerade die Länder, in welchen sich der größte Reichthum an Eisenerzen aufgehäuft befindet, wie Steiermark und Kärnthen, besitzen auch nicht ein Steinkohlenfeld. Soll daher die Eisenerzeugung nicht ewig an jene Grenze gebunden sein, welche ihr der jeweilig vorhandene Holzvorrath anweist, so erübrigt nichts, als die Verbindung dieser Districte mit einem der nächstgelegenen Steinkohlenfelder. Ein interessantes Project in dieser

Richtung ist vor kurzem aufgetaucht, und nur dem Umstande, daß neue Ideen stets sich schwierig Bahn brechen, ist es zuzuschreiben, daß demselben noch nicht jene eingehende Berücksichtigung zu Theil wurde, die es in der That zu verdienen scheint. Wir meinen jene beantragte Verbindungsbahn des Fünfkirchner Reviers mit der Südbahn bei Kottori. Daß auf diesem Wege die für den Hochofenbetrieb sehr verwendbaren Coaks aus Fünfkirchner Kohle zu einem Preise zu den steirischen und kärnthnerischen Hochöfen gelangen könnten, der unter jenem der dort mit ängstlicher Oekonomie in Anwendung gebrachten Holzkohle bliebe, unterliegt keinem Zweifel, und hiermit wäre unstreitig eines der größten nationalökonomischen Probleme für Oesterreich gelöst.

Von mancher Seite möchte dagegen eingewendet werden, daß es dann um den weitverbreiteten Ruhm des steirischen Eisens geschehen wäre, welches seine ausgezeichnete Qualität ganz besonders dem Umstande verdanke, daß es unter Anwendung von Holzkohle erblasen werde.

Ein solcher Einwurf wäre gleichwohl wenig stichhaltig, denn es handelt sich nicht darum, die Holzkohle beim Hochofenbetrieb gänzlich durch Steinkohle zu ersetzen, sondern nur darum, der Gesammtproduction die Möglichkeit zu geben, sich in einer den vorhandenen Erzmassen angemessenen Proportion zu steigern. Die Erzeugung des hochraffinirten Productes würde ungehindert fortgesetzt werden, in dem Maßstabe, als es der recente Brennstoff zuläßt, sicher ist es aber, daß man nicht in allen Fällen das allerbeste Eisen braucht.

Vom ökonomischen Standpuncte aus verträgt die Kohle, ähnlich jedem anderen Consumtionsartikel, nur bestimmt gemessene Distancen der Verfrachtung von ihrer Ruhestätte bis zur Stelle, wo sie in Verwendung tritt. Für die Verwerthung derlei entlegener Kohlenlager ist ein Mittel geboten, wenn umgekehrt die Kohlen consumirende Industrie dahin zieht. Solche Verhältnisse knüpfen sich an die mächtige Ablagerung bei Jaworzno. Die in nicht allzu großer Entfernung auftretenden Salzstöcke von Wieliczka und die Schwefelablagerung von Swoszowice bieten hier Gelegenheit, einen Industriezweig von großer Bedeutung ins Leben zu rufen. Schwefel und Salz sind bekanntlich Factoren, aus denen bei Anwendung wohlfeilen Brennstoffes Producte dargestellt werden können, die in fast unbegrenzter Ausdehnung Absatz finden.

Mag man nun im Ganzen oder in einzelnen concreten Fällen in Betracht ziehen, was am meisten dazu beiträgt, um die Mineralkohle als einen kräftigen Hebel der Industrie in Thätigkeit zu setzen, so wird sich stets als fundamentale Bedingung herausstellen, daß es nöthig sei, Communicationsmittel herzustellen, und zwar solche, welche eine wohlfeile und massenhafte Verfrachtung gestatten. Abgesehen von den Wasserrouten, die an unabänderliche Richtungen gebunden sind, werden diese Bedingungen nur mittelst Schienenbahnen erreicht. Der Kernpunct bei Hebung der Kohlen-Industrie liegt also in der Gründung weitverzweigter Bahnen und in der Fixirung niedriger Frachtsätze. Was die erstere Beziehung anlangt, so ist nicht zu verkennen, daß seit einem Decennium bedeutendes geleistet wurde, und die zahlreichen Concessionen, welche eben in neuester Zeit nachgesucht werden, geben ein Zeugniß dafür, daß der Unternehmungsgeist ernstlich die Gründung neuer Verkehrsmittel in Angriff zu nehmen trachtet. Minder befriedigend erscheint der factische Zustand der zweiten Beziehung. Von dem Segen bringenden Pfenningtarif, der zum Vortheil der Industrie

in gleicher Weiſe wie zu jenem der Bahnen ſelbſt, von einer Reihe deutſcher Bahngeſellſchaften adoptirt wurde, ſind wir noch weit entfernt, und wir beſorgen faſt, daß eine ſolche kühne Finanzpolitik nicht leicht bei unſeren beſtehenden Bahnen eher eingeſchlagen werden dürfte, bis nicht eine andere Preſſion, als die bis nun ausgeübte, ins Werk geſetzt wird. Wir meinen jene Preſſion, welche eine ausgiebige Concurrenz indirect, aber unwiderſtehlich hervorruft.

In Deutſchland wurde der gedachte Fortſchritt auf dem Wege der Agitation von Seite der geſammten Induſtrie erreicht, und gelangte um ſo ſicherer zum Ziele, als ſich bereitwillig Bundesgenoſſen im Lager der Eiſenbahnmänner ſelbſt vorfanden. Solche waren es, die auf Grund ſorgfältiger Erhebungen mit Ziffern ſonnenklar bewieſen, daß Kohlenzüge, mit Anwendung des Pfenningtarifes in Bewegung geſetzt, noch ausreichenden Gewinn für die Bahnen abwerfen. Ein Zeugniß von dieſer Seite erſcheint wohl authentiſch und muß mit geringen Modificationen auch auf unſere heimiſchen Zuſtände anwendbar ſein. Die Ueberzeugung hiervon hat ſich in der That auch bei uns Bahn gebrochen und eine nicht zu verkennende Agitation zur Erreichung dieſes Cardinalpunctes für den Aufſchwung der heimiſchen Induſtrie giebt da und dort Zeichen von ihrer Rührigkeit kund. Doch wir wiederholen die früher geäußerten Bedenken, wir erwarten nur von der Concurrenz neuer Bahnen die Erzwingung von Conceſſionen bei den beſtehenden; die Agitation allein wird vergeblich gegen die Palliſaden der Privilegien Sturm laufen. Dieſer mit wenig Ausſicht auf Erfolg unternommene Kampf möge aber wenigſtens die Lehre nicht ungenützt verloren gehen laſſen, die er enthält, er möge einen Fingerzeig geben, neuen Verkehrs-Unternehmungen nicht Privilegien, die ſpäter zu rieſigen Erbſchaften anwachſen, um ein Linſengericht zu überlaſſen.

C. v. Hauer.

Ueber die geographiſche Verbreitung der Süßwaſſerfiſche Oeſterreichs.

Vom Profeſſor Dr. Kner in Wien.

Die geographiſche Verbreitung der Thiere iſt bereits das Object eines eigenen Zweiges am rieſigen Baume der Naturwiſſenſchaft, der ſchon jetzt ein kräftiger Zweig der Hoffnung, in Bälde den fruchttragenden angehören wird. Noch hat ſie aber bis zur Selbſtändigkeit eine lange Entwickelungszeit vor ſich, und iſt hierin abhängig von den Fortſchritten anderer Hülfszweige der Wiſſenſchaft. Nicht bloß die Gegenwart hat ſie in den Bereich ihrer Forſchung zu ziehen, ſondern auch die Vergangenheit und Zukunft, denn ſie hängt mit der Naturgeſchichte ſowohl im engeren als weiteren Sinne, mit der phyſikaliſchen Geographie, mit Paläontologie und Geologie, wie endlich auch mit der Culturgeſchichte des Menſchen auf's innigſte zuſammen.

Die nachfolgenden Zeilen ſind aber nur beſtimmt, vorerſt den Zuſammenhang mit der Naturgeſchichte im engeren Sinne, in welchem ſie auch insbeſondere als „beſtimmende" bezeichnet werden kann, anſchaulich zu machen. — Die Aufgabe der beſtimmenden Naturgeſchichte beſteht bekanntlich zunächſt darin: feſte Begriffe für die verſchiedenen Einheiten des Syſtems zu conſtruiren, um die Charaktere derſelben feſthalten zu können, und den Umfang und die Grenzen der Arten, Gattungen u. ſ. w. zu ziehen, deren geographiſche Verbreitung angegeben werden ſoll. Die wiſſenſchaftliche Ausbildung der Thiergeographie hängt daher in erſter Linie von dem Stande der beſtimmenden Naturgeſchichte ab.

In einer Zeit, wie die jetzige, wo durch Darwin ſogar der Begriff „Art" tief erſchüttert ſcheint und dieſem zu bequemer Ruhe verlockenden Loreleyſange gar manches Ohr nur zu willig lauſcht, da handelt es ſich wahrlich zwiſchen den Principien der Naturgeſchichte und Darwin's Anſichten um „einen Kampf um's Daſein", und es wird dringendes Bedürfniß, ſich umzuſehen, ob wirklich eine Conſtanz von Arten nachweisbar ſei, oder ob alle in einander übergehen und transmutiren; denn iſt letzteres der Fall, dann wäre freilich die ganze beſtimmende Naturgeſchichte ein Unding und auch die Thiergeographie ein weſenloſes Schemen.

Bei Thieren, die ſeit undenklicher Zeit zu Culturthieren wurden, iſt allerdings die Antwort hierauf ſehr ſchwer zu geben; bei frei Lebenden fallen aber zahlreiche Umſtände hinweg, die modificirend einwirken können. Desgleichen iſt auch erklärlich, daß Landthiere überhaupt zufolge ihres Aufenthaltes und der Verbreitung ungleich mehr variiren und transmutiren als Waſſerthiere, die unter Verhältniſſen leben, welche ſich viel gleicher bleiben und daher auch zur Annahme von Accomodationen nicht ſo häufig nöthigen als bei Landthieren. Aus dieſen und anderen naheliegenden Gründen ſcheint daher gerade die Verbreitung der Fiſche und namentlich zunächſt der Süßwaſſerfiſche von Intereſſe zu ſein.

Wie läßt ſich z. B. aus Darwin's Lehre erklären, daß die Süßwaſſer Nordtirols die Mehrzahl von Gattungen und zahlreiche Arten aufzuweiſen haben, welche durch den größten Theil von Mittel- bis Nord-Europa, ja tief nach Sibirien verbreitet ſind, und von denen ſelbſt mehrere mit Arten aus Nordamerika übereinſtimmen, während die Waſſerſcheide eines einzigen Bergrückens genügt, um einer weſentlich verſchiedenen Fiſchbevölkerung als wahre Scheidegrenze zu dienen, wie dies mit Südtirol der Fall iſt. Es dürfte hier kaum zu beweiſen ſein, daß zufolge klimatiſcher Abweichungen die urſprünglich gleiche Art ſich etwa accommodiren und transmutiren mußte. Iſt ferner etwa der klimatiſche Unterſchied von Mittelitalien und Dalmatien derart, daß hierdurch das Auftreten gänzlich abweichender Gattungen und Arten ſich erklären ließe, während dagegen unſere Äſche (Thymallus vexillifer) vom ſüdlichen Italien bis zum hohen Norden vorkommt und hinwieder der Aal und Stichling (Gasterosteus) dem Donaugebiete fehlen, während ſie dem der Elbe, Weichſel und der Mehrzahl der anderen, ſowohl gegen Nord ſtrömenden Flüſſe eigen ſind, wie auch ſolchen, die in das ſchwarze und mittelländiſche Meer ſich ergießen? Welche Umſtände haben den kleinen Hundsfiſch (Umbra Krameri) begünſtigt, daß er in ſeinem „Kampfe um's Daſein" gerade nur in Ungarn und bei Odeſſa Sieger blieb; weshalb konnte dagegen keiner der derben kräftigen Brachſen (Abramis) im Süden Tirols und in Italien ſich akklimatiſiren? Woher kommt es, daß viele Fiſche Dalmatiens ſich näher an die Fiſche Syriens und Perſiens, als an jene Italiens anſchließen, und daß andererſeits in Spanien Gattungen (Characinen) vorkommen, die theils an Afrika, theils an Amerika erinnern? — Sie alle haben ſich nicht ſowohl accommodirt, als vielmehr ihren Typus aus früheren, zum Theil längſt vergangenen Zeiten erhalten. Es iſt endlich keineswegs bloße Folge der Accommodation, daß gewiſſe große Gruppen und Familien, theils bei nahezu gleichen, theils ſehr differenten äußeren Verhältniſſen über weite Länder und ſelbſt mehr als einen Welttheil verbreitet ſind, und dann plötzlich abbrechen, um anderen Familien Platz zu machen. Es iſt dieſe Thatſache das Product von Factoren, die keineswegs ſchon bekannt, ſondern erſt zu ſuchen ſind, und ſpricht eher zu Gunſten der Conſtanz als Inconſtanz der Arten.

Man kann allerdings die Auffaſſung des Art-Begriffes anfechten, und ich ſelbſt bin überzeugt, daß derſelbe ſchon bisher zu enge begrenzt war, und bedauere, daß er in neueſter Zeit noch immer mehr zum Nachtheile der Wiſſenſchaft zerſplittert wird, aber andererſeits erſcheint es mir gleichfalls vom Uebel, die Conſtanz von Arten geradezu zu beſtreiten und den realen Beſtand feſtbegrenzter Einheiten, zu denen nichts weſentliches hinzugefügt und von denen nichts weggenommen werden kann, einfach zu negiren.

Die beſtimmende Naturgeſchichte hat wenigſtens vorläufig nicht das Recht, Uebergänge von einer Art oder Gattung zur andern anzunehmen, ſo lange nicht ſtricte Beweiſe ſie dazu zwingen.

Von dieſen Geſichtspuncten aus dürften die folgenden Nachweiſe über die Verbreitung der Süßwaſſerfiſche Oeſterreichs auch von einigem allgemeineren Intereſſe ſein, und zu dieſem Behufe mag zunächſt eine Ueberſicht des dermaligen Beſtandes der Süßwaſſer an Gattungen und Arten vorausgehen, wobei das letzte umfaſſendere Werk (Die Süßwaſſerfiſche der öſterreichiſchen Monarchie, von Heckel und Kner, Leipz. 1858) zu Grunde gelegt iſt. — Die Geſammtzahl der daſelbſt angeführten Arten beträgt 318, eine Zahl, die ſich in der Folge eher vermindern als vermehren dürfte (etwa um 12—14), da der Fortbeſtand mehrerer Arten zweifelhaft erſcheint, welche die Verfaſſer nur deshalb gründeten, weil ſie keine vermittelnden Uebergänge zu anderen nachweiſen konnten.

Wichtiger als die Summe der Arten iſt ihre Zugehörigkeit zu den höheren Einheiten des Syſtems, und hier ſcheint es zweckmäßig, mit den umfaſſendſten und höchſten zu beginnen und zu den untergeordneten, weniger umfaſſenden allmälich herabzuſteigen. Denn durchſchnittlich werden auch die geographiſchen Verbreitungsgrenzen um ſo enger, je geringer der Umfang der Einheiten iſt, um deren Verbreitung es ſich handelt. Während die großen Abtheilungen der ſ. g. Knochen- und Knorpelfiſche rings um die ganze Erde vertheilt ſind, iſt dies mit den einzelnen Ordnungen ſchon nicht mehr in gleichem Maße der Fall und die nördliche Hemiſphäre unterſcheidet ſich bereits nicht unweſentlich von der ſüdlichen, welcher z. B. die Ordnung der Glanzſchupper (Ganoiden) derzeit zu fehlen ſcheint. Während ferner manche Familien noch über mehr als einen Welttheil verbreitet ſind und ihre Vertreter ſowohl im Süß- als Meerwaſſer haben, ſind andere abermals entweder nur auf die nördliche oder ſüdliche Erdhälfte angewieſen, andere nur auf das Süß- oder Meerwaſſer und wieder andere bloß auf die öſtliche oder weſtliche Halbkugel. So ſind die Grenzlinien für die Verbreitung der Gattungen durchweg wieder enger gezogen und ſchließlich am engſten für die Arten.

Wenden wir uns nach dieſen allgemeinen Betrachtungen den Süßwaſſerfiſchen Oeſterreichs zu, ſo fehlt keine der Ordnungen, die man derzeit gewöhnlich anzuerkennen pflegt, gänzlich. Ihr numeriſches Verhältniß iſt zwar ſehr ungleich, ſtimmt aber mit dem, welches die Süßwaſſerfiſche aller Erdſtriche zeigen, weſentlich überein. Es überwiegt nämlich weitaus die Zahl der Knochenfiſche und insbeſondere die der weich- und gliederſtrahligen (Weichfloſſer); unter den 138 Arten gehören nämlich nur 15 den ſogenannten Knorpelfiſchen an, zu denen die Ordnung der Glanzſchupper (Ganoiden) mit der Familie der Hauſen und Störe allein 12 Arten liefert. Die Knochenfiſche ſind demnach mit 123 Arten vertreten und unter dieſen gehören bloß 16 der Ordnung der Stachelfloſſer an (ſelbſt wenn man die Schleimfiſche (Blennien) und Meergrundeln (Gobien) noch als ſolche gelten läßt), ſo daß von der Geſammtzahl unſerer Fiſche 107 Arten den Weichfloſſern beizuzählen ſind.

Ueberblickt man die verſchiedenen den letzteren zugehörigen Familien, ſo ergiebt ſich die der karpfenähnlichen Fiſche (Cypriniden) als die weitaus vorherrſchende, indem ſelbſt mit Hinweglaſſung einiger noch unſicheren Arten ihre Zahl nahezu 70 beträgt. Nächſt ihnen hat die Familie der Lachſe (Salmoniden) die meiſten Vertreter

aufzuweiſen, nämlich mindeſtens 17 Arten, während alle noch übrigen, die Häringe, (Clupeiden), Hechte (Esociden), Webſe (Siluriden), Schellfiſche (Gadiden) und Aale (Muraeniden), bloß durch 1 — 2 Arten vertreten ſind. Das ſo auffallende Vorwiegen der beiden erſtgenannten Familien erklärt ſich einfach aus der Thatſache, daß die Cypriniden überhaupt faſt ausſchließliche Süßwaſſerbewohner ſind und desgleichen ein großer Theil der Lachſe, da ſelbſt die ins Meer wandernden doch wieder in die Flüſſe aufſteigen und die ganze Familie nicht als eine dem Meere angehörige gelten kann. Daß dagegen in unſeren Süßwaſſern die Artenzahl aus den letztgenannten Familien ſo gering iſt, hat ſeinen Grund theils darin, daß einige von ihnen (Häringe, Schellfiſche) im Gegenſatze zu den vorigen vorzugsweiſe Meeresfiſche ſind, theils darin, daß andere (wie die Welſe und Aale) in Europa überhaupt nur mit einzelnen ſo zu ſagen verlornen Poſten auftreten, und ihre zahlreichen Formen in fernen Welttheilen und unter wärmeren Himmelsſtrichen die Gewäſſer bevölkern. Eben ſo findet endlich auch das verhältnißmäßig ſpärliche Vorkommen von Stachelfloſſern bei uns ſeine Erklärung darin, daß überhaupt der weitaus größten Mehrzahl dieſer mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen durchweg gut ausgerüſteten Fiſche das gefährliche Meer zum Aufenthalte angewieſen iſt.

Wenden wir uns aber nun den beiden Familien näher zu, die das größte Contingent zur Fiſchfauna unſerer Süßwaſſer liefern, ſo erſcheint es nicht ohne Intereſſe, ſich zuerſt nach der geographiſchen Verbreitung derſelben überhaupt umzuſehen. Es ergiebt ſich hierbei, daß beide Familien insbeſondere der nördlichen Erdhälfte angehören und in dieſer die größtmögliche Ausbreitung finden. Zwiſchen ihnen kann nur der Unterſchied geltend gemacht werden, daß die Salmoniden gegen Süden früher ihre Verbreitungsgrenze finden, als die Cypriniden, während dagegen letztere bereits in nördlichen Breitegraden ihr ultima Thule finden, über welche noch weit hinaus die Salmoniden reichen: denn Forellen tummeln ſich noch — nicht nur in den Wäſſern bei Hammerfeſt nahe dem Nordcap herum, ſondern ſelbſt in den Gletſcherbächen des nördlichen Spitzbergen. Die Cypriniden reichen hingegen in der alten Welt bis in die ſüdliche Erdhälfte, während ſie in der neuen ſchon in Centralamerika verſchwinden, und ganz Südamerika weder einen echten Karpfen-, noch Lachs-ähnlichen Fiſch aufzuweiſen hat; — nur ſtellvertretende Familien.

Faſſen wir ferner bezüglich der in beiden Familien vorherrſchenden Gattungen, insbeſondere die Cypriniden als diejenige ins Auge, welche am zahlreichſten vertreten iſt, ſo gehören unter den vielen Gattungen, die man derzeit unterſcheidet und ſelbſt wieder in Gruppen vereinigt, mit Hinzuziehung der Bartgrundeln, die Barben, Weißfiſche und Grundeln zu den am weiteſten verbreiteten, und unter ihnen wiegen die den Barben zunächſt ſtehenden Formen in Aſien und die Weißfiſch-ähnlichen in Nordamerika (wie auch in Europa) vor.

Was insbeſondere die öſterreichiſchen Gattungen von Cypriniden betrifft, ſo giebt ſich hier der Einfluß augenfällig kund, welchen die Hauptgebirgszüge auf die Verbreitung der Fiſche ausüben. In den Gebirgen des öſterreichiſchen Staates finden faſt alle Hauptſtröme Mitteleuropa's ihre Quellen, und paarweiſe wälzen die größten derſelben ihre Fluthen vier verſchiedenen Meeren zu: Rhein und Elbe der Nordſee, Oder und Weichſel der Oſtſee, Donau und Dnieſter dem ſchwarzen, Etſch und Po

dem adriatiſchen Meere. Unter den verſchiedenen ſtromgebärenden Gebirgsketten gebührt aber jener der Centralalpen unbedingt der erſte Rang. Dieſer Hochrücken Europa's macht auch bezüglich der Fiſchfauna das Gewicht ſeiner Bedeutung geltend, die er für die ganze dermalige Configuration Mitteleuropa's überhaupt hat. Südlich von den Alpen treten zum Theil ganz andere Gattungen auf (wie z. B. Leucos, Phoxinellus und die merkwürdige Aulopyge) oder ſolche, die von der größeren Nähe des Meeres Zeugniß geben und desbalb den am nördlichen Abhange entſpringenden Flüſſen fehlen (wie die Meergrundeln und Schleimfiſche), zum Theil aber werden jene Gattungen, die beiderſeits vorkommen, doch durch andere Arten vertreten (wie dies bei den Gattungen Squalius, Scardinius und Barbus der Fall iſt). Vergleicht man hiermit die Gattungen und Arten jener Flüſſe und Ströme, die an der Nordſeite der Alpen ihre Quellen haben, ſo findet man mit einigem Befremden, daß die Mehrzahl derſelben allen gemeinſam zukommt, trotz des Umſtandes, daß ſie ihre Fluthen drei verſchiedenen Meeren zutragen, ja daß mitunter ſogar über dieſe hinaus weit gegen Norden und bis nach Sibirien dieſelben Arten reichen. Weder das Rieſen- und Erzgebirge, noch die Sudeten und Karpathen bilden eine ähnliche unüberſteigliche Scheidewand wie die eisgekrönten Häupter der Alpen, obwohl ihr Längenzug ſich weit über 100 deutſche Meilen erſtreckt.

Daß aber die Hauptgebirge keineswegs als die einzigen Grenzſteine der geographiſchen Verbreitung für Fiſche anzuſehen ſind, erhellt ebenfalls aus zahlreichen Thatſachen. Hieher gehören das Vorkommen des Flußbarſches durch ganz Europa, das Auftreten des Stichlings und Aales nord- und ſüdwärts der Alpen, während beide Gattungen auffallenderweiſe gerade dem weiten Donaugebiete gänzlich fehlen, und dieſem dagegen wieder der Huch (Salmo hucho) und Stichling (Pelecus cultratus) eigen ſind, welche ſowohl dem Rhein, der Elbe, Weichſel und Oder, wie auch den Flüſſen Italiens fremd bleiben. Der Grund dieſer und ähnlicher Erſcheinungen iſt ebenſo wenig in der Verſchiedenheit der Längen- und Breitengrade zu ſuchen, wie in dem Hinderniſſe, welches ausgedehnte Gebirgsketten der geographiſchen Verbreitung entgegenſetzen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich auch kaum das ſchon erwähnte, auf einzelne Oertlichkeiten beſchränkte Vorkommen des Hundsfiſches erklären. Auch genügt es zur Löſung ſolcher Fragen nicht, Zuflucht zu Erklärungsgründen zu nehmen, deren Beweiskraft vorerſt noch problematiſch iſt, und die noch die Feuerprobe langer Beobachtungen und Erfahrungen durchzumachen haben. Allerdings wird Niemand beſtreiten, daß Accommodation und Akklimatiſation als einflußreiche Factoren bezüglich der geographiſchen Verbreitung von Thieren auftreten können; doch die Größe und die Grenzen dieſes Einfluſſes derzeit ſchon angeben zu wollen, iſt vorläufig noch unmöglich. Ebenſo wenig iſt zur Beantwortung ſolcher Fragen mit der Annahme von neuen Arten geholfen, die ſich im Laufe der Zeiten aus Varietäten älterer beſtehender zufolge äußerer Einwirkungen herausbildeten, ſich conſtant durch Fortpflanzung erhielten und ſomit als neue Arten erſchienen. Denn wenn auch die Möglichkeit ſolcher Vorgänge zugegeben wird, ſo fehlt es doch, namentlich wieder in Betreff der Fiſche, an genügenden Beweiſen, daß ſie wirklich eingetreten ſind.

Doch ganz abgeſehen von ſolchen Momenten, die auf den dermaligen Stand der Verbreitung der Fiſche einen Einfluß haben können, der aber keinenfalls ſchon zu

berechnen und zu ermeſſen iſt, giebt es nebſt den bereits früher erwähnten noch andere, deren Bedeutung und Gewicht ſich, wenn auch noch nicht genau, doch annähernd ſchon jetzt beſtimmen läßt. Zu dieſen gehört insbeſondere die Abänderung, welche die geographiſche Verbreitung der Fiſche durch äußere raſch oder allmälich einwirkende Verhältniſſe in den geologiſchen Zeiträumen und nach der hierdurch bedingten verſchiedenen Configuration der Continente und großen Inſelgruppen erfahren mußte. Die bisherigen Ergebniſſe der Forſchung in dieſer Richtung werden den Gegenſtand einer demnächſt folgenden Mittheilung ausmachen, welcher ſich zugleich eine andere, ins praktiſche Leben eingreifende Erörterung anreihen ſoll, über den Einfluß des Menſchen auf die Abänderung der natürlichen Verbreitung der Fiſche, die bereits ſein Werk iſt oder doch in Zukunft werden kann und ſoll.

Dr. R. Kner.

Centraliſation oder Reform der Muſeen.

Vom Profeſſor R. v. Eitelberger in Wien.

Es giebt gegenwärtig keine den höheren Unterricht betreffende Frage, in welche nicht die politiſchen Ideen, oder beſſer geſagt, die politiſchen Schlagwörter des Tages hinübergreifen. Man kann denſelben nicht entgehen, weil ſie ſich auf allen Gebieten aufdrängen. Und es ſcheint uns auch gar nicht gut, daß man ſie unbeachtet laſſe; denn ſie können, wenn man ſie die in rechte Bahn zu lenken verſteht, der guten Sache nützen, ſchaden aber gewiß, wenn man ſie, ohne auch nur den Verſuch ſie zu läutern gemacht zu haben, ungehindert fortwuchern läßt.

Zu dieſen Schlagwörtern des Tages — ihre Zahl iſt nicht gering — gehört das Wort „Centraliſation.“ Von ihm wird auf dem Gebiete des Unterrichtes vielfach Gebrauch gemacht; es iſt ſpeciell auch in dem Augenblicke laut geworden, in welchem das „öſterreichiſche Muſeum für Kunſt und Induſtrie“ geſchaffen, und Fragen angeregt wurden, die ſich eben auf das Muſealweſen in Oeſterreich beziehen. Da hieß es in manchen Kreiſen: „man wolle in Wien ſchon wieder centraliſiren“, und da dieſer Vorwurf ſich nicht nur auf das neu gegründete Muſeum, ſondern auf das Muſealweſen überhaupt bezieht, ſo ſei es uns erlaubt, unſere Anſicht darüber ganz unverhohlen auszuſprechen.

Die Ueberſchrift, welche wir dieſem Beitrage gegeben haben, drückt den Fragepunct, um den es ſich handelt, ganz präcis aus, und um dem Leſer gleich im voraus unſere Anſicht mitzutheilen, wollen wir auf die alſo formulirte Frage eine ebenſo beſtimmte Antwort hier voranſtellen. Wir ſind in allen die Muſeen betreffenden Angelegenheiten *Gegner der Centraliſation* und *Freunde der Reform*. Es wäre unſerer Anſicht nach durchaus verkehrt, wenn man es unternähme, unter dem Vorwande der Reform auf dieſem Gebiete zu centraliſiren, oder umgekehrt, unter dem Vorwande der Centraliſation zu reformiren. Unſeres Bedünkens giebt es kein beſſeres Mittel, die Reform in Unterrichtsangelegenheiten, zu denen im weiteren Sinne des Wortes auch die Muſeen gerechnet werden müſſen, zu verhindern, als politiſche Geſichtspuncte dabei in den Vordergrund zu rücken. Politiſche Parteimänner benutzen zwar dieſes Manöver mit Erfolg; ihnen iſt es weniger um den Unterricht,

als um die Mittel zu thun, durch denſelben Parteizwecke zu fördern, die Männer ihrer Partei zu placiren, gewiſſen politiſchen Principien durch den Unterricht eine Stütze zu verleihen. Wir haben aber nirgendwo geſehen, daß der eigentliche Unterricht auf dieſe Weiſe beſonders gefördert worden wäre.

Was Frankreich in der Organiſation der Muſeen, Archive und der Akademien, Preußen in der Organiſation des mittleren und höheren Unterrichtes Großes geleiſtet hat, verdankt es vorzugsweiſe jenen Männern, welche zur Leitung des Unterrichtes ein bedeutendes wiſſenſchaftliches Capital mitgebracht haben. Männern wie Guizot und Villemain kam, als die Leitung des Schulweſens in ihre Hände gelegt wurde, ihre tiefe Einſicht in die Bedürfniſſe des Unterrichtes, in die Anforderungen, welche die Wiſſenſchaft ſtellt, weſentlich zu ſtatten. Würden nicht Männer wie Wilhelm und Alexander von Humboldt, Niebuhr, Beuth, in Preußen ſeiner Zeit einen ſo maßgebenden Einfluß auf das Unterrichtsweſen ausgeübt haben, höhere pädagogiſche Geſichtspuncte hätten damals in Berlin ſo wenig durchgegriffen als heutzutage, wo bloße Geſichtspuncte der Parteipolitik bei der Leitung des Unterrichtes in den Vordergrund zu treten ſcheinen.

Und ſo ſind wir auch feſt überzeugt, daß in Oeſterreich Nichts ſo ſehr die Fortbildung des Unterrichtsweſens hemmt, als das ununterbrochene Eingreifen politiſcher Fragen in Alles, was den Unterricht als ſolchen betrifft. Allerdings läßt ſich nicht verkennen, daß im Staatsleben vielfache Berührungspuncte zwiſchen den Unterrichtsfragen und den rein politiſchen Fragen vorhanden ſind. Da alle höheren Unterrichts- und Bildungsanſtalten in einem Staate gewiſſe allgemeine, das geſammte Staatsweſen berührende Zwecke verfolgen, ſo verknüpft dieſe Anſtalten von ſelbſt mit großen Staatsintereſſen ein Band, welches auf der Gemeinſamkeit der höheren geiſtigen Intereſſen im Staatsleben beruht. Gleichwohl ſind aber die Aufgaben, welche im Unterrichte verfolgt werden, in erſter Linie wiſſenſchaftlicher oder didaktiſcher und erſt in zweiter Linie ſtaatlicher und politiſcher Natur. Männern der Wiſſenſchaft und des Unterrichtes muß daran liegen, daß die erſteren gewahrt werden; Staatsmänner mögen die Wahrung der letzteren im Auge behalten. Aber wundern darf man ſich nicht, wenn in politiſch aufgeregten Zeiten der Standpunct verrückt wird; am allerwenigſten darf man ſich wundern, wenn neue Gegenſtände von Wichtigkeit die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner und der Männer des Unterrichtes auf ſich ziehen. Und ein ſolcher iſt das „öſterreichiſche Muſeum für Kunſt und Induſtrie", und in gewiſſer Beziehung das ganze Muſealweſen.

In Oeſterreich iſt nie unterſucht worden, welche Aufgaben überhaupt öffentliche Muſeen in einem Lande zu erfüllen haben, und welcher Art die gemeinſamen Intereſſen ſind, deren Beachtung vom pädagogiſchen und ſtaatlichen Geſichtspuncte aus von Wichtigkeit wären. Kann man alſo erſtaunen, wenn in dem Momente, wo die Angelegenheit der Muſeen in den Vordergrund tritt, es ſogleich ſolche giebt, welche den Maßſtab der Politik an dieſelbe legen, und ſich nach Autonomie, Centraliſation und wie die Geſichtspuncte des Tages heißen mögen, erkundigen, und die Reformfrage, als eine halb antiquirte Sache, eine bloße Nebenſache behandeln?

Es giebt bei uns zweierlei Arten von öffentlichen Muſeen: Muſeen in Wien, welche faſt ausſchließlich Hofanſtalten ſind, und Muſeen in den Kron-

ländern, welche, mit sehr geringer Ausnahme, Landesanstalten sind und aus Landesmitteln erhalten werden. Der Staat als solcher besitzt sehr wenige Museen, und in dem österreichischen Budget kommt keine Ziffer vor, welche den Staats-Museen als solchen gewidmet wäre. Die Beiträge zu den Museen in Wien finden sich unter der Rubrik der Hof-Dotationen.

Die Anstalten, die wir hier vorzugsweise im Auge haben, sind folgende: 1. in Wien — die Museen des kaiserlichen Hofes, welche Kunstgegenstände enthalten: die Gallerie des Belvedere, das Antiken-Cabinet mit der Ambraser Sammlung, das Kupferstich-Cabinet in der Hofbibliothek, die Schatzkammer. Zu den öffentlichen Sammlungen, welche aus Staatsmitteln erhalten werden, gehört das Waffenmuseum im kais. Arsenale vor der Belvedere-Linie und die Kunstsammlungen der kais. Akademie der bildenden Künste. Die Commune Wien besitzt eine Sammlung von Kunstgegenständen in dem sogenannten städtischen Arsenale.

Landesmuseen oder Communalmuseen befinden sich in den Kronländern an folgenden Orten: in Prag, — die ständische Gallerie und die Sammlungen des böhmischen Museums, — in Brünn, Troppau, Lemberg, Krakau, Linz, Salzburg, Gratz, Klagenfurt, Laibach, Pesth, Hermannstadt, Zara. Unter diesen Museen nimmt das ungarische Nationalmuseum zu Pest die erste Stelle ein. Venedig besitzt als Staatsanstalten die Sammlungen der Akademie der schönen Künste und die des Dogenpalastes; als Communalanstalt das Museo Correr. Communalmuseen von größerem oder geringerem Umfange existiren außerdem in Verona, Vicenza und Padua. Die Kunstsammlungen von Mantua stehen unter Obhut des Staates. In Pola befindet sich eine Sammlung in den Räumen des Augustustempels, und in Spalato ist mit dem Staatsgymnasium eine Art von Museum verbunden.

Die Kronlandsmuseen verdanken ihre Entstehung zumeist dem patriotischen Wirken einzelner Personen oder ganzer Körperschaften, denen es darum zu thun war, die im Lande befindlichen Schätze und Kunstdenkmale vor Verschleppung oder Zerstörung zu bewahren und alles dasjenige zu vereinigen, was im weitesten Sinne des Wortes in das Bereich der Landeskunde gehört; sie sind meist in den Friedensjahren Kaiser Franz' I. entstanden, in der Regel sehr gering dotirt, und stehen mit den Unterrichtsanstalten fast nirgends in directer Verbindung.

Wenn man untersucht, ob die verschiedenartigen Museen ihre Aufgabe erfüllen, und ob sie überhaupt in der Lage sind, dies thun zu können, so muß man mehrere Gesichtspuncte dabei im Auge behalten. Man muß vor allem den Inhalt der Museen von der Administration derselben und von dem Organismus derselben scheiden und beide Gesichtspuncte besonders behandeln.

Was den Inhalt der Kunstsammlungen betrifft, welche in den Museen aufgestellt sind, so muß man wieder die größeren Museen und Sammlungen von den kleineren sorgfältig trennen; jene nämlich, welche große Gesichtspuncte festzuhalten haben und ihren Zweck nur erfüllen, wenn diese consequent ins Auge gefaßt werden, von denen, welche ihrer Natur nach bescheidenere Aufgaben zu lösen haben und damit sich begnügen müssen.

Größere Museen können ihre Aufgaben nur erfüllen, wenn sie eine bestimmt begrenzte Art von Gegenständen in sich fassen, wenn sie die Mittel haben,

den Anforderungen, die an sie gestellt werden, zu entsprechen, und wenn sie den Raum haben, die Gegenstände, welche sie besitzen, entsprechend aufzustellen. Die Aufgaben, welche solche Museen gegenwärtig in Mittelpuncten der Civilisation zu lösen haben, sind so groß, daß heutigen Tags Sammlungen nicht mehr genügen, welche ungleichartige Gegenstände vereinigen, ungenügend dotirt sind, und keine entsprechenden Räumlichkeiten besitzen. Fassen wir, von diesen Gesichtspuncten ausgehend, die verschiedenen größeren Museen in Oesterreich ins Auge, so gelangen wir zu folgenden Ergebnissen.

Unter den größeren Gemäldesammlungen nehmen die kais. Gallerie des Belvedere und die Sammlung der Akademie der bildenden Künste zu Venedig den ersten Rang ein.

Die kais. Gallerie des Belvedere gehört bekanntermaßen zu den ersten Gallerien des Continentes; sie wird in Deutschland weder von der Dresdener noch von der Münchener Gallerie übertroffen, mit denen sie so ziemlich auf derselben Höhe steht; sie hält den Vergleich mit den Gemäldesammlungen im Louvre aus, und überragt nach allen Seiten die Gemälde-Gallerien in Berlin und Brüssel, wie die britische National-Gallerie in London. Würden kunsthistorische Studien in Oesterreich nicht zu jung sein, und würde das Ausland mit weniger scheelen Blicken auf österreichische Sammlungen hingesehen haben, so würde der Ruf der Gallerie ihrem inneren Werthe in richtigerem Maße entsprechen. Trotzdem hat sich aber die Sammlung in der öffentlichen Meinung Bahn gebrochen; in Wien speciell ist manches geschehen, um sie zu verdienter Anerkennung zu bringen; in den neuesten kunsthistorischen Werken von Kugler und Waagen wird sie in umfassender, wenn auch nicht vollständig genügender Weise gewürdigt.

Sie enthält eine Sammlung alter Gemälde, eine Sammlung neuerer Gemälde und neuere Marmorstatuen. Der Schwerpunct der Gallerie liegt in den älteren Schulen — vorzugsweise der venetianischen, der flämischen, holländischen und altdeutschen. In den letzten Jahrzehnden sind für diesen Theil der Sammlungen sehr wenige Ankäufe gemacht worden. Bei den großen Licitationen berühmter Sammlungen hat sich die Gallerie des Belvedere fast gar nicht betheiligt. Während in Berlin und London neue Museen entstanden sind, Paris und Petersburg glänzende Erwerbungen gemacht haben, verhielt man sich seit mehr als sechs Jahrzehnden in Wien passiv, und nahm nicht einmal durch Ankauf jener Werke Antheil, welche Oesterreich angehören und gegenwärtig durch ihre Einverleibung in fremde große Sammlungen für Oesterreich gänzlich verloren sind. Die italienischen Schulen des fünfzehnten Jahrhunderts, die spanischen Schulen — mit Ausnahme der Werke des Velasquez — sind daher in der Gallerie unvertreten geblieben. Auch dem flüchtigsten Besucher der Sammlung springen diese Lücken in die Augen. Der feinere Beobachter beklagt nicht bloß den Mangel ganzer Schulen, sondern auch eine ungenügende Vertretung sehr vieler hervorragender Meister, des Claude Lorrain, P. Potter, B. Helst, Hobbema, Zeitblom, M. Schaffner, Cima da Conegliano, Giov. Bellini, um nur einige wenige Namen aus den verschiedensten Kunstschulen zu nennen.

In noch höherem Grade ungenügend ist die Sammlung neuerer Meister. Das mindeste, was man von derselben verlangen kann, ist wohl, daß sie

ein Bild der Entwickelung der vaterländiſchen Kunſt in unſerem Jahrhundert gäbe. Würde man weiter gehenden Anforderungen Ausdruck geben, ſo müßte man auch das Hereinziehen auswärtiger Kunſtſchulen in ihren hervorragenden Repräſentanten wünſchen. Wir wollen diesmal nicht unterſuchen, ob ſolche Wünſche in die Reihe der berechtigten gehören, ſo lange öſterreichiſche Künſtler auswärts ſo ignorirt werden, wie es z. B. in der neuen Pinakothek in München der Fall iſt; aber deſto mehr muß man einheimiſchen Geſichtspuncten Rechnung tragen.

Betrachten wir die aufgeſtellten Bilder ihrem Inhalte nach, ſo ſehen wir uns vergebens nach den leitenden Geſichtspuncten um, die beim Ankaufe oder bei Beſtellungen maßgebend geweſen wären. Weder der Geſchichte der Dynaſtie, noch der der Monarchie und der in derſelben lebenden Volksſtämme iſt bei der Wahl der Gegenſtände Rechnung getragen worden. Das erhebende Gefühl, welches der Franzoſe kennt, wenn er durch die Räume der Gallerien zu Verſailles und im Luxembourg ſchreitet, hat der Oeſterreicher nicht, wenn er die neuere Schule im Belvedere betrachtet. Es hat Zeiten bei uns gegeben, wo man, von einer wahren Geiſterfurcht geſeſſelt, der Entwickelung der Geſchichte in Oeſterreich faſt abſichtlich entgegengetreten iſt und ſich vor den großen Thaten und den Männern, welche ſie vollbrachten, gefürchtet zu haben ſcheint. Dieſes unheimliche Gefühl begleitet Jeden auf jedem Schritt, wenn er den in Rede ſtehenden Theil der Belvedere-Sammlung betrachtet.

Aber auch das rein artiſtiſche Wohlgefallen, welches der Franzoſe in der franzöſiſchen Schule des Louvre, der Engländer in der im South-Kenſington-Muſeum aufgeſtellten engliſchen Schule der National-Gallerie empfindet, iſt dem Oeſterreicher daſelbſt nicht gegönnt. Faſt keiner der Künſtler, welche in dieſem Jahrhundert in Oeſterreich gelebt haben, iſt in ſeinen Hauptentwickelungsmomenten vollſtändig vertreten. Es ſcheint nie der Verſuch gemacht worden zu ſein, dieſe Geſichtspuncte in dem allerdings beengten Raume der Gallerie würdig zu vertreten. Künſtler, welche in unſerer Kunſt einen zweiten und dritten Rang einnehmen, ſind ziemlich häufig zu finden, dagegen ſind Maler, wie Danhauſer, Führich, Kupelwieſer, Schwind, Steinle, Flatz, Marko, Pettenkofen, Rahl, Czermak u. a. m. ſehr ungenügend, theilweiſe gar nicht vertreten.

Die Bildhauer-Abtheilung bildet im Belvedere nur ein Acceſſorium. Die Plaſtik iſt überhaupt eine Kunſt, deren Bedeutung erſt in neueſter Zeit in Oeſterreich gewürdigt zu werden ſcheint. Die vorhandenen Statuen würden vielleicht in Feſtſälen beſſer am Platze ſein und dort ihre Miſſion beſſer erfüllen, als in den wenig beſuchten Räumen des Parterre-Geſchoſſes, wo ſie jetzt aufgeſtellt ſind.

Soll die Gallerie ihren Zweck erfüllen, ſo müßte im Intereſſe derſelben mehreres geſchehen. Erſtens wäre nöthig, die Gallerie der alten Gemälde von der der modernen auch räumlich vollſtändig zu ſondern. Selbſt in den coloſſalen Räumen des Louvre, wo Meiſter der neueren Zeit erſt nach ihrem Tode vertreten werden, fühlt man, daß es nicht gut iſt, die moderne Welt mit der alten, ſo zu ſagen, unter ein Dach zu bringen. Noch mehr gilt dies von Oeſterreich, wo der Abſtand zwiſchen der alten Kunſt und der neueren ſtärker in die Augen ſpringt. Wie die Dinge heute bei uns ſtehen, wäre die Gründung einer ſelbſtändigen Gallerie für moderne Kunſt einheimiſcher Meiſter nur dann gerechtfertigt, wenn die Hauptbilder der Miſſion gerecht werden, welche Oeſterreich in der Geſchichte erfüllt.

Zweitens müßte für eine erhöhete Dotation, und zwar gesondert für die alte und für die moderne Abtheilung Sorge getragen werden. Bei den Preisen, welche heutigen Tages gute Bilder haben, die würdig sind in einer Gallerie aufgehängt zu werden, ist es nicht mehr möglich, mit einer so geringen Dotation auszureichen, wie sie der Gallerie zugemessen scheint. Ein Theil der Uebelstände, an welchen diese leidet, hat wohl ohne Zweifel seinen Grund in der geringen Dotation.

Die Herstellung eines selbständigen Galleriegebäudes würde den dritten der Wünsche bilden, welche wir auszusprechen uns erlauben, wenn nicht dafür wenigstens grundsätzlich gesorgt worden wäre. Es ist bekannt, daß sich unter den Gebäuden, welche auf dem durch die Stadterweiterung gewonnenen Terrain erbaut werden sollen, ein Museum befindet, in dessen Räumen dereinst die oberirdischen und unterirdischen Schätze des Belvedere eine vollständig entsprechende Aufstellung finden werden.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn die Gallerie einmal in anderen Räumen untergebracht wird, auch nach jenen Seiten hin Wünsche werden befriedigt werden, welche von dem engeren Kreise der Künstler und Kunstkenner ausgehen. Diese beziehen sich auf vollständige Veränderung der gänzlich veralteten Vorschriften wegen des Copirens alter Bilder, auf Herstellung größerer, erklärender und gemeinfaßlicher wohlfeiler Kataloge, auf Rectificirung der Namen und entsprechende Anordnung in der Aufstellung guter Bilder. Wir wissen wohl, welche Schwierigkeiten damit verknüpft sind. Den auf richtige Bezeichnung und zweckmäßige Placirung gerichteten Wünschen ist in jüngster Zeit theilweise Rechnung getragen worden. Nichts desto weniger aber muß das Postulat als solches mit aller Bestimmtheit hingestellt werden.

Die Gallerie der Akademie der bildenden Künste in Venedig hat eine Mission ganz anderer Art zu erfüllen, als Gallerien, wie die des Belvedere, die alte Pinakothek in München, die Gallerie des Museums in Berlin und Sammlungen ähnlicher Art. Während diese so zu sagen einen generellen Charakter haben, liegt der Werth einer Gallerie, wie die von Venedig, in der Wahrung ihrer speciellen Aufgabe. In der venetianischen Gallerie sucht niemand etwas anderes als Bilder der venetianischen Schule, wie in der Antwerpener flämische, in der Gallerie im Haag holländische Bilder. Es ist dies so selbstverständlich, daß wir darüber kein Wort verlieren würden, wenn nicht in den letzten Jahren Dinge geschehen wären, die schließen lassen, daß man diesen Gesichtspunct nicht immer im Auge behalten hat. Die Akademie der bildenden Künste in Venedig hätte auch in ihrer Gallerie außer der Mission, welche sie der Malerschule gegenüber zu erfüllen hat, noch eine andere zu wahren, die sich auf den wissenschaftlichen Theil, den Katalog nämlich, bezieht. In dieser Richtung thäte sie gut, das Beispiel zu befolgen, welches die Akademie der schönen Künste in Antwerpen gegeben hat. Dort hat die Akademie sich mit den Männern der Wissenschaft in Brüssel vereinigt und ein Musterwerk geschaffen, dem sich wohl kein anderer Katalog an die Seite stellen kann; der Katalog der Akademie der bildenden Künste in Venedig genügt kaum den elementarsten Anforderungen (in den Grundsätzen rücksichtlich des Copirens alter Bilder verfährt man zwar in Venedig liberaler als in Wien), und gerade in der venetianischen Schule wären Nachrichten über Meister in der Präcision wünschenswerth, wie solche der Antwerpener Katalog zeigt. An literarischen Kräften fehlt es in Venedig und im Venetianischen nicht; wir erinnern nur an Männer wie

Pietro Selvatico, Lazzari in Venedig, Antonio Magrini in Vicenza, Conte Carlo d'Arco in Mantua u. a. m.

Außer dieſen zwei großen Sammlungen von Gemälden exiſtiren in Wien eine Reihe bedeutender Privatſammlungen, die nicht in den Kreis unſerer Unterſuchung gehören, und außerhalb Wiens mehrere kleinere Gemäldeſammlungen an verſchiedenen Orten, theilweiſe ſelbſtändig, theilweiſe in Verbindung mit den Landesmuſeen. Sie verdienen eine ganz beſondere Beachtung. Dieſelben bilden die einzige Gelegenheit, wo ſich in dieſen Städten ein Intereſſe für Kunſt, ſpeciell für Malerei entwickeln kann; ſie verhindern bis zu einem gewiſſen Grade wenigſtens die Verſchleppung und Zerſtörung von Bildern; an ſie knüpft ſich überall ein lebendiges Intereſſe für einheimiſches Culturleben.

In Prag, Peſt, Innsbruck, Linz, Hermannſtadt, Verona, Padua und Vicenza begegnen wir ſolchen Gemäldegallerien. Der Zuſtand, in welchem ſich dieſelben befinden, iſt in der Regel kein beſonders erfreulicher; meiſt ſtehen ſie ſehr vereinſamt; die wenigſten von ihnen haben Kataloge. Eine rühmliche Ausnahme davon macht die Hoſer'ſche Sammlung in Prag, welche einen Theil der ſtändiſchen Gemäldegallerie daſelbſt bildet, und die Bruckenthal'ſche Sammlung in Hermannſtadt, welche zum ſiebenbürgiſchen Landesmuſeum gehört. Wir werden auf die Urſachen dieſer Vereinſamung noch ſpäter zurückkommen und führen ſie hier bloß als allgemeine Thatſache an.

Die Gemäldeſammlung, welche die Akademie der bildenden Künſte in Wien beſitzt, hat zwar nur beſcheidene Dimenſionen; ſie wird ſich aber ganz gut ausnehmen, wenn die Akademie einmal ein entſprechendes Gebäude erhalten und demnach in der Lage ſein würde, die Gemälde zweckmäßig aufzuſtellen. Der größte Theil der letzteren iſt durch eine Schenkung des ehemaligen Curators der Akademie, Grafen Lamberg, an dieſelbe gekommen. Außerdem beſitzt die Akademie einige altvenetianiſche Gemälde, welche ſie von Kaiſer Franz I. zum Geſchenke erhalten hat. Gegenwärtig ſchreitet man daſelbſt endlich zur Herſtellung eines Copirraumes und eines Kataloges.

Eine ganz untergeordnete Stellung nehmen die Sammlungen von Antiken in der öſterreichiſchen Monarchie ein. Man kann dies nicht genug beklagen; denn wie man auch über die antike Kunſt ſelbſt und ihre Stellung zur Gegenwart denken mag, das iſt gar keine Frage, daß keine Kunſt ſo viel Elemente allgemeiner Bildung in ſich trägt, als die antike.

Die bedeutendſten Antiken-Sammlungen ſind ohne Frage die in Mantua und die in Venedig; ſie ſtehen gegenwärtig ganz verwaiſt. Eine Lehrkanzel für claſſiſche Archäologie exiſtirt an der Paduaner Hochſchule nicht; in Venedig und in Mantua iſt Niemand, der ſich für antike Kunſt ſpeciell intereſſirte. Der Rückgang, welchen die ganze italieniſche Wiſſenſchaft ſeit Jahrzehnden ſchon gemacht hat, iſt auf dieſem Gebiete überall in ganz Italien fühlbar. Und eine Belebung derſelben iſt wohl erſt dann zu erwarten, wenn der öffentliche Geiſt beruhigt und für claſſiſche Studien wieder empfänglich ſein wird. Im Venetianiſchen iſt dies vielleicht am früheſten zu erwarten. In ganz Oberitalien ſind ſeit Jahrzehnden die ernſthafteſten kunſthiſtoriſchen Studien auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunſt in Venedig gemacht worden.

In den übrigen Theilen der Monarchie wurde, mit Ausnahme der Münzkunde, für die antike Kunst zu keiner Zeit etwas bedeutendes gethan. Eine Reihe von prachtvollen Statuen sind in das Ausland gegangen, wie der Ilioneus in München, welcher einst der Rudolphinischen Sammlung in Prag angehörte, und die pompejanischen Gewandstatuen, die einst im Besitze des Prinzen Eugen von Savoyen waren. Während in München die Glyptothek, in Berlin die Antikensammlung, in London das britische Museum, in Paris die Sammlungen des Louvre gegründet wurden, ist in Wien für antike Kunst nichts ausgiebiges geschehen.

Die kleine Dotation, welche das hiesige Antikencabinet genießt, ist wohl auf das beste verwendet worden; aber die Anforderungen an eine Sammlung von Antiken sind gegenwärtig ganz anderer Art, als daß sie mit Instituten, die ihrer Anlage und Dotation nach in so enge Grenzen gewiesen sind, befriedigt werden könnten. Das hiesige Antikencabinet ist in erster Linie ein Cabinet für Münzen, Medaillen und geschnittene Steine. Als Münzcabinet hat es der Wissenschaft die größten Dienste geleistet; Joseph Eckhel hat in demselben die Fundamente einer wissenschaftlichen Münzkunde gelegt. Es sind von dort aus belebende Anregungen ausgegangen, worüber die trefflichen Beiträge von J. Bergmann über die Pflege der einheimischen Numismatik die verläßlichsten und umfassendsten Aufklärungen geben.

Mit diesem Münz- und Medaillencabinet sind Sammlungen von Antikalien, von Schmucksachen, antiken Vasen vereinigt; Statuen und andere größere plastische Werke stehen mit der ägyptischen Sammlung und den Inschriften in den untern Räumen des Belvedere in Verbindung. Andere Inschriften befinden sich im Treppenhause der Hofbibliothek, einige antike Statuen im Depot der Akademie der bildenden Künste. Das wenige, was man also besitzt, ist noch dazu zerstreut, und erwartet in einem neuen Museum dereinst einen vereinigenden Mittelpunct und einen ordnenden Geist zu finden.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt die Ambrasersammlung ein; sie enthält Gegenstände der heterogensten Art, deren Beisammensein sich nur durch die Entstehung der Sammlung erklären läßt. Die Wissenschaft hat längst den Stab gebrochen über Sammlungen ähnlicher Art, und eine höhere Auffassung, die sich auch bei uns Bahn brechen wird, verwendet das Material, welches solche Sammlungen enthalten, in einer andern den Interessen der Eigenthümer und der Nation weit entsprechenderen Weise.

Den glänzendsten Theil der Sammlung bilden die alten Rüstungen und Waffen. Vereinigt mit den Sammlungen im Waffenmuseum des Arsenals vor der Belvedere-Linie würde dadurch am kaiserlichen Hofe in Wien die Herstellung einer Sammlung ermöglicht werden, wie sie an keinem andern Orte der Welt zu finden wäre. Sie verliert durch das Getrenntsein allerdings ihren Werth nicht vollständig; aber ihre Bedeutung würde ganz anders hervortreten, wenn sie mit den Waffen des Arsenals vereinigt wäre.

Außerdem besitzt die Ambrasersammlung Kostbarkeiten und Raritäten aller Art, die, an und für sich recht interessant, keinen rechten Mittelpunct in sich selbst haben.

Eine ausgezeichnete Stelle unter den Wiener Kunstsammlungen nimmt das k. k. Kupferstichcabinet, das gegenwärtig einen Theil der Hofbibliothek bildet,

ein. In dieſem Cabinet legte Adam Bartſch die Grundlage zur wiſſenſchaftlichen Kupferſtichkunde; es wird fort und fort zweckmäßig erweitert und wird eine hervorragende Stellung in dem Muſealleben Wiens einnehmen, wenn es Selbſtändigkeit und ſolche Räume erhalten wird, deren ſich ähnliche Anſtalten in Berlin, Dresden u. ſ. f. erfreuen.

Eine nicht unbedeutende Sammlung von Antiken und Antikalien aller Art beſitzt das ungariſche Muſeum zu Peſt. Die Wiſſenſchaft wie die Kunſt, Ungarn wie die Monarchie haben von dieſer Sammlung bis jetzt wenig Nutzen gehabt. Man liebt es gegenwärtig in Peſt, ſich in wiſſenſchaftlichen Dingen auf den nationalen Iſolirſchemel zu ſtellen und befindet ſich in Folge deſſen auch in der vollſtändigſten Vereinſamung. So lange dieſer Zuſtand in Peſt dauert, iſt für die Zwecke, welche wir verfolgen, wenig zu erwarten; das Hereinziehen der Politik ſtiftet dort Verwirrung auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt. Dilettanten iſt ein Spielraum eingeräumt, wie nirgendwo an wiſſenſchaftlichen Inſtituten; mit politiſcher Ueberſchwenglichkeit geht eine nicht geringe Selbſtüberſchätzung Hand in Hand. Wenn der Geiſt der Beſonnenheit dort die Oberhand erhalten wird, dann dürfte auch der Zeitpunct gekommen ſein, ſich über dieſe Dinge zu orientiren. Mittel gäbe es in Peſt genug, um die gebildete Welt für das zu intereſſiren, was es beſitzt. Sammlungen von Antiken befinden ſich in dem als Muſeum dienenden Auguſtus-Tempel zu Pola und in dem Muſeum des Gymnaſiums zu Spalato. Beide Muſeen haben keine Kataloge, und die Sammlungen befinden ſich in ſehr vernachläſſigtem Zuſtande. In einem beſſeren Zuſtande befindet ſich das Museo lapidario in Verona. Darüber, ſowie über die „antiche lapidi Patavine" giebt es eingehende gelehrte Arbeiten.

Die Landesmuſeen in den Kronländern ſind faſt ausnahmslos den verſchiedenſten Intereſſen gewidmet, welche ſich unter dem Gedanken der Vaterlandskunde im weiteſten Sinne des Wortes vereinigen laſſen. Sie umfaſſen daher naturhiſtoriſche Sammlungen, antiquariſche, ethnographiſche, artiſtiſche aller Art, Bücher und Landkarten und andere Gegenſtände, die theils in Betreff der Landeskunde aus öffentlichen Fonds angekauft, theils von Privaten geſchenkt wurden. In dem Maße, als das Provinzialleben in Oeſterreich erſtarkt, die Idee des Selfgovernements lebendig wird, in dem Maße wird auch das Intereſſe für dieſe Inſtitute ſteigen, und ſie werden ſelbſt auf jene Bahnen geführt werden, auf denen eine gedeihliche Entwickelung derſelben möglich iſt. So wie die Dinge gegenwärtig in Oeſterreich ſtehen, kann ſich aber Niemand der Ueberzeugung verſchließen, daß ihr Nutzen nur ein ſehr begrenzter iſt, und daß im ganzen nur ſehr wenige Perſonen an der Entwickelung der Landesmuſeen einen lebendigen Antheil nehmen. Sie werden nur ſelten beſucht, das Material, welches ſie enthalten, iſt in der Regel zu unvollſtändig und theilweiſe auch zu veraltet, als daß es den Anforderungen des Unterrichtes entſprechen könnte. Die Dotation der Landesmuſeen iſt eine relativ ſehr geringe, und ſie greifen daher viel zu wenig lebendig in die Intereſſen der Gegenwart ein. Es macht einen niederſchlagenden Eindruck, wenn man ſieht, wie ungenügend die Räume ſind, in welchen ſich die Sammlungen in der Regel befinden, und wie kalt das Publicum ihnen gegenüber ſich zu verhalten ſcheint. Ihre Zukunft hängt von dem Fortſchreiten des wiſſenſchaftlichen Lebens in den Kronländern und von dem Talente ab, mit welchem ihre Vorſtände die

Sammlungen zu beleben im Stande sein werden. Der Fortschritt im wissenschaftlichen Leben wird diesen Instituten Kräfte zuführen, die auf die Regeneration derselben von Einfluß sein werden, und es wird sich dann von selbst die Nothwendigkeit herausstellen, diese Institute zu erweitern und fortzubilden, je nachdem ein lebendiges Interesse dafür vorhanden ist; dann werden sie aus jener Isolirung heraustreten, durch die sie gegenwärtig zum Theile zu verkümmern drohen.

Die Landesmuseen sind meist nach dem Systeme der bureaukratischen Uniformität, dem herrschenden der Zeit, in der sie entstanden sind, organisirt. Uns scheint es, daß es gut wäre, mit diesem System zu brechen und die verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Kronländer schärfer ins Auge zu fassen.

Wir gestehen, nicht einzusehen, wie ein Museum in Brünn Boden gewinnen kann, wenn es sich nicht mit den industriellen und agricolen Bestrebungen Mährens in innigen Verband setzt. Die Sammlungen, die es besitzt, müßten in erster Linie diesen Interessen entsprechen, denn das sind die vitalen des Landes. In zweite Linie müssen in Mähren die historischen gestellt werden. Bei dem heutigen Stande der historischen Wissenschaften wird der Schwerpunct für die Bedürfnisse des Landes, für die Erforschung der Geschichte in dem Landesarchive gesucht werden müssen.

Was vom mährischen Landesmuseum gesagt ist, gilt der Hauptsache nach auch von dem schlesischen zu Troppau.

An diesen Instituten die entsprechenden Reformen von dem Standpuncte der specifischen Bedürfnisse des Kronlandes aus vorzunehmen, sind die Kronlandsvertretungen und die Landesausschüsse vorerst berufen. Wir sind fest überzeugt, daß, wenn einmal diese Frage in der angedeuteten Richtung ventilirt wird, eine Umgestaltung und Belebung der verschiedenen Institute recht bald und in erfreulicher Weise eintreten wird. Gegenwärtig fristen sie nur ein kümmerliches, meist zukunftloses Dasein.

Neben diesen speciellen Kronlandsinteressen, auf deren Wahrung wir bei Landesmuseen den Nachdruck legen, muß aber auch auf die gemeinsamen Interessen Rücksicht genommen werden, welche die Kronländer und die höheren Institute unter einander verbinden. Auf diese Gemeinsamkeit muß in Oesterreich besonders Gewicht gelegt werden, wo die Geister ohnedies die Neigung haben, sich zu isoliren und abzusondern. Gegenwärtig wird diese Gemeinsamkeit höchstens dadurch gewahrt, daß sich die verschiedenen Museen ihre Publicationen gegenseitig zusenden. Der Empfang wird regelmäßig bestätigt, das Eingegangene selbst in der Musealbibliothek, wenig gelesen, aufbewahrt. Darauf beschränken sich die Wechselbeziehungen der Museen.

Die Gemeinsamkeit der Interessen, welche auf unserem Gebiete, wie auf jedem höheren des geistigen Lebens gewahrt werden muß, wird nicht durch eine Centralisation der Museen, etwa in ein großes Reichsmuseum nach Auflösung der Provinzialanstalten, oder im Venetianischen durch die Centralisation der Delegationsmuseen in ein großes venetianisches Museum zu Venedig erreicht. Centralisationsideen ähnlicher Art können nur aus Anschauungen entspringen, welche in Oesterreich als vollständig aufgegebene und veraltete betrachtet werden müssen. So wenig man aber an eine solche Art der Centralisation denken kann, welche auf den Widerstand aller Kunstfreunde, sowohl in Wien als in den Provinzen stoßen würde, eben so sehr muß man auf die Gemeinsamkeit der Interessen hinarbeiten, welche in den verschiedenen Museen ver-

treten ſind. In keinem größeren Staate iſt für die Wahrung dieſer gemeinſamen Intereſſen ſo wenig geſorgt als in Oeſterreich. Denn auch die verſchiedenen höheren wiſſenſchaftlichen Inſtitute, welche nicht Staatsanſtalten im eigentlichen Sinne des Wortes ſind, ſtehen unter ſich, wenn überhaupt, ſo nur in einer ſehr äußerlichen Verbindung.

Die Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, welche vorerſt berufen iſt, eine gewiſſe Gemeinſamkeit der Intereſſen in der ganzen Monarchie zu repräſentiren, ſteht der ungariſchen Akademie, der böhmiſchen Gelehrten-Geſellſchaft, der Akademie der Wiſſenſchaften in Venedig und Krakau eben ſo fremd gegenüber, als denen in Paris, Berlin oder Brüſſel. Sie wurde in Zeiten geſchaffen, wo man von einer freien Bewegung der Geiſter keine Ahnung hatte. Als ſie im Jahre 1847 gegründet wurde, wußte man nicht, oder wollte es nicht wiſſen, daß das ſtärkſte Band zur Einigung der Völker in der auf Ueberzeugung beruhenden Einigkeit der geiſtigen Führer derſelben beruhe, und daß jeder Verſuch der Völkerverbindung auf rein politiſchem Boden ganz erfolglos iſt, wenn man die geiſtigen Widerſtandskräfte der Nationen, ohne einen Verſuch gemacht zu haben, einen Boden der Verſtändigung herzuſtellen, in ſolcher Weiſe fortwuchern läßt, als es heutzutage in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Peſt und der Peſter Univerſität, im böhmiſchen Muſeum in Prag und in ähnlichen Anſtalten an anderen Orten geſchieht. —

Die kaiſ. Centralcommiſſion zur Erhaltung der Baudenkmale hat auf einem kleinen archäologiſchen Gebiete von rein ſachlichen Geſichtspuncten aus eine Einigung der Intereſſen angeſtrebt, die ſie auch bis zu dem Augenblicke glücklich durchgeſetzt hat, in welchem ſich in Folge der Octoberpatente Ungarn von der Centralleitung loslöſte. Die Mittheilungen der k. k. Centralcommiſſare ſind factiſch nicht bloß ein öſterreichiſches, ſondern auch ein deutſches Centralorgan geworden. Wie alles, was auf die hiſtoriſche Anſchauung der Völker Oeſterreichs einen großen Einfluß nehmen kann, ſo ſtehen, wie die Archive, ſo auch die Muſeen, iſolirt und vereinſamt ohne Zuſammenhang unter einander, ohne gemeinſame Directiven.

In Frankreich, dem Lande der politiſchen Centraliſation', hat man ſchon früh begriffen, welch' hohes ſtaatliches und wiſſenſchaftliches Intereſſe in den Muſeen liegt, und welch' großen Einfluß ſie auf die Geſellſchaft ausüben, wenn ſie von den richtigen Geſichtspuncten aus geleitet werden. Als am Ende des verfloſſenen Jahrhunderts die alte Monarchie und die Provinzialinſtitutionen von dem Sturme der Revolutionen niedergeriſſen wurden, hat man ſogleich Hand angelegt an die Gründung eines großen Nationalmuſeums in Paris und einer Reihe von Specialmuſeen in den Departements. Das Frankreich, wie es durch die große Revolution geſchaffen wurde, war der erſte Staat, der in die Angelegenheit der Muſeen leitende organiſatoriſche Gedanken brachte. Das königliche Frankreich in den Zeiten der Reſtauration ſetzte unter der Herrſchaft der Ideen der Romantiker, ohne etwas von dem preis zu geben, was durch die Revolution der Staat Frankreich gewonnen hat, das Organiſationswerk der Muſeen fort, und ergänzte es durch theilweiſe ſehr vernünftige Maßregeln, Maßregeln, die wir in Oeſterreich zur Nachahmung in entſprechender Weiſe empfehlen würden. Die verſchiedenen archäologiſchen Vereine und Geſellſchaften ſtehen unter einander in Verband; es werden archäologiſche Congreſſe, in welchen alle Muſeen und Geſellſchaften vertreten ſind, abgehalten, und zwar an verſchiedenen Puncten Frank-

reichs. Die wichtigſten Gemälde, welche man für den Louvre kauft, werden, bevor ſie daſelbſt ihren Platz definitiv einnehmen, in den Ausſtellungen der größeren Provinzialſtädte Frankreichs dem Publicum vorgeführt; das Syſtem der Diöceſaninſpecteurs und Diöceſanarchitekten, die Organiſation der Archive ergänzt die angeführten Maßregeln. In Folge deſſen giebt es in Frankreich nur ein Inland und kein Ausland, wie in Oeſterreich. Denn der ungariſche Kunſtverein behandelt bekanntermaßen die Wiener und Prager Künſtler wie Ausländer, und die ungariſche Akademie der Wiſſenſchaften zählt in der Reihe der auswärtigen Mitglieder in ganz gleicher Stufenfolge die Nordamerikaner, die Franzoſen, die Wiener, die Prager, die Spanier u. ſ. f.

Die organiſirte Desorganiſation der Geiſter, wie man ſie auf dieſem Felde in Oeſterreich findet, iſt auch in England nicht vorhanden. Es exiſtirt bekanntermaßen dort keine ſtaatliche Organiſation von Muſeen, gelehrten Geſellſchaften u. ſ. f.; aber eine deſto ſtärkere und wirkſamere iſt die geſellſchaftliche Organiſation, die auf Einigung der Geiſter in England hinarbeitet. Bei Anſtalten, bei welchen das Parlament intervenirt, verſteht es ſich von ſelbſt, daß von britiſchen und nur von britiſchen Geſichtspuncten ausgegangen wird. Autonomiſtiſche Ideen, welche die Principien des Selfgovernements ſo weit treiben würden, daß ſie das britiſche Staatsintereſſe verletzen, wie das bei den vorgeſchrittenſten Autonomiſten und Föderaliſten in Oeſterreich der Fall iſt, würde nie und nimmer ein engliſches Parlament oder ein engliſcher Miniſter anerkennen. Der Einfluß des Parlaments erſtreckt ſich jedoch nur auf einen ſehr geringen Theil des Unterrichts- und Muſealweſens; mit Ausnahme des britiſchen Muſeums, der britiſchen National-Gallerie und des South-Kenſington-Muſeums, liegt die Sorge für das, was das Alterthum betrifft, in den Händen der zahlreichen archäologiſchen Geſellſchaften in den verſchiedenen Grafſchaften und in den verſchiedenen kirchlichen und gelehrten Geſellſchaften Londons. Aber auch in England hat ſich das Bedürfniß geltend gemacht, die particularen Intereſſen der einzelnen Grafſchaften durch Vereinigung mit andern auf ein höheres geiſtiges Niveau zu heben, und gegenwärtig giebt es in England ebenfalls archäologiſche Geſellſchaften, die alljährlich an einem wechſelnden Orte tagen, und ſo wie in Frankreich eine Gemeinſamkeit der Intereſſen und der Ideen herſtellen.

In den deutſchen Bundesſtaaten außerhalb Oeſterreich hat man ähnliches angeſtrebt; in den Jahresverſammlungen der Geſchichtsvereine, der Philologen und Schulmänner u. ſ. f. mit allerdings viel geringeren Erfolgen als in Frankreich und in England.

Die vornehme Geſellſchaft, die Kunſtfreunde und Kunſtkenner nehmen in den deutſchen Staaten einen viel geringeren Antheil an ſolchen Beſtrebungen, als in Frankreich und England. Die Verſammlungen werden daher meiſt nur von Schulmännern, Profeſſoren und Fachgelehrten beſucht. Außerdem iſt das particulariſtiſche Staatsintereſſe einerſeits, und andererſeits das der preußiſchen Sonderpolitik als Werkzeug dienende ſogenannte kleindeutſche Syſtem zu ſehr ausgebildet, als daß man ſich diesſeits des Rheins ſo glänzender Erfolge rühmen könnte, wie jenſeits des Rheins und des Canals. Im öſterreichiſchen Kaiſerſtaate würden zwar hier und da aus politiſchen Kreiſen Oppoſitionen gegen jene Beſtrebungen hervortreten, welche auf Einigung der Intereſſen hinarbeiten möchten. Aber wenigſtens exiſtiren in Oeſterreich nicht ſtaat-

liche Hinderniſſe, wie ſie der Particularismus in anderen deutſchen Staaten geſchaffen hat, nicht Parteihinderniſſe von ſolcher Verwegenheit und Leidenſchaftlichkeit, wie dieſe die kleindeutſche Partei der Hauptſache nach kennzeichnet. Zudem liegt in den öſterreichiſchen Völkern ein Zug von Gutmüthigkeit, von Wohlwollen und Humanität, der jene Beſtrebungen weſentlich fördern würde, welche die Gemeinſamkeit der Intereſſen zum Ziele haben.

Drei Inſtitute wären es vorzugsweiſe, die berufen wären, dieſe Gemeinſamkeit der Intereſſen auf dem Gebiete der Muſeen und der Archäologie durchzuführen: die kaiſerliche Centralcommiſſion zur Erhaltung der Baudenkmale, die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften und der Wiener Alterthums-Verein. Im Centrum der Monarchie gelegen, aus Männern zuſammengeſetzt, welche beinahe allen Kronländern angehören, mit Mitteln aller Art reich ausgeſtattet, vereinigen dieſe Inſtitute alle Elemente, die zur Löſung der Aufgabe nöthig ſind.

Die Gemeinſamkeit der Intereſſen auf wiſſenſchaftlichem und praktiſchem Wege durchgeführt, iſt etwas ganz anderes, als eine Centraliſation der verſchiedenen Muſeen in ein großes Muſeum; während letzteres die Provinzialmuſeen und Inſtitute auflöſen würde, würden Maßregeln, wie wir ſie vorſchlagen, alle Anſtalten, die großen wie die kleinen, ſie mögen im Centrum der Monarchie oder in den Provinzen liegen, gleichmäßig ſtärken und beleben.

Was vorerſt archäologiſche Congreſſe in Oeſterreich betrifft, welche in jedem Jahre immer an einem anderen Orte, unter Aufforderung und Theilnahme aller der Perſonen, die ſich in Oeſterreich für Kunſt und Alterthum intereſſiren, abzuhalten wären, ſo ſcheint es uns, daß die kaiſerliche Centralcommiſſion zur Erhaltung der Baudenkmale vorerſt berufen wäre, dieſe Angelegenheit in ihre Hand zu nehmen. Das Inſtitut hat im Inlande viele Freunde und im Auslande große und gerechte Anerkennung gefunden. Es hat nirgends nationalen Leidenſchaften Vorſchub geleiſtet, hat ſich nicht zum Parteiorgan irgend welcher politiſchen oder religiöſen Beſtrebungen hergegeben, war bemüht, zu nützen, wo man ſeinen Rath hören wollte und hat für Belebung und Verbreitung archäologiſcher Kenntniſſe mehr genützt, als irgend eine gelehrte Anſtalt Oeſterreichs. Katholiken und Proteſtanten, Deutſche und Magyaren haben ſich den Beſtrebungen dieſes Inſtitutes bereitwilligſt angeſchloſſen, und wir ſind feſt überzeugt, daß, wenn von ihm aus die Idee eines Congreſſes zur Beſprechung gemeinſamer archäologiſcher oder kunſthiſtoriſcher Intereſſen nach einem wohl formulirten Programme angeregt würde, und von ihm aus dieſer Congreß in Wien, Peſt, Prag, Pola, Spalato, Verona, Krakau oder ſonſt einem paſſenden Puncte zuſammenberufen würde, nicht bloß aus Oeſterreich viele Theilnehmer ſich finden würden; es dürften auch viele deutſche Vereine und aus Frankreich, England und Belgien manche Kunſt- und Alterthumsfreunde ſich anſchließen. Wenn, wie es bei ſolchen Anläſſen immer der Fall iſt, neben wenigen Fachmännern viele Dilettanten ſich einfinden möchten, ſo würden wir dies nicht beklagen, ſondern wir würden uns im Gegentheil darüber freuen. Denn die Wiſſenſchaft, welche ſich mit Kunſt und Alterthum beſchäftigt, muß auf breiter Baſis ruhen. Sie bedarf, mehr als eine andere Wiſſenſchaft, Theilnehmer und Freunde in weiten Kreiſen.

Wichtiger noch, als ein ſolcher wandernder Congreß, wäre die Abfaſſung von wiſſenſchaftlichen Berichten über die Muſeen der Monarchie. Dieſe ſollten eine Art räſonnirender Kataloge ſein und Kenntniß über das verbreiten, was in den verſchiedenen Muſeen gänzlich verborgen liegt oder verhältnißmäßig nur wenigen bekannt iſt. An Kräften fehlt es nicht, denen man ſolche Miſſionen mit Vertrauen in die Hände geben könnte. Und ſollte es an ſolchen Kräften im Inlande fehlen, ſo würden ausländiſche Gelehrte gewiß bereit ſein, einem Rufe der Art nach Oeſterreich zu folgen. Uns ſcheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Akademie der Wiſſenſchaften in erſter Linie berufen wäre, dieſe Angelegenheit in die Hand zu nehmen.

Was für Wien ſpeciell zu thun wäre, das ſollte Aufgabe des Wiener Alterthumsvereins ſein; er hat nach manchen Beziehungen hin ſchon belebend und anregend gewirkt. Er gedenkt den Kreis ſeiner Thätigkeit im nächſten Winter zu erweitern und auf neue Gebiete auszudehnen. Seine Aufgabe wäre es vorzugsweiſe, für Wien ein Buch herzuſtellen, wie es der Itinéraire archéologique de Paris von Guilhermy iſt. Seine Publicationen ſollten in einer Reihe von Jahren die Kunſtſchätze Wiens erſchöpfen, und verläßliche Führer durch die Kunſtſammlungen des Staates und der Privaten in Wien ſein. Würde ſich die Geſellſchaft, welche den Wiener Alterthumsverein bildet, langſam zu einer Société des amateurs et antiquaires umgeſtalten, ſo würde der Verein wenigſtens in Wien einen Mittelpunct für antiquariſche Intereſſen bilden. Daß er es gegenwärtig nicht thut, iſt allen klar.

Manches von dem, was ſo eben berührt wurde, ließe ſich ohne große Schwierigkeiten durchführen. Nichts hindert die Akademie der Wiſſenſchaften, Arbeiten nach einer beſtimmten Richtung in Oeſterreich anzufaſſen, nichts die Centralcommiſſion, ſich mit den deutſchen Geſchichts- und Alterthumsvereinen und mit den Vorſtänden der Landesmuſeen zu verbinden, um Wanderverſammlungen zu vereinbaren; nichts den Alterthumsverein, ſeiner Thätigkeit ein erweitertes umfaſſenderes Programm zu Grunde zu legen. Gewiß iſt, daß in der gegenwärtigen Weiſe, wenn man nicht vollends von Berlin und Paris aus in allen dieſen Dingen überholt werden will, fortzuarbeiten nicht mehr recht möglich iſt.

Aber man darf nicht verkennen, daß die Zuſtände von heute nicht ihre Wurzel in der Gegenwart haben. Die Uebelſtände in unſeren Muſeen ſind ererbte; ſie fallen der heutigen Generation und den gegenwärtigen Leitern nicht zur Laſt. Die meiſten Anſtalten der Art ſtammen aus Zeiten, in denen man keine Idee von der wiſſenſchaftlichen und ſocialen Miſſion hatte, welche dieſelben zu erfüllen haben. Als ſie gegründet wurden, dachte man in der Regel an nichts weiter, als der Urväter Vermächtniß in anſtändiger Weiſe aufzubewahren, und die Würde, das Herkommen des Hofes in der Art, wie dies anderwärts geſchieht, zu ſichern. Traf es ſich, daß irgend ein Regent, oder ein höherer Hofbeamter ein beſonderes Intereſſe an ſolchen Anſtalten nahm, ſo wuchſen ſie heran, vermehrten ſich; es kam dann ein ordnender Geiſt in dieſelben. Kaiſer Max II., Kaiſer Carl IV., Joſeph II., Prinz Eugen von Savoyen, G. van Swieten, Eckhel, von Mechel, Graf Oſſolinski, Adam Bartſch, waren Männer, denen man, was Entſtehung und Anordnung der Muſeen betrifft, in Oeſterreich im verfloſſenen Jahrhunderte ſehr Vieles, ja Ausgezeichnetes zu verdanken hat. Unter

Kaiſer Franz I. wurden mehrere Inſtitute gegründet; in alle kam das geregelte Geſchäftsleben, welches den Monarchen in hohem Grade auszeichnete.

Unter der Regierung des Kaiſers Franz Joſeph ſind drei Maßregeln ergriffen worden, die auf einen heilſamen Bruch mit der Vergangenheit hindeuten, und die gar nicht durchgeführt werden können, wenn nicht über kurz oder lang die Frage der Organiſation der Muſeen in den Vordergrund geſtellt wird.

Die erſte Maßregel war die Gründung eines großen Waffenmuſeums im kaiſerlichen Arſenal vor der Belvedere-Linie. Der Bau eines ſo koſtbaren, mit allen Mitteln der Kunſt ausgeſtatteten Muſeums rechtfertigt die Vermuthung, daß in demſelben Alles vereinigt werden ſoll, was ſich im Beſitze des Hofes und des Staates in Wien an koſtbaren Waffen, alten Rüſtungen, hiſtoriſchen Kriegserinnerungen befindet. Wie ſchon erwähnt, würde ein ſolches Muſeum das erſte und einzige ſeiner Art in der ganzen Welt ſein, dem Hofe und dem Staate zur Zierde gereichen und nicht wenig dazu beitragen, die Thaten des ruhmreichen öſterreichiſchen Heeres durch die Anſchauung von Trophäen in den Augen der Völker zu erhöhen. Schon dasjenige, was gegenwärtig in dem Parterre-Locale proviſoriſch aufgeſtellt iſt, iſt im hohen Grade lehrreich und intereſſant. Je früher ein Beiſpiel gegeben wird, daß der Werth des Muſeums in der Sammlung und intelligenten Anordnung eines gleichartigen Stoffes beruht, deſto beſſer iſt es. Das erſte Beiſpiel, das man dort aufſtellen würde, wäre der Nachahmung ebenſo ſicher, als des Beifalles aller Freunde des Kriegsweſens, des Alterthumes und der Kunſt.

Die zweite Maßregel iſt in jenem Allerhöchſten Handſchreiben vom 20 December 1857 verzeichnet, womit die Erweiterung der inneren Stadt Wien anbefohlen iſt. Dort heißt es ausdrücklich, daß für die Zwecke der Muſeen und Gallerien die nöthigen Gebäude auf dem durch die Stadterweiterung gewonnenen Terrain aufgeführt werden ſollen. Die Gründung neuer Muſealgebäude hat ſelbſtverſtändlich eine neue und andere Aufſtellung der in den öffentlichen Muſeen enthaltenen Kunſtwerke zur Folge, und eine neue Aufſtellung iſt wieder nicht möglich, bevor nicht über das Princip der neuen Aufſtellung eine Einigung erzielt worden iſt. Denn kein Intelligenter wird glauben, daß das Gemiſch von Koſtbarkeiten, welches die Schatzkammer und Ambraſerſammlung vereinigt, in einem neuen Muſealgebäude in derſelben unbefangenen Syſtemloſigkeit ſich zuſammenfinden werde, in der dieſe Gegenſtände heutigen Tags ſich befinden.

Die dritte Maßregel enthält das kaiſerliche Handſchreiben vom 7 März 1863, wodurch ein öſterreichiſches Muſeum für Kunſt und Induſtrie geſchaffen, für neue Bedürfniſſe der Kunſtanſchauung und Induſtrie ein neuer Boden gewonnen wurde. Dieſes Muſeum iſt vorläufig darauf angewieſen, aus einer Reihe von kaiſ. Sammlungen und Beſitzthümern Gegenſtände auszuwählen, und ſie beiläufig in jenen Intentionen aufzuſtellen, mit denen das South-Kenſington-Muſeum gegründet wurde. Es liegt auf der Hand, daß ein ſolches Muſeum ohne Syſtematik in dem Principe der Aufſtellung gar nicht durchzuführen iſt, und daß in immer höherem Grade ein ſyſtematiſcher Geiſt darin wird vorwalten müſſen, je mehr daſſelbe nicht bloß entlehnte Gegenſtände aufnimmt, ſondern auch eigenen Beſitzſtand erwirbt, oder Gegenſtände ihm zugewieſen werden, die ſich in andern Sammlungen als fremdartige befinden,

ihren Zweck aber nur dann erfüllen, wenn sie den Interessen der arbeitenden Classen entsprechend in dem neuen Museum aufgestellt werden.

Erwägt man alle diese Umstände unbefangen, so wird es sich gar nicht umgehen lassen, daß man schon in nächster Zeit alles das prüft, was nothwendig ist, um die vorbereitenden Schritte für den Bau eines neuen Museums auf dem Stadterweiterungsgrunde, für das große Waffenmuseum im Arsenale vor der Belvedere Linie und für das neu gegründete Museum für Kunst und Industrie in entsprechender Weise zu thun. Maßregeln der Art, wie sie in den letzten Jahren genommen sind, müssen wohl vorbereitet in die Oeffentlichkeit treten. Eine Museal-Commission, welche alle einschlägigen Fragen zu beantworten haben würde, wird über kurz oder lang die Sache in die Hand nehmen und alles das einleiten müssen, was nach dieser Seite hin zu geschehen hat. So wenig es zu umgehen sein wird, daß Fachcommissionen zur Ordnung des Bibliothek- und vor allem des Archivwesens zusammentreten, eben so wenig wird sich eine Museal-Commission umgehen lassen.

Erörterungen von tüchtigen und ehrlichen Fachmännern, fern von jedem Einflusse drängender Umstände von Außen, werden im voraus die großen Hindernisse zu beseitigen oder wenigstens zu verringern im Stande sein, welche mit der Gründung neuer Museen immer verbunden sind. In ihrem Schooße werden alle die Reform der Museen betreffenden Fragen gründlich erörtert werden können; sie werden vor allem ein reiches und schätzbares Material für die Berathungen des Reichsrathes herzustellen im Stande sein, an dessen Einsicht und Patriotismus im Interesse der Museen demnächst werden Anträge gestellt werden müssen. Denn die Museen sind die Rüstkammern des Geistes für Wissenschaft, Kunst und Kunstindustrie, und man wird nie und nimmer glauben dürfen, mit Waffen siegreich auftreten zu können, die nicht denen der Gegner ebenbürtig sind. Bis jetzt hat man sich meist nur begnügt, das Material der Museen zu erhalten; dieses aber zu erweitern, zu vervollständigen, wo es noth thut, neu zu schaffen und neu zu ordnen, muß die Aufgabe Oesterreichs in der nächsten Zukunft sein.

Wien, Anfangs Mai 1863.

A. v. Eitelberger.

Prag und seine architektonischen Denkmale.

Vom Ober-Staatsanwalt-Stellvertreter Dr. Ambros in Prag.

II.

Die gothische Periode.

Mit dem Auftreten des Luxemburger Herrscherhauses beginnt für Böhmens politische, wie für seine Kunstgeschichte eine neue Aera. Das alte Haus der Přemysliden hatte, nachdem es in Otakar II. seinen mächtigsten und glänzendsten Repräsentanten gefunden, in jähem Sturz ruhmlos geendet. Eine schlimme, zum Glück kurze Zeit bezeichnet den Uebergang zu einer neuen Ordnung der Dinge. Die Vermählung des ritterlichen, heldenhaften Johann von Luxemburg mit Elisabeth, der letzten Tochter des alten Herrscherhauses, und seine Erhebung auf den böhmischen Thron, den er in raschem Siegeslaufe mit dem Schwerte gewann, machten der Wirthschaft des Kärnthners Heinrich ein Ende, die freilich arg gewesen sein muß, wenn der Chronist Benesch von Weitmil Prag in den Jahren 1307 — 1310 geradezu eine „Räuberhöhle" nennt. Mit dem Hause der Luxemburger wirkte ein neues Bildungselement nach Böhmen herüber — französische Art und Sitte. Schon von Johann v. Luxemburg erwähnt der Chronist Peter von Königsal, er habe 1335 seine Altstädter Wohnung (am Teyn?) und die Burg nach französischer Weise (more gallico) einrichten lassen, und mancher gebildete Franzose folgte dem Könige in seinen neuen Herrschersitz — unter andern der in der Geschichte französischer Poesie rühmlich genannt, auch als Tonsetzer im Sinne seiner Zeit ausgezeichnete Wilhelm von Machau oder Machaut (Guillermus de Mascandio), der, nachdem er seit 1307 als valet de chambre König Philipp dem Schönen gedient, zwei Jahre nach dem Tode dieses Fürsten 1316 als Secretär in die Dienste Johanns von Luxemburg trat, und in Böhmen, wohin er seinem neuen Gebieter folgte, dreißig Jahre, bis zu dem 1346 in der Schlacht von Créci erfolgten Tode Johanns verweilte.

Noch inniger wurde der Wechselverkehr zwischen Böhmen und Frankreich durch Johanns Sohn und Nachfolger Carl, der in Frankreich bei Carl dem Schönen er-

zogen (1323 — 1333), ſogar ſeinen eigentlichen, echtböhmiſchen Taufnamen Wenzel gegen den ihm vom König Carl gegebenen Firmungsnamen vertauſchte, deſſen erſte Gemahlin Blanche (Margaretha) von Valois eine franzöſiſche Prinzeſſin war; der ſeine neugeſtiftete Univerſität zu Prag nach dem Muſter der Pariſer einrichtete und ſeine neue Reſidenz (deren zwei mit vergoldetem Blei gedeckte Thürme, von denen Beneſch berichtet, augenblendend über die Stadt hinfunkelten), wie ein anderer Chroniſt, der Domherr Franz, erzählt, nach dem Vorbilde des (damaligen) Louvre bauen ließ. Sogar in einer Kleinigkeit, in der Benennung verſchiedener, neben der heimiſchen, altſlaviſchen Tracht in Aufnahme gekommener Kleidungsſtücke, zeigt ſich der Zuſammenhang mit Frankreich; der noch jetzt gebräuchliche Name des Beinkleides Kalhoty erinnert ſo gut an die franzöſiſche Culotte, wie die Stiefel Boty an die franzöſiſchen Bottes, welche die Böhmen damals neben ihren alterthümlichen Bundſchuhen tragen lernten, und wenn in dem berühmten altfranzöſiſchen Liederſpiel Adam's de la Hale „le jeu de Robin et de Marion“ (um 1280) Marion erzählt, Robin habe ihr eine Soucanie d'écarlate gekauft, d. h. einen Weiberrock nach Bauernart, an den Hüften zu binden, ſo erkennt der Böhme nicht ohne Erſtaunen die franzöſiſche Heimath des beim böhmiſchen Landvolke gebräuchlichen Weiberrocks Sukně, nach deſſen dicken wollgewebtem Stoffe dann die Bezeichnung Sukno für Tuch in Aufnahme kam.

Wo ſich der Einfluß auf ſo untergeordnete Dinge erſtreckte, kann es nicht befremden, wenn auch der Bauſtyl, der in Frankreich entſtanden war und in den Kathedralen von Rheims, Amiens, St. Denis, Béauvais u. ſ. w. die glänzendſten Prachtbauten hingeſtellt hatte, wenn die Gothik (und zwar vorwiegend die Gothik nach franzöſiſchem Geſchmack) mit dem neuen Herrſcherhauſe in Böhmen ihren Triumpheinzug hielt, doch nicht ohne durch locale Einwirkung mannichfache Modificationen zu erfahren, nicht ohne insbeſondere im 15. Jahrhundert durch die deutſch-gothiſche Bauweiſe mannichfach bei Seite gedrängt zu werden. Den von Peter von Königſal erwähnten Mos gallicus beim Wohnungsbaue König Johanns wird man ſich wohl als franzöſiſch-gothiſche Art und Weiſe denken dürfen; von der Bauweiſe unter Carl IV. aber und unter deſſen Sohn Wenzel geben Bauwerke wie der Dom, die Kirche des Carlshofes, die Altſtädter Rathhauscapelle in Prag, die Burg Carlſtein u. a. noch jetzt Zeugniß.

König Johann hatte zu viel mit auswärtigen Turnieren u. ſ. w. zu ſchaffen, um ſich ſonderlich viel um die Verſchönerung Prags zu kümmern; warf man ihm doch vor, er habe ſich um ſein Böhmen zumeiſt erſt dann gekümmert, wenn er friſche Geldmittel zu ſeinen Ritterfahrten brauchte. Doch wurde unter ihm eine Art Bauordnung eingeführt: wie das Prager Stadtbuch I. S. 196 ausweiſet, durfte ohne Gutheißen der Schöppen bei Strafe Niemand an ſeinem Hauſe einen Bau mit Mauerwerk u. ſ. w. unternehmen. Der König erlaubte 1331 der Stadtgemeinde, an den Thoren einen Pflaſterzoll zu erheben, „damit ein ſo wünſchenswerthes Werk (die Pflaſterung der Stadt) nicht ins Stocken gerathe.“ Beiläufig geſagt, war das Straßenpflaſter nie Prags glänzendſte Seite, und erſt in neuerer Zeit darf ein beſſerer Stand der Pflaſterung gerühmt werden. Einen andern ſehr ſonderbaren Zoll führte Johann 1332 zum Beſten der Prager Brücke ein; wurde eine Judenleiche darüber

geführt oder fuhr eine Braut darüber, so kostete es 72 Heller; von 1348 an wurden aber die Prager Bräute mit einem Groschen taxirt.

Unter Carl IV., dem deutschen Kaiser, nahm Alles einen höchst glänzenden Aufschwung. Prag war „Carls Augapfel." Wie nun in Prag englische und französische Gesandtschaften einzogen, gekrönte Häupter, wie Waldemar von Dänemark, Casimir von Polen, die Churfürsten u. s. w. wiederholt und längere Zeit weilten, die Edelgeschlechter sich um den Herrscher schaarten, wie Personen aus Italien (unter ihnen Cola Rienzi und Petrarca, welchen letztern Carl als Erzieher seines Sohnes zu gewinnen wünschte), ihre Angelegenheiten zu fördern, an den Kaiserhof nach Prag kamen, der Verkehr mit dem päpstlichen Hofe in Avignon nicht aufhörte, wie die neue Universität nach Benesch's Bericht selbst Franzosen, Engländer, Lombarden u. s. w. nach Prag lockte, wie der Handel der von Carl begünstigten Kaufherren von Venedig, Nürnberg, Lübeck reiche Waaren in Prag aufstapelte, und Reichthümer hier zusammenflossen, ein fröhliches Leben, ein buntes, reges Treiben begann, da mußten freilich alle Kräfte, die hier bisher noch mannichfach gebunden gewesen waren, zum Leben geweckt werden und zu herrlicher Blüthe ausschlagen.

Kugler hat großes Unrecht, wenn er in seiner „Geschichte der Baukunst" in dem „neuen, mächtigen Schwunge, zu dem Carl das Kunstvermögen seiner Zeit aufrief", doch nur eine octroyirte Bildung erblickt, „fremd auf fremdem Boden, ohne volksthümliche Unterlage." Es ist wahr — Carl berief fremde Maler, wie Tommaso da Modena, wie den Straßburger Nicolaus Wurmser; — aber, wenn in dem Volke, zu dem er sie berief, nicht reiche Kunstanlagen gelegen hätten, wäre wohl so rasch die so merkwürdige, so viel verheißende böhmische Malerschule emporgeblüht? Wenn der Dombaumeister Matthias von Arras den Plan des Domes entwarf und der eigentliche Vater der Gothik in Böhmen heißen darf, wurde nicht der von ihm vermittelte Baustyl rasch mit vollem, liebevollem Verständniß erfaßt? Die „Jungherren von Prag" — man sehe des Regensburger Dombaumeisters Matthes Roriczer's Buch „über die Kunst der Geometrie und des Steinwerchs" (1486) — hatten in den Bauhütten einen guten Ruf! Es giebt eine doppelte Barbarei und Rohheit in der Kunst. Die eine rührt von der angeborenen Unfähigkeit her, das Schöne hervorzubringen, aus Mangel an Kunstanlage, an Schönheitssinn — von ihr ist nichts zu sagen und nichts zu hoffen; die andere ist aber eigentlich nichts als vorläufige Unbeholfenheit, noch mangelnde Uebung, die mit dem gegebenen Stoffe nicht fertig zu werden vermag, aber mit sehr tüchtigen Kunstanlagen verbunden sein kann. Das Rohe und Barbarische der alten romanischen Baudenkmale Böhmens gehört ohne Frage in diese zweite Kategorie. Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, Carl habe etwa, wie Jahrhunderte nach ihm Czar Peter seinen Russen, so den Böhmen eine ihnen innerlichst fremde Bildung, und so auch die Kunstübung aufgezwungen. Böhmen stand in stetem Verkehr mit der übrigen gebildeten Welt, und da wir es hier zunächst mit Bauwerken zu thun haben: noch steht ein Denkmal aus der Zeit sogar vor Otakar II., welches Zeugniß von dem Culturzusammenhange giebt — die an einander gerückten zwei Kirchen des Agneskloſters in Prag, eine Stiftung des Jahres 1234, an denen selbst Kugler (kleine Schriften, 2. Bd., S. 494) „überall ein merkwürdiges Frühgothisch" anerkennt. Die frühgothischen Bauwerke Deutschlands datiren nicht früher: die Elisabethkirche in Marburg ist 1235 gegründet;

der Meiſſener Dom mit ſeiner prächtigen Thurmpyramide wurde erſt 1266, der Regensburger Dom 1275 begonnen. Mit Ende des 13. Jahrhunderts rückte die Gothik alſo Böhmen ſo zu ſagen vor die Hausthüre — ein Schritt und ſie konnte in Böhmen Fuß faſſen.

Dem Einfluſſe Carl's iſt es zuzuſchreiben, daß ſein Prager Dom in franzöſiſch-gothiſcher Weiſe angelegt wurde; die Gothik ſelbſt wäre auch ohne ihn in Böhmen ſo wenig ein Fremdling geblieben, als es mit der Frühgothik oder eigentlich mit jenem Uebergangsſtyl vom Romaniſchen zum Gothiſchen der Fall war, den die Doppelkirche des Agnesklooſters in ſo merkwürdiger Weiſe zeigt.

Freilich ſtand damals im Herzen und an den Weſtgrenzen Deutſchlands die Gothik ſchon in reinſter, höchſter Blüthe; der (in ſeiner Choranlage auch den franzöſiſchen Kathedralen verwandte) Cölner Dom, das Wunder der Gothik, wurde nur vierzehn Jahre ſpäter (1248) in Angriff genommen; und zu einer Zeit, wo in Deutſchland ſchon die mannichfach entartete Spätgothik ihr Weſen trieb, ſtand die Gothik in Böhmen gerade erſt im vollſten Glanze. Aber iſt das nicht der ganz naturgemäße Verlauf? Die Gothik war um 1160 in Frankreich aufgetaucht; ſie nahm ſtetig den Weg nach Oſten, blühte von 1250 an in Deutſchlands Weſtmarken (die Façade des Straßburger Münſters 1277—1339), rückte mit dem vierzehnten Jahrhundert nach Böhmen, zu Ende des vierzehnten und im fünfzehnten weiter oſtwärts nach Ungarn und Polen, wo zu Kaſchau der gothiſche Eliſabethdom, in Krakau der Dom, die Frauen-, die Kreuz- und die Dominikanerkirche als die Grenzſäulen dieſes Kunſtſtyles gelten dürfen; denn noch weiter oſtwärts nach Rußland vorzurücken und dort das byzantiniſche Weſen zu überwinden, hat er nicht vermocht. Wie nun aber der Styl einmal überhaupt Wurzel gefaßt, wurde der Zuſammenhang mit der gleichzeitigen Kunſtweiſe der weſtlichen Länder raſcher vermittelt, und wenn der gothiſche Styl in Böhmen um 1350 blühte, ſo hinderte dieſer Umſtand nicht, daß ſich ſchon jetzt Elemente der damals anderwärts florirenden Spätgothik mannichfach einmiſchten. Gerade dieſe Miſchung vom Styl der Blüthe und Spätblüthe giebt dem Prager Dome ſeine Eigenthümlichkeit, ohne die er faſt als verjüngte Nachbildung des Domes von Cöln erſcheinen würde.

Der Freund alter Kunſt, wie der Geſchichtsfreund, wird nun freilich jenes vorhin genannte, alte, hochintereſſante Denkmal, die Kirchen des Agnesklooſters in Prag, nicht ohne Schmerz, um nicht zu ſagen, ohne Entrüſtung anſehen können. Will man ſich höflich ausdrücken, ſo kann man ſagen, die Kirchen ſeien „in Privatbeſitz“ übergegangen und dienen dermal zu „induſtriellen Zwecken“; aber weit mehr dürfte man geneigt ſein, in den zornigen Ausruf der Herausgeber der „Alterthümer Böhmens“ (Mikowec und Zap) einzuſtimmen: „bei keiner der aufgehobenen Kirchen Prags mache die Profanation einen ſo widerwärtigen, ja fürchterlichen Eindruck, wie hier.“ Agnes, die Schweſter des ritterlichen Wenzel I., die Tante des großen Otakar, ſtiftete 1243 Kloſter und Kirche, wo ſie Aebtiſſin, oder wie ſie ſich beſcheiden nannte, soror major war. Sie, die vertraute Freundin und Rathgeberin ihres königlichen Bruders, der gute Geiſt, die Prophetin des Königshauſes, *) wurde vom Volke in Böhmen (wie

*) Jenes Wunderzeichen mit dem Holzcrucifix von St. Georg ſoll ſich mit ihr und nicht mit Agnes, der zweitgebornen Tochter Otakars, zugetragen haben.

St. Johann von Nepomuk) als Heilige verehrt, ehe noch Rom die Canoniſirung ausgeſprochen; officiell iſt ſie die ſelige Agnes, für das Volk iſt ſie die heilige. Schwere Heimſuchungen trafen ihre Lieblingsſchöpfung; 1420 von den Huſſiten verheert, 1611 beim Einfalle des Paſſauer Kriegsvolkes geplündert, 1683 von den Mordbrennern Ludwig's XIV. eingeäſchert, wurde endlich, nachdem 1782 die Aufhebung des Kloſters, nicht ohne harte Maßregeln gegen die letzten 21 Ordensſchweſtern, erfolgt und der Plan, es zu einem Erziehungshauſe für Soldatenkinder einzurichten, geſcheitert war, der Complex an Gebäuden, darunter die zwei edlen Kunſtdenkmale, die Kloſterkirchen, um 90,000 fl. verkauft.

Treten wir auf dem Johannesplatze am Moldauufer durch eine kleine Pforte, über der uns das Steinbild einer Nonne mit der Unterſchrift „S. Agnes" zum Wahrzeichen dient, in die ehemaligen Kloſterhöfe, ſo begegnet unſer Blick einem Bilde grenzenloſer Verwüſtung, Unſauberkeit und bettelhafter Armuth — wie denn dort herum überhaupt die ultima Thule des Prager Proletariates liegt. Ein in frühgothiſcher Weiſe in flachem, aber energiſchem Spitzbogen gewölbtes Thor, ein Reſt des urſprünglichen Baues, führt uns in den Hofraum vor den Kirchen, einer eigenthümlich in einander gebauten Anlage, ſo daß eine Art Nebenhalle oder Seitenſchiff der weſtlicher gelegenen Barbarakirche zugleich zur Vorhalle der öſtlicheren Franciscuskirche dient. Die „Induſtrie" hat, wie natürlich, nach ihren Bedürfniſſen übel gehauſt — Portale zugemauert, Wände durchbrochen, die Kirchen durch Holzgerüſte in Stockwerke abgetheilt u. ſ. w. In der Franciscuskirche, wo die heilige Stifterin (ſt. 1282) die ewige Ruheſtätte fand, iſt jetzt ein Wollmagazin, in der Barbarakirche, wo der Bruder der Stifterin, König Wenzel, wo der Beſieger der Tataren vor Olmütz, Jaroslaw von Sternberg begraben liegen, ſchlägt dem Eintretenden der penetrante Duft aufgeſpeicherter Hopfenvorräthe entgegen. An der Hand eines Magazinaufſehers ſtolpert der Fremde („es kommen alle Tage welche her," ſagte jüngſt ein ſolcher Cicerone zum Schreiber dieſer Zeilen) — ſie kommen trotz der grenzenloſen Verwüſtung des Bauwerkes! — ſtolpert der Fremde die Treppen von Stockwerk zu Stockwerk hinan, und beſieht ſtückweiſe von Abtheilung zu Abtheilung die intereſſanten architektoniſchen Details.

Dieſe verwüſteten Denkmale alter Kunſt und Frömmigkeit — wir wollen das leidige Capitel ein für allemal abthun — ſind nicht die einzigen, die man in Prag zu beklagen hat. Die intereſſante Corporis-Christi-Kirche auf dem Carlsplatze, ein eigenthümlich ſternförmig angelegter gothiſcher Bau, iſt ſpurlos verſchwunden; ſie wurde „auf Abbruch verkauft." Sadeler's Proſpect hat wenigſtens die Erinnerung ihrer Geſtalt aufbehalten. Das reizende gothiſche Kirchlein Maria im Grünen am Fuße des Wyšehrad hat lange als Bettenmagazin gedient, und iſt erſt ganz kürzlich ſeiner früheren Beſtimmung zurückgegeben worden. Die Nicolaikirche der Altſtadt, ein Rococobau, welcher beweiſt, wie höchſt Erfreuliches ſelbſt dieſer verrufene Bauſtyl zu leiſten vermochte, iſt aber bisher entweiht geblieben und dient noch als Depoſitorium für die älteren Acten des Magiſtrats.

Das herrliche Ferdinandeiſche Luſthaus wird, nachdem es lange als Artilleriedepot gedient (zum Glück ohne erheblich beſchädigt zu werden), nunmehr durch Fresken aus der Geſchichte Böhmens ausgeſchmückt, und ſo iſt von dem mannichfach beklagenswerthen, das der Utilitätstrieb des vorigen Säculums angerichtet, wieder etwas gut

gemacht. Ist damals doch das Prager königliche Schloß mit genauer Noth der Bestimmung entgangen, Artilleriecaserne zu werden! Die Sache war alles Ernstes im Angriff, wobei denn unter anderen die noch immer sehr beachtenswerthen Reste des Museums Rudolph's II. „licitando" an Trödler u. s. w. „hintangegeben" wurden. Zu welchen Preisen kann man denken, wenn man erwägt, daß der weltberühmte Ilioneus, die Perle der Münchener Glyptothek, von einem Prager Steinmetz Malinsky um 2 oder 3 fl. Wiener Währung erworben wurde. Die inventirenden Herren Commissare hatten ihn eingeschrieben als „knieende Mannsfigur, Kopf abgängig." Gottlob, die Zeiten sind anders geworden, und ein Vorgang dieser Art nicht mehr möglich.

Lassen wir uns nun in den Kirchen des Agnesklosters von den Wollsäcken und Hopfendüften nicht zurückschrecken, so finden wir Bauwerke, in denen sich neben jener an den älteren romanischen Bauten bemerkbaren Schwere und Derbheit ein sehr bedeutendes Kunstvermögen zeigt. Der stumpfe Spitzbogen herrscht vor, kaum findet sich hin und her ein kleines romanisches Rundbogenfensterchen. Die Quergurten des schweren Kreuzgewölbes zeigen in der Mitte, als Erbstück des Romanischen, die Platte (ähnlich den Gewölberippen von Notre Dame in Paris), die Kreuzgurten ein abgestumpftes Plättchen, im Chore jedoch schon in gothischer Weise eine zugespitzte Form. Die Wandsäulen der Barbarakirche werden noch nach romanischer Weise in der Mitte durch einen schwer, aber kräftig profilirten Ring (eine Hohlkehle zwischen zwei Rundstäben) unterbrochen, das Capitäl zeigt starkgerippte Blätter mit knollig geformten überschlagenden Spitzen. Die Basis ist derb attisch, aber doch mit gutem Verstande gebildet. Welch' ein Fortschritt gegen die auch attisch sein sollenden Säulenbasen in der Krypta der Georgskirche, die eher aussehen, wie hohe, trommelförmige Untersätze, oben und unten mit einem Ringe eingefaßt! *) Die Schlußsteine der Gewölbrippen zeigen zierliches Ornament an Rosen, Eichenlaub und Kleeblättern. Besonders schön ist ein vermauertes Portal unterhalb des Nonnenchors der Franciscuskirche. Dieser Fortschritt — es muß betont werden — wurde vielleicht nach von außen her gekommenen Mustern, aber jedenfalls durch eigene Kraft gemacht. An den Fenstern ist das Maßwerk bis auf wenige, frühgothische Formen zeigende Reste herausgebrochen. Von außen sind die Kirchen völlig schmucklos, mit polygonem Chorschluß — sie machen den Eindruck des Uralterthümlichen. Die gewaltigen Mauern werden durch schwere Strebepfeiler verstärkt, welche nicht völlig bis zum Dachgesimse hinanreichen, und zum Theile so weit ausladen, daß sie ganze Wände bilden. Ob der stille Wunsch der Kunst- und Alterthumsfreunde, diese ehrwürdigen Bauwerke vor ihrer gänzlichen Verwüstung gerettet zu sehen, Erfüllung finden wird, ist die Frage, und leider sehr zu bezweifeln.

---

*) Ein Gedächtnißfehler der ersten Abtheilung mag hier seine Berichtigung finden. Die beiden schweren Rundpfeiler, welche das Schiff der Georgskirche tragen, haben gar keine eigentlichen Basen, sondern ruhen auf achteckigen etwa fußhohen Untersätzen, die bei Abrundung des Pfeilers gleichsam ausgespart worden. Jene eckblattartigen Knollen befinden sich am Capitäl. Am schweren Würfelcapitäl des linken Pfeilers sind sie eigenthümlich unentwickelt, an dem des rechten, das eigentlich nur ein den Pfeilerschaft umfassender Ring ist, springen sie sehr pronoucirt hervor. Die anderen, hinter Altären, Grabmälern u. s. w. versteckten Pfeiler, sind viereckig.

Aus der Zeit unmittelbar vor den Luxemburgern iſt kaum noch etwas anderes erhalten, als ein gewaltiger, ſchwerer Thorthurm mit ſpitzbogigem Durchgang, der tief verſteckt im letzten Hinterhofe des Hauſes „zu den drei Glocken“ in der kleinſeitner Brückengaſſe ſteht. Er iſt der letzte Reſt der Burg der Prager Biſchöfe, welche als Feſtung in der Stadt daſtand. Der Biſchof Johann von Draczicz erbaute ihn um das Jahr 1300; das Wappen des Erbauers, drei Weinblätter, iſt noch daran zu ſehen. Ob auch der kleinſeitner Brückenthurm derſelbe iſt, den 1310 Heinrich von Leipa, ein Anhänger der Prinzeſſin Eliſabeth, gegen Heinrich von Kärnthen befeſtigte, ob ein daran wahrnehmbarer Riß von dem großen Feuer herrührt, welches die Kärnthner unter dem Thurme anzündeten, um die Beſatzung deſſelben zu vertreiben, iſt und bleibt problematiſch. Daß bei dem Kampfe zwiſchen Wenzel I. und Otakar, ſeinem Sohne, 1249 nicht bloß der Biſchofhof, ſondern auch der benachbarte Brückenthurm von Anhängern des Prinzen beſetzt waren, welche jedoch den Thurm, als nicht zu behaupten, verließen, worauf der König denſelben von ſeinen Kriegern beſetzen und den Biſchofhof in Brand ſtecken ließ, wird wohl völlig glaubhaft überliefert; aber es iſt ſehr die Frage, ob es derſelbe Bau iſt. Wenn ja der Mauerkern dem alten Brückenthurm angehören ſollte, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß alles Detail an Zinnen, Ornament u. ſ. w. entſchieden gothiſch iſt; und zwar iſt das Zierwerk an reliefartig aus der Wand vorſpringenden Fialen ꝛc. in ſeinen Motiven dem reichen Schmucke des erſt 1452 erbauten altſtädter Brückenthurmes ſo analog, daß es eigentlich nur eine Art Simplificirung des letzteren zu heißen verdient. Auch die Wappen zeigen eine Steinmetzentechnik, wie man ſie früheſtens um 1360—1380 ſuchen darf. Aus den Steinmetzenzeichen iſt wenig, aus der dunklen Farbe des Thurmes gar nichts zu ſchließen. Der kleinere Nebenthurm kann nach den Profilen der Fenſtereinfaſſungen, der Form. der Giebel vollends erſt der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehören. Der ehrliche Rebel hat freilich ein ganz eigenes Argument für das hohe Alter dieſes Thurmes, weil am 17 December 1252 „zween auf dem Thurme mit einander ſtreitende Raben“ einem Ritter Berthold von Bertholdiz, der eben durchritt, einen Stein auf den Kopf herabgeworfen, und ſo dieſe „Ritterſtandsperſon“ getödtet haben ſollen. Wenn anno 1242 die Raben einen Stein herabwerfen, ſo muß der Thurm dageweſen ſein — und die Lücke im Mauerwerk ſehe man noch, erzählt Rebel. Indeſſen hat er doch ſeine Bedenken; es „könnte ſonſt wohl ſein, daß Carolus IV. als ein Liebhaber der Antiquität ſolches zum Wahrzeichen auch an ſeinem Thurme machen und alſo den Stein fehlen laſſen“. Eine wunderliche Vermuthung! Hinter den Zinnen des beide Thürme verbindenden, den eigentlichen Durchgang bildenden Mauerbogens, ſieht man noch die wohlerhaltene ſchmale Gallerie für die Vertheidiger, und den Zugang dazu aus dem niedrigeren Thurme; es giebt einen anſchaulichen Begriff von der Anlage ſolcher Vertheidigungswerke.

Für fabelhaft alt gilt auch die, allerdings höchſt merkwürdige alte Synagoge, die ſogenannte Altneuſchule. In einer Urkunde der Prager Judenälteſten vom 10 Januar 1690 wird ganz ernſthaft behauptet, ſie ſei „über 900 Jahre alt“, d. h. um 590 n. Chr. erbaut; und der Topograph Jaroslav Schaller, deſſen Stärke die Kunſtkennerſchaft freilich nicht iſt, rechnet nach einem hebräiſchen Chronogramm aus, daß „dieſe Synagog 71 Jahre vor der Ankunft der Slaven nach Böhmen auf-

geführet worden"! Unter den verschiedenen Wundern, welche die Juden von diesem Gebäude zu erzählen wissen, wäre denn freilich ohne Frage das größte, daß die böhmischen Juden schon im sechsten Jahrhundert den gothischen Baustyl in recht schöner Ausbildung besaßen. Ihrem Baustyle nach kann diese Synagoge nicht wohl über das 14. Jahrhundert hinausreichen; da bei dem großen Brande von 1316 alle Synagogen Prags eingeäschert wurden, so ist die Annahme, sie rühre von einem Neubau dieser Epoche her, nicht abzuweisen. Aber uralt anzusehen, verwittert, grau, gespensterhaft, steht wie ein Revenant aus alten Jahrhunderten das Gebäude — ein oblonges Viereck — in der Umgebung moderner Häuser da. Nicht minder unheimlich ist das Innere. Man steigt über Treppenstufen wie in eine Katakombe hinab — halb in die Erde versunken macht der Innenbau fast den Eindruck eines großräumigen Kellers. Die schwarzen Wände hat seit Jahrhunderten keine tünchende Hand angetastet; — das Blut der bei der Judenverfolgung im Jahre 1389 ermordeten Israeliten klebt daran; — sicheres Verderben träfe, wer hier Hand anlegen wollte. Durch äußerst schmale Spitzbogenfenster fällt düster ein spärliches Licht herein. Zwei gewaltige, polygone Pfeiler theilen das Gebäude in zwei Schiffe und tragen ein massives Kreuzgewölbe mit starken, gothisch profilirten Rippen. Ueberhaupt ist der Styl entschieden jener frühgothische, wie er in Böhmen bis zu dem Aufschwunge der Architektur unter Carl IV. herrschte. Geräth man etwa am Versöhnungsfeste in den alten gespensterhaften Bau hinein, und sieht die altgläubige Judenschaft versammelt, bärtige, scharf charakteristische Gesichter, vom Scheine auf den Erdboden gestellter Lichtchen fahl beleuchtet, diese in weiße Sterbgewänder gehüllten, beim Gebete hin- und herwankenden Gestalten, hört man dazu das murmelnde Beten, das seltsame halblaute Singen, so ist der Eindruck geradezu traumhaft — man glaubt, der Himmel weiß wie, mitten in ein phantastisches Nachtstück von Rembrandt hineingerathen zu sein.

Wenige Schritte entfernt liegt der alte Judenfriedhof Beth-Chaim — eine merkwürdige Stätte. Seit Kaiser Joseph II. alles Beerdigen in den Städten untersagte, wird dieser Raum nicht mehr benutzt. Zu Hunderten starren die dicht mit hebräischen Inschriften bedeckten Grabsteine durch einander, zuweilen Stein hinter Stein gedrängt, zwischendurch erheben sich tumbaförmig, mit stattlich gemeißelten, reich ornamentirten Frontseiten die Male berühmter Rabbinen. Zahllose Fliederbäume haben diese Steinwelt dicht durchwachsen, und kränzen im Mai die alten Grabsteine mit blauen Blüthen. Labyrinthisch schlingen sich schmale Pfade hindurch — der Eindruck des Ganzen ist einzig. Die jüdischen Führer zeigen Grabsteine, wie den einer gewissen Sara, auf dem sie die Jahreszahl 366 des fünften Jahrtausends der Welt, d. i. 606 christlicher Zeitrechnung lesen! Schon Gelasius Dobner, Schaller und andere haben sich mit diesem Märchen zu schaffen gemacht; die unbarmherzige Kritik hat endlich die gute Sara nebst ihrem Grabsteine ins 16. Jahrhundert verwiesen. Auf dem Grabsteine eines gewissen Josua Ben Jehuda lesen jene die Jahreszahl 942 nach Christus, auf dem Grabmale einer gewissen Schöndl die Jahreszahl 982! Dann folgt mit einem gewaltigen Sprunge das Denkmal des Rabbi Abigdor Karo vom Jahre 1439. Die Lücke erklären die Juden durch den Umstand, „daß bei der großen Verfolgung 1389 der Pöbel die Gräber verwüstete". Unbegreiflich dann, daß der Pöbel so rücksichtsvoll war, den Grabstein Sara's u. s. w. stehen zu lassen. Eine ernstliche Gefahr drohete dieser

in ihrer Art großen Merkwürdigkeit im Jahre 1848. Der mannichfach aufgehetzte Pöbel hatte wiederholt den mitten in der Altstadt gelegenen sogenannten Judentandelmarkt (Trödelmarkt) zum Schauplatz tumultuarischer Scenen gemacht. Der Vorschlag wurde laut, den Trödelmarkt in die Judenstadt und zwar — auf den alten Judenfriedhof zu verlegen. Dagegen protestirten nun freilich Christen und Juden in seltener Eintracht, und die Stätte der Todten blieb unangetastet.

Mit Carl IV. endet für Böhmen die Periode, welche man die archaistische nennen könnte. Die wenigen erhaltenen Baudenkmale aus jener älteren Periode machen durchaus den Eindruck des „Archaistischen", der alterthümlichen Strenge und Schwere, des mit Bewältigung der materiellen Masse ringenden Formensinnes. Die Zeiten Carl's wecken einen neuen Geist, das Schöne ringt sich aus jenen schweren Formen los und tritt in freier, durch die Wucht des Stoffes nicht mehr beirrter oder getrübter Erscheinung hervor.

Der Dom auf dem Hradsin, der selbst in seiner unvollendeten Gestalt, selbst mit den mannichfachen Spuren der Verwüstung und Verstümmelung so königlich imponirend über der Stadt thront, ist das erste glänzendste Denkmal jener neuen Zeit. Seine Gründung, im Jahre 1344, fällt noch in die Zeiten, wo Carl Mitregent seines Vaters Königs Johann war. Sie hatten in demselben Jahre bei Papst Clemens VI. in Avignon verweilt, und brachten den Baumeister Matthias von Arras aus Frankreich mit, der ohne Zweifel den Plan des Ganzen entwarf. Die Grundsteinlegung geschah unter großen Feierlichkeiten am 21 November 1344 durch den König und seine beiden Söhne Carl und Johann und den neu geweihten (ersten) Prager Erzbischof Arnest von Pardubitz. Ein eigener fabricae director wurde aus der Mitte der Prager Domherren ernannt. Der erste war der Domprediger Busco (bis 1350). Der zweite Dombaumeister war Peter von Gemünd, genannt Peter Arler. Carl erlebte nicht mehr die Schließung des Chorgewölbes, welche erst unter seinem Nachfolger Wenzel am 12 Juli 1385 erfolgte, wonach der vollendete Chor am 1 October durch den Erzbischof Johann von Jenstein geweiht wurde.

Wohl aber hatte Carl die Freude, die Wenzelscapelle im Dome mit ihren gold- und edelsteinstrahlenden Wänden und ihren figurenreichen Wandmalereien, das Wunder ihrer und der folgenden Zeiten, vollendet zu sehen.

Böhmen ist bekanntlich der Fundort in mannichfachen Farben prangenden, des schönsten Schliffes fähigen edlen Gesteins — Amethistquarz, Carneol, Achat, Chrysopras u. a. Der Einfall, ganze Capellenwände mit solchen kostbaren, durch eine Junctur stark vergoldeten Gypses an einander gereiheten Steinen zu verkleiden, mit dazwischen für Wandmalereien ausgesparten Räumen, ist auf jeden Fall originell und kommt nur in einigen Prachträumen, welche Carl IV. bauen ließ (in der Wenzelscapelle des Prager Domes und in der Catharinencapelle der Burg Carlstein) vor. Vielleicht gehört er dem Kaiser selbst an, und es mag ihn vielleicht die Erinnerung an die Mosaikpracht der italienischen Kirchen (das sogenannte Paradies in S. Prassede zu Rom u. a.) auf die Idee gebracht haben, den Edelsteinreichthum seines Lieblingslandes in solcher Weise zu verwerthen. Auch der in Deutschland nicht gebräuchliche Schmuck der Oberwand des Südportals im Dom, ein großes Mosaikbild mit einer Darstellung des Weltgerichtes, scheint italienischen Reiseremiscenzen des Kaisers

seine Entstehung zu danken; so auch selbst die weitläufigen epischen Darstellungen in den Wandmalereien, die Geschichte des heiligen Wenzel in der Wenzelscapelle, die Geschichte eben dieses Heiligen und seiner Großmutter Ludmila an den Wänden der Haupttreppe der Burg Carlstein. Mit alle dem fand die monumentale Kunst würdige Beschäftigung vollauf, und das war von jeher (unsere Zeit hat es in München, Speier, Berlin u. s. w. gesehen) das beste Mittel, sie in den schönsten Flor zu bringen.

Der Eindruck der Wenzelscapelle hat zumal jetzt, wo die Wandmalereien verdunkelt und stellenweise kaum noch sichtbar sind, etwas Gedrücktes, Schweres und Düsteres — sehr analog dem Eindrucke des Inneren der Marcuskirche in Venedig, wo auch alle erdenkliche Pracht an Marmor, Goldwänden u. s. w. auf einander gehäuft ist. Diese massenhafte Verschwendung des kostbarsten Materials, welche sich aus dem Byzantinismus herschreibt (Justinians Sophienkirche), war jedenfalls ein fremdes Element, das hier in die, vielmehr durch den Reichthum constructiver und ornamentaler Formen, bei bescheidenster Einfachheit des Materials wirkende Gothik hineingetragen wurde; und fremdartig, wenn man will, seltsam romantisch wirkt der Anblick der Wenzelscapelle. Doch hat der Baumeister, wie der bewährte Kenner Professor Grueber in einer Besprechung des Prager Doms anerkennend erwähnt, der Wenzelscapelle sehr edle Verhältnisse zu geben gewußt, und sie enthält „die bestgearbeiteten Details, welche am Dome vorkommen." In ihr und an den Kirchenwänden der Burg Carlstein fand übrigens auch die böhmische Malerschule, die zu Carls Zeiten so rasch emporblühete, ein weites Feld sich zu bethätigen. In Carlstein kann man sie mit ihren zum Theil sehr interessanten Eigenthümlichkeiten noch recht gut kennen lernen — in der Wenzelscapelle lassen Restaurirungen und Uebermalungen die Originalgestalt der Wandmalereien nur noch annäherungsweise erkennen. Im 16. Jahrhundert hat ein gewisser Matthias Hutsky, eine Art Hofmaler des Erzherzogs Ferdinand (des Stifters der Ambraser-Sammlung), die oberen Wandgemälde der Wenzelscapelle für seinen Gönner in farbigen Nachbildern zu einem kleinen Quartbande vereinigt, der noch in der Ambraser-Sammlung aufbewahrt wird; leider hat der Copist die Originale sehr roh und unleidlich im Sinne seiner Zeit manirirt wiedergegeben; nichts deste weniger wird seine Arbeit bei einer künftigen gewissenhaften Restaurirung der Wenzelscapelle ein sehr willkommenes Hülfsmittel sein, manche fast schon unsichtbar gewordene Darstellung entziffern zu helfen.

Ist die Wenzelscapelle eine fremdartige Episode des Domes, so ist dieser selbst ein schönes Beispiel einer Bauanlage im Geschmacke französischer Gothik, mit einem Chorumgang und einem Kranze von fünf aus drei Seiten des Achtecks construirten Capellen, mit thurmartig frei aufsteigenden Strebepfeilern und überbrückenden Strebebogen und, da der Seitenschub auf diese tragenden Kräfte abgeleitet wird, einem sehr leichten, mit breiten Riesenfenstern ausgestatteten Oberbau. Nur der Chor ist vollendet, das Schiff der Kirche, zu dem am Pfingsttage (2 Juni) 1392 der Grundstein gelegt wurde, ist nur bis zum Querschiffe fortgeführt. Von diesem steht nur ein Fragment, ein riesenhafter Fensterbogen, der in seiner jetzigen Gestalt wie eine lustige Brücke die Kirche mit dem Thurme verbindet, welcher letztere, vielleicht gegen den Plan der ursprünglichen Anlage, in das Querschiff gleichsam hineingebaut dasteht, übrigens eben so gut Fragment geblieben ist, wie das Uebrige, und mit seinem doppelten, abenteuerlichem Hauben-

dach ſich nicht zum beſten ausnimmt. Ueberhaupt iſt der Anblick des Domes von der Weſtſeite her troſtlos. Eine ungeheure kahle Rothmauer, mit Farbenreſten von Malereien, deren größter Vorzug (nach dem noch wahrnehmbaren zu ſchließen) darin anzuerkennen ſein möchte, daß ſie ſich ſo bald unſichtbar gemacht haben, beleidigt den Blick; der Thurm, mit den Spuren des großen Brandes vom Jahre 1541, mit den vielfachen Beſchädigungen durch die Bomben und Kugeln der preußiſchen Belagerung, macht den Eindruck des Verwüſteten und Ruinenhaften; eine häßliche Mauer mit noch häßlicheren Statuen grenzt den Vorhof der Kirche ab, in deſſen Mitte die ſtyllose Adalbertuscapelle mit allerlei allegoriſchen Pinſeleien aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf den Außenwänden den Anblick des Ganzen nicht gerade verbeſſert. Iſt dagegen die Anſicht der Südſeite des Domes mit dem großen Moſaikbild, der höchſt zierlichen gewundenen Freitreppe an der rechten Stirnſeite des Querſchiffes ſchön und bedeutend, ſo iſt der Anblick des Chores vom Georgsplatze aus brillant zu nennen. Jeder wird ſich dort ſogleich auf das ſtärkſte an die Choranſicht des Cölner Domes erinnert finden, und wird es gerne überſehen, daß an letzterem freilich alle Details ſchöner und reicher ſind, während hier manche nüchterne, trockenere Form daran erinnert, daß das Werk doch ſchon in der Spätzeit der Gothik entſtanden.

Das Maßwerk der Fenſter der Chorcapellen zeigt weder die brillanten Inventionen des flamboyanten Styls, noch ſelbſt auch die reichen und zierlichen Füllungen der Cölner Chorfenſter; vielmehr erinnern die Motive hier ſogar noch an frühgothiſche Einfachheit, nur daß ſich in der Durchführung ein feiner belebtes Gefühl ausſpricht. Eigenthümlich fallen einzelne Details auf; ſo die durch das Geſims der Chorcapellen durchſtoßenden Spitzen der an den Strebepfeilern angebrachten Fialen. Die Capellen, welche urſprünglich ohne Zweifel, gleich den Chorcapellen des Cölner Domes, mit hohen Satteldächern ausgeſtattet waren, haben (ſeit der Verwüſtung durch den großen Brand von 1541?) leider eine pultförmig vom Oberbau abfallende, ganz phyſiognomieloſe Bedachung.

Im Innern des Domes treten die ſpätgothiſchen Formen entſchiedener hervor; ein gleich dem Gegitter einer Laube verſchlungenes Netzgewölbe, eine Pfeilergliederung, die ſich der Bogengliederung fortſetzend anſchließt, das Ganze von ſehr geringer Energie der Formen. Unter den großen Fenſtern des Chores und längs des Schiffes (ſo weit letzteres fertig iſt) zieht ſich ein zierliches Triforium hin, merkwürdig durch intereſſant gearbeitete Portraitbüſten der Baudirectoren u. ſ. w., welche im Innern an jedem der Hauptpfeiler angebracht ſind. Wo die Formen, wie hier, nicht durch bedeutende, energiſche Profilirung wirken, iſt Polychromie eine weſentliche Zuthat. — Polychrom iſt auch das Innere des Prager Domes, und die beiden Maler, welche dieſe Ausmalung auf dem Gewiſſen haben, ein gewiſſer Matthias Mayer und Ulrich Maſſauer, die ihre Arbeit im Jahre 1630 vollendeten und „von einem kreuzgewölbten Bogen von oben bis unten auf die Erde 40 Schock," im Ganzen nicht weniger als 3510 Schock in Anrechnung brachten, haben dafür auch die Farben nicht geſpart — die Rippen des Netzgewölbes ſind froſchgrün angeſtrichen und werden von ſchwefelgelbem Ornament nach dem Motiv der Ordenskette des goldenen Vließes parallel begleitet, auf den Scheidbogen ſitzen nach einem allbekannten Renaiſſancemotiv broncefarbene Engel, Wappen in der ganzen buntſcheckigen Pracht der Heraldik, himmelblaue Inſchrifttafeln

mit goldenen Buchſtaben, Marmorirung aller Art u. ſ. w. Die vorkommende Jahreszahl 1758 und die Chiffre M. T. (Maria Thereſia) läßt erkennen, daß einiges von dieſem Schmuck, wenn er ſo heißen darf, aus der Reparatur der Verwüſtungen durch die preußiſchen Bomben herrührt.

An Verwüſtung hat es in dieſem prachtvollen Bau nicht gefehlt. Am 7 Juni 1421 wollten huſſitiſche Pöbelhaufen, geführt von einem fanatiſchen Carmeliterprediger Johannes, den Dom geradezu zerſtören, wurden jedoch durch die herbeieilenden Prager Brauer und Mälzer in die Flucht gejagt, doch nicht ohne an Grabmälern, Bildern u. ſ. w. allerlei vandaliſche Beſchädigungen ausgeführt zu haben. Der große, ſchon öfter erwähnte Brand am 2 Juni 1541 richtete auch im Dome große Verheerung an. Im Jahre 1619 wurde er unter Anführung des Abraham Scultetus, Hofpredigers bei Friedrich von der Pfalz, welcher Letztere damals bekanntlich für kurze Zeit den böhmiſchen Thron inne hatte, von einem förmlichen Bilderſturme heimgeſucht. Während der Belagerung Prags durch die Preußen im Jahre 1757 aber war der Dom ganz vorzüglich das Ziel der preußiſchen Projectile, welche Kreuzblumen knickten, das Maßwerk der Fenſter zerſchmetterten, Gewölbe durchſchlugen, und immer und immer wieder zündeten, wie denn am 5 Juni der Dom mehr als dreißigmal zu brennen anfing — freilich auch an dieſem Tage über 1500 Schüſſe aushalten mußte. Er war nahe daran, in einen Steinhaufen verwandelt zu werden, bis nach der Schlacht von Kollin die Belagerung aufgehoben wurde. Es iſt berechnet worden, daß mehr als zweiundzwanzigtauſend Mal nach dem Dome geſchoſſen worden — 770 Kugeln fanden ſich nach dem Abzuge der Preußen darin. Kaum waren die von Maria Thereſia zur Reſtaurirung befohlenen Architekten Anton Gunty, Anton Haffenecker und Anſelm Loragho im Stande, das Verheerte wieder herzuſtellen, oder vielmehr ſo gut es gehen wollte, zuſammenzuflicken.

So ſtand der Dom, deſſen geregelter Weiterbau ſchon durch die Huſſitenſtürme unterbrochen, an dem und in dem hinfort nur Einzelnes und oft genug der urſprünglichen Anlage und Stylweiſe ſtracks zuwider ausgeführt wurde (meiſt erſtreckten ſich die mitunter ſehr umfaſſenden Bauführungen nur auf unabweisbare Reparaturen), als eine „impoſante Bauruine“ da — wie ſich ein Berichterſtatter im Centralorgan für chriſtliche Kunſt 1857 ausdrückte — „und mußte in Sack und Aſche ſeine Erniedrigung anſehen, wozu ihn politiſche und religiöſe Wirren gebracht.“

Wenige Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und ſchon iſt dieſe Klage nicht mehr ganz zutreffend. Die große allgemeine Baubewegung, das neugeweckte Intereſſe für die koſtbaren Denkmale mittelalterlicher Kunſt, ein Intereſſe, zu deſſen glänzendſten Reſultaten der ſo erfolgreich unternommene Ausbau des Cölner Domes gehört, hat ſich auch auf Böhmen erſtreckt, und die Wiederherſtellung, der künftige Ausbau des Domes iſt zu einer, alle Kreiſe der Geſellſchaft in Böhmen lebhaft beſchäftigenden Angelegenheit geworden. Es iſt charakteriſtiſch, daß in einer der letzten Sitzungen des Dombau-Comité's eine Gabe von mehreren Gulden auf den Tiſch gelegt wurde, die ein — Taglöhner zum Dombau geſpendet. So enthalten auch die Opferſtöcke ganz beträchtliche Beiträge zu gleichem Zwecke. Doch nicht ſolche zufällige Revenüen bilden den Kern des Baufonds, vielmehr die geregelten Einzahlungen der Mitglieder des Dombauvereines, deren Zahl täglich wächst.

Der Erſte, der die Idee des Ausbaues mit glühender Liebe erfaßte und bis zu ſeinem vor wenigen Jahren erfolgten Lebensende mit raſtloſer Ausdauer verfolgte, war der Prager Canonicus Wenzel Peſſina. Schon im Jahre 1828, als er noch Pfarrer eines unbedeutenden Ortes in Mähren war, muß der Gedanke bereits tief und doch unbewußt in ſeiner Seele gelebt haben; drei, in der That ſehr merkwürdige Träume, die er gerne zu erzählen pflegte, weckten in ihm die Idee, er ſei zur Anknüpfung dieſes großen Unternehmens prädeſtinirt. Und ſo geſchah es. Er ließ 1834 von dem bei dem k. k. Hofbaurathe in Wien angeſtellten Akademiker Carl Rinnatz einen Bauplan ausarbeiten, den er dem damaligen Staatskanzler Fürſten Metternich vorlegte, und nach freundlicher Einladung auf deſſen Schloß Johannisberg in dem nicht fernen Cöln reichliche Anregungen für ſeine Lieblingsidee fand. Aber als er, nach Prag heimgekehrt, Verbindungen dafür anzuknüpfen verſuchte, fand er überall für die Sache nur ein halbes Herz. Ein „Vorbereitungs-Comité“ löſte ſich 1842 reſultatlos auf. Peſſina ließ ſich nicht abſchrecken — er überredete, knüpfte an, ſammelte, ſuchte Theilnahme zu erregen, wie es nur immer gehen wollte. Im Jahre 1843 kam ein Majeſtätsgeſuch mit etwa 350 Unterſchriften um Bewilligung der Gründung eines Dombauvereins zu Stande, und erhielt am 27 Juli eine günſtige Erledigung. Doch war von da an noch ſehr viel vorzubereiten; denn erſt am 1 November 1857 konnte in der officiellen Prager Zeitung der directe allgemeine „Aufruf zur Conſtituirung des Prager Dombauvereines“ veröffentlicht werden. Er trug die Unterſchriften: Franz Graf Thun; Wenzel Peſſina, Domcuſtos; Jacob Beer, Generalgroßmeiſter des ritterlichen Kreuzherrenordens mit dem Stern; J. U. Dr. Carl Waltber und J. U. Dr. Carl Helminger. Ein Zeichen der Zeit iſt der große Anklang, den jetzt die Idee fand, für welche Peſſina anfangs kaum jemanden zu erwärmen vermocht hatte.

Der Dombauverein zählt dermal zahlreiche Mitglieder, verfügt über ein beträchtliches Vermögen, und neuerlich hat ein durch die Huld des Monarchen gewährter Zuſchuß von 50,000 fl. eine namhafte Aushülfe gewährt. Die Reſultate der Thätigkeit des Vereines beſchränken ſich nicht mehr auf bloße Ziffern, Rechnungsausweiſe und vorbereitende Maßnahmen — ſchon erhebt ſich auf dem Georgsplatze an der Chorſeite des Domes die Bauhütte, und unter der Leitung eines der tüchtigſten Meiſter der Gothik, des einhellig zum Dombaumeiſter gewählten Kranner ſind bereits ſehr umfaſſende Arbeiten ausgeführt worden, welche in allen Details das gewiſſenhafteſte Eingehen auf die geſtellte Aufgabe erkennen laſſen.

Zunächſt iſt die Herſtellung der Chorcapellen in Angriff genommen worden. Sie machen, ſo weit die Reſtauration bereits beendet iſt, den Eindruck faſt eines Neubaues, zugleich aber der größten Zierlichkeit und Solidität. Das ausgebröckelte Geſimſe, das verwitterte Maßwerk iſt durch ſtylgerechtes neues erſetzt, wo abgebrochene Fialenſpitzen ein Bild der kläglichſten Beſchädigung zeigten, blättert ſich von neuem die zierliche Kreuzblume auf, und ſelbſt der neu eingeſetzte Waſſerſpeier zeigt, wie er ſoll, jenen burlesken Humor, der für ſeine Familie typiſch iſt. Nirgend wird mit Scheinarchitektur Oſtentation getrieben, wie denn auch jene Waſſerſpeier keine bloßen Figuranten, ſondern wirklich zum Abfluſſe des Regenwaſſers oder aufthauenden Schnees angebracht ſind. Die erſte Chorcapelle links zunächſt an der Mittelcapelle hatte ſich ſo geſenkt, daß ſie, wenn nicht mit dem berühmten Thurme zu Piſa, doch wenigſtens

mit dem Campanil von St. Luca oder S. Giorgio dei Greci in Venedig kühn wetteifern konnte; auch hier ist keine halbe Maßregel durch bloße Unterfangung ergriffen worden: es ist der völlige Neubau beschlossen, durch die ein das Auge beleidigender, den Sinn beunruhigender Anblick beseitigt werden wird. Am Johannisfeste 1863 soll in der Mittelcapelle ein Prachtfenster mit Glasmalerei aufgestellt werden, wozu bewährte Meister, wie Führich und Kranner, die Zeichnung des figuralen und ornamentalen Theiles geliefert haben. Es ist die Spende eines Wohlthäters, der mit edelherziger Bescheidenheit seinen Namen selbst dem Comité verschwiegen hat.

Je mehr nun aber jetzt die Chorcapellen wieder den Eindruck des Neuen, des Intacten machen, desto greller springen die vielfachen traurigen Beschädigungen des Oberbaues in die Augen. Zwar ist das Fenstermaßwerk (welches hier die Linienspiele des spätgothischen Styles in recht schönen Mustern, unter andern auch schon die bekannte „Fischblase" zeigt) ganz wohl erhalten, aber desto schlimmer sieht es bei den Strebepfeilern, Strebebogen u. s. w. aus. Sie *schreien* völlig um Hülfe, und die Restaurirung wird hier Arbeit vollauf finden. Auch die Wiederherstellung des Innern ist eine Aufgabe, vor welcher wohl der Muth sinken könnte.

Alle Jahrhunderte, darunter wie natürlich am geschäftigsten die Zopfzeit, haben gewetteifert, den Dom mit allem möglichen Gerümpel anzufüllen und an schlechten, zum Theil ganz erbärmlichen, Wand- und Altarbildern, Schnitzarbeiten u. s. w. ein wahres Museum des Verkehrten und Geschmacklosen aufzustapeln. Gerade hier wird sich allerdings Schick und Tact der Restauration am meisten zu bewähren haben. Es ist keine gute Methode, kurz und gut zu sagen: „in den gothischen Dom gehört nur Gothisches", und bei jedem der Renaissance oder gar dem Zopfe angehörigen Grabstein, Altar u. s. w. sofort nach Hebeln und Walzen zu rufen, um den stylwidrigen Eindringling zum Tempel hinauszuschaffen. Denn so sehr die Berechtigung der Stylreinheit und Styleinheit anzuerkennen ist, das historisch im Laufe der Jahrhunderte Entstandene hat als Zeugniß für seine Zeit auch seine Berechtigung, die man nicht durch einen Machtspruch hinwegleugnen kann. Ein Dom ist nicht bloß ein abstract im Sinne des Aesthetikers und Kunsthistorikers zu betrachtendes Werk der Kunst, er ist auch Gotteshaus, er ist das Centrum der Stadt, in dem sich alle die sonst bunt durch einander laufenden Interessen, die eben das Leben der Stadt bilden, in einem höchsten, reinsten Interesse vereinigen und klären — dem Anknüpfen des Irdischen an das Himmlische, des Zeitlichen an das Ewige. Der Dom lebt das Leben der Stadt mit, und erlebt vieles mit ihr in Freud' und Bedrängniß, und manche Spur, manches Denkmal solcher Ereignisse soll zu den Enkeln eine bedeutungsvolle, lehrreiche Sprache reden. Alle Generationen haben hier gebetet, ihre Andacht hat Wände und Altäre geschmückt, sie haben hier ihre Todten begraben. Darum wirkt ein Jahrhunderte alter Dom ganz anders als der prachtvollste Neubau. Was nun unsere Väter und Urväter dem Höchsten gewidmet, das haben wir nicht so ohne weiteres und rücksichtslos hinauszuschaffen. Und wo es dennoch geschieht, ist das Resultat oft ein höchst zweifelhaftes. Der Verfasser erinnert sich in einem weltberühmten, jetzt mit großen Opfern restaurirten Dome den Raum vor der Apsis des rechten Seitenschiffes, der eine Art abgegrenzter Capelle bildete, in seiner alten Gestalt und Einrichtung nie betreten zu haben, ohne daß es ihm warm um's Herz, daß ihm wohl und heimisch wurde. Man

hat ſeitdem diverſe Altäre mit gewundenen Berniniſäulen und andere ſtylwidrige Pertinenzſtücke zur Deportation verurtheilt, und — leer ſieht es aus, und eiskalt webt es in dem alten, lieben Raum, deſſen erſter Eindruck jetzt iſt, als ſtehe man vor einem recht ſchätzbaren Architekturbild von Ainmüller oder von wem ſonſt. Wo Unverſtand, Gedanken- und Geſchmackloſigkeit die Würde und den Eindruck des alten ehrwürdigen Baues beeinträchtigt haben, iſt es freilich Pflicht und Schuldigkeit den Schaden gut zu machen, und wir würden z. B. den überladenen Hochaltar des Prager Domes, der den ſo effectvollen Durchblick in die Mittelcapelle des Chorumganges hindert, und deſſen koſtbares Flügelbild man nur wohlbewaffneten Auges einigermaßen zu würdigen im Stande iſt, wir würden den häßlich geſchweiften, zopfigen Lettner und ſehr vieles andere gerne durch Entſprechenderes erſetzt ſehen. Sollte aber gothiſirender Purismus allein zu Worte kommen dürfen, ſo müßte z. B. vor allem das berühmte Silbergrab des h. Johann von Nepomuk heraus mit ſeinen Schnörkeln, und Ornamenten im Tabatierengeſchmack, ſeinen Blumenguirlanden, Wolken, coketten Engeln u. ſ. w. Und doch hat der Wiener Hofſilberarbeiter Johann Joſeph Wirth, der 1736—1760 das Werk ſchuf, im Sinne ſeiner Zeit brav und geſchickt gearbeitet, und es ſteht da als Denkmal der Begeiſterung, welche Böhmen bei der Canoniſirung ſeines Heiligen ergriff, und der königlichen Freigebigkeit des böhmiſchen Adels. Wer wollte hier Hand anzulegen wagen? Dagegen möge das Grab des anderen Lieblingsheiligen des Landes, des h. Wenzel, deſſen geſchnitzte, bemalte Holzpuppen u. ſ. w. ſelbſt in einer Dorfkirche nicht gerade die beſte Figur ſpielen würden, je eher je lieber einem würdigen Monumente Platz machen, für das dann, in Uebereinſtimmung mit dem Styl des Baues, die reinſte und edelſte Gothik das einzig Angemeſſene wird heißen dürfen.

Die Idee eines Ausbaues des Prager Domes iſt übrigens ſchon früher angeregt worden; glücklicherweiſe führte ſie damals zu keinem Reſultate. Am 3 September 1673 wurde der Grundſtein gelegt, um in den Raum des Vorhofes, d. h. an die Stelle, wo das Schiff des Domes hingehört, eine Adalbertuskirche zu bauen — im römiſchen, d. h. borrominiſchen Styl! Eine Doppelkirche ſollte ſo hingeſtellt werden, Gothik und Zopf ſollten ein unmögliches Bündniß ſchließen! Die monſtröſe Idee war im vollen Zuge der Realiſirung, ſchwere Pfeiler mit attiſchen Sockeln und ausgeſparten Niſchen für die geſticulirenden Heiligenſtatuen jener Zeiten erhoben ſich faſt ſchon zur Höhe des Kirchendaches — als politiſche Verwickelungen, insbeſondere der Türkenkrieg und die Türkenbelagerung Wiens 1683 das Intereſſe für das Unternehmen ſtörten und dem Weiterbau Halt geboten. Die ruinenhaften Bruchſtücke wurden im Jahre 1842 abgetragen.

Auch der Erzbiſchof Ferdinand Graf von Kuenburg, vielleicht angeregt durch die Canoniſirungsfeier des h. Johann Nepomucenus, dachte ebenfalls an den Ausbau des Domes. Ein gewiſſer Johann Ferdinand Schor legte ihm ſieben, — ſieben verſchiedene Plane dazu vor, und das in einer Zeit, wo man von Gothik nichts oder vielmehr noch weniger als nichts verſtand, da ſie für eine Ausgeburt der Barbarei galt, von welcher der wackere Joachim Sandrart meinte, es habe dieſe „ſchnöde Art zu bauen" nur dadurch entſtehen können, daß die rohen Gothen die Architekten des claſſiſchen Rom grauſamlich erſchlugen, und ſo für ihre barbariſchen Phantaſien Raum ſchafften, wofür ſie ſich „tauſend Millionen Flüche auf den Nacken gebürdet." —

Von der Hofburg, „nach dem Muſter des Louvre", iſt nichts mehr übrig, wenn nicht einige Fialen nebſt einem herauslugenden monſtröſen Waſſerſpeier der Domkirche gegenüber, und einige gewaltige Strebepfeiler von großen Quadern neben der Allerheiligenkirche, deren Zwiſchenraum im 16. Jahrhundert mit neuerem Mauerwerk ausgefüllt worden, etwa jenem älteren Baue angehört haben. Es iſt letzteres um ſo wahrſcheinlicher, als die kleine Allerheiligenkirche, ehemals Carls IV. Hofcapelle, ſich unmittelbar daran anſchließt. Carl IV. unterzog dieſe Kirche, welche ſchon Otakar II. nach dem Zeugniſſe des Chroniſten Franz 1275 reich dotirt hatte, einem Umbaue (durch den Dombaumeiſter Peter von Gemünd?) und ſtattete ſie in gewohnter Weiſe verſchwenderiſch aus. Die hölzernen Vertheidigungsgänge der Prager Burg leiteten aber 1541 den großen Brand zu ihr hin, ſie wurde eingeäſchert, und zeigt jetzt, nachdem ſie nothdürftig hergeſtellt worden, auch nicht einen Schatten ihres ehemaligen Glanzes, obwohl noch immer kenntlich geblieben, daß es ein eleganter gothiſcher Bau geweſen. Von der Art der inneren Einrichtung der Hofburg Carls können uns jene ſpärlichen Reſte freilich keine Vorſtellung geben, glücklicherweiſe läßt die im ganzen gut erhaltene Burg Carlſtein einen Schluß zu. Die engen Treppen mit den unbequem hohen Stufen, die niederen Eingangsthüren der Gemächer (in deren einem noch eine ſchlichte Holzverkleidung mit Tafeln, wovon jede einen derben Knopf inmitten trägt, erhalten iſt) ſind freilich von dem weit entfernt, was wir heutzutage Comfort und Eleganz nennen.

Der zweitwichtigſte gothiſche Kirchenbau aus Carls Zeiten iſt in Prag die 1377 geweihete Kirche des Carlshofes, ein höchſt originelles und kühnes Werk. Das Schiff der Kirche wird von einem mächtigen Achteck ohne Pfeiler gebildet, an das ſich an der Oſtſeite ein polygon geſchloſſener, aus dem Zehneck conſtruirter Chor legt. Ein außerordentlich kühn geſpanntes, prachtvolles Sterngewölbe, 75 Fuß weit, deckt den Bau — „eine Conſtruction", ſagt Lübke, „die durch die äußerſt geringen Widerlager noch bewunderungswürdiger wird." Kugler (Geſch. der Baukunſt III. S. 312) nennt dieſe Kuppel „die größte in ihrer Art, welche die gothiſche Architektur hervorgebracht." Während der preußiſchen Belagerung trafen 807 Kugeln den herrlichen Bau — ſie konnten ihn beſchädigen, aber nicht zerſtören, Dank ſei es der ſoliden Bauweiſe der guten alten Zeiten. Leider iſt das Innere der Kirche in einer Weiſe bemalt und „goldbroncirt", daß man ſich beinahe verſucht fühlt, den Herren Mayer und Maſſauer für ihre Domausmalung Abbitte und Ehrenerklärung zu leiſten. Kleiderſtoffe der Rococozeit mit ihren geblümten Muſtern ſcheinen den Maler dabei ganz vorzüglich inſpirirt zu haben! Nicht genug; man hat eine Eſtrade auf antikem Säulenwerk ins Schiff hineingebaut, die aber nicht etwa als Muſikempore oder Oratorium dient; nein, ſie trägt eine überlebensgroße, geſchnitzte, mit den natürlichen Farben bemalte Gruppe hölzerner Statuen, Chriſtus von Pilatus dem Volke vorgeſtellt, etwas den italieniſchen Präſepien ähnliches, nur ins Coloſſale überſetzt. Das jetzige kuppelförmige Dach, welches von außen dem Carlshof ein eigenthümliches, faſt an eine Moſchee mahnendes Ausſehen giebt, iſt auch neueren Urſprungs. Sadeler's Anſicht zeigt, daß das Kirchendach urſprünglich eine achtſeitige Pyramide bildete. Kugler erblickt in der „einfach derben Profilirung der Gewölberippen" das Kenn-

zeichen einer jüngeren Ausführung, und in dem „rohen Fenſtermaßwerk“ die Arbeit einer ſpäten Reſtauration, was richtig ſein dürfte. Denn nach der von Hajek und Weleslawin erzählten Zerſtörung jenes von Carl fundirten Auguſtinerſtiftes (zu dem er die Chorherren aus Frankreich berufen hatte) durch die Huſſiten lag der ganze Bau bis 1611 in halbruinenhaftem Zuſtande da.

Von der 1367 eingeweihten Catharinenkirche, welche Carl IV. in Folge eines Gelübdes für ſeine Rettung im Piſaner Aufruhre ſtiftete, gehört nur noch der gleich einem Minaret faſt überſchlank aufſteigende Thurm der urſprünglichen Anlage an, die raſenden Huſſitenweiber wollten 1420 auch hier reine Tafel machen; nachdem ſie die Nonnen des Stiftes verjagt, begannen ſie die Kirche zu demoliren, bis ein einſtürzender Giebel ihrer ſieben und zwanzig verſchüttete. Das ſchreckte ſie, und ſie ließen den Thurm unangetaſtet.

Ein ſtattlicher, gothiſcher Hallenbau mit drei Schiffen iſt die Kirche des Stiftes Emaus, 1347 von Carl gegründet, 1372 in ſeiner Gegenwart eingeweiht. Nach Art der Hallenkirchen zeigt ſie auf Sadeler's Anſicht ein ungeheures Dach, etwa wie die Thomaskirche in Leipzig; das Holzwerk des Dachſtuhles enthielt nach einer ſchriftlichen Notiz Carl's auch wirklich die Stämme eines ganzen Waldes. Die Baukoſten ſollen 18,000 Schock betragen haben. Kloſter und Kirche, in welch' letzterer nach einer von Carl IV. im Jahre 1346 bei Papſt Clemens VI. erwirkten Dispens der Gottesdienſt in ſlaviſcher Sprache gehalten wurde (daher das Stift auch das Monasterium Slavorum oder Slovan hieß), bildeten verſchiedentlich einen Zankapfel zwiſchen den religiöſen Parteien. Als der Abt Paul Paminondas Horsky (1592), der früher Utraquiſt geweſen, am Gedächtnißtage des Johannes Huß im Kloſterweinberge arbeiten ließ, ſang der utraquiſtiſche Pöbel das Spottlied:

a ten Slovanský opat
dal na vinnici kopat
na swatek Jana Husy
za to do pekla musí
wiečně se trápiti *)

Unter den ſpäteren Aebten dieſes merkwürdigen Stiftes war auch der gelehrte Johann Caramuel von Lobkowitz (geb. 1606 zu Madrid), der einmal unerkannt einen Jeſuiten während einer Disputation ſo in die Enge trieb, daß dieſer ausrief „aut diabolus est, aut Caramuel“. Ohne den Boden, auf dem ſich die Streitenden bewegten, zu verlaſſen, ſagte dieſer ganz ruhig „diabolus non sum, fac ergo conclusionem“. Er war auch Aſtronom und Muſiker, und war einer der erſten, der in ſeinem Buche „arte nuova de musica“ 1669 die Guidoniſche Solmiſation angriff. Der Abt Martin Zedlitz ließ der gothiſchen Kirche ſeines Stiftes 1712 eine Weſtfronte mit zwei Thürmen vorlegen. Sie iſt im damaligen Style, leer und nüchtern, giebt jedoch dem Ganzen von ferne ein maleriſches Anſehen. Im Kloſter ſelbſt iſt ein höchſt

*) Etwa:

Von Slovan der Herr Abt
in ſeinem Weinberg grabt
am Feſt des Johann Huß,
dafür er ewig muß
braten in der Höll'.

merkwürdiges Denkmal der altböhmiſchen Malerkunſt, ein nach Art des Campo Santo zu Piſa 1348 ausgemalter Kreuzgang erhalten, oder vielmehr nicht erhalten, denn 1412, 1588, 1594 und 1654 waren übermalende Reſtauratoren bemüht, von dem alten Kunſtwerke ſo wenig wie möglich übrig zu laſſen. In neuerer Zeit hat man beim Tünchen des Ganges nicht einmal die Rückſicht genommen, die alten Malereien ſchützend zu verhängen; zahlloſe Kalkflecke geben das Anſehen, als gehen die dargeſtellten Scenen des alten und neuen Teſtamentes bei heftigem Schneegeſtöber vor. Ein hochintereſſantes altböhmiſches Tafelgemälde in Tempera (eine Kreuzigung), das ſich im Beſitze des Stiftes befindet, und vor einigen Jahren in der zu Prag veranſtalteten archäologiſchen Ausſtellung die Aufmerkſamkeit der Kenner erregte, iſt deſto beſſer conſervirt.

Carl IV. konnte ſich im Gründen von Kirchen gar nicht genug thun. Am 24 März 1369 legte er am Fuß des Wyšehradberges eigenhändig den Grundſtein der Kirche Maria im Grünen (St. Maria in viridi) oder Maria in Slup, die wirklich ein kleines Cabinetsſtück der Gothik zu heißen verdient. Schlank und zierlich wie eine Lilie ſteigt insbeſondere der in mehreren Etagen ſich verjüngende Thurm empor, dem Catharinenthurme ähnlich, nur nicht ſo überlang emporſchießend. Das Schiff der Kirche bildet ein Quadrat mit einem ſchlanken und doch kräftigen Rundpfeiler in der Mitte, der palmengleich Gewölberippen nach allen Seiten verſendet. Ein kleiner zierlicher Chor ſchließt ſich an. Ein freundliches Haus im entſprechenden Styl gehört zur Kirche, ein prächtiger, in üppiger Blüthenfülle prangender Garten dehnt ſich davor. Das Ganze iſt wie eine reizende Idylle — wer ſollte denken, daß es ein Filiale des Prager Irrenhauſes bildet? Die ſtylgerechte Herſtellung der Kirche, die, wie erwähnt, lange als Bettenmagazin dienen mußte, iſt zum guten Theile Verdienſt des jetzigen, von edlen Intereſſen geleiteten Directors jenes Inſtitutes. Ein ſchönes Altarbild von Kuppelwieſer (eine Verkündigung Mariä), mehrere Statuen des der Welt allzu früh entriſſenen Joſeph Max dienen dem kleinen Gotteshauſe zur Zierde; die Altäre ſind alle einfach und ſtylgerecht; die Kirchenwände nur durch mäßige aufgemalte Bordüren im gothiſchen Styl belebt. Das Ganze macht einen überaus erfreuenden Eindruck. Und dieſe reizende Stelle war im Jahre 1420 der Schauplatz einer gräßlichen Scene. Als die Geiſtlichen des Stiftes am 3 Juni zum Provinzialcapitel verſammelt waren, eilten die Huſſiten herbei, legten von allen Seiten Feuer an und verbrannten die Verſammelten, welche in den Flammen den Geſang des Te Deum anſtimmten!

Einſchiffige Kirchenbauten derſelben Zeit ſind die auffallend hohe luſtige Franciscanerkirche St. Maria-Schnee, von Carl IV. 1347 zum Gedächtniſſe ſeiner Vermählung mit Blanche von Valois gegründet, und St. Apollinar auf dem Windberg. Letztere Kirche von etwas gedrückten Verhältniſſen, düſter und alterthümlich, zeigt eine völlig ſchmuckloſe, faſt ärmliche Gothik; der niedere Thurm ſcheint in der Weiſe der Thürme von St. Catharina und St. Maria im Grünen beabſichtigt geweſen zu ſein, iſt aber kaum über die Höhe des Kirchendaches emporgeführt worden. Die Kirche Maria-Schnee war eine der erſten, gegen welche ſich 1420 die Wuth der Huſſiten wendete, welche das Kloſter zerſtörten, die Kirche plünderten, die Geiſtlichen mordeten. Auf Sadeler's Proſpect ſieht man die dachloſen kahlen Kirchenmauern. Im Jahre 1611 während des Einfalles der Paſſauer Truppen wurde die mittlerweile hergeſtellte Kirche neuerdings geplündert, und die Geiſtlichen fielen als Opfer der Wuth des Pö-

bels. Ein nicht uninteressanter Rest des alten Klosterbaues ist ein dreieckiger, wimpergartiger Thorgiebel mit einem starkbeschädigten etwas rohen Relief einer Krönung Maria's, unter der Carl IV. und sein Sohn Wenzel knien. Die Figuren (sämmtlich der Köpfe beraubt) zeigen den gothischen Kunststyl mit seinen Eigenheiten, in der Gewandung aber ganz eigene, wirbelartig gedrehte Falten.

Ein weitläufiges Bauwerk Carl's ist jene 1360 angelegte crenelirte Mauer, welche, von einigen castellartigen Thürmen unterbrochen, sich über die Höhe des Laurentiusberges so äußerst malerisch hinzieht, und die Schottky gar nicht unpassend mit „Cybele's Mauerkrone" verglichen hat.

Die Ueberlieferung, wie sie in Prag von Mund zu Mund geht, läßt sich nicht nehmen, daß ihre Erbauung ein Act der Wohlthätigkeit gewesen sei, — Carl habe während einer Hungersnoth den Armen Brod schaffen wollen. Balbin wird in seiner Lebensbeschreibung des Prager Erzbischofs Arnest ganz empfindsam und erzählt, wie Carl die Arbeiter seine Familie genannt, das Brod eigenhändig unter sie vertheilt habe u. s. w. Leider wissen ältere Berichterstatter von alledem kein Wort. Dubravius meint sogar, Carl habe die Mauer eben nur gebaut, um überhaupt etwas zu bauen. Sie scheint aber doch militärische Zwecke gehabt und auch erfüllt zu haben, denn es wird nicht berichtet, daß der Feind je von dieser Seite nach Prag eingedrungen. Baubeschäftigung hätte übrigens der Kaiser damals auch ohne die Mauer vollauf gehabt — neben dem Dom war seit 1358 die gewaltige Brücke über die Moldau im Bau.

Den Zeiten Carl's schreibt man insgemein mehrere große Eckſteine mit roh gearbeiteten Löwenmasken zu, welche sich an einigen Straßenecken der Altstadt finden; ferner auf einem Pfeiler der Brücke die sogenannte Brunswikſäule, von der sich das Volk mannichfache Wundersagen zu erzählen weiß, und welche die Gelehrsamkeit verschiedentlich zu deuten bemüht gewesen ist: als Symbol der Prager Stapelgerechtigkeit u. s. w. Es ist ein ziemlich schlank aufsteigender viereckiger Pfeiler, an den Seiten mit Reliefbildern geziert, welche Halbfiguren von Männern mit Spruchbändern oder Inschrifttafeln vorstellen. Obenauf steht ein Rolandsbild, die Statue eines gebarnischten Ritters mit einem Löwen zu Füßen. Seit der Schwedenbelagerung fehlt die obere Hälfte dieser Figur — eine schwedische Kanonenkugel hat sie fortgerissen. Frau Gräfin Amalie von Klebelsberg besitzt ein zierliches, aus der Rudolphinischen Kunstsammlung herrührendes marmornes Modell dieses alten Denkmals, welches die Details weit deutlicher erkennen läßt, als das bereits vielfach beschädigte und verwitterte Original.

Eine höhere Kunststufe als die Rolandssäule nimmt ein anderes Denkmal aus derselben Zeit ein, die 1373 gegossene eherne Statue des Drachentödters St. Georg, ein Werk der Brüder Georg und Martin Klussenberch, deren hier in einigen Worten gedacht werden möge, obwohl sie nicht unter die architektonischen Denkmale gehört. Sie ist vor der Domkirche aufgestellt und durch die Technik des Erzgusses, wie durch die bewegte Composition sehr interessant. Die Figur des Reiters zeigt, wie schon Kugler rühmt „ein reizendes Lebensgefühl, besonders in den Partien den Rücken hinab, ferner Streben nach Ausdruck durch Stirnrunzeln u. s. w." Dabei hat sie aber etwas Puppenhaftes und erscheint allzu klein im Vergleich mit dem merkwürdig frei und lebendig durchgebildeten Pferde, an dem nur eine gewisse Trockenheit der

Formen und manche ſpielende Details, z. B. ciſelirte Ringkreiſe auf den Schenkeln, zur Andeutung eines Apfelſchimmels, an die alterthümliche Entſtehung erinnern. Bei einem Turnier, das Maximilian II. am 20 September 1562 auf dem Platze vor der Statue veranſtaltete, drängten ſich ſo viele Zuſeher auf ihr, als einem günſtigen Ausſichtspuncte, zuſammen, daß der Pferdebals unter der Laſt zerbrach. Man ſieht die Riſſe noch deutlich, und wie man die Fragmente gekittet und gelöthet hat. Bei dem großen Brande von 1541 ſchlug ein ſtürzender Balken den lanzenbewehrten Arm des Ritters herunter; auch er iſt angelöthet. Sonderbar iſt die Angabe bei Schottky, man habe die Statue in Folge dieſer Beſchädigungen umgegoſſen. Dann könnte wenigſtens nicht mehr die Rede von einem Kunſtwerk des 14. Jahrhunderts ſein. Wer aber glauben kann, daß die Manieriſtenzeit um 1570 ſolche ſtrenge alterthümliche Formen nachzuahmen im Stande geweſen, der hat wenigſtens nicht die Augen eines Kunſtkenners und Kunſthiſtorikers. Zur Entſcheidung der ganzen Frage genügt ein Blick auf das Kunſtwerk ſelbſt, abgeſehen von dem äußerlichen Umſtande, daß das Erz an vielen Stellen vor Alter förmlich durchfreſſen iſt. Auch die Details des mit dem Pferde aus dem Ganzen gegoſſenen Piedeſtals ſind intereſſant und für die Zeit charakteriſtiſch; es ſtellt rauhen Felſenboden vor, mit Ottern, Eidechſen, Pilzen, Kleeblättern u. ſ. w., alles zierlich und fein gearbeitet. Wer die noch ältere Reiterſtatue am Bamberger Dom, und die um ein Jahrhundert ſpäteren des Gattamelata in Padua und des Bartolomeo Colleoni in Venedig kennt, für den wird das Prager Kunſtwerk ſich auf eine die Kunſtentwickelung lehrreich charakteriſirende Weiſe einreihen. Es iſt übrigens ein Beweis, wie die in der Entwickelung befindliche Sculptur immer weit früher mit dem Thierleibe, als mit der Menſchengeſtalt gut fertig zu werden wußte.

Carl IV. hinterließ Prag als mächtig aufblühende Stadt ſeinem Sohne Wenzel — mit edlen Bauwerken geſchmückt; um eine ganze Stadt, die 1348 gegründete Neuſtadt, oder vielmehr um zwei Städte vermehrt, denn auch die Kleinſeite, die bis dahin kaum mehr geweſen, als eine zur Burg des Hradšin emporführende Häuſerzeile, wurde von dem Kaiſer namhaft erweitert. Carl ahnte nicht, daß bald ein furchtbarer Sturm über ſeine Schöpfungen verheerend hinbrauſen ſollte. Aber ſo viel auch die Huſſitenunruhen zu Grunde richten mochten — noch Aeneas Sylvius fand die Schönheit und den Reichthum, insbeſondere der Kirchen, bewundernswerth. Es mußten neue Stürme, neue Verheerungen kommen, um das Vorhandene auf die, allerdings noch immer ſehr nennenswerthen Reſte zu reduciren, die wir noch heute ſehen.

So lange Wenzels Regierung friedlich, oder wenigſtens nicht ſtürmiſch war, wurde fleißig fortgebaut. Eines der früheſten und edelſten Werke dieſer Periode iſt die Capelle im Altſtädter Rathhauſe, welche im Jahre 1381 geweiht wurde. Das Innere bietet in ſeiner, durch Reſtaurationen bedeutungslos gewordenen Geſtalt nichts bemerkenswerthes; deſto anziehender iſt die äußere Anſicht. Die Capelle nimmt die Südoſtecke des Rathhauſes ein und fällt durch ihr, aus fünf Seiten des Achtecks conſtruirtes, ſtark vorſpringendes „Chörlein“ auf — ein Muſter von Eleganz, von ſo ſchönen Verhältniſſen und faſt durchweg ſo rein ſtyliſirtem Ornament, daß man ein Werk aus der Blüthezeit der Gothik vor ſich zu ſehen glauben könnte. Von den kleinen Statuen, die auf leichten (ſelbſt wieder auf phantaſtiſche Köpfe baſirten)

Säulchen mit consolenartig erweitertem Capitäl eine Stelle finden sollten, ist erst oder nur noch eine einzige da, eine schöne Marienstatue im Style der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein zweites derselben Zeit angehöriges Chörlein am Universitätsgebäude (dem Carolinum) ist weit schlichter, roher und derber, sowohl in der Gesammtanlage, als in den Details. Das Haus selbst wurde erst 1383 für die Universität erworben, es gehörte einem gewissen Joblin Rothlöw; jedenfalls ist also das Chörlein daran, die Universitätscapelle, um einige Jahre jünger als die Rathhauscapelle.

Im Jahre 1407 beschloß die Prager deutsche und böhmische Kaufmannschaft, die 1200 Mitglieder gezählt haben soll, am Teynhofe (luta curia) eine prächtige Marienkirche zu bauen. Es ist die Teynkirche, die mit ihren beiden, vom Könige Georg von Podiebrad 1458—1462 hinzugefügten Thürmen, so malerisch auf den großen Altstädter Hauptplatz (Ring) herabblickt. Die Kirche ist in stattlichem, aber etwas nüchternem Styl gebaut, dreischiffig, mit niedrigeren Seitenschiffen und Oberlicht, und mit drei aus dem Zehneck gebildeten Apsiden. In den Seitenschiffen gehen die Dienste ohne markirten Uebergang in die Quergurten und Kreuzrippen des Gewölbes über, — alles schon sehr mager und kraftlos gebildet, — im Mittelschiffe hat eine spätere Restauration die Dienste in jonische Pilaster verwandelt. Die quadratischen, den Frontgiebel flankirenden Thürme, ungleich in der Breitendimension, steigen leicht empor, und nehmen sich mit ihrer originellen Bedachung sehr zierlich aus; die große schiefergedeckte Dachpyramide wird nicht nur an den vier Ecken, sondern auch in ihrer halben Höhe von kleineren Spitzthürmchen eingefaßt. Am Frontgiebel prangte ehemals in Riesengröße, goldplattirt, der utraquistische Kelch und darunter die Statue Georgs von Podiebrad, der beides 1462 auf Anrathen des Oberhauptes der hussitischen Clerisei, Johannes Rokycana, aufstellen ließ. Nach der Restauration durch Ferdinand II. mußten die utraquistischen Wahrzeichen einem colossalen Marienbilde von getriebenem Metall weichen. Das Maßwerk des großen Mittelfensters der Fronte zeigt verworrenes Linienspiel, die Fenster des Langhauses und Chores dagegen ein bis zur Rohheit simples Maßwerk. Als schöne Arbeit verdient das nördliche Seitenportal Beachtung, reich ausgestattet mit zur Zeit statuenlosen Consolen (an denen nicht uninteressante Darstellungen in Relief angebracht sind), Baldachinen und einer halbrund geschlossenen Lünette, mit einer figurenreichen Darstellung der Passion, an der einzelne eigenthümliche Züge auffallen, z. B. ein wie zum Tanze verschlungener Reigen fliegender, halb eidechs-, halb affenartig gebildeter Dämonen, welche ein Engel verjagt u. s. w.

Bemerkenswerth endlich ist die Art, wie gleich ursprünglich die Teynschule mit der Kirche in Verbindung gesetzt wurde; sie maskirt die untere Hälfte der Kirchenfronte, die in Folge dessen völlig schmucklos gehalten ist, während sich gegen ihren hohen Frontgiebel die zwei niedrigeren neben einander gestellten Giebel des Schulgebäudes, welche aus einer Reihe an einander gerückter Freibogen gebildet sind, in malerischem Ensemble gruppiren. Der Hof der Schule bildet zugleich den Vorhof der Kirche; die ganze Anlage ist originell und pittoresk.

Das Jahr 1452 sah die Gründung zwei „profaner" Thürme, die noch jetzt mächtig dastehen — des Altstädter Brückenthurmes und des Thurmes am Neustädter Rathhaus. Es existiren Ueberlieferungen, daß dieser oder jener Thurm nach dem

„Muſter des Thurmes Neklanka auf dem Wyšehrad gebaut worden.“ Die alte Anſicht des Wyšehrad ſcheint dieſe Tradition wirklich zu unterſtützen. Die Anlage all' dieſer Thürme (auch jenes am Altſtädter Rathhauſe) beſteht in einem viereckigen, in guten, weder allzu ſchlanken noch ſchwerfälligen Verhältniſſen unverjüngt emporſteigenden, oft durch einfache Geſimſe in mehrere Geſchoſſe getheilten Bau, auf deſſen Mauerfläche dann Inſchrifttafeln, künſtliche Uhrwerke, Bemalungen *) oder frei aufgeſetzte ſteinerne Decorationen Raum finden. Die Decorirung des Brückenthurmes, der letzteren Art angehörend, iſt beſonders reich und glänzend. An der Seite gegen die Brücke haben die ſchwediſchen Geſchoſſe ſie bis auf wenige ganz geringe Reſte zerſtört; an der gegen die Altſtadt gekehrten Seite iſt ſie trefflich erhalten. Aus Ornamenten, Figuren (Heilige, der thronende Carl IV und Wenzel u. ſ. w.), Wappenſchilden u. ſ. w. in wohlgeordneten Maſſen componirt, ſtellt ſie ein organiſch gedachtes Ganzes dar. Der ſogenannte Pulverthurm, eigentlich ein Thorthurm zwiſchen der Alt- und Neuſtadt, deſſen Grundſtein König Wladislav am 2 September 1475 legte, deſſen erſtes Geſchoß von einem Steinmetzen Wenzeslaus, die höheren zwei aber von dem Rector der Teynſchule und Baccalaureus Reyſel erbaut wurden, zeigt eben auch die herkömmliche Anlage der Prager Thürme und in dem Ornament offenbare Reminiscenzen an die Decoration des Altſtädter Brückenthurmes. Aber wie willkürlich iſt hier alles an die Thurmwand geklebt! Ein Horizontalgeſims wird von einem anderen, geſchwungenen, in Form des „Eſelsſattels“ durchſchnitten u. ſ. w.

Unter den Kirchen der oberen Neuſtadt wäre noch St. Stephan, unfern jener ſchon erwähnten romaniſchen Rundcapelle St. Johannes in piscina zu nennen — nach Balbin ſchon 1367 gegründet und hiſtoriſch denkwürdig, als Stätte des Anfanges des Huſſitenkrieges. Dieſe Kirche war es, deren Pforten der fanatiſche Mönch Johann Dloubal von Selau am 30 Juli 1419 gewaltſam aufſprengen ließ, um darin das Abendmahl unter beiden Geſtalten auszutheilen, von der aus dann die Proceſſion über den Neuſtädter Marktplatz zog, wobei ein Steinwurf aus dem Rathhauſe den Geiſtlichen traf und das Signal zum Ausbruche der Unruhen wurde. Dieſe Kirche hat eine einfache Baſilikenanlage (zwiſchen Mittelſchiff und Chor eine Reminiſcenz an den ſogenannten Triumphbogen), den Chorſchluß aus drei Seiten des Achteckes gebildet, ein hohes, heiteres, in glücklichen Verhältniſſen gebautes Mittelſchiff, dagegen auffallend niedrige, ſchmale, unbehaglich gedrückte Seitenſchiffe. Den oberen Fenſtern im Mittelſchiff hat eine nicht glückliche Reſtauration im 17. Jahrhundert eine Art Vierpaßform gegeben; an die Stelle der die Gewölbrippen ſtützenden Dienſte kamen in der Rococozeit dünne, überhohe Säulchen mit barocken, vergoldeten Capitälen, welche täuſchend einer Reihe die Wand entlang aufgeſtellter Portierſtöcke gleichen. Bemerkenswerth iſt bei dieſer Kirche (wie auch bei den Kirchen St. Heinrich und St. Peter in der Neuſtadt, dann St. Petri und Pauli auf dem Wyšehrad), daß, ungeachtet ſie mit einem über der Weſtfronte angebrachten Thurm ausgeſtattet iſt, noch ein eigener Campanil nach Art der italieniſchen Kirchen neben ihr ſteht, ein niedriger, plumper, viereckiger Quaderbau mit einem wahrhaft rieſenhaften, hoch zugeſpitzten Schieferdach. Der Campanil von St. Heinrich iſt ſolid aus Quadern aufgeführt, übrigens ganz ſchmucklos.

*) Der Neuſtädter Rathhausthurm zeigt Spuren einer ſolchen.

Aus den ersten Zeiten des 15. Jahrhunderts mögen einzelne gothische Details an verschiedenen Privathäusern herrühren, starke vorspringende Kreuzgewölbrippen unter den Portiken längs der Teynschule, des jüdischen Trödelmarktes, das Relief einer das Lamm Gottes verehrenden knieenden Figur an der Frey'schen Apotheke auf dem Altstädter Ring. Unfern davon zeigt das Erdgeschoß des Hauses (in dem sich die vielbesuchte Weinstube Adalbert Binders befindet) noch einige Spuren der Einrichtung der Prager Bürgerhäuser jener Zeit. Das Hausthor führt in einen großen (jetzt durch Zwischenwände mannichfach abgetheilten) viereckigen Raum, das Atrium, in dem ein derber runder Mittelpfeiler ein starkes Gewölbe mit kräftigen Rippen stützt. Von dort aus führen Treppen in die höheren Geschosse u. s. w. Anderwärts finden sich einfache Hausdurchfahrten, wie in dem linkseitigen Eckhaus der Eisengasse eine mit schönem Netzgewölb und zierlichen Schlußsteinen.

Verschiedene gothische Bauwerke, wie die hohe, schmale, einschiffige (derzeit gesperrte) Kreuzkirche der Kreuzherren mit dem rothen Herzen, welche auf Sadeler's Ansicht noch als gothischer Bau mit hohem in Nischen gegliederten Frontgiebel erscheint, haben im 18. Jahrhundert eine gründliche Umformung erlitten; so auch die Dominicanerkirche der Altstadt, an der nur noch die schmucklosen beiden Thürme theilweise die ursprüngliche Gestalt bewahrt haben. Die ehemals sehr bedeutende Maltheserkirche auf der Kleinseite ist seit einer großen Feuersbrunst im Jahre 1503 auf den Raum ihres ehemaligen Chores reducirt, ihr ehemaliges Schiff bildet jetzt einen Hof. Es ist eine eigenthümliche Ueberraschung, wenn man, durch das Portal der Westfronte eintretend, sich statt in eine Kirche, in einen Raum unter freiem Himmel versetzt findet.

Im letzten Viertel des 15. Säculums, unter König Wladislav II., hielt der Barockstyl der Spätgothik seinen Einzug; jener Styl, bei dem die Kreuzblumen wie auswachsender Kopfsalat nach allen Seiten in's Kraut schossen, die Bossen wie vom Sturme gepeitscht zu flattern begannen, verschiedenes sich bog und schnörkelte u. s. w.; dieser Styl hat in dem Südportal des Altstädter Rathhauses ein wahrhaft brillantes Werk geschaffen, — das in den Hohlkehlen ausgesparte, mit Hülfe des Steinbohrers u. s. w. mit bewundernswerthem Fleiße ganz frei herausgearbeitete Blätter- und Rankenwerk ist eines der Virtuosenstücke der damaligen Ornamentik. Weniger erfreulich ist das daneben befindliche Fenster mit allerlei sinnlosen Details, z. B. einem aus einer Fruchtschnur gebildeten (horizontalen) Sturz, kauzenden oder abwärts purzelnden Affen u. s. w. Wüster noch sieht die Einrahmung der vielgenannten altböhmischen Kunstuhr aus, in einander gewachsene Fialen, Astwerk, Blumengewinde, Consolen mit manierirten Statuetten von Tugenden, Lastern, das beliebte Gerippe des Todes nebst Stundenglas u. s. w. Alle diese zehntausend Sachen bilden ein barockes, aber eigenthümlich ansprechendes, man könnte sagen „unterhaltendes" Ganze. Den Statuetten steckt die Renaissance schon in allen Gliedern, wie sie denn auch verschiedentlich bei den Ornamenten des Pulverthurms gleichsam in der Knospe verborgen ist (die Einrahmung des Mittelfensters u. s. w.).

Zu jener Zeit lebte der ausgezeichnete Architekt Benesch von Laun (de Luna), ein achtbarer Vertreter der Spätgothik, der auch an der Kuttenberger Barbarakirche einen bedeutenden Antheil hat. In Prag baute Benesch für König Wladislav den großräumigen Saal in der Hofburg mit seinem reichverschlungenen Netzgewölbe, der

noch jetzt der „wladislaiſche Saal" genannt wird, und die wladislaiſche Gallerie im Dome, eine über dem linken Seiteneingange im Inneren angebrachte, jetzt das kaiſerliche Oratorium tragende Empore, mit hängendem Gewölbe und einer aus verſchlungenem Aſt- und Knorrenwerk gebildeten Decorirung. Auch die Sacriſtei des Domes mit ihren beiden hängenden Schlußſteinen des Deckengewölbes gehört dieſer Kunſtrichtung an. Endlich ein ſtattlicher, ſteinerner Baldachin in der Teynkirche, unter dem der Altar der Prager Malereiconfraternität ſteht.

Einzelnes minder bedeutende, wie z. B. die 1505 vollendete kleine niedrige St. Bartholomäuskirche auf dem Hradek mit einem ſtarkrippigen Netzgewölbe u. ſ. w. iſt bei den vielfachen ſpäteren Reſtaurationen und Veränderungen kaum noch nennenswerth. Die Kirche im Annahofe, vielleicht bereits 1253 vollendet, 1311 ſicher ſchon vorhanden (anfangs Templer-, ſpäter Maltheſerkirche), dient jetzt als Papiermagazin; ſie zeigt in ihren wenigen unentſtellt gebliebenen Theilen ſchweralterthümliche Formen, hierin den Kirchen des Agneskloſters ähnlich. Die nach der Peſt von 1598 auf Koſten Rudolph's II. gebaute, jetzt geſperrte und ruinenhafte Kirche St. Rochus neben dem Stifte Strahov iſt der „letzte Seufzer" der Gothik in Prag; ein völlig unſinniges Paſticcio aus ganz verflachten, inhaltlos gewordenen gothiſchen Formen und nüchterner Renaiſſance im Geſchmacke des Rudolphiniſchen Zeitalters.

Dr. **A. W. Ambros.**

Vom Quarneriſchen Gebiete.

Nach Skizzen aus einem Tagebuche, von Dr. J. R. Lorenz in Wien.

II.

Fiume, die natürliche Hauptſtadt unſeres Gebietes, deren Beſuch wir uns bis zuletzt geſpart haben, beiläufig im Scheitelpuncte des Quarnero gelegen, mit 14,000 Einwohnern, die zweitgrößte öſterreichiſche Seeſtadt nach Trieſt, hat in ihrer Anlage nichts, was von dem Typus der meiſten Hafenorte an mediterranen Felſengeſtaden abweicht. Wie überall, ſo haben wir auch hier eine ſchmutzige rumplige Altſtadt (local in beſpectirlicher Weiſe „Gomila“ d. h. „Haufen“ genannt), die auf den anſteigenden Felſenboden hingebaut, ſtufenförmig bis gegen etwa 60—70 Fuß über dem Meere ſich erſtreckt und dann noch weiter bis gegen 150 Fuß hinauf von zerſtreuten größeren und kleineren Landhäuſern und Hütten begleitet iſt; dann eine ebene, modiſche Neuſtadt, die auf Anſchüttungsboden über ehemaligem Meeresgrunde ſteht und noch immer weiter ſeewärts vorrückt. Die Altſtadt war die erſte uralte Anſiedelung, und noch vor fünfzig Jahren reichte ſie nur ſo weit herunter, als der Boden abſchüſſig iſt, d. h. bis zum jetzigen Corſo, der ſich am Fuße der Uferhöhen hinzieht. Dort, wo jetzt die nördliche Häuſer-Fronte des Corſo ſteht, war damals die Stadtmauer, deren Baſis das Meer beſpülte. Jetzt liegen bis zum Meere noch weitere zwei und theilweiſe vier mächtige Parallel-Reihen von Häuſern, und von der am weiteſten vorgerückten Spitze dieſes Anſchüttungs-Terrains ragt ein ſchwach gekrümmter Molo in's Meer, wodurch der ziemlich geräumige Haupthafen der Stadt gebildet wird.

Das Flüßchen Fiumara (kroatiſch Rečina), wovon die Stadt benannt iſt, (kroatiſch Rèka, früher „S. Veit am Fluſſe“) hat in den Vorzeiten ein ziemlich mächtiges Alluvial-Delta an der öſtlichen Seite der Stadt aufgeſchwemmt, welches jetzt von reichen Gemüſegärten beſetzt iſt, denen die Nähe des Waſſers beſonders zu gute kommt. Zwiſchen dieſen Gärten, welche für die Approviſionirung der Stadt eine ſehr wichtige Rolle ſpielen, erſtreckt ſich die im Sommer ſehr beſuchte kühle Wandel-Allee „Scoglietto.“

Sonſtige Naturanlagen, Bauten und Etabliſſements werden, nur ſo weit ſie zum Zwecke unſerer gegenwärtigen Darſtellung in Beziehung ſtehen, ſpäter noch angeführt werden.

Wenden wir uns wieder zur Einwohnerschaft, so müssen wir vor allem feststellen, daß bei einer verkehrsreichen See- und Handelsstadt nicht eigentlich von Nationalität die Rede sein kann. Man sagt freilich: irgend einer Nation müssen die Bewohner jedes Ortes angehören; sie können doch nicht ohne Nationalität sein? Das gilt freilich von jedem einzelnen; aber eben weil die einzelnen so vielerlei Nationen angehören, kann man der Gesammtheit nicht eine der vielen Nationalitäten zuschreiben oder gar octroyiren. In Fiume ist der größere Theil derjenigen Familien, welche durch Handel, Industrie und Rhederei dem Platze Leben und Verkehr geben, außerordentlich mannichfaltiger Abstammung; Krainer, Deutsch-Tiroler, Italiener, Magyaren, Engländer, Westdeutsche, Griechen haben sich, auf die vielversprechende Naturanlage dieser Gegend rechnend, des Erwerbes wegen als Kaufleute, Fabrikanten, Rheder hier etablirt, und zusammen den Ort weit mehr emporgebracht, als die kleine Zahl eingeborner (illyrischer) Unternehmer, die, mit wenigen Ausnahmen, der Zeit nach erst später als jene Fremden sich emporgeschwungen haben. Die Firmen ersten und zweiten Ranges hatten dann naturgemäß die Ansiedelung einer Schaar kleinerer fremder Geschäftsleute zur Folge, denen es eben so wenig, als den großen, einfallen konnte, in ihrer Nationalität ein Hinderniß ihrer Geschäftstüchtigkeit oder Geschäftsfähigkeit zu erblicken, um so weniger, da die Einheimischen ihrer bedurften und sie gerne unter sich aufnahmen. Aber selbst die eingebornen Illyrier haben großentheils schon seit mehreren Generationen bei dem Mangel einer entwickelteren nationalen Literatur und höherer Bildungsanstalten, so wie bei der Nothwendigkeit der italienischen Sprache im Handel und Seeverkehre, sich ihre Geschäftsbildung und Berufskenntnisse an den zunächst gelegenen italienischen Anstalten oder von italienischen Lehrern verschafft. Die uralten italienischen Municipal-Einrichtungen begünstigten noch mehr die Geltung des Italienischen in Fiume. So wurde selbstverständlich diese Sprache das Band, durch welches der lebhafte und förderliche Wechselverkehr unter der bunten Bevölkerung erhalten wurde. Wer gute Geschäfte machte und sich bereicherte, siedelte sich in der rasch vorrückenden Neustadt an, baute selbst Häuser dort, und zog hiermit wieder einen großen Theil der Bevölkerung nach sich. In der Altstadt blieb fast nur jener Theil der Eingebornen (Illyrier) zurück, der nicht im Stande war, es denen in der Neustadt gleich zu thun oder sich daselbst zu verwerthen. Diese Altstadt ist der Theil der Stadt, wo man etwa von Nationalität sprechen könnte. Allein, auch diese Fiumaner hängen mittelbar oder unmittelbar von den anderen ab, während sie von ihren eigenen armen Stammesbrüdern im kroatischen Binnenlande gar wenig zu verdienen bekommen; die größere Rührigkeit und Universalität, welche zum Gepräge einer Seestadt gehört, hat ihnen eine ganz andere Richtung des Denkens und Strebens gegeben, als dem Kerne und Träger der illyrischen Nationalität im Binnenlande eigen ist; und so kam es, daß selbst die dem Blute und der Muttersprache nach echt illyrischen Altstädter Fiumaner sich schon lange nicht mehr als Kroaten fühlen und benehmen, sondern eben nur als Fiumaner, und als solche mehr auf die Gegenwart und Zukunft ihres mit ganz specifischen Anlagen betheilten Wohnsitzes sehen, als auf die Vergangenheit derjenigen Nation, aus deren maritimen Vorposten sie hervorgegangen sind. Das mag dem für seine Geschichte begeisterten Binnen-Kroaten, dessen Patriotismus wir seine volle Berechtigung durchaus nicht absprechen wollen, als eine entsetzliche Blas-

phemie gegen die Nationalität erscheinen, — ist aber unter den gegebenen Verhältnissen wohl erklärlich und besteht jedenfalls factisch. Rechnen wir nun noch dazu, daß Fiume lange Jahre hindurch direct zu Ungarn gehörte und von ungarischen Gouverneuren verwaltet, und daß hierdurch wieder ein ganz eigenthümliches fremdes Element in das Leben dieser Stadt mehrere Generationen hindurch eingeführt wurde, so müssen wir es wohl begreiflich finden, daß hier die Frage der Nationalität nicht auf Verständniß oder gar Begeisterung rechnen kann.

Es kann sich höchstens darum fragen: Wie und von wem wollt ihr am liebsten verwaltet sein?

Die Fiumaner geben hierauf leider verschiedene Antworten, — aber die Majorität kommt so ziemlich darin überein, daß ihnen die jetzige Art des Verbandes mit Kroatien nicht die liebste sei. Wir wollen es als bekannt voraussetzen, wie Fiume im Jahre 1848 hauptsächlich in Folge eines Handstreiches, der seiner Natur nach nicht geeignet sein konnte, in den Fiumanern Sympathien für Kroatien zu erregen, zu diesem Königreiche geschlagen wurde; wir wollen die vielen Streitschriften, die von mehreren Seiten über die Ansprüche Fiume's einerseits und Kroatiens andererseits veröffentlicht worden sind, nicht plagiiren, sondern nur constatiren, daß leider seit einigen Jahren die gegenseitigen Mißverständnisse auf einen Punct gekommen sind, der die endliche Austragung dieser Streitigkeiten höchst wünschenswerth erscheinen läßt.*) Um ganz gerecht zu sein, müssen wir allerdings hinzufügen, daß die Verbitterung, einmal eingeleitet, auch die antikroatische Majorität der Fiumaner vielfach zu weit, und namentlich dahin geführt hat, daß sie den berechtigten Patriotismus der Kroaten, deren Territorium und Stamme Fiume ursprünglich (und der District jetzt auch gesetzlich) angehört, eben so wenig begreifen und würdigen als die ganz heterogenen Interessen der Stadt von vielen Kroaten gewürdigt zu werden pflegen. Wir werfen uns da nicht zum Richter auf, sondern stellen nur den Sachverhalt dar, wie er ist; und er ist derart, daß die Collisionen wegen gegenseitig mißverstandener Verhältnisse nach unserem Dafürhalten kaum auf die Dauer zu heben sind, so lange die speciell maritimen Interessen nach binnenländischen Gesichtspuncten geregelt werden wollen.

Zwei See- und Handelsstädte derselben Küste, wenn sie auch fünfzig Meilen weit von einander liegen und zwei verschiedene Sprachen reden, haben weit mehr mit einander gemein, als jede von ihnen mit den nächsten, eine Meile landeinwärts gelegenen, Ortschaften derselben Nationalität, Sprache und Verwaltungsbehörden gemein haben könnte. Selbst wenn das Binnenland, wie gewöhnlich, theilweise die Handelsartikel und das Schiffbauholz, die Lebenselemente der Maritimen, liefert, bringt diese Abhängigkeit erfahrungsgemäß keine durchgreifende Verschmelzung der Interessen und Gebahrung hervor; denn kaum am Meere angekommen, nimmt das Product des Binnenlandes eine Rolle an, in der es der Binnenländler selbst nicht mehr erkennt und nicht mehr zu handhaben verstände; es ist eben maritim geworden. Wir sind also nothwendig zu dem gar nicht mehr neuen Schlusse geführt, daß eine Vereinigung

*) Da die Frage einer Eisenbahn nach Fiume in gleicher Weise die Interessen Kroatiens überhaupt, wie speciell Fiume's berührt, liegt hierin vielleicht ein Keim besseren Einvernehmens für die nächste Zukunft; ob aber auf die Dauer? —

der litteralen Gebiete unter eine gemeinschaftliche Verwaltung, wobei aber die nationale Berechtigung durch Untertheilungen namentlich im Unterrichtswesen gewahrt werden müßte, mit Einem Schlage alle solche Mißhelligkeiten beseitigen würde, dergleichen nicht nur in Fiume allein herrschen. Wir wollen in dieser bereits wiederholt zur Sprache gebrachten Maßregel nicht gerade das einzige probate Auskunftsmittel erblicken, und überlassen es speciellen Politikern, unter Festhaltung desselben Haupt-Gesichtspunctes (der auch bei der Erklärung Triest's als reichs-unmittelbare Stadt der leitende war) andere Modalitäten aufzufinden. Eine Zufriedenstellung der Küstenbewohner liegt aber jedenfalls im Interesse der Regierung, deren Feinde immer unter den Unzufriedenen am erfolgreichsten zu werben hoffen.

In einer zweiten Beziehung, — nämlich über die gesammte mercantile Entwickelung Fiume's — geht durch die Gemüther aller Parteien ein Zug, als ob man bitter fühlte, daß diese Stadt nicht mit demselben Maße gemessen werde, mit dem die mächtigere Schwesterstadt damals gemessen wurde, als sie auch noch nicht mehr bedeutete, als jetzt Fiume. Man fühlt dies um so schmerzlicher, da man nicht etwa bloß in blinder Selbstsucht sich das Beste und Günstigste wünscht, sondern recht wohl einsieht, daß und warum die natürliche Lage, Fiume zu einer ganz anderen und wichtigeren Rolle bestimmt hat, als diejenige, welche es in Folge künstlicher Ableitung seiner ihm ursprünglich bestimmten Zuflüsse gegenwärtig einzuhalten gezwungen ist.

Worin diese Bedeutung, die sich heute oder morgen doch geltend machen muß, bestehe, möge, als nur wenigen mit dem Gegenstande näher Vertrauten hinreichend bekannt und vom Publicum im allgemeinen gar zu sehr ignorirt, in Kürze dargestellt werden.

Die wichtigsten Elemente des Wohlstandes für Küstenstädte: Handel, Schiffbau und Maschinen-Industrie, letztere begünstigt durch den wohlfeilen Seetransport der Rohproducte sowie der daraus erzeugten zu exportirenden Fabricate, — Elemente, deren eines allein unter günstigen Umständen hinreicht, um eine Seestadt emporblühen zu machen, — treffen in Fiume in solcher Weise zusammen, daß sie bei entsprechender Entwickelung, die hier weit weniger künstlicher Nachhülfe bedarf, als bei irgend einer anderen Seestadt, — einen Totaleffect von großer maritimer Bedeutung hervorbringen müssen, kaum geringer, als Triest sie besitzt.

Was den Handel anlangt, so ist Triest zwar der natürliche Exportbafen für unsere Industrie-Erzeugnisse; — Fiume hingegen für die weit massenhafteren und ausgiebigeren Boden-Producte. Die hinter der letzteren Stadt liegenden Getreide- und Weideländer Ungarns und des Banates und die Wälder Kroatiens bilden einen unerschöpflichen Grundstock von Bodenproducten, wie ihn die Hinterländer Triest's nicht im entferntesten aufzuweisen haben; hierüber weiter ein Wort zu sagen, wäre ganz überflüssig. Aus diesen Vorrathskammern aber führt der nächste und wohlfeilste Weg an's Meer (wo allein eine großartige lohnende Ausfuhr möglich ist), gerade nach dem Littorale von Fiume. — Daß eine Bahn von Sissek über Carlstadt nach Fiume, ohne alle bedeutenden Hindernisse ausführbar, um circa 17 Meilen kürzer wäre, als die von Sissek über Agram und Steinbrück nach Triest führende, daß dadurch bis zu 10% an Frachtspesen erspart werden könnten, die dem Producenten und

der weiteren Ausfuhr zu gute kommen würden; daß dadurch viele Producte, die jetzt den Weg flußabwärts in's ſchwarze Meer nehmen, weil beim Transporte an die Adria (nach Trieſt) der Frachtlohn zu hoch käme, nach Eröffnung der natürlich angezeigten Bahn fortan reichlich nach Fiume gebracht werden würden, — das ſind Puncte, die ohnedies ſchon zur Genüge von der Handelskammer in Fiume und von mehreren dortigen Intereſſenten zwar pro domo sua, aber darum nicht minder wahr und richtig, dargeſtellt worden ſind. Eben ſo iſt es unbeſtritten, daß ſelbſt eine Zweigbahn, die von der Südbahn-Station St. Peter unweit Adelsberg nach Fiume zu führen wäre, noch immer einen kürzeren Weg zum Meere darbieten würde, als der gegenwärtige in Trieſt ausmündende iſt. Die Terrainverhältniſſe weiſen beſtimmt genug auf Fiume hin.

Trieſt kann einmal nach phyſiſchen Geſetzen nie in daſſelbe günſtige Verhältniß zu den agricolen Haupt-Exportartikeln unſeres Südoſtens kommen, wie unter übrigens gleichen Umſtänden Fiume, und die Naturnothwendigkeit, welcher ſich der Handel eben ſo wenig entziehen kann, wie irgend ein anderes menſchliches Verhältniß, wird ſich jedenfalls früher oder ſpäter geltend machen. Fiume wird vorwiegend aus Ungarn, dem Banate und Kroatien, — Trieſt vorwiegend aus den deutſchen Provinzen exportiren und erſteres dabei ſeine naturgemäße Rolle einnehmen.

Aber, ſo fragt ſich billig der Fiumaner, warum thut man vorläufig noch der Natur Gewalt an, und führt hinter unſerem Rücken vorbei auf der Siſſek-Steinbrück-Trieſter-Bahn die uns weit näher gelegenen Artikel unſerer Hinterländer an's Meer? Haben wir nicht Raum genug, um unſere Magazine auszudehnen, ſo weit es nur nöthig ſein mag? Und wenn wir gegenwärtig noch nicht ſo zahlreiche große Firmen haben wie Trieſt, wer oder was hindert irgend beliebige Häuſer ſich unter uns zu etabliren, um den vergrößerten Verkehr zu bewältigen und ſich unter uns zu bereichern? Es häuft ſich ſo Frage auf Frage ohne aufklärende Antwort, und es erübrigt dem Fragenden zuletzt doch nur, über die nie erfolgende genügende Aufklärung den Kopf zu ſchütteln.

Eine zweite Quelle, die den Strom der Wohlhabenheit Fiume's zu bereichern beſtimmt iſt, bildet der Schiffbau. Die zwei weſentlichſten Elemente deſſelben: Holz und Arbeitskraft, ſind in Fiume um ſehr vieles wohlfeiler zu haben, als irgendwo an der ganzen Küſte; es iſt die natürliche Schiffswerfte für die ganze öſterreichiſche Monarchie, und in der That hat man ſchon ſeit Jahren immer, wenn der Schiffbau raſch geſteigert werden mußte, in Fiume allein mehr große Schiffe conſtruirt als an allen anderen Puncten des öſterreichiſchen Littorales zuſammengenommen, indem die Rheder von Luſſin, Venedig, Trieſt, von ganz Iſtrien, Zeng und von Dalmatien wohl in Rechnung zogen, daß hinter Fiume ſchon ½ Meile landeinwärts die rieſigſten Maſtbäume in dichten Urwäldern ſtehen, während ſonſt meilenweit nur ſteile Steingehänge zum Meere abfallen; und daß auch die ſlavoniſchen Eichen nirgends einen näheren Weg zum adriatiſchen Meere haben, als über Fiume.

Allein der Schiffbau hängt ganz von den Bedürfniſſen der Rheder ab, welche bekanntlich außerordentlich große Schwankungen erleiden, beſonders wenn, wie bei uns, ein ſehr großer Theil der Schiffe bloß der Vermittelung fremden Handels, nicht dem eigenen Import und Export dienen muß. In Oeſterreich kann alſo nicht leicht ein

Platz vom Schiffbaue allein dauernden ſtetigen Wohlſtand erlangen. Und Fiume verliert nun ſelbſt von dieſem Erwerbszweige ſehr viel, da auch das Schiffbauholz auf dem Schienenwege leichter nach Trieſt gelangt, ſo daß nur mehr der Unterſchied im Arbeitslohn einigermaßen den Werften Fiume's Beſchäftigung erhält.

Handel und Schiffbau endlich könnten in Fiume eine um ſo hoffnungsreichere Zukunft haben, als beide auch durch eine entwickelungsfähige Induſtrie der Stadt ſelbſt in einer Art belebt werden können, wie es kaum für eine andere Seeſtadt, am wenigſten aber für Trieſt, möglich wäre. Es iſt insbeſondere der Fluß Fiumara, welcher noch bei 3000 Pferdekräfte disponibel hat, und an ſeinen Ufern auf ¾ Meilen landeinwärts zahlreiche paſſende Plätze zur Anlage von Fabriken darbietet. Schon jetzt tragen die Papierfabrik von Smith und Meynier, dann die Mahlmühlen und eine chemiſche Productenfabrik nicht wenig zum Export*) bei, und eine Maſchinenfabrik, aus der die gelungenſten Maſchinen für die neuen Kanonenboote hervorgingen, verſpricht glänzende Erfolge; wie erſt, wenn man zur Einſicht gelangt ſein wird, daß für alle Arten von Baumwoll-Induſtrie, für Seifenſiedereien, Ledereien, für chemiſche Producten-Erzeugung und andere Induſtriezweige, bei welchen theils die noch wenig verwertheten Rohproducte des Landes ſelbſt, theils die wohlfeil zur See einzuführenden Rohproducte fremder Welttheile mit Benutzung der Waſſerkraft der raſchen Rečina und theilweiſe der unerſchöpflich reichen Süßwaſſerquellen und Bäche des ganzen Fiumaner Geſtades mit allergrößtem Vortheile verarbeitet werden können?

Ueber dieſe Puncte liegen eingehende Fachſchriften vor, welche dem unbefangenen Leſer auf wiſſenſchaftlichen Grundlagen nachweiſen, daß die Lage der Küſtenthäler, deren Boden, die Nähe gewiſſer Rohſtoffe, die zu Gebote ſtehenden unſchätzbaren, weit und breit nur Fiume eigenen Waſſerkräfte und Waſſervorräthe hier noch eine ſehr bedeutende Induſtrie emporzubringen geeignet ſind, welche den Seehandel durch exportfähige Producte beleben und den mit dieſem und mit der Rhederei oft verbundenen zeitweiſen Verluſten ein Gegengewicht geben würde. Es bedürfte hierzu nur der Nachahmung jener wenigen Unternehmer, welche bisher mit richtigem Blicke und gewandter Hand die von den Localverhältniſſen dargebotenen Vortheile ergriffen, Fabriken und Mahlmühlen an der Rečina angelegt, und ſich dadurch größeres und mehr geſichertes Vermögen erworben haben, als die meiſten ihrer Mitbürger, denen übrigens für andere eben ſo vielverſprechende Induſtriezweige noch genug Terrain und Waſſerkraft zu Gebote ſteht. Daß dies noch nicht geſchehen — darüber freilich müſſen die Fiumaner zunächſt ſich ſelbſt anklagen, denn außer den wiederholt ſchon umgelegten Grenzen des Freihafengebietes, — was freilich eine Lebensfrage für manche Fabrik wäre, — hat man ihnen nichts in den Weg gelegt, ſich der erwähnten Vortheile zu bedienen, und dies iſt eben jene Seite, wo ſie dieſelben bisher praktiſch noch zu wenig ins Auge gefaßt haben, obgleich ſie nicht ermangeln, dieſen wichtigen Factor des möglichen Wohlſtandes zu kennen.

Zum regen Verkehre aber gehört auch ein paſſender Hafen. Dieſen beſitzt Fiume gleichfalls, und noch dazu in duplo. Die meiſten noch immer gangbaren Kü-

*) Dieſe Papierfabrik hat den älteſten und ausgedehnteſten Export öſterreichiſchen Maſchinenpapiers, und zwar nach Südamerika, Oſtindien und, ſeit etwa zwei Jahren, ſogar nach England.

ſtenkarten, die man ſeit Jahren nicht rectificirt hat, gelten für Fiume gar nicht mehr. An die Stelle der früher offenen Rhede iſt nun ſeit etwa 7 Jahren durch einen 100° langen feſtgebauten Molo ein ſicherer Hafen getreten, der gegen alle Winde, mit Ausnahme des ſehr ſeltenen Libeccio (SW.), geſchützt iſt und durch eine Verlängerung des Dammes um weitere 50°, dann durch einen weiteren vom Lande her entgegenzuführenden kurzen Molo völlig geſchützt werden kann. Er faßt jetzt ſchon über 50 große und eben ſo viel kleine Handelsfahrzeuge, bietet überall zähen Lettengrund, iſt durchſchnittlich 5—7 Faden, und am Ufer noch 15—20 Fuß tief und hat das beſte Süßwaſſer des ganzen öſterreichiſchen Littorales unmittelbar am Quai.

Außerdem iſt ein langer Porto di Cabotaggio mit 10—16 Fuß Tiefe entſtanden, indem man die Fiumara in ein neues Bett ſeitwärts ablenkte und die alte Flußmündung ausbaggerte. Hierdurch iſt Raum für beiläufig 130 Fahrzeuge gewonnen. In dieſem Puncte hat Fiume allen Anlaß, der Regierung dankbar zu ſein, denn die erwähnten höchſt wichtigen und ziemlich koſtſpieligen Hafenbauten ſind theilweiſe auf Staatskoſten ausgeführt worden. Nur fragt man immer: wozu ſoll uns nun der gute Hafen, wenn er von Jahr zu Jahr mehr verödet, und uns ironiſch, wie eine leere Schüſſel den Hungernden, anblickt? So verkehrt ſich die Wohlthat der Hafenbauten ganz natürlich in ein Object der Unzufriedenheit, weil die Bedingungen vorenthalten werden, unter denen die Wohlfahrt erſt wirkſam werden könnte.

Man hat die Schifffahrt von und nach Fiume durch abenteuerliche Uebertreibungen von den Gefahren des Quarnero in Verruf gebracht, und doch ſind die hydrographiſchen Verhältniſſe durchaus ſolche, wie man ſie nirgends zwiſchen Venedig und Cattaro viel beſſer findet. Der Quarnero hat, wie ſchon früher angedeutet, durchaus nirgends blinde Klippen, ſondern lauter hohe augenfällige Ufer mit ſteiler Böſchung, ſo daß man überall bis auf wenige Faden an's Land herankommen kann; der Grund iſt durchſchnittlich ſchon in 30 Faden erreicht und faſt lauter zäher Letten, alſo beſter Ankergrund, ſo daß man beſſer als irgendwo einen Sturm „ausreiten“ kann. Zahlreiche Häfen bieten überall Zuflucht, es mag was immer für ein Wind wehen; daß die Bora, wenn gleich im Quarnero heftiger als irgendwo wehend, doch unter Benutzung der Reſultate neuerer Forſchungen wenigſtens leichter vorherzuſehen und nach ihrem Verlaufe zu beurtheilen, daher für den unterrichteten Seefahrer weniger gefährlich ſein werde, iſt ſchon im vorigen Artikel (I) geſagt. In Bezug auf Fiume aber iſt noch beſonders hervorzuheben, daß nicht dort, ſondern bei Zeng und im Canale di Faraſina die heftigſten Anfälle dieſes Windes ſtattfinden; daß aber die Schifffahrt nach Fiume ſich um das ſeitwärts am Canale di Maltempo und deſſen Fortſetzung, dem Canale di Morlacca, gelegene Zeng nicht zu kümmern braucht, und daß bei Faraſina immer noch verhältnißmäßig weniger gezwungene Aufenthalte durch die gegenwehende Bora veranlaßt werden, als in der Gegend von Trieſt, wo oft lange Reihen von Schiffen, Tage und Wochen hindurch in dem Valle di Pirano harren müſſen, ehe die Weiterfahrt nach Trieſt möglich wird. Auch haben wir noch nie ein Schiff geſehen, das, wenn es nur einmal den Golf von Fiume gewonnen hatte, durch die Bora vom Einlaufen in den Fiumaner Hafen abgehalten worden wäre; ja es iſt ſogar unmittelbar weſtlich außer Fiume über Priluka bis Abbazia in Iſtrien ein Winkel, in den die Bora faſt nie reicht, und wo auch bei ſonſt heftiger Bora beinahe

Windstille herrscht. Fiume ist also durchaus nicht so ungünstig gelegen, wie man mehrfach glauben machen will. –

Die Regierung hätte übrigens noch besonderen Anlaß, für das Fiumaner Littorale das Möglichste zu thun. Eine Bevölkerung von mehr als einem halben Hunderttausend großentheils seetüchtiger Leute, die es besser ist zu Freunden als zu Feinden zu haben, hängen von Fiume's Zukunft ab; alle Ost-Istrianer, die Insulaner des quarnerischen Archipelagus, die Küstenkroaten bis gegen Dalmatien, gravitiren naturgemäß nach Fiume, das im Scheitel des ihnen allen gemeinsamen Golfes liegt. Arm, vernachlässigt und hoffnungslos, und daher veränderungssüchtig nach verschiedenen Richtungen sind sie, so lange Fiume kümmert; bei der Zunahme dieser Stadt hingegen finden sie alle ihre Rechnung, und Tausende von Jünglingen und Männern, die jetzt theils für immer, theils wenigstens jährlich für viele Monate weithin auswandern müssen, um ihr Leben zu fristen, würden dem Lande erhalten bleiben. Und je wichtiger der bekannte Straßenknoten bei Fiume ist, desto wichtiger ist es, ihn nicht in den Händen einer Bevölkerung zu wissen, welche mit mehr oder minder Recht sich zurückgesetzt und in der Entwickelung aufgehalten findet.

Solche Betrachtungen dürften auch dazu beitragen, daß von Seiten der Regierung die möglichste Förderung der von den Fiumanern angestrebten Verkehrswege, eine oder die andere der vorgenannten Eisenbahnen an der Spitze, nicht mehr lange auf sich warten lassen wird; wäre diese einmal erreicht, so wäre Fiume's Zukunft gesichert.

Nun fragen wir aber noch: Tritt nicht das militärische Interesse dem mercantilen entgegen?

Es giebt Städte, deren Lage es mit sich bringt, daß der Militär sie geradezu als unumgängliche Objecte der Vertheidigung für sich in Anspruch nehmen muß, unbekümmert darum, ob die In- und Anwohner damit zufrieden seien oder nicht. Festungen, welche in solcher Terrainslage erbaut und bei dem gegenwärtigen Stande der Angriffsmittel wirklich vertheidigungsfähig sind, wird man selbstverständlich nicht zu Gunsten der Handels- oder industriellen Entwickelung der Einwohner aufgeben.

Andere befestigte Puncte aber bringen einen höchst nachtheiligen Conflict zwischen militärischen und socialen, mercantilen oder industriellen Interessen mit sich. Es sind das solche Plätze, in denen sich, wie in Triest, eine Masse von vorwiegend friedlichen, namentlich Handels-Instituten, entwickelt hat, die man wegen ihrer großen, auf weite Kreise ausgedehnten Bedeutung geschützt und erhalten wünschen muß, während andererseits die dort aufgeführten Befestigungen, weil sie nicht eben absolut zur Landesvertheidigung oder als Stützpuncte nothwendig und darum auch nicht in bedeutender Stärke aufgeführt worden sind, die reichen Etablissements unnöthigerweise mit den Gefahren einer Zerstörung bedrohen, die ganz vermieden werden könnten, wenn die ohnedies nicht hochwichtige Befestigung aufgegeben und der Ort zu einem offenen Platze würde. Nichts ist leichter denkbar, als der Fall, daß bei einer militärischen Disposition in Kriegszeiten vorausgesetzt würde, Triest müsse sich eine bestimmte Zeit lang halten; daß aber im letzten Augenblicke noch die commercielle Wichtigkeit der Stadt, und die doch nur geringe Widerstandsfähigkeit der Befestigungen höchsten Ortes zur Geltung gebracht, und Triest, um es vor möglicher Zerstörung zu retten, unvertheidigt gelassen wird. In diesem Falle leidet nothwendig der Zusammenhang der

militäriſchen Dispoſitionen, und ſchuld daran iſt nichts als das Verwiegen der commerciellen Bedeutung gegen den fortificatoriſchen Werth des Platzes, während bei einem kleinen leicht zu räumenden Orte gewiß ſolche Bedenklichkeiten nie durchſchlagen würden.

Würde aber umgekehrt, ohne Rückſicht auf den Schaden an Nationalvermögen, Trieſt dem feindlichen Feuer ausgeſetzt, ſo wird in dieſem Falle jeder humane Militär aufrichtig den Verluſt der zahlreichen Millionen beklagen, weil der dafür eingetauſchte militäriſche Gewinn in gar keinem Verhältniß dazu ſtehen dürfte, da eben der Punct nicht von großer ſtrategiſcher Bedeutung iſt.

Solche Conflicte werden am beſten vermieden, wenn man Handelsſtädte nur dort zu größerer Bedeutung heranzieht, wo man gar nicht an Fortificationen denkt, oder auch wenn man die Entwickelung ſolcher Städte dort begünſtiget, wo die Vertheidigungswerke ſo angebracht werden können, daß der Handelsort weit genug außer dem Bereiche des Kampfes liegen bleibt, um weder von den feindlichen Kugeln erreicht zu werden, noch ſelbſt nach dem etwaigen Siege des Gegners als befeſtigter Punct mit Zerſtörung oder Plünderung bedroht werden zu können. Derlei Ortslagen giebt es freilich nicht viele; aber Fiume beſitzt eine ſolche.

Unvertheidigt dürfte Fiume nicht wohl bleiben, da gerade dort die wichtigſten und praktikabelſten Straßenzüge in einem Knoten zuſammenlaufen. Dieſe Straßen führen aber ſämmtlich zu ſolchen Gebieten, die möglicherweiſe vom Gegner (den wir uns zunächſt gegenüber an den italieniſchen Küſten der Adria denken) behufs einer Vereinigung mit den gegen unſere Regierung aufzuregenden Volksmaſſen ins Auge gefaßt werden können. Wir beſprechen da Dinge, die während des letzten Krieges in aller Munde waren, und die aus der Betrachtung jeder guten Karte hervorgehen, ſo daß uns hier nur die Beziehung zu unſerem gegenwärtigen Thema obliegt. Drei von den angedeuteten Straßen führen zu den Neſſunos in Iſtrien, zwei nach Kroatien und eine davon iſt zugleich der kürzeſte Weg nach Ungarn; eine andere verbindet Fiume mit Dalmatien. Soll es ſich nun z. B. um eine Bewegung im *italieniſchen* Sinne handeln, ſo wird dem Gegner daran liegen, ſich mit dem möglicherweiſe dafür zu ſtimmenden Theile der Iſtrianer zu vereinigen, und zu dieſem Zwecke kann er ja gegenwärtig ganz bequem durch den Quarnerolo nach Fiume und den andern benachbarten an der Küſtenſtraße gelegenen Landungspuncten gelangen, und von da auf drei Poſtſtraßen die ausgeſchifften Mannſchaften nach Iſtrien werfen, welches an ſeiner ganzen Oſtſeite unbefeſtigt iſt.

Sollte eine *ſüdſlaviſche* Bewegung hervorgerufen werden, ſo müſſen auf demſelben Wege die zwei *kroatiſchen* Straßenzüge vom Meere aus gewonnen werden; nach *Ungarn* endlich wäre, wie geſagt, auch nur über Fiume vorzudringen. Daß alſo der Gegner dieſen an Tragweite ſeiner Verbindungen mit verſchiedenen Binnenländern einzig daſtehenden Punct unſerer Küſten in ſeinem gegenwärtigen unvertheidigten Zuſtande höchſt intereſſant finden müſſe, iſt klar. Oder giebt es noch einen anderen ähnlich gelegenen Landungspunct? Ueberall ſonſt zwiſchen Trieſt und Cattaro führt eine Landung nur zur Verbindung mit einem einzigen Hauptſtraßenzuge. Ohne Straßen aber kann man in dieſem ganzen rauhen, völlig unwegſamen Gebiete nicht ein Pferd vorwärts bringen. Die Wichtigkeit des Fiumaner Straßenknotens iſt alſo außer aller Frage,

daher auch die Nothwendigkeit, dieſen Punct nicht allen Angriffen bloßgeſtellt zu laſſen. Fiume ſelbſt kann aber nicht ſo befeſtigt werden, daß es mit Erfolg auf längere Zeit Widerſtand leiſten könnte, denn die Küſte von Fiume iſt gerade und ohne alle weiteren Vorſprünge auf eine Länge von 8—9 Meilen oſtweſtlich geſtreckt, ſo daß dort Strandbatterien den aufſegelnden Feind nur en front empfangen, nirgends mehrſeitig beſchießen könnten; die Chancen für die erfolgreiche Vertheidigung ſind daher ſo ungünſtig, als ſie überhaupt einer Terrain-Anlage nach ſein können.

Der Fiumaner Straßenknoten läßt ſich aber weit wirkſamer an anderen Puncten in ſolcher Art vertheidigen, daß Fiume und ſein Littorale ganz außer dem Bereiche des Kampfes bleibt, und die für eine Handelsſtadt ſo wichtige Eigenſchaft eines „offenen Platzes" nicht verliert. Fiume liegt im Hintergrunde des quarneriſchen Golfes, 5 — 6 geographiſche Meilen entfernt von den drei Canal-Engen (bei Faraſina, Caiſole und Maltempo), durch welche allein man in das 14—16 Quadratmeilen große Becken von Fiume gelangen kann. Wird der Kampf an dieſe drei Puncte verlegt, indem man ſie mit Strandbatterien verſieht, ſo kann Fiume auf keine Weiſe von den feindlichen Kugeln erreicht werden, da es 5—6 Meilen vom Kampfplatze entfernt liegt. Dieſer aber bietet gerade alle jene günſtigen Bedingungen der Vertheidigung, welche der Rhede von Fiume ſelbſt, eben ſo wie jener von Trieſt, ganz und gar fehlen. Die zwei erſtgenannten Canäle ſind an ihren engſten Stellen nicht ganz eine halbe geographiſche Meile breit, mithin die geforderte Schußweite für die beiderſeitigen Batterien höchſtens eine Viertelmeile; und die mannichfachen Vorſprünge der Küſten bieten dort beſonders günſtige Puncte zur Eröffnung von höchſt wirkſamem Kreuz- und Sternfeuer auf feindliche Schiffe. — Der dritte Canal (Maltempo) iſt ſo enge, daß wahrſcheinlich an eine Durchfahrt von feindlicher Seite nicht gedacht werden wird, jedenfalls aber von den beiderſeitigen Ufern und namentlich von dem Vorſprunge, wo die alte Ruine Maltempo ſteht, 5—6 centripetal wirkende Batterien mit allergrößtem Effecte in Scene geſetzt werden können.

Die Anlage von Vertheidigungswerken iſt an den betreffenden Puncten von Iſtrien, Cherſo, Veglia und dem kroatiſchen Littorale ohne bedeutende Schwierigkeiten ausführbar. Die Natur hat dafür geſorgt, daß ſolche Batterien für Freund und Feind durchaus nur vom Meere aus zugänglich ſein können, daher ſie auch vom Meere aus armirt werden müßten. Das Terrain fällt nämlich gerade in der Gegend der Canal-Engen ſo ſteil zum Meere ab, daß nur mit ungeheuren Schwierigkeiten Straßen für Geſchütze und Truppenbewegung zu den Batterien hin angelegt werden könnten. Das iſt ein weiterer Vortheil für die Vertheidigung, inſoferne ein Umgehen und Ueberfallen von der Landſeite her geradezu zu den Undenkbarkeiten gehört. Die Karte zeigt zwar auf Cherſo und Veglia in der Nähe jener Engen kein gar ſo unwegſames Terrain; allein, was die Karte nicht darſtellt, iſt die Zerklüftung und Bedeckung des Bodens mit dichtgehäuften Steinblöcken und Klippen von ſolcher Rauhigkeit, Schärfe und Härte, daß nirgends auch nur zwei Mann geſchloſſen neben einander gehen können, von einem Pferde oder Maulthiere gar nicht zu reden. Durchaus nur auf den gebahnten Straßen iſt ein Vorwärtskommen von Mannſchaft und Geſchütz möglich, gerade wie auf einem Damme, der durch einen Sumpf führt. Dieſer Charakter gilt für die ganze Küſte von Cherſo und Veglia und dem kroatiſchen Littorale und für

Oſt-Iſtrien wenigſtens ſo weit, als es hier in Betrachtung kommt. Selbſt die Culturanlagen vermehren noch die Unwegſamkeit des Terrains, indem dann alle 6—8 Klafter weit eine 2—3 Fuß dicke Steinmauer ſich 3—5 Fuß hoch erhebt und das ganze cultivirte Gebiet von ſolchen Mauern in lauter enge Fächer getheilt wird. Wenn man alſo nur die wenigen Straßen (zu jedem der hier in Rede ſtehenden Puncte führt höchſtens eine, zu einigen auch gar keine) verhaut oder zerſtört, ſo iſt es nicht möglich, unerwartet den Batterien in den Rücken zu fallen.

Ein anderer höchſt wichtiger Punct iſt die Möglichkeit der ausgiebigſten Unterſtützung der Landbatterien durch Schiffe und ſchwimmende Batterien unſerer Kriegsmarine. Stellen ſich golfeinwärts vor jeder der drei Canalmündungen ein paar Kriegsſchiffe ſo auf, daß ſie von den vorſpringenden Ecken der Landzungen oder hohen Vorgebirge gedeckt ſind (jede gute Karte zeigt das Nähere), ſo können ſie im geeigneten Momente hervorbrechen und den Feind auch noch ſchief von vorne beſtreichen, ſich aber, wenn es Havarie geben ſollte, ſogleich hinter die ſchützenden Vorſprünge in Sicherheit zurückziehen. Wenn die Mannſchaft nur einigermaßen ihre Schuldigkeit verſteht und thut, ſo muß eine Vertheidigung dieſer Art den allergünſtigſten Erfolg haben; und hält man dagegen die Chancen, welche eine Vertheidigung Trieſt's bietet, ſo fallen letztere ganz und gar ins unbedeutende.

Nun ſetzen wir aber noch den ungünſtigen Fall, daß nämlich der Feind den Eintritt in den Golf von Fiume forcirte. Iſt Fiume dann als eroberte Feſtung zu betrachten und der Gefahr ungewöhnlich harter Behandlung ausgeſetzt? wir glauben nicht; denn es hat keinen Widerſtand geleiſtet, die Vertheidigung galt nur dem Straßenknoten, nicht dem Platze Fiume; ſeine friedlichen Bewohner haben keinen Theil an den militäriſchen Actionen und an der Verlängerung der Canal-Vertheidigung, und können nach Kriegsgebrauch wohl nur ſo wie die Bewohner jeder offenen Stadt behandelt werden.

Sollten aber auch die Unſrigen, vor den Feinden zurückweichend, den Boden bei Fiume betreten, und ſich am Lande zu halten verſuchen, ſo kann doch wieder nicht Fiume, ſondern es können nur zwei oder drei, je beiläufig 1 Meile von Fiume landeinwärts gelegene Puncte dazu gewählt werden, um den Feind zu erwarten. Wir wollen, um nicht zu detaillirt in das Gebiet des Generalſtabes einzugehen, dieſe Puncte hier nicht näher bezeichnen; wer die Gegend kennt, kennt auch dieſe Stellen und weiß, daß weder vor noch ſo bald hinter denſelben eine Aufſtellung unſerer Truppen möglich wäre, und daß daher Fiume ſelbſt auch bei einem Landkampfe ganz aus dem Spiele bleiben müßte. — Fiume iſt alſo während, und ſelbſt nach dem ungünſtigſten Kampfe geſchützt, während Trieſt unter allen Umſtänden höchſt exponirt bleiben muß, und im günſtigſten Falle die militäriſchen Actionen doch behindern oder abſtumpfen kann.

Dieſer ſo wichtige Vortheil, daß Conflicte zwiſchen mercantilen und militäriſchen Intereſſen hier nicht wohl eintreten können, muß gewiß die Bedeutung Fiume's erhöhen; wenngleich wir ſelbſt es nicht für wahrſcheinlich erachten, daß dieſe Bedeutung ſchon alſogleich auch factiſch ihre Geltung erlangen werde. Wir erkennen recht wohl die Nachtheile des oftmaligen Veränderns von Grundſätzen, ſo wie von Anſtalten, und bedenken auch, welchen Antheil an den Trieſt zu Theil gewordenen Begünſtigungen

die angestrebte Rolle einer „deutschen" Seestadt gehabt und noch habe; allein wer sollte nicht durch die Ereignisse der letzten Jahre gröblich genug unterwiesen worden sein, daß keine andere Seestadt sich noch weniger deutsch benehme, als Triest, und daß unser Heil und Hort weniger in Deutschland, als in dem richtigen Gleichgewichte und der Zufriedenheit der constituirenden Theile des Reiches selbst liege? Es wird wohl nur billig sein, wenn für Fiume und sein Gebiet, Triest gegenüber „fair play" verlangt wird; keine ausschließlichen Privilegien, keine Bevorzugungen, sondern einfach die Anbahnung ehrlicher freier Concurrenz, um jedem Theile das ihm von der Vorsehung angewiesene Erwerbsgebiet zu lassen; und daß in dieser Beziehung Fiume viel zu erwarten habe, daß seine Ansprüche in der Natur der Dinge gegründet und nicht von Scheelsucht eingegeben, sondern nur in defensiver Weise gegen die Unterbindung seiner Lebensadern gerichtet seien, glauben wir nachgewiesen zu haben. — Mit den besten Wünschen für die Stadt, deren Gedeihen dem ganzen quarnerischen Gebiete so bedeutungsvoll wäre, schließen wir unsere fragmentarischen Bemerkungen über liburnische Zustände.

Dr. J. N. Lorenz.

Die Klöster und ihr Verhältniß zum Volke in Serbien.

Von F. Kanitz.

Auch das fromme Serbien besitzt seinen Montserrat und Athosberg. Doch nicht wie der erste, ein riesiger der Erde entstiegener Kegel, das ihn umgebende niedrige Gehügel oder dem Hagion Oros gleich, als „Walddom der anatolischen Christenheit" die Fluthen des strymonischen Golfes weithin sichtbar beherrschend; sondern tief unten in enger geheimnißvoller Felsenwelt, versteckt in den Wäldern der zwischen dem Kablar und Ovčar vor Jahrtausenden durch die Morava gewaltsam eröffneten, langgestreckten Steilschlucht, liegt die Anachoreten-Klosterwelt Serbiens mit ihren Sagen und Wundern still und traulich verborgen, und nur selten verirrt sich der Fuß eines fremden Wanderers in dieselbe.

Der tiefe Zug des serbischen Volkes zum Uebernatürlichen und Mystischen, jedenfalls bei den „Altserben" in noch größerem Maße vorhanden, begünstigte die Stiftung dieser und zahlreicher anderer Klöster, die noch heute bestehen und mit Vorliebe erhalten werden.

Was ist es aber, was die orientalische Klosterwelt auf dem h. Athos, in Romanien und Serbien, die unzähligen durch die ganze Türkei zerstreuten Klöster immer von neuem bevölkert, und die Verehrung des Volkes ihnen so dauernd bewahrt? Ist es wirklicher Hang zur Einsamkeit und zu beschaulichem Leben? Ist es religiöse Schwärmerei oder der anziehende Nimbus, der jede dieser Gott und den Heiligen geweihten Stätten umschließt? Wohl liebt der Serbe Wald und Flur. Ihr Dickicht und die zarte blumengestickte Wiesendecke, die rieselnde Quelle und den munteren Strom wußte er schon früh mit reger Phantasie durch selbstgeschaffene götterähnliche Gestalten zu beleben. Der Kampf der Naturgewalten, der Wechsel der Sterne, der Jahreszeiten, ihr Einfluß auf Menschen und Thiere spiegelt sich mit wunderbarer Naivetät in ihnen ab. Und selbst nach Einführung der Christuslehre existiren sie zum Theile noch. Noch beleben lustig gewebte Wilen die dichten Haine, und Vampyre bedrohen des Nachts den armen Menschen! Das Christenthum mit seinen in enge Satzungen eingeschlossenen Glaubensformeln konnte den Trieb zum Mystischen nicht gänzlich bannen; nur eine veränderte Richtung konnte es ihm geben.

Wir begegnen ihm in den Sagen, in den Wundern, die ſich mit dem Andenken der Heiligen verknüpfen, in den Gewalten, die einzelnen von ihnen zugetheilt wurden. Der heilige Elias wurde zum Donnergotte, eine heilige Maria zur „Flammenden", zur Göttin der Blitze, und der heilige Pantheleimon — mit den Attributen des griechiſchen Aeolus ausgeſtattet — zum Beherrſcher der Stürme erkoren.

Doch iſt es nicht dieſe charakteriſtiſche Neigung des Serben zur Naturwelt mit ihrem myſtiſchen Inhalte allein, die dem Kloſterleben Reiz und Anziehungskraft verleihet. Eben ſo ſehr iſt es die bevorzugte äußere Stellung, welche der Mönchswelt von dem Volke ſelbſt eingeräumt wird. Als die einzigen Tröſter deſſelben, als die Schirmer ſeiner über Alles geliebten Religion während der osmaniſchen Herrſchaft, durch den großen Antheil an der Niederwerfung derſelben im Befreiungskriege, erwarb ſich die ſerbiſche Kloſterbevölkerung ein Anrecht auf Dankbarkeit, das noch heute beinahe ungeſchwächt fortwirkt.

In Bračevšnica, in einem Kloſter der tiefen Thaleinſchnitte des Rudniker Gebirges, wurde es zuerſt verkündet, daß Religion und Prieſter mit der Nationalität und Freiheit der Nation ſtehen und fallen müßten.

Melentie, der Archimandrit von Bračevšnica, — ſein Name wird ſtets in Dankbarkeit bei dem Serbenvolke fortleben, — war der erſte, der den kampfesmuthigen Schaaren mit Kreuz und Schwert begeiſtert voranritt, die Knez Miloš am Palmſonntage bei Takovo zur Abwerfung des Türkenjoches aufgerufen hatte! Knez Miloš führte ſie zum Kampfe, zum Siege! Das Vaterland wurde frei, die Schmach von Koſſovo gerächt! Gerächt, durch das Feuer edler Begeiſterung entzündet und gepflegt an derſelben heiligen Stätte, deren Gründung die Sage an die Schlacht am „Amſelfelde" knüpft.

Die Tradition und noch mehr die Mönche lieben es, etwas von dem Nimbus, der die Stifter der heiligen Nemanjadynaſtie, den heiligen Simeon und Sava im gläubigen Volke verklärt, auf ihre Klöſter zu übertragen. In dem einen Kloſter lebte der Heilige, in jenem betete, in dem dritten faſtete er, hier weihte er die Quelle, in anderen rief er ſie gar hervor. So erzählt die Tradition von dem Kloſter Savinac im Rudniker Gebirge an der Morava gelegen, welches Fürſt Miloš im J. 1820 reſtaurirte, daß der heilige Sava — ein zweiter Moſes — die dortige, von dem Volke als wunderbar heilkräftig verehrte Quelle mit ſeinem Hirtenſtabe aus der Steinklippe heraufbeſchworen hätte, und noch ſähe man auf derſelben die Eindrücke ſeiner Fußſohlen.

Das ganze religiöſe und geiſtige Leben des Volkes gravitirt nach den Klöſtern. In Schmerz und Luſt, in allen ungewöhnlichen Fällen werden ſie ſtets als ſichere Stätten des Rathes und der Hülfe aufgeſucht.

Wir wollen dieſe innigen Beziehungen zwiſchen Volk und Klöſtern ein wenig näher kennen lernen. Suchen wir das vielgerühmte Gornjak in der ſchönen Landſchaft Braničevo auf. Es gehört zu den hochgehaltenſten Klöſtern des Landes; denn ſchon mit ſeiner Gründung verknüpft ſich der Name des größten Heiligen der Nation. Dies unterſtützt noch ſeine Lage in geheimnißvoller Wildniß, die Myſterien der Höhlenwelt ſeiner hohen Berge!

Schon weit vor Petrovac erblickt man das Wahrzeichen Gornjak's, die Umriſſe des hohen Bucan. Bei Šdrelo, dort wo einſt der Biſchof der gleichnamigen Eparchie

mit dem ſerbiſchen Adel den occidentalen Kreuzfahrern zu feierlichem Empfange entgegenzog, treten die zerklüfteten Kalkmaſſen näher an uns heran. Auf einzelnen ſchroffen Felsvorſprüngen kleben die zerbröckelten Reſte mittelalterlicher Zwingbauten, die Zeugen eines verſunkenen Feudalismus, die einſtigen Hüter des engen Mlavapaſſes, deſſen romantiſch abgeſchloſſene Einſamkeit uns eben aufnimmt und auf die berühmten ſagenreichen Puncte ſtimmungsvoll vorbereitet.

Zuerſt zeigt ſich am rechten Flußufer mitten in einer von der Natur zauberhaft gruppirten Felspartie die große Höhle des heiligen Sava, durch eine am Eingange eingebaute Mauer zu einer Kirche abgeſchloſſen.

Der Tradition nach lebte und betete hier der große Heilige. Hier legte er der munter geſchwätzig rauſchenden Mlava Schweigen auf, damit ſie ihn im Leſen der heiligen Bücher nicht ſtöre. Sie gehorchte, und noch heute iſt an dieſer Stelle der Flußſpiegel glatt und ruhig!

Zum zweiten Male überſchreiten wir die Mlava. Die Straße ſteigt ſteil an. Ein Gebäude kündigt ſich als das uns ſchon früher bezeichnete Kloſter Mehana an. Zugleich eröffnet ſich zwiſchen hohen Buchen ganz unerwartet eine kleine Lichtung. Unwillkürlich blicken wir durch dieſelbe hinab in die zu unſeren Füßen ſich öffnende Schlucht. Da erſcheint in Liebe geküßt von den hinter hohen Bergen ſich brechenden letzten Strahlen der Sonne, ein zierliches Kirchlein mit glänzenden Kuppeln, an die jenſeitige Felswand gelehnt. An der gemauerten Wehre, auf welcher der kleine Kloſterhof ſicher ruht, bricht toſend ſich die ſchäumende Mlava. Mächtige Stämme mit ſaftigem Laube umrahmen das Ganze; gleichſam als wollten ſie das fromme Menſchenwerk gegen die drohend überhängenden Felsblöcke ſchirmen.

Nur ein Augenblick, und das alle Contouren harmoniſch verſchmelzende Violett eines prachtvollen Maiabends übergießt Schlucht, Fluß, Kirchlein und Kloſter mit wunderbaren Tinten — und ſtimmt Vor- und Mittelgrund mit den vom Abendrothe angeſtrahlten Spitzen der nackten Kalkfelſen zu einem zaubervoll wirkenden Bilde zuſammen. Lange bannte uns auf der Anhöhe das unten liegende ſtille Gornjak! die ſchönſte Type beſchaulicher Abgeſchloſſenheit der ſerbiſchen Klöſter!

Es war Sonntag Morgen. Die ſonſt vereinſamten Wege, welche zum Kloſter hinabführen, bedeckten zahlreiche von einem lachenden Maitage begünſtigte Pilger. Männer, Frauen, Kinder zu Pferde und zu Fuß, ſcherzend oder ernſt, je nach der Stimmung, welche ſie zum Kloſter führte.

Auch der Corridor, deſſen gewölbte Räume den Abend vorher von dem ſchön geſungenen Trinkſpruche „Mnogaja ljeta“ (Viele Jahre) der Mönche und Djak's dem Gaſte zu Ehren widerhallten, war mit Gläubigen erfüllt. Mitten unter den Troſt und Hülfe Suchenden bewegte ſich der männlich ſchöne Duhovnik Sava. Die Stelle des kranken Igumens (Kloſtervorſteher) vertretend, forſcht er nach dem Verlangen des Einzelnen.

Der junge lebhafte Mönch iſt gleichſam ein Kind des Kloſters. In demſelben zum Geiſtlichen erzogen, kennt er die aus fernen Orten herbeigeſtrömten Pilger, ihre häuslichen Verhältniſſe und auch ihre Geheimniſſe, die ſich ihm in der heiligen Beichte erſchließen. Wohl die meiſten kamen heute, die heilige Meſſe zu hören. Bei dem Klange der Kloſterglocke füllen ſich die engen Räume des Kirchleins. Die Mönche

und Schüler haben ihre Prachtgewänder angezogen. Der rothe Vorhang des Königthores geht während des Canons auf und nieder, zeigt und verhüllt die ernsten Gestalten der ſingenden Mönche. Kerzen und Weihrauch bilden bald jene myſteriöſe ſinnbeſtrickende Luft, welche ihren Zauber auf die Maſſen der orthodoxen Kirche fort und fort ausübt.

Die Meſſe iſt vorüber. Die Kirchenräume werden leer. Doch, was will das zurückbleibende Weib, welches ſo bekümmert bald auf das kleine Weſen im Arme, bald auf den Mönch ſieht, um einen ſeiner Blicke auf ihr bleiches Kind zu lenken? Sie heiſcht Rettung und Hülfe von dem Mönche. Sie denkt in gläubiger Ergebung, daß nur ſein Gebet ihrem kranken Kinde Heilung bringen könne.

Ernſt blickend nähert ſich ihr Sava. Er fragt nicht viel nach der Krankheit des kleinen Weſens, nur ob es Knabe oder Mädchen; zündet ſodann eine Wachskerze an und drückt ſie der bekümmerten Mutter in die Hand. Bei dem ungewohnten Kerzenſcheine öffnet das todesmüde Kindlein die Augenlider. Es ſeufzt kaum hörbar während des Ableſens des langen Gebetes. Zum Schluſſe ſegnet der Mönch das Kind mit feierlich laut erhobener Stimme.

Dankerfüllt küßt die arme Mutter dem Mönche die Hand, löſet einen der zum Halsſchmuck dienenden ſilbernen Sparpfennige, legt ihn als Obolus auf den Sammelteller des Kloſters und verläßt, früher noch das Heiligenbild auf dem Schautiſche inbrünſtig küſſend, hoffnungerfüllt daſſelbe.

Mitleidsvoll blickte ich dem armen Kinde nach, auf deſſen kleinen Lippen der Todesengel bereits ſpielte. Statt in die nächſte Stadt zum Arzte — mußte es zur feuchtkalten Kirche, ſtatt Arznei — erhielt es Kerzenſchimmer und Gebete.

Während ich meinen Gedanken nachhing, vollzog der Mönch eine zweite religiöſe Handlung. Es galt, einen nahe zwei Monate alten Weltbürger in den Schooß der altgläubigen Kirche aufzunehmen. Die Eltern des Kindes kamen aus einem entfernten Gebirgsorte, der durch die winterlichen Schneemaſſen von ſeiner Kirche abgeſchnitten worden war.

Die Türken hatten nur die Klöſter verſchont, die weltlichen Kirchen aber größtentheils vernichtet. 10—15 Dörfer gruppiren ſich oft im meilenweiten Umkreiſe um ein kleines Kirchlein — ein Uebelſtand, welcher durch die begonnene Erbauung kleiner Dorfkirchen zu heben geſucht wird! Die Volksmenge hat ſich zerſtreut. Viele lagern in maleriſchen Gruppen noch im Hofraume. Die aus entfernten Orten befinden ſich bereits auf dem Rückwege. Alle haben kleine Geſchenke im Kloſter zurückgelaſſen: Geld, Bodenerzeugniſſe, Jungvieh u. ſ. w. Die Klöſter ſind die Caravanſerai des chriſtlichen Orients. Sie üben die größte Gaſtfreundſchaft gegen Jedermann. Kein Fremder bleibt ungeſpeist, kein Obdachloſer wird zurückgewieſen.

Die allgemeine Finſterniß, welche nach dem unheilvollen Entſcheidungstage von Koſſovo im ganzen ehemaligen großſerbiſchen Reiche herrſchte, ließ auch nur geringe Lichtſtrahlen in die Mönchszellen der ſtillverborgenen Klöſter fallen! Gleich dem culturfreundlichen Städteleben, wie Gewerbe und Künſte, ſchwand auch im Laufe der nächſten traurigen Periode die Liebe und Pflege der Wiſſenſchaften.

Mit Arſenius II., dem Patriarchen von Ipek, floh im 17. Jahrhundert der höhere Clerus über die Save. Nur der Clerus der Klöſter blieb zurück.

Durch äußere Ereigniſſe, großentheils aber durch einreißende Unkenntniß und Mißachtung gingen die Bibliotheken der Klöſter verloren und mit ihnen die Grundlage und die nothwendigen Lehrmittel zur Selbſtbildung und Belehrung des Volkes. Auch die chroniſtiſchen Aufzeichnungen aus jener Zeit, — mehr Phraſen und Aufzählung unwichtiger Dinge als geſchichtliche Daten, — ſind für den Geſichtsforſcher beinahe werthlos. Die Bewahrung des heiligen Evangeliums, des Andenkens an die großen von der Kirche ſchon früher heilig geſprochenen nationalen Könige im Wege der Tradition, die Befeuerung der Liebe zur Nationalität und Freiheit muß der ſerbiſchen Kloſterbevölkerung zuerkannt werden. Wahrlich es ſind dies hochzurühmende große Verdienſte, und nur der hiſtoriſchen Wahrheit wegen muß hier erwähnt werden: die intellectuelle Bildung des Volkes iſt durch die Klöſter nicht gefördert worden.

Die neue Aera Serbiens fand Volk und Mönche auf gleich niedriger Bildungsſtufe! Abgeſchloſſen von aller Welt, ohne höheren gemeinſchaftlichen Mittelpunct lebten die Mönche Serbiens gleich jenen Griechenlands und der ganzen Türkei in der größten Unwiſſenheit. Wenig unterſchieden von den womöglich noch unwiſſenderen Popen, Weltgeiſtliche, die kaum nothdürftig zu leſen verſtehen, konnten die Mönche keinen bildenden Einfluß auf das Volk gewinnen. Sie ſtanden gleich dieſem unter der Macht überkommener Vorurtheile. Die Gründung des Prieſterſeminars zu Belgrad datirt aber aus zu neuer Zeit, um ſchon gegenwärtig heilſame Einwirkungen auf die ſerbiſche Kloſterwelt erkennen zu laſſen. Sie hat alſo erklärlicherweiſe nur verhältnißmäßig geringen Antheil an dem unleugbaren Fortſchritte Serbiens auf dem Gebiete der Volkserziehung.

Wie überall, wo die höhere Bildung im Laienſtande überwiegt, beginnt ſich auch in Serbien der Gegenſatz zwiſchen dem weltlichen und geiſtlichen Stande auszubilden. Der Lehrer der Volksſchule, der Kreisarzt, der Ingenieur und Beamte entziehen langſam aber ſtetig den Klöſtern ihre Clientele. Der weltliche Einfluß wird auch nicht wenig gefürchtet; denn bei der Mehrzahl der ſerbiſchen Klöſter handelt es ſich nicht nur um ihre moraliſche Stellung, ſondern geradezu um ihre Exiſtenz.

Mit dem Aufhören der Volksgunſt wäre dieſe ernſtlich gefährdet. Die ſerbiſchen Klöſter, von ihren königlichen Stiftern einſtens reich bedacht, hatten den größten Theil ihrer Güter während der türkiſchen Occupation eingebüßt. Lächelnd zeigte mir eines Tages Sava den Stiftungsbrief des Kloſters Gornjak. Er rührt von Czar Lazar her. Die endloſe Namenreihe der Donationen, der einzelnen Dörfer und Güter ableſend, fügte er hinzu: „Wüßten wir nicht durch dieſes Pergament, wie reich wir einſt geweſen, ſo würden wir unſere heutige Armuth weniger beklagen. Doch Gott ſei gelobt! Er hat es ſo gewollt!“

Es lag im Intereſſe des Fürſten Miloš, nach beendetem Freiheitskriege bei der Aufrichtung der ſerbiſchen Hierarchie, dieſelbe möglichſt unabhängig von Conſtantinopel zu machen. Er ernannte nationale Erzbiſchöfe und Biſchöfe, dotirte ſie aus Staatsmitteln, reſtaurirte viele Kirchen, und verbeſſerte die Lage einzelner Klöſter. Doch war er weit entfernt davon, denſelben ihre alten Beſitzungen zurückzugeben. Er, der keine beſchränkende weltliche Gewalt neben ſich duldete, war weiſe genug, nicht ohne zwingende Nothwendigkeit einen über mächtige Mittel gebietenden Prieſterſtand, einen Staat im Staate, neu zu ſchaffen.

Meine kunſthiſtoriſchen Studien, die ich ſpäter in dem Werke „Serbiens byzantiniſche Monumente“ niederlegte, hatten mich weiter nach den berühmteſten Klöſtern Serbiens geführt. In Manaſſia, Ravanica, Žiča und namentlich in der „Zarska Lavra“, in dem reichen „kaiſerlichen Kloſter“ Studenica hatte ich Gelegenheit, das Leben und Treiben ſerbiſcher Mönche kennen zu lernen. So viel wurde mir bald klar, daß die „Phyſis auf das Minimum zu reduciren und dieſes Minimum mit dem Karſt in der Hand ſich ſelbſt aus dem Boden herauszugraben“, wie auf dem Hagion Oros oder in der Mönchscolonie der Moravaſchlucht zwiſchen Kablar und Ovčar, nicht auch „leitender Grundſatz“ in Studenica ſei.

Auch die „weibliche Creatur“ wird dort weniger gefürchtet, als von den „guten Vätern“ auf dem Athos, die einſt bekanntlich eine kühne Tochter Albions in nicht geringen Schrecken verſetzte. Die „verſteinerte Verfaſſung“ des heiligen Berges nicht achtend, war ſie kühn genug, bei Iviron deſſen Boden zu betreten. Da erhob ſich in allen Klöſtern weit und breit ein Geklapper mit den Simantras. Die Mönche beteten und alle riefen: Weiche hinweg Satanas!

Wie wenig entſprechend den ebenmäßig ruhigen, wie aus Marmor gemeißelten Geſichtszügen war auch Ton und Inhalt der von dem Igumen angeſchlagenen Unterhaltung! Wie viel Unwiſſenheit verrieth ſie beiſpielsweiſe auf dem ihm zunächſt liegenden Gebiete der Geſchichte ſeines Kloſters.

Studenica iſt eben ſo wenig „Leuchtthurm“ ſerbiſchen Wiſſensdranges, geſchichtlicher Forſchung oder philoſophiſcher Speculation, als das zenobiſche, „von üppigen Kräutern und Farngebüſchen, düſter durchwachſenem Hochwald mit Wallnuß- und Kaſtanienbäumen, Steineichen und Cypreſſen“ umgebene Karyäs auf dem Athos. „Studirte Leute bringen Alles in Unordnung“ iſt Glaube und Richtſchnur hier wie dort und — mit wenigen Ausnahmen — in allen Conventen ſerbiſch-byzantiniſcher Chriſtenheit.

Unter der geſammten Mönchsbevölkerung Studenica's war nur der Duhovnik Dozitje Popović im Stande, die Umſchriften der alten Fresken abzuleſen und Zweifelhaftes zu ergänzen.

Der Philolog, der in der abgeſchieden liegenden Kloſterwelt Serbiens nach werthvollen ſlaviſchen Manuſcripten forſchen würde, dürfte gleich dem greiſen Chroniſten Vuk, der Einzige, der gleich mir und zu ähnlichem Zwecke die Bergöden in der tiefen ſerbiſchen Moravaſchlucht aufſuchte, arg enttäuſcht werden. Wenn der gelehrte „Fragmentiſt“ den ſchlechten Zuſtand der Kloſterbibliotheken auf dem Hagion Oros ſchildert, wenn er darüber klagt, daß dort die Stelle des Grammatikos eine Sinecure für unwiſſende Faullenzer ſei, ſo muß man, um wahrhaft zu ſein, erklären, daß dies zwiſchen dem Kablar und Ovčar, wie überhaupt in den ſerbiſchen Klöſtern anders iſt; denn es giebt daſelbſt weder ſchlecht noch gut geordnete Bibliotheken, alſo auch nicht Bibliothekare und Sinecuren. Wie ſchon erwähnt, trägt ebenſo ſehr die Vernichtungswuth der Türken als die Unwiſſenheit der Mönche ſchuld an der Seltenheit altſerbiſcher Manuſcripte. Noch zuletzt hatte der Igumen von Vavedenje auf dem Ovčar das einzige Triod ſeines Kloſters (kurz vor dem Beſuche Vuk's) verkauft. Es dürfte gleich vielen anderen werthvollen altſerbiſchen Büchern und Urkunden ſeinen Weg nach Petersburg oder Moskau genommen haben.

Digitized by Google

„Vor etwa 30 Jahren", erzählte mir Vuk, „fand ich das Kloſter Studenica in Ruinen und nur einen Mönch daſelbſt, der die werthvollſten Manuſcripte zur Erſetzung des fehlenden Fenſterglaſes ſeines elenden Häuschens verwendete." Es ſcheint, daß auch ſeine Nachfolger nicht viel beſſer mit „alten Büchern" umgehen würden, wenn nicht barbariſcher Unverſtand die Probe für alle Zeit unmöglich gemacht hätte. Die Manuſcripte ſind ſämmtlich verſchachert oder ſonſt vernichtet worden.

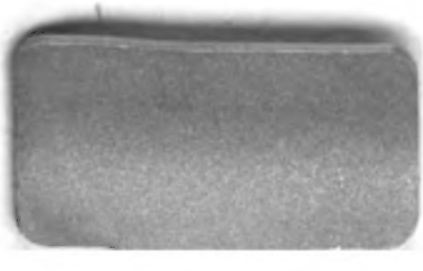
Die Bewohner orientaliſcher Klöſter, alſo auch die ſerbiſchen, gehören der Ordnung des heiligen Baſilius an. Dieſelbe unterſcheidet, im richtigen Erkennen des minderen oder ſtärkeren Dranges menſchlicher Natur zu abgeſchloſſenem Stillleben, drei Grade mönchiſchen Lebens: Kloſterbewohner, Anachoreten und Asceten. Gehören die Bewohner Manaſſia's, Ravanica's und Studenica's der erſten Kategorie an, ſo ſind die Mönche, welche die verborgenen, von der Außenwelt ganz abgeſchloſſenen Schluchten zwiſchen dem Kablar und Ovčar bewohnen, jedenfalls den beiden letzten des dreigetheilten byzantiniſchen Ordensgrades zuzuzählen.

Die Moravaſchlucht ſuchen nur Menſchen auf, die mit der Geſellſchaft zerfallen, der Welt gänzlich entfliehen wollen. Mit ein oder zwei gleichgeſinnten Brüdern oder auch allein ſuchen ſie die kleinen Häuschen dort auf, zwiſchen Maistrift, Aepfel- und Zwetſchkenbäumen, Wein- und Gemüſeoaſen, Waldgrün und Buſchwerk in den Bergſpalten eingeklemmt. Außer den Schlägen des Simantron's ſtört an Werktagen kein Laut die ringsum herrſchende feierliche Stille. Der Lärm weltlichen Treibens dringt nicht über die hochaufgebauten Kalkwände des „Küffners" und „Schäfers." Ohne höheren Wiſſensdrang, aber auch ohne den Staat oder die Geſellſchaft mit ihren Bedürfniſſen zu beläſtigen, bei Arbeit und Gebet, den Pflugſchar und die Bibel abwechſelnd in der Hand, treu den anfänglichen Regeln baſilianiſcher Mönchsordnung, nöthigen uns dieſe Weltüberwinder in ihrer Genügſamkeit, beſchaulichen Melancholie und Freiheitsliebe Bewunderung ab.

Die treuen Anhänger des großen kappadociſchen Lehrers byzantiniſcher Chriſtenheit, des h. Baſilius, werden alſo noch lange unbeirrt von weltlicher Macht ihre Negation in menſchlichen Dingen, ihren Tugendmuth und ihre aſcetiſche Selbſtüberwindung üben dürfen; gewiß mindeſtens ſo lange, bis die gegenwärtig imaginäre Fahrſtraße, entlang den Steilgehängen des Ovčar auf der Kiepert'ſchen Karte, eine Wahrheit wird — und bis dahin wird es noch lange währen!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google



Digitized by Google